BERG 2003

ALPENVEREINS
JAHRBUCH Bd. 127

4D1(127

Beil.: 1 Ktn.
..... Taf.
..... Pan.

BERG 2003
ALPENVEREINSJAHRBUCH

„Zeitschrift" Band 127

Schutzumschlag: Die Watzmann-Ostwand über dem Königssee Foto: Werner Mittermeier
Innentitel: Kletterei am Südostpfeiler der Hohen Fürleg, Granatspitzgruppe Foto: Rudi Lindner

BERG ALPENVEREINS 2003

JAHRBUCH

„Zeitschrift" Band 127

Redaktionsbeirat:
Dr. Peter Grauss, ÖAV
Josef Klenner, DAV
Luis Vonmetz, AVS

Redaktion:
Lutz Bormann
Georg Hohenester

Herausgeber:
Deutscher Alpenverein, München
Österreichischer Alpenverein, Innsbruck
Alpenverein Südtirol, Bozen

INHALT

KARTENGEBIET: GRANATSPITZGRUPPE

Clemens M. Hutter
Die Granatspitzgruppe – Vom Segen der späten Erschließung 10

ALPENVEREINSGEBIET: BERCHTESGADENER ALPEN

Michael Vogel
25 Jahre Nationalpark Berchtesgaden – Resümee & Ausblick 28

Albert Hirschbichler
Die Geschichte des Kletterns in den Berchtesgadener Alpen 40

GESCHICHTE DER BERGE

Bernd Schröder
Die Geburtsstunde des Expeditionsbergsteigens –
Alexander von Humboldt am Chimborazo 66

Rollo Steffens
Gottfried Merzbacher und der Tian Shan –
Zentralasiatische Erkundungsfahrten zu Beginn des 20. Jahrhunderts 76

Stephen Venables
Der Kampf um den Everest –
Ein historischer Streifzug, 50 Jahre nach seiner Erstersteigung 86

Stefan Meineke
Zwischen Wahn und Wirklichkeit –
Rückblick auf das Zeitalter des heroischen Alpinismus (1890-1980) 104

BERGSPORT HEUTE

Stefan Glowacz
Kletterabenteuer am El Gigante –
Eine Geschichte vom ganz normalen Wahnsinn 118

Robert Renzler
Der Windmühlenritter – Don Quichotterien in der Vertikalen 126

Nicholas Mailänder
Eine andere Wirklichkeit –
Vor 25 Jahren begann der Sprung in die ungeahnte Zukunft des alpinen Kletterns 136

Ernst Fukala
Wandern im Osten – Wandern im Westen –
Erinnerungen eines ostdeutschen Bergsteigers 160

Georg Hohenester, Manfred Scheuermann, Stefan Winter
Skialpinismus-Wettkämpfe –
Geschichte, Entwicklung und Engagement des DAV 172

Irmgard Braun
„Graue Panther" am Fels – Klettern, ein idealer Alterssport 188

Roland Ullmann
Lust auf neue Kletterperspektiven –
Klettern im Schulsport - sportpädagogische Grundlagen 200

Andreas Dick
Vertikale Quantensprünge –
Bedeutendes aus dem internationalen Alpinismusgeschehen 2001 210

WISSENSCHAFT UND KULTUR

Eberhard Neubronner
Der zehnte Buchstabe 222

Helmuth Zebhauser
Zeit des Ungeists –
Die Ächtung „volksfremder" Bergsteiger zwischen 1920 und 1945,
Rückblicke auf das dunkelste Kapitel der Alpenvereinsgeschichte 236

Andreas Dick
Auf der Alm, da gibts koa Sünd ... –
Heilende, heile Welt der Berge – Wunsch und Wirklichkeit 252

Helmut Schulze
Felskletterer – mit Licht gezeichnet –
Rudolf Kobach und die Entwicklung der Bergfotografie im Elbsandsteingebirge 262

Rudi Kübler
„Kemmt's guat umi" – Almabtrieb über den Krimmler Tauern 272

Franz Mandl
Aus der Geschichte der Almen rund um den Dachstein –
Teil 2, Mittelalter und Neuzeit 280

Hans Eckart Rübesamen
Künstlerheimat Bergell – Ein Porträt der Familie Giacometti 290

Peter Grimm, Klara Esters
Der „Everest der Bergbücher" –
100 Jahre Bibliothek des Deutschen Alpenvereins,
Biographie einer Spezialbibliothek von Weltgeltung 300

NATUR UND UMWELT

Stefan Köbler, Erwin Rothgang, Franz Speer
Die Alpenkonvention –
50 Jahre Engagement der Internationalen Alpenschutzkommission
CIPRA für eine nachhaltige Entwicklung der Alpen 306

KARTENBEILAGE: AV-Karte Blatt 39 mit Wegmarkierung, Granatspitzgruppe, 1:25 000

Grundfarben und bunte Tupfer

Foto: Reinhard Karl

„DAS BERGSTEIGEN IST MAUSETOT“, sagte Heinz Mariacher einmal im Interview zu mir und nicht einmal mit bedauerndem Unterton. Reglementierung, Absicherung und Ethik, bis man sich selbst in der einsamsten Einsamkeit und in den höchsten Höhen von Big Brother beobachtet fühlt und in den tiefsten Niederungen vor lauter Bedenkenträger-Korsettstangen nicht mehr schnaufen kann. Das ist das Ergebnis, wenn man hemmungslos das Bergsteigen institutionalisiert, vermarktet und bändigt. So irgendwie klang er.

Das kann einem herzlich egal sein, wenn man das Gebirge nur als Erholungsraum betrachtet. Dann geht es primär um eine angenehme Infrastruktur, Sicherheit, Komfort und möglichst maßgeschneiderte Freizeitangebote. Auf dem Kongress „Future of Mountain Sports“ brachten vom 6. bis zum 8. September 2002 in Innsbruck internationale Alpenvereine, Bergsportverbände und Alpinisten zum Ausdruck, dass sie auch in Zukunft eine andere Sichtweise pflegen wollen.

Am schärfsten formulierte dies Tom Frost, einer der Erstbegeher der „Salathé-Wall“ am El Capitan im Yosemite Valley. Er verglich die Plaisirkletterer mit unerzogenen Kindern, die mit Spielzeug überschüttet werden, es kurz in die Hand nehmen und dann achtlos wieder wegwerfen. Er dankte bei dieser Gelegenheit den Vorsitzenden der alpinen Verbände, die mit ihren Protestschreiben erreicht hatten, dass das legendäre Camp 4 im Yosemite Valley nicht in eine Feriensiedlung verwandelt, sondern weiterhin, aber mit verdoppelter Fläche den kletternden Enthusiasten aus aller Welt gehören wird. Eliza Moran (UIAA/American Alpine Club) bekräftigte, dass allein diese Briefe für die Entscheidung des Richters ausschlaggebend waren. Vor diesem Hintergrund war es dann eben nicht herzlich egal, was in diesen drei Tagen in Innsbruck geschah. Reinhold Messner, Doug Scott, Sir Chris Bonington, Jim Bridwell, Tom Frost, John Harlin, Marko Prezelj, Peter Croft, Mauro Bubu Bole, Thomas und Alexander Huber, Leo Houlding, Kurt Diemberger – eine beliebig lange Reihe berühmter Alpinisten diskutierte über die Zukunft des Bergsteigens in kompetent geleiteten Arbeitsgruppen.

Die Ergebnisse zu den Themenkomplexen Risiko und Verantwortung, Klettern und Kommerz, Kletterethik etc. sind in der „Tirol Deklaration“ zusammengefasst, ein Meinungsbild, eine Diskussionsgrundlage, nicht mehr. Dennoch bringt das Papier leidenschaftlich zum Ausdruck, dass der Alpinismus und die Berge in ihrer heutigen Verfassung mehr sind als ein Produkt marktwirtschaftlicher Interessen.

Von dieser Sonderstellung kann das Alpenvereinsjahrbuch ein Lied singen. Es vereint , in Leinen gebunden mit einer hochwertigen Kartenbeilage, zu einem eben kostendeckenden Betrag Beiträge, die der Pflege von Kunst, Kultur, Geschichte und der lebendigen Vielfalt des Bergsteigens dienen. Eine hochkarätig besetzte Expertengruppe unterstützte die Fortführung des Alpenvereinsjahrbuchs, das unter marktwirtschaftlichem Aspekt längst eingestellt worden wäre. Thomas Kiefer (ZDF) hält es für ein „unverzichtbares Stück Identität der beteiligten Verbände und zwar genau in dieser aufwändigen Ausstattung“. Ein billiges Taschenbuchprodukt lehnten alle ab. Das Konzept bedürfe der Überarbeitung, die Gestaltung sei vorbildlich. Alle Leser und ehrenamtlichen Mitarbeiter in den Sektionen werden per Umfrage gebeten, diese Überarbeitung aktiv zu begleiten. Der Resonanz der letzten Jahre haben wir Rechnung getragen.

Stellvertretend für viele internationale Unternehmungen, die Andi Dick in seiner Chronik Revue passieren lässt, stellen wir nur wenige besonders spektakuläre Ereignisse vor. Nicholas Mailänder zeigt eindrucksvoll, mit welchen Höchstleistungen Bergsteiger aus aller Welt dafür gesorgt haben, dass sauberes Bergsteigen „by fair means“ in bislang ungeahnte Leistungsbereiche vordringen konnte. „Berg 2003“ setzt deutliche bergsteigerische Akzente nicht nur im sensationellen Interesse der alpinistischen Elite. Klettern im Seniorenalter und als Schulsport sind fundiert dargestellt, Stefan Meineke hat das Zeitalter des heroischen Alpinismus unter die Lupe genommen und Georg Hohenester hat mit den Kollegen Stefan Winter und Manfred Scheuermann vom DAV die Geschichte der Skialpinismus-Wettkämpfe aufgerollt.

Literarischer Höhepunkt ist erneut eine Geschichte von Eberhard Neubronner, „Der zehnte Buchstabe“, mit der er ein Schicksal im Nationalsozialismus inszeniert. In der Presse war es bereits zu lesen, dass sich der DAV mit seinem dunkelsten Kapitel erneut beschäftigt. Helmuth Zebhauser geht in seinem Text auf die „Ächtung ‚volksfremder‘ Bergsteiger“ ein und erläutert anhand des Ausschlusses der Sektion Donauland den Antisemitismus und Antijudaismus im Deutschen Alpenverein.

„Jazz is not dead, it just smells funny!“

FRANK ZAPPA

All diese Inhalte machen die Identität der alpinen Verbände und ihren Wertereichtum aus. Wenn Ernst, Tiefgang und Authentizität die Grundfarben der Geschichte des Alpinismus sind, so zeigten beim Innsbrucker Kongress gerade die Briten, dass sie mit ihrem deftigen Humor trotz puristischen Festhaltens am Bergsteigen „by fair means“ die buntesten Paradiesvögel sind. Etienne Gross plädierte für einige Meinungsbildner im SAC die Maximen Fun, Sicherheit und freien Zugang. Vielleicht haben die Schweizer momentan das realistischste Bild von der Zukunft des Bergsteigens, für die Mehrheit der Kongressteilnehmer war der spaßigste Redebeitrag aber auch der substantiell fragwürdigste.

Wie immer bieten wir dem Kartenthema Granatspitzgruppe viel Raum und stellen noch das attraktive Felsrevier der Berchtesgadener Alpen mit einer ausführlichen Kletterchronik und einem Nationalpark-Streifzug vor. Insgesamt türmt sich die Fülle der Artikel zu einem respektablen Bigwall auf, für den Redaktion und Grafik einen langen Atem mitbringen mussten.
Alpine Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft, einmal als Buch, einmal als „oral history“ im Rahmen einer Veranstaltung – lesen Sie, besuchen Sie die Veranstaltungen der Sektionen, nehmen Sie, in welcher Form auch immer, am alpinen Leben teil. Die Geschichte des Alpinismus ist mehr als das, was zwischen ein paar Buchdeckeln klemmt. Und eines Tages ist sie vor allem das, was wir heute daraus machen.

Lutz Bormann

Vom Gipfel des Hocheiser (3206 m) bietet sich eine überragende Aussicht auf die Granatspitzgruppe mit dem Weißsee (links) und die Venedigergruppe im Hintergrund, vorne der Tauernmoossee.
Foto: Dr. Wolfgang Retter

Die Granatspitzgruppe

Vom Segen der späten Erschließung

Von CLEMENS M. HUTTER

Als „Aschenbrödel unter ihren übrigen Schwestern" in den Hohen Tauern wertete Gustaf Gröger 1878 die Granatspitzgruppe, in die erst neun Jahre zuvor die ersten Erschließer vorgestoßen waren. 1869 hatten Landvermesser und wenig später die Grazer Professoren Gustav Demelius und Arthur von Schmid mit zwei Kalser Führern die Granatspitze erklommen. Der berühmte Prof. Adolf Schaubach würdigte in seinem fünfbändigen Klassiker „Die Alpen" diesen Gebirgsstock zwischen Kalser und Felber Tauern 1846 überhaupt nur weniger Worte. Augenscheinlich beeindruckte ihn das abgeschiedene Bergdorf Kals am Südrand der Granatspitzgruppe erheblich mehr: „Obgleich die meissten Häuser keine bessere Einrichtung haben als die Sennhütten und man glauben sollte, die Bewohner müßten wie geräucherte Schinken aussehen, so findet man gerade auch hier sehr oft jene zarte Haut - Milch und Butter - wie bei vielen Hüterbuben, ohne daß sie einer großen Reinlichkeit zugeschrieben werden könnte."

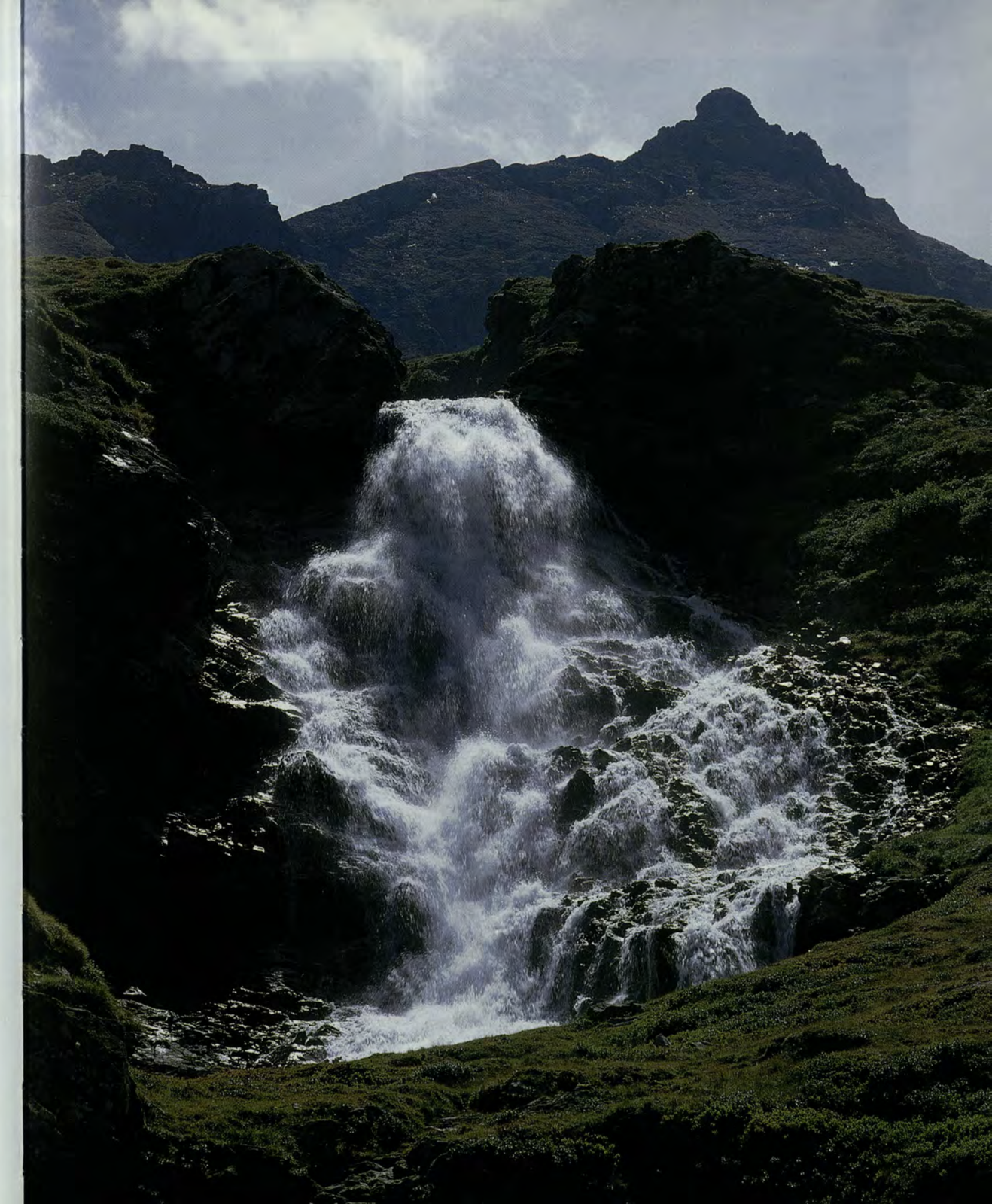
DR. ANTON VON RUTHNER, der wohl bedeutendste Alpinist seiner Zeit, Mitbegründer des Österreichischen Alpenvereins und Erstbesteiger u. a. des Großvenedigers, vermerkte 1864 in seinen „Berg- und Gletscherreisen" wenigstens die Schönheit des Stubachtales (Stub-ach = steubende Ache). Mayers Reisehandbuch „Der Hochtourist in den Ostalpen" strich 1903 Stubach als „Typus eines Tauerntales" heraus: „Wasserfälle, Gletscher und Hochseen sind hier zu einem Modell alpiner Hoheit zusammengestellt."

Das hatte Prof. Eduard Richter 1894 in seiner dreibändigen „Erschließung der Ostalpen" noch nicht wahrgenommen. Er erübrigte nur zwei Seiten für „Die Landeck (Granatkogel) Gruppe", die „vielleicht am meisten Aufsehen durch die fast sprichwörtlich gewordene Verwirrung in den Gipfelbezeichnungen erregt" habe. Das lag offensichtlich auch an den Landkarten. Immerhin bemängelte noch 1929 Dr. Wilhelm Brandenstein, der mit einer Serie von Erstbesteigungen vor allem im Südkamm zu Buche steht: „Am ärgsten steht es mit den Karten, von der Spezialkarte, die nur mehr Altertumswert hat, nicht zu reden." Damit begründete er seine Beobachtung, dass „die Granatspitzgruppe eines der am meisten vernachlässigten Gebiete der Hohen Tauern" sei. Deshalb müssten „diejenigen, die so viel von der Übererschließung der Alpen reden, dort zu finden sein". Brandenstein fand sie nicht.

Ökologische Avantgarde

Die Bedeutung der Granatspitzgruppe liegt allerdings keineswegs in der alpinistischen Erschließung, sondern in ihrer ökologischen Führungsrolle. Denn in dieser Bergwelt begann die Geschichte des Nationalparks Hohe Tauern. Wie in allen vergleichbaren Fällen keimte auch diese zündendende Idee im Flachland – weit weg vom Schuss also. 1909 entstand in Wien der „Verein Naturschutzpark" und nahm seinen Sitz in Stuttgart. Dieser Verein entwickelte das Anliegen des „Blümchenvereins" weiter, der neun Jahre zuvor dem Alpenverein entwachsen war, um „zum Schutze der Alpenpflanzen und -tiere" u. a. dem üppigen Geschäft mit dem Edelweiß das Handwerk zu legen. Nun aber zielten die Stuttgarter höher: „Außer Wald auch die alpine Flora und die große wie die kleine Tierwelt der Alpen zu schützen, die Gewässer derselben, die Gebirgsbäche, Seen und Wasserfälle in ihrem natürlichen Verlauf zu erhalten und sie vor Ausnützung für die Industrie oder für Eisenbahnzwecke zu bewahren". Deshalb bedürfe es eines Naturschutzparks in den Alpen.

Dieses Anliegen gewann sogleich einen erstrangigen Fachmann als Anwalt: Dr. Adolf von Guttenberg, Professor an der Wiener Hochschule für Bodenkultur. Er richtete 1913 in einer flammenden Schrift über Naturparks ein immer noch gültiges „Mahnwort an das deutsche und österreichische Volk": Es drohe die Gefahr der rücksichtslosen Nutzung der Naturschätze, daher die Verarmung der Natur und das Aussterben von Arten. Das erfordere den allgemeinen Naturschutz, den Schutz von Naturdenkmälern und die Schaffung von Naturschutzgebieten. Das war der Quantensprung weg vom Blümchenschutz zum Schutz von geschlossenen



Das „weiße Gold" der Tauern. In tosenden Kaskaden bahnt sich der Tauernbach seinen Weg durchs Felbertal nach Süden; noch unbehelligt vom Zugriff der Energiewirtschaft.
Foto: Dr. Wolfgang Retter

Wo sich der Mensch zurückzieht ergreift wieder die Natur Besitz und entfaltet eine wuchernde Pflanzengesellschaft, wie hier im Stubachtal.
Foto: Dr. Wolfgang Retter

Lebensräumen, den Biotopen (bios = Leben, topos = Ort). Guttenberg verlangte den Schutz der Gewässer, weil sie zunehmend durch „Nutzung der Wasserkräfte zum Betrieb elektrischer Anlagen sehr gefährdet sind". Die alpine Landschaft verdiene Hege, damit nicht „jeder Gebirgssee oder Wasserfall für diese Zwecke ausgenützt werde und dadurch diese Zierde der Landschaft gänzlich verschwinde". Gleichwohl wog Guttenberg die Werte der Ökologie und der Ökonomie gegeneinander ab: „Man muss selbstverständlich die Nutzung der Wasserkräfte als einen wesentlichen Faktor in der Hebung unserer Volkswirtschaft und Wohlfahrt lebhaft begrüßen. In einem Naturschutzpark müsste aber auch ein solcher Eingriff in eine natürliche Gestaltung ausgeschlossen sein und das Gewässer in seinem ursprünglichen Zustand erhalten bleiben."

Noch im gleichen Jahr nutzte der „Verein Naturschutzpark" die Gunst eines Zufalls. In der Dorfer Öd, das in der Schneiderau südwestwärts vom Stubachtal abzweigt, und im Amertal standen vier entlegene Almen zum Verkauf, der Verein griff zu und erwarb rund elf Quadratkilometer Grund, um seine Idee in die Tat umzusetzen. Trotzdem verstrichen noch 58 Jahre, ehe in den Hohen Tauern die Ökologie der Ökonomie den Rang ablief. 1914 kaufte der Villacher Industrielle Albert Wirth 40 Quadratkilometer Gletscher- und Felsregion rings um die Pasterze und schenkte sie dem Alpenverein mit der Auflage, diesen Raum „für ewige Zeiten als Naturschutzgebiet der spekulativen alpinen Fremdenindustrie zu entziehen". 1921 stellte das Land Salzburg in der nördlichen Granatspitzgruppe 90 Quadratkilometer als Pflanzenschongebiet unter Schutz. Jedenfalls war damit das Kerngebiet des Nationalparks Hohe Tauern abgesteckt, auf den sich schließlich die Länder Kärnten, Salzburg und Tirol 1971 im Vertrag von Heiligenblut festlegten.

Über einem stillen Moorauge im Wiegenwald (Stubachtal) ragen die firnbedeckten Höhen von Hoher Riffl (3338 m) und Eisögele (3426 m) empor.
Foto: Dr. Wolfgang Retter

Ein Politiker für den Naturschutz

Die Patenschaft für diese Großtat gebührt allerdings dem Salzburger Rechtsanwalt und stellvertretenden Landeshauptmann Dr. August Prinzinger mit seinem 1916 veröffentlichten Plädoyer „Das Stubachtal, ein Naturschutzgebiet der Zukunft". Er wertete den „Naturschutzpark" als Rettung „charakteristischer Landschaften in den Hochalpen als Naturschutzgebiet". Dieses liege „ganz vorzüglich" in einer Gegend mit „unbelastetem Wald, reicher Pflanzen- und Tierwelt, allen Erscheinungsformen der Hochgebirgsnatur, vom großen Verkehr entlegen und doch leicht zugänglich und genügend abgeschlossen und geräumig für die Erhaltung und Entwicklung eines selbständigen Tierlebens." In diesem „Naturschutzgebiet der Zukunft" sei ein „vollkommenes und ungetrübtes Bild der Hochalpennatur zu bewahren". Das liest sich wie die Nationalparkgesetze Kärntens, Salzburgs und Tirols.

Prinzingers ökologisches Plädoyer für den Wald markiert ebenfalls einen Quantensprung. Seit dem 15. Jahrhundert sicherten die Salzburger Erzbischöfe mit strengen „Waldordnungen" die Schutzfunktion der Forste und den Holzbedarf vor allem für den überaus lukrativen Salzbergbau in Hallein.

Beispielsweise blieb 1658 das Stubacher Holz der Saline Hallein vorbehalten. Damals verschlang diese Salzgewinnung im Jahresdurchschnitt einen Holzstoß von einem Meter Breite, einem Meter Höhe und 200 Kilometern (!) Länge, das entspricht etwa acht Quadratkilometern Wald, der zwar an Ertrag keinem Vergleich mit unserer Waldhege standhält, aber zum Nachwachsen auch fast ein Jahrhundert benötigte.

Auf einer Wanderung durch die Dorfer Öd machte Prinzinger auch eine ökologisch bemerkenswerte Entdeckung. Er beobachtete ein Alpenmurmeltier, ein vordem wegen seines heilkräftigen Fetts („Manggeischmalz") ausgerottetes Tier. Nun aber fand Prinzinger noch einen Grund für die Hatz nach diesem drolligen Nager heraus: es sei nämlich „den früheren Jagdherren als Warner der Gemsen durch ihren schrillen Pfiff mißliebig geworden".

Das Alpenmurmeltier ist wieder ein allgegenwärtiger Bewohner der Tauern geworden, rechts die Staude des giftigen Blauen Eisenhuts, einer typischen „Legerpflanze" (Leger = Viehweide).
Foto: Rudi Lindner

Von der Schwarzen Lacke aus schweift der Blick über das waldreiche Amertal nach Norden.
Foto: Dr. Wolfgang Retter

Der Alpensteinbock wurde schon vor 200 Jahren in den Tauern durch übermäßige Bejagung ausgerottet. Paradoxerweise überlebte aufgrund der Jagdleidenschaft des italienischen Königs Vittorio Emmanuele I. ein größerer Bestand in Italien, der den Grundstock für die Neubesiedelung in anderen Teilen der Alpen bildete. Heute ist Steinwild im Nationalpark nicht mehr selten.
Foto: Rudi Lindner

Das verweist auf Erzbischof Leonhard von Keutschach, der so etwas wie der Urgroßvater des Nationalparks ist. 1499 gebot er seinen Zillertaler Untertanen, „1 oder 2 Valwildpöcke mitsambt ainer Gais lebentig zuwegezubringen und eylund (eilends) in den Pinzgau zu schicken". So wurde das landesfürstliche Jagdrevier im Felber Tal und westwärts davon zur Arche Noah für Steinböcke – streng von Wildhütern gehegt und frei zum Abschuss nur für den Landesherren. Doch vor Wilderei (auch als Form der Rebellion gegen die privilegierte Obrigkeit) schreckten nicht einmal drakonische Strafen ab: Mitte des 16. Jahrhunderts setzte es für einen gewilderten Steinbock eine Buße von ungefähr drei Monatseinkommen eines gutgehenden städtischen Handwerkers und um 1700 die Galeerenstrafe in der venezianischen Flotte. Trotzdem wurde der Steinbock in den Hohen Tauern ausgerottet. Und er hätte wohl nur als Tierkreiszeichen überlebt, wenn ihm nicht im 19. Jahrhundert das Schutzgebiet Gran Paradiso im Aostatal die Existenz gesichert hätte, weil man ihn für eine wandelnde Apotheke mit mindestens einem Dutzend „wundertätiger" Körperteile hielt: Fleisch, Herz und Knochenmark zur Kräftigung, getrocknetes Blut gegen Blasensteine oder zerriebenes Gehörn gegen Vergiftungen, Krämpfe und sexuelle Schwäche. Mittlerweile machten „Importe" aus Italien den Steinbock in der Granatspitzgruppe wieder heimisch.

Die zerrissene Zunge des Fruschnitzkees mit der Granatspitzgruppe und dem Kalser Tauern im Hintergrund: Von links Großer Muntanitz (3232 m), Lucken Kogel (3100 m), Aderspitz (2989 m) und Kalser Bärenkopf (3079 m).
Foto: Dr. Wolfgang Retter

Prinzinger skizzierte auch als erster eine Ethik des Naturschutzes: Schonung der Natur, denn sonst „wird uns kein vollständiges Bild mehr erhalten bleiben, wie unsere Bergnatur in ihrer herrlichsten Vollendung einstmals ausgesehen hat. Dies gilt besonders vom Wald und seinem Tierleben, aber auch von den Wässern, den Singvögeln, den Alpenblumen und anderem." Daran schloss er eine bis heute gültigen Gesellschaftskritik: „Jedes Zeitalter hat seine Einseitigkeit, seinen großen Irrtum, den die Nachkommen als solchen erkennen, bereuen und beklagen. Unsere Zeit krankt an der Überschätzung des materiellen Fortschritts, des technischen Könnens und an der Missachtung und der Misshandlung der Natur. Die Naturschutzbewegung ist eine zeitgemäße Auflehnung gegen diesen Gang." Diesen Gang legte Prinzinger dem Grundbesitz und der Ertragswirtschaft zur Last. Als ausnehmend gefährlichen Gegner einer Ausweitung des Naturschutzparks ortete Prinzinger „ein großartiges Projekt zur Ausnützung der Wasserkraft. Doch die Zerstörung von Wasserfällen und Wald wäre der Untergang der Natur."

Offensichtlich standen Guttenberg und Prinzinger noch unter dem Eindruck eines Angriffs auf die Krimmler Wasserfälle. Nachdem 1898 eine Schmalspurbahn von Zell am See nach Krimml den Oberpinzgau dem „Weltverkehr" angeschlossen hatte, entdeckte ein Wiener Unternehmer 1899 Krimml als idealen Standort für eine Fabrik: Billige Arbeitskräfte, eine Bahn zum Markt und dazu Energie vom höchsten Wasserfall Europas. Dessen Wasser sollte 19 Turbinen mit einer Gesamtleistung von 20.000 Kilowatt antreiben. Zum Glück entschied der Rechenstift gegen dieses Projekt.

Prinzinger ahnte freilich nicht, dass die Österreichischen Bundesbahnen schon zehn Jahre nach seiner programmatischen Schrift das Wasserpotenzial des Stubachtales anzapften, um die Bergstrecken zu elektrifizieren. Erneuerbare Wasserkraft aus den Hohen Tauern sollte die damals erheblich teurere Importkohle für thermische Kraftwerke ersetzen. Vergeblich hatte der „Verein Naturschutzpark" versucht, „diese seinen Zweckzielen zuwiderlaufende Aktion zu verhindern". 1926 war ein Schottersträßchen von Uttendorf zum Enzinger Boden gebahnt und der Bau an der Staumauer des Tauernmoossees begann. Bis 1953 entstanden rings um die Rudolfshütte zwei hochalpine Speicher für zwei Kraftwerke im Tal, die heute den Strombedarf der Bundesbahn zu 40 Prozent decken.

Es sollte aber noch ungleich dicker kommen. Wegen des wachsenden Energiebedarfs der deutschen Industrie warf auch die Berliner AEG ein begehrliches Auge auf die Wasserreserven der Hohen Tauern. 1928 legte sie ihr „Tauernwerk"-Projekt vor, dessen Dimensionen an den geschätzten Baukosten von astronomischen 330 Mrd. Euro (Geldwert 2002) erkennbar werden. Da sollten im Alpenhauptkamm zwischen Hochalmspitze und Birnlücke auf rund 2100 Meter Höhe jährlich 3,3 Milliarden Kubikmeter Wasser in 1250 Kilometer Hangkanälen („Dachrinnen") aufgefangen, durch Stollen drei Großkraftwerken in Kaprun und St. Johann zugeleitet und zu 6,6 Milliarden kWh Strom veredelt werden. Das hätte die damalige Stromproduktion Österreichs um fast das Dreifache überboten.

Das Projekt scheiterte am rapiden Versanden einer Versuchs-„Dachrinne" im Kapruner Tal. Daraufhin zerlegten die Kraftwerker diesen megalomanen Plan in mehrere Teilprojekte, unter denen der Gra-

Im milden Licht eines sonnigen Spätherbsttages leuchtet das Laperwitz Kees über dem von Gletschereis geformten Kalser Dorfer Tal. Rechts darüber das Eiskögele (3426 m).
Foto: Dr. Wolfgang Retter

natspitzgruppe neben dem Kapruner Tal eine Spitzenrolle zugedacht war. In die Kalser Dabaklamm sollte eine 220 Meter hohe Talsperre gesetzt und das Dorfertal auf fast fünf Kilometer Länge überflutet werden. Erst eine veritable Revolte der Kalser Frauen setzte diesem Spuk 1989 ein Ende und rettete diese Almenlandschaft für den Nationalpark. Gleiches drohte dem Matreier Tauerntal mit einem vier Kilometer langen Speicher, der das uralte Matreier Tauernhaus ersäuft und damit ein Zeugnis des transalpinen Verkehrs zerstört hätte.

Der beschwerliche Zug der Säumer über den Felber Tauern ist heute nur noch eine folkloristische Veranstaltung.
Foto: Dr. Wolfgang Retter

Über den Felber Tauern

Seit Jahrtausenden nutzten die Menschen die Tauernpässe als Schlupflöcher durch das unheimliche Hochgebirge, in dem Geister, Hexen und verwunschene Seelen Gewitter, Hagelschlag, Muren oder Lawinen zusammenbrauen. In dieses abweisende Ödland der Gletscher und Felsen wagten sich allenfalls Wilderer, Goldsucher, Schmuggler und zwielichtige Gestalten vor. So nimmt es nicht wunder, dass die Französach Alm zwischen Grünsee und Weißsee ihren Namen angeblich den Deserteuren aus der Zeit der napoleonischen Kriege verdankt; in dieser Einschicht stellte ihnen niemand nach.

Hingegen tauchten zwischen dem Kalser Dorfertal und dem Matreier Tauerntal bis in die jüngere Vergangenheit immer wieder geheimnisvolle Wohltäter der bettelarmen Bevölkerung auf, die „Venedigermandln". Diese kleinwüchsigen, schweigsamen und in dunklen Samt gekleideten Leute aus dem Süden konnten mit ihren „Bergspiegeln" Gold und sonstige Schätze tief im Felsen aufspüren. Wer sie zuvorkommend behandelte, kam irgendwann unverhofft zu Reichtum. Gleicher Lohn winkte auch Leuten, die unscheinbaren Unbekannten die erbetene Hilfe gewährten. Das waren dann die gegen Hitze, Kälte und Hunger unempfindlichen „Saligen", die Nachkommen jener Kinder, die Adam und Eva noch vor dem Sündenfall im Paradies gezeugt hatten. Derart zählbares Glück widerfuhr zwar niemandem,

Früh morgens bietet der kleine Grüne See ein prächtiges Naturschauspiel mit der eisgepanzerten Venedigergruppe. Das tief eingeschnittene Felbertal darunter lässt sich noch erahnen.
Foto: Dr. Wolfgang Retter

untermauerte aber die urchristliche Zuversicht, dass Gott gute Taten irgendwann belohnt.

Ausnehmend dauerhafte Spuren hinterließen indessen die norischen Kelten mit dem Begriff „Tauern" – abgeleitet vom keltischen Wort für Pass. Deshalb hießen die Hohen Tauern auch bis zur Mitte des 19. Jahrhunderts „Norische Alpen". Über diese „Tauern" bauten die Römer ihren Kohorten und Händlern stabile Wege, denen im Mittelalter auch der aufblühende transalpine Handel zwischen Venedig und Deutschland über „die Tauern" folgte. Sie wurden gleich den übrigen Alpenpässen zu Hauptrouten des Welthandels zwischen Tropen und Außertropen. Im 16. und 17. Jahrhundert schleppten Saumrosse auf ihren Lastsätteln (lateinisch „sauma", daher Saumweg und Säumer) je 168 Kilo „Venedigerware" (Südfrüchte, indische Seide, orientalische Gewürze) oder in zwei „Lageln" (lateinisch „lagena" = Flasche) 125 Liter Wein nordwärts und Salz, Schnaps, Holzwaren, Bernstein oder Pelze nach Süden. Damals schaukelten auf Pferderücken im Jahresschnitt 350 Gütertonnen über den Felber Tauern. Der ungleich schwierigere Güternahverkehr über den Kalser Tauern brachte es auf höchstens 50 Tonnen. Hingegen kamen die Frachten über das Heiligenbluter Hochtor auf 850, den Katschberg auf 3.300 und den Brenner auf fast 10.000 Tonnen. Ob dieser Größenordnungen leuchtet ein, dass der Handel über den Felber und den Kalser Tauern im Winter und Frühjahr ruhte – ganz im Gegensatz zu den anderen Tauernpässen.

Als absolute Landesherren, denen bis 1803 auch der Gerichtsbezirk Matrei gehörte, förderten die Salzburger Erzbischöfe den lukrativen transalpinen Handel, indem sie schon im 14. Jahrhundert in den Talschlüssen der vier wichtigsten Tauernpässe „Tauernhäuser" strategisch so günstig anlegten, dass Händler, Wanderer und Pilger bei gutem Wetter die Tauernkette leicht in einem Tag überqueren konnten – also nicht Hospize wie auf dem Arlbergpass oder auf dem Großen St. Bernhard. Nach guter Christenpflicht dotierte der Erzbischof die „Tauernwirte" mit einer „Tauernprovision", die im Schnitt aus 1000 Kilogramm Getreide, dem Schankrecht und der Befreiung von Steuern bestand. Dafür mussten die Wirte armen Leuten, „die nit Zöhrung haben", kostenlos ein Essen reichen, Unterkunft gewähren, die Saumpfade instand halten, „Wegweisstangen" aufstellen und „todfindige Personen" auf den nächsten Friedhof schaffen. Alten Urkunden entnehmen wir noch eine wichtige Aufgabe der „Tauernknechte":

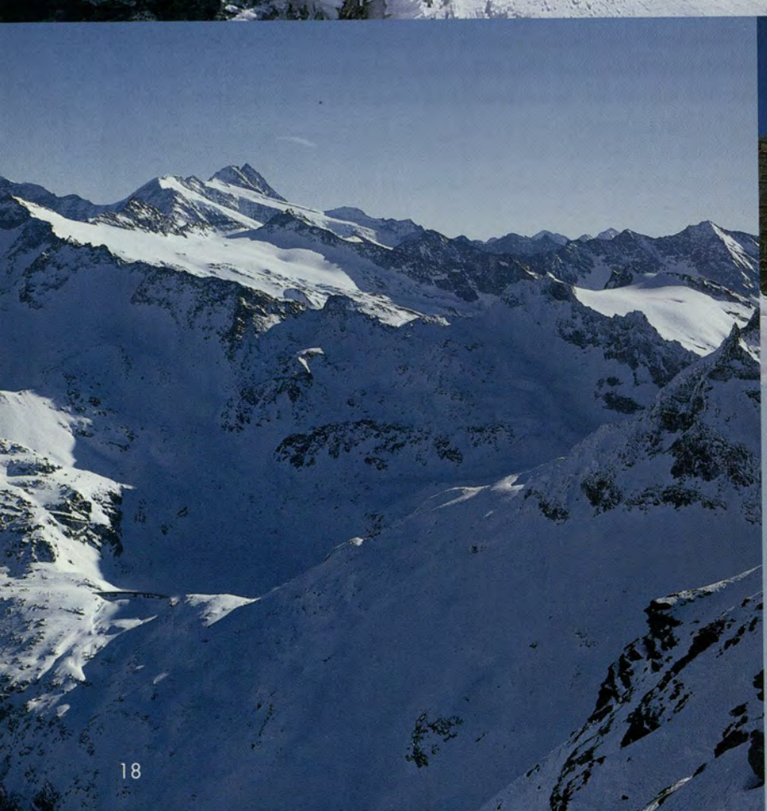
In der Kapelle beim Matreier Tauernhaus erbaten zu früheren Zeiten die Säumer höheren Beistand für ihren gefahrvollen Weg über den Pass.
Foto: Rudi Lindner

Sie hätten einst bei „grobem" Wetter „unter dem tawern geschriern und geplasen, das solhs arms volk an den tawern nit abgee (= verirre) und verderb". Die letzte dieser „Tauernprovisionen" – nach dem Geldwert von 2002 bestehend aus umgerechnet 1150 Euro – erlosch erst 1938.

Stützpunkte am Weg

Als erstes Felber Tauernhaus scheint 1323 „Spital" (= Unterkunft wie „Hospiz") gut zwei Gehstunden südlich von Mittersill auf. Eine halbe Gehstunde talauswärts folgten das Tauernhaus Schößwend und rund sieben Gehstunden jenseits des Felber Tauern das Matreier Tauernhaus. Dessen alter Name „Gastschwaige" verweist auf ein geradezu dramatisches Kapitel der alpinen Wirtschaftsgeschichte. Das rapide Wachstum der Bevölkerung im 13. Jahrhundert

Das äußerlich schmucklose Bauwerk beherbergt einen reich verzierten Barockaltar.
Foto: Rudi Lindner



Beim Aufstieg zu einer Scharte im Südwestgrat des Großen Landeck Kopfs (2698 m) bewegt sich der Skibergsteiger in einer einsamen weißen Wildnis.

Die Karl-Fürst-Hütte (2629 m) gewährt Schutz und Unterkunft im Schluss des Landecktals. Im Hintergrund Lucken Kogel und Großer Muntanitz.
Fotos: A. Strauss

Links: Blick vom Hochgasser (2922 m) nach Südosten auf Großglockner (3798 m) und Granatspitzgruppe.
Foto: Dr. Wolfgang Retter

Von der Granatscharte (2974 m) eröffnet sich die Aussicht über den Tauernmoossee hinweg auf den Hocheiser.
Foto: A. Strauss

Rechts: Vor dem einsamen Skitouristen glänzt die stille winterliche Pracht von Luckenkogel (links) und dem Großen und Kleinem Muntanitz.
Foto: Dr. Wolfgang Retter

erforderte nämlich die Ausweitung der Ernährungsbasis durch die Anlage von Schwaigen: nach Art von Ganzjahresalmen hoch gelegene Viehhöfe, auf denen ein dauerhaftes Milchprodukt auf Vorrat erzeugt wurde – Käse, und zwar aus 20 Litern Milch ein Kilo (heute zuweilen für den Geschmack der Städter aufgebessert durch Beimischen von Ziegenmilch). Die Grundherren verpachteten ihre Schwaigen an Bauern, die dafür mit jährlich zwischen 300 und 600 Stück von etwas mehr als einem Kilo Gewicht Zins zahlten. Die Tauernhäuser beiderseits des Felber Tauern entstanden also aus solchen Schwaigen (daher der Familienname Schwaiger).

In einer Zeit ohne Kühltruhen und Chemie lieferte die alpine Viehzucht bis herauf in das 19. Jahrhundert an dauerhaften Produkten neben Käse und Butterschmalz auch den geräucherten Speck. Rechnet man dazu noch Getreide, Kartoffel, die erst gegen Ende des 18. Jahrhunderts die Bohnen verdrängten, und das Sauerkraut, so wäre aufgezählt, was die Vorratskammer den hungrigen Mägen bot: außer Milch, Eiern, Dörrobst (für das festliche Kletzenbrot) und Brot ab dem Winter eine sehr einseitige und zunehmend knappe Kost. Die Fastenzeit vor Ostern hatte somit einen zwingenden wirtschaftlichen Hintergrund.

Die Tauernhäuser enthoben freilich niemanden der Mühe eines Marsches über den Felber Tauern. Diesen Übergang charakterisierte der Tiroler Topograf Beda Weber 1837 recht anschaulich als „überaus schwieriges Gebirge, wo auch feste Schuhe zu Schanden getreten werden". Drei Jahrzehnte später erfahren wir, dass statt der Saumrosse Menschen auf der Suche nach Arbeit den Felber Tauern überwanden. Ruthner notierte 1864, dass „nach amtlichen Erhebungen jährlich 500 bis 600 Menschen, größtentheils der arbeitenden Klasse angehörig, den Velberthauern übersteigen, viele davon zur gefährlichsten Zeit." Das waren die Deferegger „Teppichhändler" und „Weberknechte", die mit dicken Decken einen lukrativen Handel weit über Deutschland und Böhmen hin aufgezogen hatten, um die Zahl der Esser in ihrer kargen Heimat zu verringern und Bares im Gegenwert von zwei bis acht Ochsen heim zu bringen. Vergleichbaren Gewinn machten auch Weber aus Osttirol und Kärnten, die nordwärts auf „Stör" (Heimarbeit von Haus zu Haus) ausschwärmten. Erheblich trockener fiel das Zubrot für Osttiroler „Jatergitschen" aus. Diese junge Frauen („Gitschen") verdingten sich bei reichen Bauern im Pinzgau und in Oberbayern als Jäterinnen und manche bekamen einen unerwünschten Ertrag erst neun Monate später. Abermals 60 Jahre später waren die Züge der Teppichhändler, Weber und Jatergitschen wegen des wirtschaftlichen Wandels versiegt. Der St. Pöltener Hüttenwirt zählte bloß noch etwas „mehr als 100 Handwerksburschen in schlechten Schuhen" – arme Teufel auf der Suche nach irgendwelcher Arbeit.

Ein Gedenkkreuz erinnert an die Katastrophe von 1878, bei der vier Hirten und 130 Stück Großvieh in einem furchtbaren Schneesturm zu Tode kamen. Wetterstürze forderten am Felber Tauern über die Jahrhunderte hinweg zahlreiche Opfer.
Foto: Rudi Lindner

Der Felber Tauern war für seine Wetterstürze gefürchtet. Sie forderten nach den unvollständigen Totenbüchern in Mittersill und Matrei seit dem 17. Jahrhundert an die 140 Opfer. Unter ihnen findet man den Mittersiller Bildhauer Peter Schmid und seinen Gehilfen, die in Matrei einen Altar bauen sollten. Sie gerieten im Mai 1787 in einen Schneesturm und kamen ums Leben. Gleiches widerfuhr im Mai 1828 drei Lienzer Jatergitschen. Unglaubliches Glück hatten hingegen im Januar 1874 20 Italiener, die in erbärmlichem Schuhwerk und unzureichender Kleidung den Überstieg von Matrei nach Mittersill wagten, um beim Bahnbau durch den Pinzgau Arbeit zu bekommen. Ein Schutzengel schickte auf diesen Weg auch einen Einheimischen, der die völlig erschöpften Italiener auf der Passhöhe einholte, im Matreier Tauernhaus Hilfe mobilisierte und eine Katastrophe verhinderte.

In einer Katastrophe endete allerdings im Mai 1878 ein Viehtrieb, der sich trotz Warnungen vor aufziehendem Schlechtwetter vom Matreier Tauernhaus auf den Weg über den Felber Tauern machte und prompt in einen fürchterlichen Schneesturm geriet. Vier von sieben Treibern und 130 von 553 Tieren wurden getötet. Bis in den Juni hinein gruben Einheimische nach „Gefrierfleisch", um ihre magere Kost aufzubessern. Später lockte ausgeapertes Aas angeblich sogar Weißkopfgeier vom Balkan hierher.

Verkehrstechnischer Ausbau am Felber Tauern

Diese Katastrophe verweist auf ein wirtschaftliches Problem, das der Matreier Gemeinderat schon 1876 hatte lösen wollen. Er beschloss den Ausbau des Karrenweges bis zum Matreier Tauernhaus mit dem Argument, dass der „Vieh- und Pferdeexport über den Felberthauern nach Pinzgau, Unterinnthal und Oberösterreich die einzige ergiebige Erwerbsquelle" sei. Dieser Plan scheiterte an den enormen Kosten.

Das gleiche Los widerfuhr 1884 dem verwegenen Plan des Oberingenieurs Braunögger. Angeregt vom touristischen Boom der Zahnradbahnen auf aussichtsreiche Alpengipfel entwarf er eine Verbindung zwischen den aus strategischen Gründen gerade erst angelegten Bahnlinien zwischen Salzburg und Wörgl (1875) bzw. Villach und Franzensfeste (1871): Von Kitzbühel über den Pass Thurn und in einem sieben Kilometer langen Tunnel durch den Felber Tauern nach Lienz, denn das sei die kürzeste Verbindung von den deutschen Wirtschaftszentren zum aufstrebenden österreichischen Adriahafen Triest und obendrein militärisch zum Schutz Südtirols und der Monarchie unerlässlich. Zwei Jahre später untermauerte die längst verblichene „Lienzer Zeitung" den Wert von Braunöggers „Tauernbahn" mit dem Argument, dass „eine Schienenverbindung unser herrliches Alpenreich erst vollständig dem Besuche erschließt". Vergeblich, den Wettbewerb von sieben Varianten für eine Bahnlinie durch den Tauernkamm zwischen Katschberg und Felber Tauern gewann schließlich 1901 das „Weltbad Gastein" wegen seines touristischen Ranges.

Zur Existenzfrage für das ohnehin abgeschiedene Osttirol gedieh der Felber Tauern, nachdem der Friedenvertrag von St. Germain 1919 Südtirol Italien zugeschlagen und Osttirol den üblichen Weg in die Landeshauptstadt Innsbruck abgeschnitten hatte. Fortan führte dorthin nur eine Eisenbahn auf dem riesigen Umweg über Spittal (Kärnten) und Schwarzach (Salzburg). In dieser Nachkriegsnot machten sich die Matreier an den Ausbau des Karrenweges Richtung Felber Tauern. Weil Lebensmittel wichtiger als Bares waren, bestand der Lohn aus Mehl, weshalb die ohnedies nur auf wenige Kilometer gediehene „Ausbaustrecke" dann „Mehlweg" hieß.

Hoffnung keimte in Osttirol, als sich eine Gruppe von Experten 1922 im Auftrag der Regierung in Mittersill den Kopf darüber zerbrach, wo man über die Hohen Tauern eine vor allem touristisch attraktive Straße nach Osttirol und Kärnten bauen könnte. Die Wahl fiel auf die Glocknerstraße, die erst von 1930 bis 1935 für den Sommerverkehr gebaut wurde und zumal das nördliche Osttirol trotz des Abstechers von Winklern über den Iselsberg keineswegs aus der Isolation löste. Es dauerte noch bis 1967, ehe die Schnellstraße durch den Felber Tauern die Isolation Osttirols nachhaltig und vor allem wintersicher beendete. Ökologisch enorm wichtig, doch kaum je beachtet, ist der „Zwilling" des 5,2 Kilometer langen Felbertauerntunnels: 60 Meter tiefer durchbohrt nämlich die Transalpine Pipeline (TAL) von Triest nach Ingolstadt den Alpenhauptkamm. Durch sie fließen jährlich rund 25 Mio. Tonnen Rohöl. Das entspricht der Transportleistung von 10.000 Tankwagen – täglich.

Ein absonderliches Intermezzo brachte den Felber Tauern im Zweiten Weltkrieg zu längst verblichenen Ehren. 1939 richteten die deutsche „Arbeitsgemeinschaft aller Seilbahnfirmen" in Mittersill eine „Versuchsstelle für militärische Zwecke" in hochalpinem Gelände ein. Die Krönung aller Tests sollte eine Materialseilbahn als Versorgungweg für alle Notfälle aus dem Felber Tal nach Matrei bringen. Für das Scheitelstück zwischen dem Naßfeld im Norden und dem Zirbenkreuz im Süden langte die Zeit des Tausendjährigen Reiches aber nicht mehr.

Ein stiller Herbsttag beim Wetterkreuz über Virgen, die Berge rund um die Sudetendeutsche Hütte ziert schon der erste Schnee des Winters. Von links: Nussingkogel (2989 m), Muntanitzgruppe (3232 m) und rechts mit Schatten die Bretterwandspitze (2867 m). Im kalten Herbstnebel versunken liegt tief unten im Tal Matrei.
Foto: Dr. Wolfgang Retter

Hütten und Wege am Kalser Tauern

Im Schatten des Felber Tauern fristete elf Kilometer weiter östlich am anderen Ende der Granatspitzgruppe der Kalser Tauern seit jeher ein kümmerliches Dasein. Entlang dieses 30 Kilometer langen Weges von Uttendorf nach Kals standen statt der Tauernhäuser (jenes im Dorfertal stammt aus dem 19. Jahrhundert) allenfalls Heustadel. Diesen Übergang nutzten vorwiegend Händler und „Kraxentrager", die dem üblichen Weg von Zell am See über Mittersill nach Lienz den um 14 Kilometer kürzeren, aber erheblich mühsameren Abschneider über das Kapruner Törl vorzogen.

Mitte des 19. Jahrhunderts tauchte die Idee auf, die Steigspuren über den Kalser Tauern durch einen Weg zu ersetzen. Darob entzückt, schrieb der bedeutende Alpinist, Geograf und erste Tauern-Topograf Oberst Carl von Sonklar 1866, dass dieser Weg die „hoch interessante Granatspitzgruppe erst wirklich erschließen" werde, denn gegenwärtig sei dieses Gebiet „ein fast unbekanntes Bergland". Wiederum griffen „Flachländer" weit vom Schuss diese Idee auf: die Wiener AV-Sektion „Austria". Sie machte sich 1872 an den Wegbau und stellte 1874 an einem strategisch hervorragenden Punkt neben dem Weißsee und gut 200 Höhenmeter unter dem Kalser Tauern gleich noch eine spartanische Unterkunft, ganze 150 Kubikmeter groß und mit acht Schlafstellen ausgestattet. Kaiser Franz Josef geruhte „allergnädigst" zu erlauben, dass diese Hütte „nach dem Namen Seiner kaiserlichen Hoheit, des durchlauchtigsten Herrn Erzherzogs Kronprinz Rudolf benannt werde". Gegenüber der Hütte flossen damals noch Gletscher in den „prächtig funkelnden Weißsee" und zerfielen darin in „gewaltige umherschwimmende Eisblöcke". Bis heute ist dieser Gletscher wegen der Erwärmung des Klimas auf die Hälfte seiner Fläche zusammengeschmolzen.

Die von Wind und Wetter gebeutelte Hütte wurde bereits 1883 erneuert sowie an Größe verdoppelt und wegen des wachsenden Zuspruchs 1898 auf 60 Schlafstellen erweitert. Leider machte der Erste Weltkrieg dieses Aufbauwerk beinahe zunichte. Die „Austria" fand einen tristen Zustand vor: Die Hütte „erlitt schwere Schäden, sie wurde vielfach für militärische Skikurse benutzt und auch von Einbrechern heimgesucht. Nicht eine Tür war unerbrochen geblieben, das Dach schadhaft, die Schlafstellen zertrümmert, Betten und Pölster verfault, wenn nicht überhaupt gestohlen." Die aufwändige Renovierung zog sich bis 1929 hin.

Oben: Weißsee gegen Sonnblick (3088 m) und Hohe Fürleg/Hochfilleck (2943 m).
Rechts: Die Südostflanke der Fürleg ist ein kleines Kletterparadies in unmittelbarer Nähe der Rudolfshütte und bietet ein gutes Dutzend mit Bohrhaken abgesicherter Routen in bestem Granit. In der Umgebung des Alpinzentrums finden sich zahlreiche weitere kurze Klettermöglichkeiten an Plattenschüssen.
Rechts unten: Der Südostpfeiler der Fürleg.
Fotos: Rudi Lindner

Unten: Die Rudolfshütte gegen Weißsee, Granatspitz (3086 m) und Stubacher Sonnblick (3068 m).
Foto: Dr. Wolfgang Retter

Unterdessen hatte die AV-Sektion St. Pölten – wiederum „Flachländer" – der alpinistischen Erschließung der immer noch gering geschätzten Granatspitzgruppe einen entscheidenden Schub gegeben. Sie brach mit der Tradition der Tauernhäuser in den Talschlüssen und setzte 1922 auf den Felber Tauern ein „Hospiz", die St. Pöltener Hütte, die zur strategischen Schlüsselstation für einen Vorläufer der „Fernwanderwege" werden sollte. Einen davon hatte der St. Pöltener Hans Donabaum mit dem Führer Franz Maier bereits 1908 ausbaldowert, den bereits 1911 fertiggestellten „St. Pöltener Ostweg" als erste Querverbindung zwischen Kalser und Felber Tauern entlang dem elf Kilometer langen Alpenhauptkamm. Donabaum und Maier marschierten von der Rudolfshütte westwärts durch die Granatscharte, bestaunten den dramatischen Tiefblick vom Großen Landeckkopf in den gewaltigen Kessel des Amertals und schilderten etliche luftige Turnereien über Felsstufen, die bis heute wegen häufiger Vereisung entsprechende Ausrüstung und Erfahrung sowie allenfalls die Zuflucht Karl-Fürst-Unterstandshütte erfordern. Sie wurde 1937 zur Erinnerung an Karl Fürst gebaut, der 1934 einer Aufsehen erregenden Bluttat schwer verletzt entkommen war. Ein Raubmörder hatte die St. Pöltener Hütte überfallen, den Hüttenwirt umgebracht und dafür am Galgen gebüßt. Eine gefahrfreie Alternative zum Ostweg bietet der durchschnittlich 400 Höhenmeter tiefer parallel geführte „Venediger Höhenweg". Inzwischen ist der grandiose St. Pöltner Höhenweg längst bis in das Herz der Venedigergruppe vorgestoßen.

Von der Alpenvereinshütte zum „Alpenhotel"

Nach dem Zweiten Weltkrieg erregte wieder die Rudolfshütte mehr Aufmerksamkeit. Die österreichischen Bundesbahnen machten sich nämlich an den Weiterbau der Stubach-Oberstufe, des Speichers Weißsee. Ihm musste die Rudolfshütte weichen, der Hüttenbetrieb nahm ein Ausweichquartier in drei Baubaracken des „Lagers Weißsee", in denen während des Krieges politische Häftlingen und Zwangsarbeiter elendiglich vegetiert hatten. Zum Bau der Staumauer bedurfte es auch einer Seilbahn, die in zwei Sektionen vom Enzinger Boden über die Tauernmoos-Sperre den Weißsee erreichte, bereits 1951 für den Personenverkehr freigegeben wurde und bis 1957 schon 100.000 Passagiere befördert hatte. Zu diesen zählte jeden Spätherbst (noch bis Mitte der Sechzigerjahre) die österreichische Skinationalmannschaft, die eigenbeinig den „Olympiahang" unter-

Die Sudetendeutsche Hütte in der südlichen Granatspitzgruppe

Die Hochgebirgs-Schutzhütte der Sektion Sudeten ist als einzige Hütte des DAV in der Granatspitzgruppe zentraler Stützpunkt im Süden der Gebirgsgruppe und Ausgangspunkt für hochalpine Wanderungen im und um den Muntanitz-Kamm. In 2650 Metern Höhe auf der Oberen Steiner Alm inmitten des Nationalparks Hohe Tauern gelegen, bietet das Wegenetz um die Sudetendeutsche Hütte auf gut markierten Steigen wechselnde Ausblicke auf das Glockner-, Schober- und Venedigermassiv. Wer ein gutes Maß an Kondition und Training, entsprechende Ausrüstung und stellenweise Trittsicherheit mitbringt, wird hier auf zumeist einsamen Touren eine beeindruckende Landschaft mit reichhaltiger Flora und interessanter Geologie erleben können.

Zur Hüttengeschichte

Die Geschichte der Sudetendeutschen Hütte ist eng mit derjenigen der sudetendeutschen Sektionen verbunden – und damit auch mit der deutschen Zeitgeschichte des 20. Jahrhunderts. Der Name „Sudeten" stammt von einem Gebirgszug im Norden Böhmens und Mährens, der seit Jahrhunderten von Deutschen bewohnt war. Er ist auch namensgebend für 3,5 Millionen Sudetendeutsche in den deutschen Siedlungsgebieten Böhmens und Mährens, den Städten Prag, Brünn, Olmütz und einigen Sprachinseln, die 1945/46 aus ihrer Heimat vertrieben wurden.

Der Mitbegründer des D.u.Ö.A.V., der Prager Johann Stüdl, war maßgeblich daran beteiligt, dass seit den 1870er Jahren 18 sudetendeutsche Sektionen gegründet wurden, die aktiv an der Erschließung der Alpen teilnahmen und in wenigen Jahren 32 Hütten erbauten bzw. erwarben.

Nachdem im Ersten Weltkrieg zehn dieser Hütten verloren gegangen waren, ergriffen 1928 sieben der sudetendeutschen Sektionen die Initiative, um gemeinsam die Sudetendeutsche Hütte zu errichten, die bereits ein Jahr später eingeweiht werden konnte.

Im Zuge der Vertreibung nach dem Zweiten Weltkrieg erlosch zunächst jede Aktivität, bald aber konnten, dank des Eintretens des OeAV, 13 Hütten an die sudetendeutschen Sektionen zurückgegeben werden. Vier Sektionen – ursprünglich in den Städten Aussig, Saaz, Teplitz-Schönau und Troppau gegründet – schlossen sich schließlich 1977 zur Sudetendeutschen Sektion des Deutschen Alpenvereins zusammen und übernahmen 1978 die Sudetendeutsche Hütte aus dem Gemeinschaftsbesitz aller sudetendeutschen Sektionen als alleinige Besitzerin. Nun wurde ein Mehrjahresplan aufgestellt, der die nötige Hüttensanierung und -erweiterung vorsah und bereits ein Jahr später konnten erste Arbeitseinsätze erfolgen. Nach den erfolgreichen Sanierungsarbeiten hinsichtlich Ver- und Entsorgung der Hütte in den 80er Jahren folgte in den 90er Jahren Planung und Durchführung des Erweiterungsbaus und 1999 konnte die Sektion dann den Abschluss der Umbau- und Sanierungsmaßnahmen zusammen mit dem 70-jährigen Jubiläum der Sudetendeutschen Hütte feiern.

Die gut bewirtschaftete Sudetendeutsche Hütte (2656 m) liegt in idyllischer Umgebung, hinten der Nussingkogel. Der Große Muntanitz (3232 m), Hausberg der Hütte, ist ein hochalpines Blumenparadies mit Alpenmannsschild und Gletscherhahnenfuß.
Foto: Rudi Lindner

Auf dem Sudetendeutschen Höhenweg überschreitet der Wanderer die Dürrenfeldscharte (2823 m). An der Vorderen Kendlspitze durchschneidet die Trasse des Höhenwegs eine eigenartige Graslandschaft.
Fotos: Rudi Lindner

Vom Schildkogel aus erscheint die Gruppe der Muntanitz auf der anderen Seite des Tauerntals wie eine mächtige schneebedeckte Festung.
Foto: Dr. Wolfgang Retter

Gipfelanstiege

Den mächtigen Felsgipfel der Vorderen Kendlspitze (3088 m) mit seinem auffälligen bunten Gestein erreicht man über den Sudetendeutschen Höhenweg (502) zur Dürrenfeldscharte; von dort folgt man östlich dem Saazer Weg in leichter Kletterei zum Gipfel (I+, 2 Std.), der mit großartiger Aussicht belohnt. Der Südwestgrad, zugänglich über Zeiger-Kofel und Tschadin Hörnl, vermittelt in ca. 3 bis 4-stündiger anregender Kletterei im Schwierigkeitsgrad III- den schönsten Anstieg auf die Vordere Kendlspitze.

Ebenfalls über den Sudetendeutschen Höhenweg (502), der nicht zu unrecht von vielen als einer der schönsten Höhenwege der Ostalpen angesehen wird, gelangt man zum markierten Abzweig auf den Gradötz (3063 m), von dort markiert auf Steigspuren (stellenweise I) zum stattlichen Gipfel (1,5 Std.), der im Frühjahr auch als anspruchsvolle Skitour lohnt.

Kleiner Muntanitz (3192 m) wie Großer Muntanitz (3232 m) erschließen sich über den Wellachboden und den Karl-Schöttner Weg, der über die Wellachköpfe dem Kammrücken folgend in etwa 2 Std. zum Kleinen Muntanitz führt. Von dort klettert man in einem mit Drahtseil versicherten Kamin (I+) abwärts zum Kampl (3129 m), dem flachen Sattel zwischen beiden Gipfeln und in ca. 30 Min. unschwierig zum Gipfel des Großen Muntanitz. Die mächtige Felspyramide bietet als höchster Gipfel der Granatspitzgruppe einen entsprechend prächtigen Rundblick.

Ebenfalls ein Aussichtsberg der Extraklasse ist der westlich der Sudetendeutschen Hütte in freier Lage stehende Nussingkogel (2991 m). Der lohnende Normalweg erfolgt über die Steiner Alm auf das Trugenköpfl (2621 m) und den sich anschließenden Südkamm (I, 3 Std.). Alle anderen Anstiege erfordern den geübten Kletterer: Die Ost- wie die Nordseite des Nussingkogels bieten mehrere Routen im III./IV. Schwierigkeitsgrad. red

Das Kals-Matreier-Törl bildet den direkten Übergang vom Tauerntal ins Kalser Dorfer Tal.
Foto: Rudi Lindner

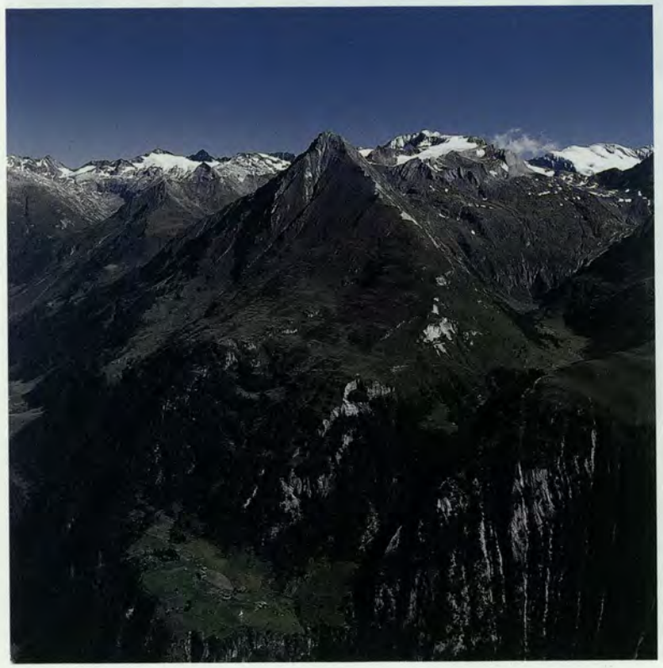
halb des Tauernkogels präparierte und dort ohne „Aufstiegshilfe" an Kondition und Skitechnik feilte. In jener Zeit ohne Fernsehen, Sponsoren, Weltcup und Millionengagen war das Training auf dem vergletscherten Plateau Rosa bei Zermatt für die Österreicher noch unerschwinglich. Andererseits stand den Skistars ab 1958 schon das rund 100 Höhenmeter oberhalb der alten Hütte gebaute „Alpenhotel Weißsee-Rudolfshütte" zur Verfügung – und den Hotelgästen sogar Österreichs erste Ganzjahres-Skischule.

Zwei Jahrzehnte später erweiterte der Österreichische Alpenverein dieses „Alpenhotel" zu einem modernen „Alpinzentrum" von 20.000 Kubikmetern umbautem Raum. Ein gewaltiger Forschritt seit den 150 Kubikmetern der ersten Rudolfshütte von 1875, von einer spartanischen Unterkunft für acht Personen zu einem erstrangigen Standort für Bergsteiger, alpine Ausbildung und wissenschaftliche Forschung. Diese gewann mittlerweile internationalen Rang für die Glaziologie. Seit 1960 untersucht nämlich der Salzburger Prof. Heinz Slupetzky Massehaushalt und Veränderungen des Sonnblickkeeses, das somit zum bestdokumentierten „Gletscherleben" in Salzburg wurde. Um den Bergfreunden ein nachhaltiges Aha-Erlebnis aus der Granatspitzgruppe auf den Heimweg mitzugeben, legte Slupetzky auch Gletscherlehrpfade auf dem Sonnblickkees und dem Ödenwinkelkees an.

Erheblich langsamer gedieh die Erschließung des von der Granatspitze 20 Kilometer südwärts ziehenden Muntanitz-Kammes; namentlich wegen der beträchtlichen Höhenunterschiede bis zu 1900 Meter von Kals (und um bis zu 400 mehr aus dem Matreier Tauerntal) zu den Gipfeln. Dr. Viktor Hecht aus Prag – wiederum ein „Flachländer" – schaffte 1871 mit dem berühmten Kalser Führer Thomas Groder natürlich weglos die 1700 Höhenmeter von Kals auf zwei Dreitausender, den Gradötz und den Luckenkogel, auf denen militärische Geometer bereits Messstangen hinterlassen hatten. Im gleichen Jahr überbot der Grazer Arthur von Schmid diese Leistung noch. Mit Groder überwand er von Kals aus in sieben Stunden die 1900 Höhenmeter auf den Muntanitz, auf dessen Vorgipfel die Geometer allerdings auch schon eine Stange gesteckt hatten.

Eine erstrangige Pionierleistung vollbrachte schließlich 1929 der Sudetendeutsche Verein im DAV, als er 1700 Höhenmeter oberhalb von Matrei in der Steiner Alm eine Hütte errichtete, den dritten Stützpunkt in der Granatspitzgruppe, an dem die Höhenwege zum Kalser Tauern und zur Liftstation auf dem Kals-Matreier Törl zusammentreffen.

Noch vor einem Menschenalter galt die Granatspitzgruppe als „eines der am meisten vernachlässigten Gebiete der Hohen Tauern". Das erwies sich als Glücksfall für die Idee des Nationalparks Hohe Tauern in einer Zeit, da ein riesiges Heer von motorisierten Nomaden Europas alpinen Dachgarten abgrast. Der Nationalpark überlässt ein Stück Alpen ausschließlich den Gesetzen der Natur und stoppt eine Entwicklung, die an zwei Eckdaten abzulesen ist: Die Natur brauchte 100 Millionen Jahre, um die Alpen aufzufalten, dem Menschen genügten 100 Jahre, um diese alpine Natur schwer zu schädigen.



Stein bei Matrei wird überragt von der Pyramide des Nussingkogels. Im Hintergrund Sonnblick und Granatspitzgruppe.
Foto: Dr. Wolfgang Retter

ALPENVEREINS-GEBIET BERCHTES-GADENER ALPEN

Michael Vogel
Albert Hirschbichler

Foto: W. Mittermeier

25 Jahre Nationalpark Berchtesgaden

Resümee & Ausblick

Von MICHAEL VOGEL

Ein Leitbild für Nationalparke

1998 erarbeitete die Arbeitsgruppe „Nationalparkplanung" von EUROPARC-Deutschland ein Leitbild für Nationalparke in Deutschland. Es hat die Aufgabe, die rechtlichen Grundlagen und internationalen Leitlinien hinsichtlich der spezifischen Situation der Nationalparke in Deutschland zu interpretieren und zu konkretisieren. Im Leitbildtext heißt es u.a.: „Nationalparke sind großräumige Schutzgebiete, in denen sich Ökosysteme in ihrer ‚Komplexität', in der Gesamtheit ihrer Prozesse frei entfalten sollen. Hier geht es nicht um die Erhaltung von gestrigen oder heutigen Zuständen, um die Rettung von ‚guten' oder die Bekämpfung von ‚bösen' Tier- und Pflanzenarten. Es geht vielmehr darum, dass der Mensch weder lenkend noch pflegend oder nutzend eingreift." Nationalparke wollen die Natur nicht in die vermeintlich richtige Richtung entwickeln. Sie schützen die Natur, wie sie wirklich ist, und nicht wie wir sie gerne hätten. Den Nationalparken kommt dabei auch die Rolle der Arche Noah zu. Sie sollen zur Bewahrung der Schöpfung und der natürlichen Artenvielfalt beitragen. Solche Rückzugsgebiete für Flora und Fauna sind keine aufgeräumten zoologisch-botanischen Gärten. Vielmehr erhält der Besucher hier einen Einblick in die Werkstatt der Natur, in das ständige Werden und Vergehen, das keiner von Menschen erdachten Regelungen bedarf.

Die wenigsten Schutzgebiete erfüllen diese Kriterien allerdings heute schon. Dazu ist die Zivilisation zu großzügig mit ihren Lebensgrundlagen umgegangen. Die Verleihung des Titels „Nationalpark" ist deshalb vielmehr als Programm zu verstehen, um die Natur wenigstens in kleinen Teilen unseres Landes wieder zu ihrem Recht kommen zu lassen. Dazu dient ein dreigliedriges Leitbild, dessen Einzelaspekte aber nur im Zusammenhang zu verstehen und gültig sind:

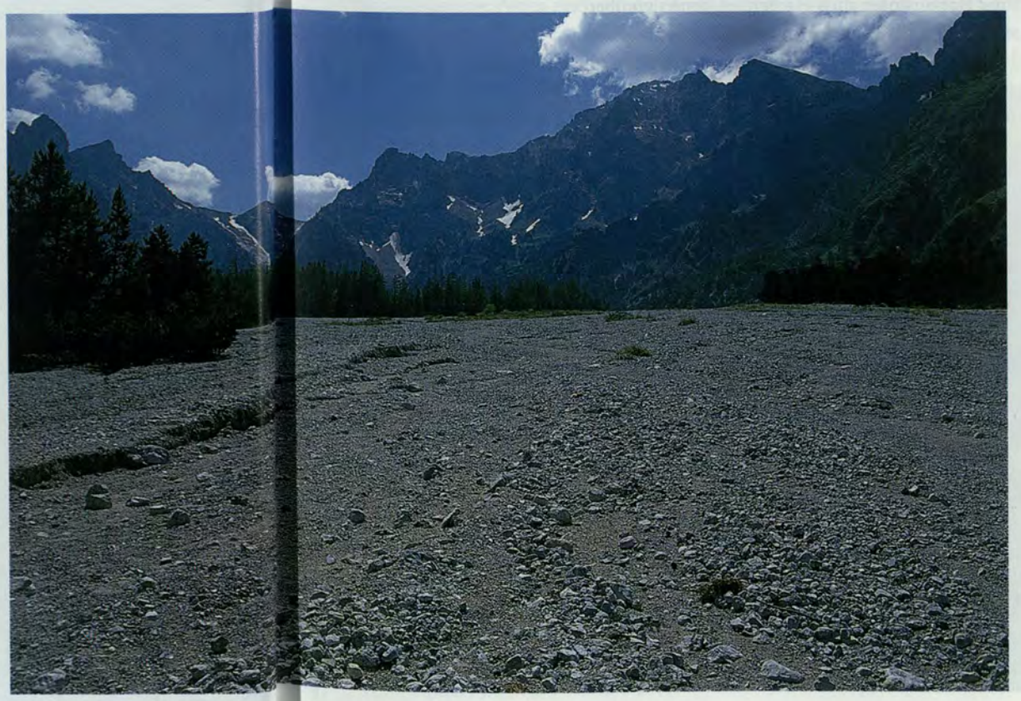
Ethisch-religiöses Leitbild

In Nationalparken soll dem Menschen bewusst werden, dass er nicht Herr über die Natur sein kann, sondern als ein Teil von ihr untrennbar damit verbunden ist. Nur durch sie und mit ihr kann er existieren. Nachdem der Versuch, sich die Erde untertan zu machen, in eine existenzbedrohende globale Krise geführt hat, muss der Mensch bereit sein, Verzicht zu üben und Grenzen zu akzeptieren. Im Nationalpark kann er die Wunder und die Großartigkeit der von ihm unabhängigen Schöpfung erleben und dabei Bescheidenheit lernen.

Wissenschaftliches Leitbild

In Mitteleuropa gibt es kaum noch Beispiele, wie Natur ohne menschliche Nutzung aussieht. Angesichts der vom Menschen verursachten globalen ökologischen Krise wird die Notwendigkeit immer größer, den Ablauf natürlicher Prozesse und die Wechselwirkungen innerhalb verschiedener Ökosysteme zu verstehen. Wer von der Natur abhängig ist und deshalb von ihr lernen muss, der sollte auch verstehen, wie sie funktioniert. Insofern sind Nationalparke die Grundlage ökologischer Forschung. Wissenschaft im Nationalpark liefert Erkenntnisse über besagte Prozesse und ihre Wechselwirkungen und dient dem Schutzgebietsmanagement und dessen Erfolgskontrolle. Die hier gewonnenen Erkenntnisse können auch zur Herleitung naturnaher Wirtschaftsweisen in Nutzlandschaften genutzt werden. Forschung im Nationalpark muss versuchen, aus der Erkenntnisfunktion, der Frage „Was ist?" in die Vorhersagefunktion, die Frage „Was wird sein, wenn...?" überzuleiten.

St. Bartholomä am Königsee ist der touristische Brennpunkt des Nationalparks und zieht die Masse der Besucher an.
Foto: Stefan Herbke



Der Nationalpark umfasst unterschiedlichste Biotope, wie die öden Schuttfluren des Wimbachgries.
Foto: Georg Hofmann

Pädagogisches Leitbild

Ethisch-religiöses wie wissenschaftliches Leitbild können nur dann wirksam werden, wenn sie den Menschen über Öffentlichkeitsarbeit und Umweltbildung nahegebracht werden. Dabei müssen der Verstand wie das Gemüt angesprochen werden. Nur was man weiß, das sieht man. Alles Wissen über das „Funktionieren" von Ökosystemen ist nutzlos, wenn es auf Experten begrenzt bleibt. Gerade eine städtisch orientierte Gesellschaft, deren unmittelbare Kontakte zur Natur weitgehend auf den Urlaub beschränkt sind, braucht Anschauungsobjekte, um das Verständnis für natürliche Prozesse zu wecken bzw. zu verstärken.

Nur was man liebt, das schützt man auch. Emotionen gehören untrennbar zum Wesen des Menschen. In einer Gesellschaft, die den Preis von allem und den Wert von nichts mehr zu kennen scheint, kommt dem Nationalpark die Aufgabe zu, Werte im Sinne des ethisch-religiösen Leitbilds zu vermitteln. Gerade der Naturschutz in Nationalparken braucht mehr Mut zu positiv besetzten Emotionen, um die Liebe der Menschen zur Natur ihrer Heimat zu wecken.

Zielsetzung des Nationalparks

Aus den Vorgaben des Leitbilds ergeben sich für den Nationalpark Berchtesgaden folgende Funktionen:

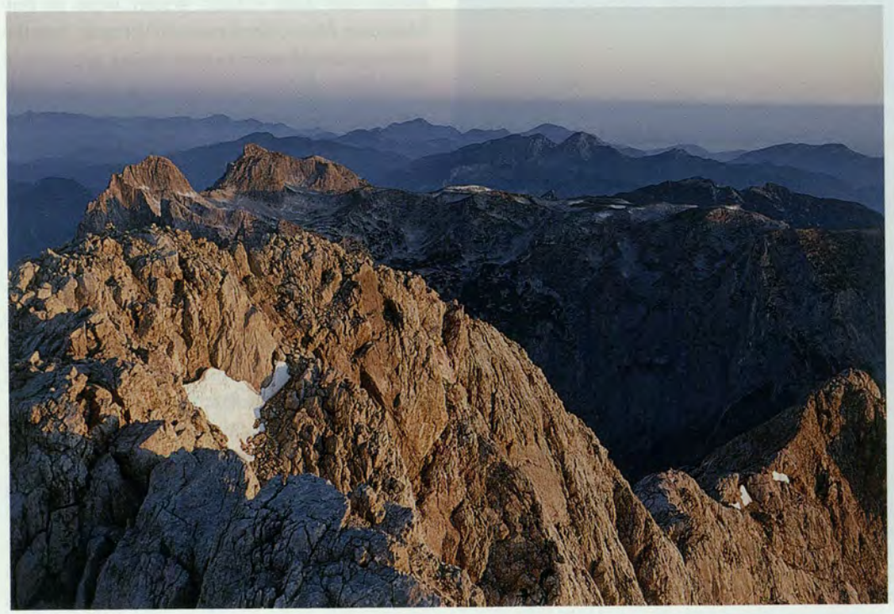
- Schutz von Natur und Landschaft
- Erholung und Bildung
- Forschung und Umweltbeobachtung

Vorrangiges Ziel ist das Zulassen einer freien Dynamik der Natur. Erholung, Forschung, Umweltbeobachtung und -bildung sowie der traditionelle Artenschutz müssen sich diesem Hauptziel unterordnen und dürfen es nicht gefährden. Nationalparke stellen in Mitteleuropa die einzigen vergleichsweise großräumigen Schutzgebiete dar, in denen der Wildnisgedanke zu verwirklichen ist. Diese einmalige Chance darf nicht in Frage gestellt werden. Ohne eine langfristige Kontinuität der Schutzziele und ihre Ausrichtung auch an den international gültigen Leitlinien ist dieses Ziel nicht zu erreichen.

Die Ziele des Nationalparks lassen sich nicht alle auf ein und derselben Fläche verwirklichen, und auch aus dem Abgleich von Schutz und vorhandenen Nutzungen sowie den erforderlichen Pflegemaßnahmen ergibt sich die Notwendigkeit, den Nationalpark in Bereiche unterschiedlicher Behandlung bzw. Nicht-Behandlung zu untergliedern. Für die Ausgestaltung dieser Zonierung lassen sich aus den nationalen wie internationalen Rechtsgrundlagen und Leitlinien folgende Schlussfolgerungen ableiten:

Auf österreichischer Seite setzt sich der Nationalpark im Naturraum Salzburger Kalkhochalpen mit der Übergossenen Alm am Hochkönig fort.
Foto: Stefan Herbke

- Die Kern- und Pflegezone muss mindestens 75 Prozent der Gesamtfläche des Nationalparks umfassen. Hauptziel ist hier der Schutz der Wildnis.
- Auf maximal 25 Prozent der Gesamtfläche können Kulturlandschaften u.a. mit dem Ziel des Artenschutzes weiterhin gepflegt werden.
- Neben einer „permanenten Pflegezone" umfasst der Nationalpark auch Flächen, in denen vorübergehend noch Managementmaßnahmen mit dem Ziel durchgeführt werden, diese künftig in die Kernzone zu überführen. Pflegemaßnahmen dienen in dieser „temporären Pflegezone" nicht einer Stabilisierung des Status quo, sondern der Unterstützung von Sukzessionsprozessen und der Wiederansiedlung natürlicher oder naturnaher Tier- und Pflanzengemeinschaften.



Neben dem Watzmann bildet der Hochkalter die höchste Erhebung, im Hintergrund die Reiteralpe.
Foto: Stefan Herbke

Lage und Landschaft des Nationalparks Berchtesgaden

Der Nationalpark Berchtesgaden liegt im Südosten der Bundesrepublik Deutschland im Freistaat Bayern an der Grenze zu Österreich. Er umfasst eine Fläche von 20.808 Hektar und befindet sich vollständig in Staatseigentum. Das nördlich anschließende Nationalpark-Vorfeld erstreckt sich mit einer Flächengröße von 25.934 Hektar über die Gemeinden Berchtesgaden, Schönau am Königssee, Ramsau, Marktschellenberg und Bischofswiesen sowie Teile der Gemeinden Schneizlreuth und Bayerisch Gmain. Die drei erstgenannten Gemeinden sind auch Nationalparkgemeinden.

Innerhalb der Nördlichen Kalkalpen gehört der Nationalpark dem Naturraum Berchtesgadener Alpen an, der sich westlich, südlich und östlich des Schutzgebiets auf österreichischer Seite als Naturraum Salzburger Kalkhochalpen fortsetzt. Die Berchtesgadener Alpen zeichnen sich durch Gipfelhöhen weit über 2000 Meter und Plateaugebirge mit ausgedehnten Bereichen oberhalb der Waldgrenze aus. Die größte Erhebung bildet der Watzmann (2713 m), dessen Ostwand mit 1800 Metern reiner Wandhöhe die höchste Wand der Ostalpen darstellt. Den tiefsten Punkt markiert der Königsseespiegel mit 603 Metern.

Die im Nationalpark vorhandenen Biotoptypen verteilen sich flächenmäßig wie folgt: 44,1 Prozent Wälder, 21,0 Prozent (Mager-)Rasengesellschaften, 19,3 Prozent Fels und Schuttfluren, 12,4 Prozent Latschen- und Grünerlengebüsche, 3,2 Prozent Seen und Gletscher.

Natürliche Grundlagen

Der geologische Aufbau wird im Wesentlichen von Gesteinen der Trias bestimmt. Die Berggipfel und Hochflächen des Nationalparks bestehen größtenteils aus sehr mächtigem, flachlagerndem Dachsteinkalk über grusig zerfallendem und von Runsen durchzogenem Ramsaudolomit. Stellenweise stehen im Sockel tonige, leicht verwitternde Werfener Schichten an. Nur in geringerem Umfang liegen Reste von jüngeren Schichten der Jurazeit auf den Hochflächen oder sind an den Bergflanken aufgeschlossen.

Klimatisch liegt Berchtesgaden im Übergangsbereich zwischen atlantischen und kontinentalen Einflüssen. Aufgrund der großen Höhenunterschiede herrscht ein typisches Gebirgsklima. Die Jahresmitteltemperaturen erstrecken sich je nach Höhenlage von +7°C bis -2°C, die durchschnittlichen Jahresniederschlagsmengen erreichen Werte von 1.500 bis 2.600 Millimeter. Die klimatische Variabilität führt zu einer ausgeprägten Höhenzonierung der Vegetation. In den Tieflagen dominieren submontane Buchenmischwälder, in der montanen Stufe Fichten-Tannen-Buchenwälder. In der subalpinen Stufe herrschen Fichten-, Fichten-Lärchen- und Lärchen-Zirben-Wälder vor. Die alpine Stufe wird von Alpenrosen-, Latschen- und Grünerlengebüschen, Rasengesellschaften sowie Felsspalten- und Felsschuttgesellschaften eingenommen. Als Besonderheit weisen die Berchtesgadener Alpen zahlreiche ostalpine Pflanzenarten auf, die im übrigen bayerischen Alpenraum fehlen, so die Christrose, Einseles Akelei oder das Tauernblümchen.

Die Tierwelt des Nationalparks spiegelt die reiche Gliederung von Gelände und Landschaft sowie den Einfluss menschlicher Aktivitäten über viele Jahrhunderte wieder. Extreme Höhenunterschiede und eine stark gegliederte Landschaftsstruktur schufen eine Vielzahl kleiner Lebensräume, die auch spezialisierten Arten Lebensgrundlage bieten. Bis etwa 1.200 Meter dominiert die Fauna des Alpenvorlandes, doch treten bereits ab 800 Meter alpine Arten wie Murmeltier, Schneehase, Alpendohle und Alpensalamander auf.

Das Wimbachtal ist von gewaltigen Schuttmassen ausgefüllt und beherbergt eine Reihe eigenartiger Pflanzengesellschaften, die sich dieser eigentümlichen Schuttflur über Jahrtausende hinweg angepasst haben.
Foto: Georg Hofmann

Neben besonders schutzwürdigen Einzelarten unter der Flora und Fauna beherbergt der Nationalpark auch zahlreiche nach § 20c BNatSchG und der FFH-Richtlinie (EU 1992) schutzwürdige Biotope. Hierzu gehören beispielsweise die Schuttfluren im Wimbachgries, die Moore im Bereich der Salet- und Priesbergalm, die Quellfluren des Klausbachtals, die Zwergstrauchheiden, alpinen Rasen und Schneetälchengesellschaften, die Krummholzgebüsche und offenen Felsfluren im Bereich bzw. oberhalb der alpinen Waldgrenze sowie die Borstgrasrasen der Gotzenalm.

Die Alpenglockenblume ist eine der Besonderheiten des Parks, weil sie innerhalb des deutschen Alpenraums nur hier vorkommt.
Foto: Georg Hofmann

Entstehung des Nationalparks Berchtesgaden

Der Nationalpark Berchtesgaden kann auf eine lange Schutzgebietsgeschichte zurückblicken. Der südöstliche Teil des heutigen Nationalparkgebiets wurde bereits 1910 als „Pflanzenschonbezirk Berchtesgadener Alpen" mit einer Fläche von 8.600 Hektar ausgewiesen. Seine Initiatoren beriefen sich ursprünglich auf das Vorbild der amerikanischen Nationalparke. Aufgrund der verschiedenen Nutzungsinteressen im Gebiet konzentrierten sich die Schutzbemühungen dann aber darauf, dem schwungvollen Handel mit Alpenpflanzen, der sich im Gefolge des zunehmenden Alpentourismus entwickelt hatte, zu begegnen.

Zu einer Erweiterung des Schutzgebiets kam es im März 1921 mit der Ausweisung des „Naturschutzgebietes Königssee". Anlass für die Erweiterung waren Pläne, in die Falkensteiner Wand am Königssee eine Löwenskulptur als Kriegerdenkmal einzumeißeln (1916) und die Gaststätte auf St. Bartholomä zu vergrößern (1919). Das Naturschutzgebiet umfasste nun rund 20.400 Hektar und schloss den Watzmann, den Hochkalter, Teile der Reiteralm und die dazwischenliegenden Täler ein. Während des Zweiten Weltkriegs wurde auf Anordnung des Reichsforst- und Reichsjägermeisters Hermann Göring das Gebiet der Röth südlich und nördlich des Obersees zum „Naturschutzgebiet besonderer Ordnung" erklärt. Anschließend wurden im Naturschutzgebiet noch weitere sechs „Wildschutzgebiete" ausgewiesen, die im Grunde jedoch jagdlichen Interessen dienten.

Eine bereits 1953 vom Deutschen Naturschutzring vorgetragene Initiative zur Ausweisung eines Nationalparks griff man im Europäischen Naturschutzjahr 1970 erneut auf. Anregung war vor allem das Vorhaben, eine Seilbahn auf den Watzmann zu errichten. Der „Kampf um den Watzmann" mündete am 13. Juli 1972 in den Beschluss des Bayerischen Landtags, einen Bayerischen Alpenpark im Naturschutzgebiet Königssee zu planen. Die Ergebnisse des Raumordnungsverfahrens durch die Regierung von Oberbayern ergaben die Notwendigkeit einer Gebietserweiterung über die Grenzen des bisherigen Naturschutzgebiets hinaus, um gezielte und effektive Planungen im Hinblick auf die konkurrierenden Nutzungsansprüche innerhalb des Alpenparks zu ermöglichen. Am 1. August 1978 trat die „Verordnung über den Alpen- und den Nationalpark Berchtesgaden" in Kraft. Gleichzeitig wurde das Schutzgebiet auf seine heutige Größe erweitert. Südlich des Nationalparks grenzt auf österreichischer Seite das Naturschutzgebiet Salzburger Kalkhochalpen an, das als Pufferfläche mit zur Umsetzung der Schutzziele beiträgt. Der Nationalpark genießt seit seinem Bestehen nationales und internationales Ansehen.

Zwischen Leben und Tod stehen diese Bäume im Wimbachgries, wo die Natur ihren eigenen Regeln überlassen bleibt.
Foto: Georg Hofmann

Die hohen Besucherzahlen sind darüber hinaus Zeichen seiner außerordentlichen Anziehungskraft.

Dass sich das Schutzgebiet auch auf internationaler Ebene hoher Wertschätzung erfreut, beweist die Verleihung des Europadiploms der Kategorie A für Gebiete mit herausragender ökologischer Bedeutung 1990 durch den Europarat. Diese Auszeichnung wurde 1995 und 2000 für jeweils weitere fünf Jahre verlängert. In der IUCN-Liste (IUCN = World Conservation Union) wird der Nationalpark Berchtesgaden unter Kategorie II geführt. Nicht zuletzt haben auch zahlreiche renommierte Forschungsprojekte und die vielfältigen Publikationen der Nationalparkverwaltung zum Bekanntheitsgrad des Nationalparks beigetragen.

Das Tauernblümchen (oben) und die Schneerose (rechts) gehören zu den Raritäten des Nationalparks und sind nur hier beheimatet.
Foto: Georg Hofmann

Konflikte im und um den Nationalpark

Konflikte um das Schutzgebiet gab es von Anfang an. Im Grunde bestanden die Meinungsverschiedenheiten zwischen denen, die die Alpen erschließen wollten, und denen, die deren Ursprünglichkeit zu erhalten versuchten. Immerhin sollte Tourismus der nicht mit Reichtümern gesegneten Bergbevölkerung ein nötiges Zusatzeinkommen erschließen. In den „Mitteilungen des Deutschen und Österreichischen Alpenvereins" schrieb 1897 Eduard Sacher aus Krems, dass „die Weg- und Hüttenbauten weit genug gediehen" seien und der Verein neue Aufgaben suchen müsse. Ein Vorschlag folgte sogleich: „Es giebt bekanntlich Thierarten, welche ohne Schutz des Menschen bereits ausgestorben wären ... Die gleiche Gefahr ... besteht aber auch für mehrere Pflanzenarten. Von diesen spricht bis jetzt Niemand, obwohl einige derselben nur der strengsten Geheimhaltung der Standorte eine höchst gefährdete Existenz verdanken." Ähnlich klagte Kurt Floericke 1909 in der Zeitschrift Kosmos: „Niemals aber hat der Mensch unsinniger, unerbittlicher, grausamer und rücksichtsloser unter der Tier- und Pflanzenwelt gehaust, als während der letzten fünf Jahrzehnte ... Wo sind sie hin, die Reiher- und Kormorankolonien, die Bären, Luchse, Wildkatzen, Nörze und so viele andere, wo sind die Steinadler geblieben und die Bartgeier, an deren herrlichem Fluge sich noch vor ein paar Jahrzehnten jeder Besucher der Alpenerfreuen konnte?"

Mit Gründung des „Pflanzenschonbezirks Berchtesgadener Alpen" 1910 entstanden zwangsläufig Auseinandersetzungen um Nutzung und Schutz der Natur. Der Bahnbau nach Berchtesgaden hatte den Massentourismus und damit einen schwunghaften

Der Apollofalter, eines der kleinen Naturwunder, denen man am Wegesrand begegnet, hat im Berchtesgadener Land einen besonderen Namen: „Bartholomäus".
Foto: Georg Hofmann

Handel mit attraktiven alpinen Blütenpflanzen in Gang gesetzt. Dokumente berichten über Unmengen von Blumensträußen, mit denen die Gäste auf dem Berchtesgadener Bahnhof die Heimreise antraten.

Ein neuer Konflikt entbrannte nach 1960 um den Plan einer Seilbahn auf den Watzmann und eskalierte schließlich zum „Kampf um den Watzmann". Offensichtlich hielten die Vertreter des Naturschutzes das bestehende Schutzgebiet für zu schwach, um die Seilbahn abzuwehren. Sie forderten einen Nationalpark – und hatten Erfolg. Nun stand der Nationalpark als Verhinderer der Watzmann-Seilbahn im schlechten Ruf, die touristische Entwicklung zu blockieren. Nicht nur das, die Debatte in Berchtesgaden ging über den reinen Nutzungskonflikt hinaus. Ein Grund dafür liegt wohl auch in der sieben Jahrhunderte währenden Selbstständigkeit des ehemaligen Klosterstaats, die ebenso lange gegen die Begehrlichkeiten fremder Mächte, Salzburg und Bayern, verteidigt werden musste. Jetzt war der Nationalpark eine Fremdbestimmung aus München. Ein zweiter Grund hat mit dem völlig negativ besetzten Begriff „Wildnis" zu tun. So beschreibt ein Chronist zu Beginn des 12. Jahrhunderts das Land um Watzmann und Königssee als schauerliche Wildnis. Erst durch Rodung stellten die Mönche und ihre Untertanen jene liebliche Kulturlandschaft her, die Alexander von Humboldt nach seinem Besuch Berchtesgadens 1797/98 zu den drei schönsten Landschaften der Erde zählte. Nun kam der Nationalpark und wollte mit seiner Idee, die „Natur sich selbst zu überlassen" wieder zur schauerlichen Wildnis des Mittelalters zurück.

In der positiven Bewertung wilder Natur durch den Nationalpark stecken auch Detailkonflikte. Nach allgemeiner Auffassung haben deutsche Wälder aufgeräumt und geputzt zu sein. Dieses „Gütesiegel" kam den Berchtesgadener Nationalparkwäldern zunehmend abhanden. Etwa 15 Prozent des gesamten Holzvorrats sind Totholz, bieten damit aber vielen Pflanzen- und Tierarten einen wichtigen Lebensraum. Der etwas lockere Umgang des Nationalparks mit dem Borkenkäfer von 1992 bis 1993 rief sogar bei Spitzen der Umweltpolitik in München Unmut hervor. Inzwischen fällt auf, dass der Mischwald wieder in die Bergwälder zurückkehrt. Die dazu erforderliche Reduktion bei Gams-, Rot- und Rehwild fand jedoch nicht jedermanns Beifall. Paradebeispiel dafür, was die sich selbst überlassene Natur alles kann, ist die von den Sturmtiefs Wibke und Vivian 1990 geschaffene etwa 15 Hektar große Windwurffläche am Ofentalweg. Aus dem Verhau entsteht nach Jahren des Übergangs statt des reinen Fichtenbestands ein standortheimischer Bergmischwald.

Zur wilden Natur gehören auch wilde Tiere. Viele sind noch da. Verloren gingen Luchs, Wolf, Bär, Bartgeier und Fischotter. Bartgeier werden seit mehr als einem Jahrzehnt in den Alpen wieder heimisch gemacht. Gezielte Wiederansiedlungen des Luchses gab es in Slowenien, Österreich und der Schweiz. Nach zähen Auseinandersetzungen kam man in Berchtesgaden überein, das freiwillige Zuwandern abzuwarten. Gelegentliche Gastbesuche scheint der Luchs bereits gemacht zu haben.

Wirklich ernsthafte Nutzungskonflikte hat das Berchtesgadener Schutzgebiet aus dem einfachen Grunde nicht zu fürchten, da der Freistaat Bayern Eigentümer der Nationalparkfläche ist und deshalb Fragen der Holz-, Jagd- und Fischereinutzung selbst entscheidet. Die bestehenden Weide- und dazugehörigen Nebenrechte können auf etwa 23 Prozent der Schutzgebietsfläche untergebracht werden – damit liegt der Umfang dieser „Pflegezone" unterhalb der international vorgeschriebenen 25 Prozent. Großzügige Projekte der Trennung von Wald und Weide oder auch der Wiederaufbau eines staatseigenen Käsers auf der Bindalm belegen, wie positiv die Nationalparkverwaltung die Almwirtschaft einschätzt, auch wenn gelegentlich anderes erzählt wird. Zu den herbeigeredeten Konflikten gehörte auch das Gerücht, dass die Nationalparkverwaltung Wegegebote oder Betretungsverbote beabsichtigte. Ihre Strategie war und ist es, Besucher durch Angebote und nicht durch Verbote zu lenken. Dafür spricht auch die schwierige Topographie des Nationalparks.

Der Rothirsch ist der König der Bergwälder, manchmal aber auch ihr Totengräber, wenn der Bestand des Rotwilds überhand nimmt.
Foto: Georg Hofmann

Das Alpenschneehuhn, hier im Winterkleid, zählt zu den Bewohnern der höher gelegenen Regionen und ist das ganze Jahr über im Park anzutreffen.
Foto: Georg Hofmann

In den ausgedehnten Ödlandbereichen mit ihren deckungsreichen Wäldern könnte der Luchs wieder eine Heimat finden und als natürlicher Jäger die Schalenwildbestände in Grenzen halten.
Foto: Georg Hofmann

Werdegang und Zukunftsaussicht

Es war gar kein so geliebtes Kind, das 1978 mit der Gründung des Nationalparks aus der Taufe gehoben wurde, wie man bei seiner Schönheit auf den ersten Blick vermuten sollte. Nicht wenige in der Bevölkerung standen der vom Staat verordneten Zielsetzung „das Gebiet in seiner besonderen Schönheit und Eigenart zu erhalten und zu schützen" misstrauisch gegenüber. Auch wenn die Leitsätze eindeutig festlegten, „dass der Allgemeinheit der Zugang zu den landschaftlichen Schönheiten zu gewähren ist, und die Belange der ansässigen Bevölkerung bezüglich der Sicherung ausgewogener Lebens- und Arbeitsbedingungen, insbesondere des Fremdenverkehrs wie der Verbesserung der natürlichen Ertragsbedingungen der Land- und Forstwirtschaft, zu beachten sind."

Für die Bevölkerung dieses Alpentales, von dem Ludwig Ganghofer einst gesagt hatte „wen Gott lieb hat, den lässt er fallen ins Berchtesgadener Land", war dieses Kleinod selbstverständlicher Besitz, der nicht obrigkeitlich reguliert zu werden brauchte. So waren die ersten Kindheitsjahre von mancher Kritik bis hin zur Ablehnung überschattet. Was sollten diese neumodischen Ideen, die Natur sich selbst zu überlassen und auf eine nachhaltige Nutzung in der Bodenbewirtschaftung – ein vorbildlich deutsches System mit Verantwortung für die nachkommenden Generationen – zu verzichten? Zumal dieses Experiment einer sich selbst überlassenen Natur für Mitteleuropa erstmalig war. Die Folgen schienen für manchen bedrohlich: Würden etwa in diese naturbelassene Wildnis einwandernde Luchse die Schafe der Bergbauern reißen; würde der Borkenkäfer aus dem

Das einst ausgerottete Steinwild existiert wieder in prächtigen Beständen in den Hochregionen.
Foto: Nationalparkverwaltung Berchtesgaden

ungesäuberten Nationalpark die wirtschaftlich genutzten Bergwälder überfluten; oder würde nicht die breit angesetzte Forschungsarbeit einen zerstörenden Einfluss auf die Erhaltung der Natur in diesem Gebiet haben?

Inzwischen ist das Kind kräftig gewachsen, hat sich verständlich machen können, in der Bevölkerung vielseitig Sympathien gewonnen und international hohes Ansehen erreicht. Wenn auch an Fläche klein, ist er unter den 14 deutschen Nationalparken der landschaftlich beeindruckendste und das einzige alpine Schutzgebiet in Deutschland. Dank einer behutsamen Präsentation der Nationalparkidee und Offenheit für kontroverse Fragen haben inzwischen viele Berchtesgadener ihren Nationalpark schätzen gelernt, der in seiner einmaligen Konzeption unsere Wurzeln auch in einer technisierten Zukunft sichert. Dazu hat vor allem die Informationsbreite beigetragen, die der Nationalpark ausstrahlt. 1979 wurde die Informationsstelle im alten Bahnhof Königssee geschaffen und der Malerwinkel-Rundweg finanziert, 1988 im alten Franziskanerkloster in Berchtesgaden das Nationalpark-Haus untergebracht. Inzwischen hat es sich zu einem Anlaufpunkt des Marktes entwickelt. 1993 konnte eine weitere Informationsstelle an der Wimbachbrücke eingerichtet und 1995 als zusätzlicher Informationspunkt am Hintersee das denkmalgeschützte Klausbachhaus wieder aufgebaut werden. Die wissenschaftliche Arbeit hatte weltweit beachtete Veröffentlichungen zur Folge, die Nationalpark-Zeitschrift berichtet über fachliche und aktuelle Themen der Schutz- und Forschungszone.

Überdies wurde auch der Zugang für das Naturerleben kräftig ausgebaut: So wird das im Konsens mit den alpinen Vereinen übernommene Wegenetz (offizielles Wegenetz der topographischen Karte 1:25.000) mit jährlich zwischen 260.000 und 390.000 Euro unterhalten; der Parkplatz Hinterbrand bekam einen Zuschuss von ca. 150.000 Euro; die Abwasserentsorgung St. Bartholomä und Salet durch den Königssee wurde mit über einer Million Euro finanziert und die Schaufütterung am Hintersee wild- und besucherfreundlich verbessert, um nur einige der strukturellen Maßnahmen zu nennen.

Als staatliche Behörde könnte der Nationalpark sicher manches Besucher- und Werbeprojekt nicht finanzieren, gäbe es nicht private Förderer. So unterstützt der 1990 gegründete „Verein die Freunde des Nationalparks Berchtesgaden e.V." finanziell alle Vorhaben, die den Nationalparkgedanken verbreiten. Die Commerzbank stellt jungen Wissenschaftlern das Programm „Praktikum für die Umwelt" zur Verfügung und der Futtermittelhersteller EFFEM unterstützte über die Projekte „Profi gesucht" und „Nationalparkfreundliches Hotel". Ein Adlerforschungsprojekt wurde von der Allianz Stiftung zum Schutz der Umwelt finanziell getragen. Die schweizerische Stiftung Alp Action, unter der Schirmherrschaft von Prinz Aga Khan, unterstützt im Rahmen ihres Gesamtprogramms „Green roof for Europe" die Restaurierung der Engert-Holzstube mit Informationsstelle sowie Forschungsprojekte zur Waldentwicklung. Von der Andreas Stihl Stiftung werden ebenfalls Forschungs- und Umweltbildungsprojekte finanziell gefördert.

Das jährliche Programmangebot wird immer vielseitiger: An geführten Wanderungen nahmen bislang an die 10.000 Personen teil. 2001 kamen bei Führungen, Besuchen in den Informationsstellen des Nationalparks und in der täglichen Arbeit des Nationalparkdienstes persönliche Kontakte zu insgesamt über 75.000 Besuchern zustande. Wettbewerbe und Waldspiele für Schulkinder haben bei der Jugend das Verständnis für die Anliegen des Nationalparks geweckt, ein holznaher Instrumentenbau mit Musizieren für Kinder fand großen Widerhall. Unter dem Dach des „Netzwerkes Alpiner Schutzgebiete", eines von den Mitgliedsstaaten der Alpenkonvention offiziell anerkannten Umsetzungsinstruments des Naturschutzprotokolls der Alpenkonvention sowie im Rahmen der EUROPARC Föderation bestehen nachhaltige Verbindungen und Austauschvorhaben mit den anderen Schutzgebieten im Alpenraum. Mit unserem Nachbarn Österreich gibt es enge Kontakte mit dem Ziel, den Nationalpark mit den angrenzenden Bergregionen zusammenzufügen.

Hinter dem Hochkalter haben sich mit dem Blaueisgletscher die letzten Reste eines eiszeitlichen Relikts erhalten.
Foto: Georg Hofmann

Der Königsee und seine nähere Umgebung aus der Adlerperspektive
Foto: Nationalparkverwaltung Berchtesgaden

Man kann also feststellen, dass sich der Nationalpark kräftig entwickelt hat und (zumindest im internationalen Verbund) voll anerkannt wird. Dabei hat er auch seine waldbaulichen und ökologischen Schulaufgaben gut gemeistert, zum Beispiel den Wechsel zum Mischwald. Wurden bis 1978 noch 80 Prozent Fichte, 10 Prozent Lärche und 10 Prozent Buche angepflanzt, so werden heute in Waldsanierungsgebieten 60 Prozent Buche und 40 Prozent Tanne ausgebracht. Der Waldumbau wurde durch die Trennung von Wald und Weide und die Reduktion des überhöhten Schalenwildbestands unterstützt.

Von den wissenschaftlichen Erkenntnissen im ökologischen Bereich zeugen zahlreiche Publikationen, deren Folgewirkungen auch über die Landesgrenzen hinaus zu erkennen sind. So war der Nationalpark Berchtesgaden einer der ersten und wenigen Nationalparke weltweit, der das UNESCO MAB 6 – Projekt (MAB = Men and the Biosphere) im Hinblick auf Hochgebirgsökosysteme etabliert und durchgeführt hat. Damit bot sich die Gelegenheit, Erfahrungen einer internationalen, ökologisch ausgerichteten Forschung zu nutzen. Die Berchtesgadener Forscher haben nicht nur diese Chance ergriffen, sondern auch eigene Beiträge zur Fortentwicklung des MAB-Programms eingebracht. Neben wissenschaftstheoretischen Arbeiten wurde als ein zentrales Forschungsinstrument seit Beginn der 80er Jahre das auf EDV-Basis aufgebaute Geografische Informationssystem (GIS) entwickelt. Es enthält die Grundlagendaten zur natürlichen Ausstattung des Schutzgebiets und zu den vorhandenen Nutzungen sowie daraus resultierende Karten verschiedener fachlicher Inhalte, beispielsweise von Topographie, Geologie, Böden, Vegetation, Landnutzungstypen und anderen Fachgebieten. Die im GIS gespeicherten Daten wurden für die weitere Planung aufbereitet, einer Bewertung unterzogen und für die Zonierung des Nationalparks und künftige Maßnahmen weiterverarbeitet.

Die Erfahrungen des Berchtesgadener MAB 6-Projekts wertete man für ein Programm langfristiger, ökologischer Umweltbeobachtung aus. Andere deutsche Großschutzgebiete waren in diese Arbeiten einbezogen, um ein für alle Beteiligten anwendbares Standardprogramm erstellen zu können. In einem

Gamswild hat sich trotz intensiver Bejagung als typisches Hochgebirgstier gehalten und ist ein alltäglicher Anblick.
Foto: Georg Hofmann

Das Haus des Nationalparks und Besucherzentrum in Berchtesgaden
Fotos: Marco Kost

Pilotprojekt im Biosphärenreservat Rhön zur ökosystemaren Umweltbeobachtung konnte bereits eine Erstfassung getestet und weiterentwickelt werden. Dieses Beispiel zeigt, dass der Park in vielen Bereichen europa- und weltweit federführend ist. Entsprechende Aufforderungen, im internationalen Rahmen Verantwortung sowie Führungs- und Koordinationsaufgaben zu übernehmen, gehen deshalb mit Recht an den Nationalpark Berchtesgaden.

Der Nationalparkplan – Regieanweisung für die Zukunft

Im März 2001 ist ein Nationalparkplan in Kraft getreten, der viele Punkte aus der Tradition des Berchtesgadener Schutzgebiets aufgreift, die bisher gemachten Erfahrungen einbringt und internationalen Richtlinien entspricht. Der Nationalpark kann sich somit nicht nur auf rechtliche Grundlagen berufen, sondern auch auf die Zustimmung aller an der Planung Beteiligten und auf die internationale Anerkennung bauen.

Aufgabe des Nationalparkplans ist es, die nationalen wie internationalen Kriterien und Zielsetzungen für Nationalparke auf die jeweiligen örtlichen Gegebenheiten zu übertragen und die Anforderungen der Nationalparkverordnung zu konkretisieren. Der Nationalparkplan ist vorsorgeorientiert, d. h. er soll Entwicklungen und Trends für die Zukunft abschätzen und Wege aufzeigen, diese zu steuern oder zu beeinflussen. Mit der Definition von Leitbildern und der Entwicklung geeigneter Schutz-, Pflege- und Entwicklungsmaßnahmen wird er somit zur verbindlichen Handlungsrichtlinie für die zukünftige tägliche Arbeit der Nationalparkverwaltung. Mit der Vorlage von Konzepten für die Bereiche Forschung, Umweltbeobachtung, Umweltbildung und Öffentlichkeitsarbeit soll er langfristig alle Aktivitäten koordinieren, die verwaltungsinterne Tätigkeit der Parkverwaltung unterstützen und die Grundlagen für die Außendarstellung liefern. Bindend ist der Nationalparkplan auch für die übrigen Träger öffentlicher Belange, die im Nationalpark Zuständigkeiten wahrnehmen und dabei die raumbezogenen Ziele und Maßnahmen der Parkverwaltung in ihre Aktivitäten einbeziehen müssen.

Vor dem Hintergrund der nationalen und internationalen Einbindung des Nationalparks sind bei dessen Management auch übergeordnete Regelungen zu berücksichtigen. Hierzu gehören die Naturschutzgesetze des Bundes (BNatSchG) und der Länder (BayNatSchG), die Verordnung über den Alpen- und den Nationalpark Berchtesgaden, die Flora-Fauna-Habitatrichtlinie (FFH) der EU und die Alpenkonvention. Eine wichtige Orientierung geben auch die weltweit gültigen Richtlinien der World Conservation Union (IUCN-Richtlinien). Für den Nationalpark Berchtesgaden sind darüber hinaus die Vorgaben, die an die Verleihung des Europa-Diploms gebunden sind, von großer Relevanz.

Zur Realisierung der aufgestellten Ziele wird sich das Nationalparkmanagement eines Maßnahmenkonzepts bedienen, das sich wie folgt aufgliedert:

- Schutzmaßnahmen (in Form von Unterlassungen), um Bereiche hoher Qualitäten und Funktionsfähigkeit dauerhaft zu erhalten,
- Pflegemaßnahmen, die die hohe Qualität pflegeabhängiger Bereiche erhalten und die Funktionsfähigkeit der Ökosysteme unterstützen,
- Entwicklungsmaßnahmen, die einer Verbesserung der Qualität oder Funktionsfähigkeit dienen,
- Maßnahmen hinsichtlich Forschung und Umweltbeobachtung sowie Umweltbildung und Öffentlichkeitsarbeit.

Ausdrücklich wird darauf hingewiesen, dass der gesamte Nationalparkplan wie auch der darin formulierte Maßnahmenkatalog nicht in bestehende Rechte Dritter eingreifen kann. Maßnahmen, von denen die Rechte Dritter betroffen sind, können daher nur auf freiwilliger Basis und in enger Abstimmung mit den Betroffenen geplant und umgesetzt werden.

Künftige Schwerpunkte

Forschung und Umweltbeobachtung

Forschung und Umweltbeobachtung sollen zum einen das Maßnahmenkonzept für diejenigen Fragestellungen konkretisieren, zu deren Beantwortung noch relevante Informationen fehlen, zum anderen der Erfolgskontrolle der Planumsetzung sowie der Dokumentation natürlicher Entwicklungen dienen und die erforderlichen Beiträge zur Erfüllung der Berichtspflichten als FFH-Gebiet liefern.

Umweltbildung

Zu den wesentlichen Aufgabenfeldern der Umweltbildung gehören:

- die Vermittlung ökologischen Grundwissens, insbesondere des „Wildnisgedankens",
- die Vermittlung von Kenntnissen über nachhaltige Nutzungen und Entwicklung, Stärkung der Wahrnehmung von Nachhaltigkeit,
- die Steigerung der Akzeptanz des Nationalparks und Stärkung der Glaubwürdigkeit des Schutzvorhabens.

Umweltbildung im Nationalpark bedeutet unmittelbares Erleben der Natur vor Ort im Rahmen geführter Wanderungen und Exkursionen. Diese Veranstaltungen sollen auch weiterhin den Schwerpunkt der Umweltbildungsarbeit bilden, wobei nicht das Wandern selbst, sondern die Vermittlung der Bildungsinhalte der Nationalparkidee im Vordergrund stehen soll. Wesentlich bei der Vermittlung der jeweiligen Inhalte ist auch der stets mögliche konkrete Ortsbezug.

Öffentlichkeitsarbeit

Die Öffentlichkeitsarbeit hat die Zielsetzung der Schutzgebietskategorie Nationalpark zu vermitteln. Hierunter fallen die Aufgabenfelder

- Information über die Naturausstattung und Einrichtungen des Nationalparks
- Information über Aufgaben und Ziele des Nationalparks und Steigerung der Akzeptanz für den Nationalpark
- Information über die (laufenden) Arbeiten der Nationalparkverwaltung und über das mit den laufenden Arbeiten betraute Personal (Schaffung von Bürgernähe, Transparenz und Glaubwürdigkeit der Arbeit der Nationalparkverwaltung)
- Kommunikation mit potenziellen Kooperationspartnern und Entwicklung einer Kooperationsstrategie.

Ziele und Aufgaben der Öffentlichkeitsarbeit sind mit denen der Umweltbildung grundsätzlich vergleichbar. Der Schwerpunkt der Öffentlichkeitsarbeit liegt aber in der Repräsentation und Akzeptanzförderung des Nationalparks.

Schutzgebietsbetreuung

Schutzgebiet und Besucher werden vom 1998 eingerichteten Nationalparkdienst betreut. Hierunter fallen folgende Aufgaben:

- Betreuung der Nationalparkbesucher im Gelände und in den Informationsgebäuden. Die Einsatzmöglichkeiten reichen vom persönlichen Gespräch über geführte Wanderungen bis zur Betreuung von Programmen mit Arbeitseinsätzen im Gelände.
- Kontrolle sowie handwerkliche und technische Arbeiten an Erholungs- und Forschungseinrichtungen im Gelände.
- Mitwirkung bei Forschungsarbeiten im Gelände sowie in der Umweltbeobachtung.
- Überwachung der Schutzgebietsbestimmungen: Die hierfür bestimmten Mitarbeiter des Nationalparkdienstes sind nach entsprechender Schulung und Prüfung durch die Bayerische Naturschutzakademie in Laufen (ANL) als Naturschutzwächter bzw. als Forstschutzbeauftragte zu bestätigen.
- Sonderaufgaben.

Schlusswort

Nach seiner Gründungsphase und einer nun 25-jährigen Etablierungsphase soll der Nationalpark Berchtesgaden, auch nach Wunsch der politische Verantwortlichen, in eine Phase der weiteren Entwicklung treten. Als Regieanweisung wurde dem Leiter der Nationalparkverwaltung der neue Nationalparkplan in die Hand gegeben, den wir gerne aufgreifen. Wir wollen auch die Tradition bewahren. Tradition verstanden als das Weitergeben von Kenntnissen und Fertigkeiten, des Kulturbesitzes und der Moralanschauung an nachfolgende Generationen. Wir werden aber auch die für die Bewältigung dieser Aufgabe benötigten neuen Instrumente und Strukturen einfordern.

Die Geschichte des Kletterns in den Berchtesgadener Alpen

Von ALBERT HIRSCHBICHLER

DIE BERCHTESGADENER ALPEN zählen zu den Nördlichen Kalkalpen und reichen weit über das eigentliche Berchtesgadener Land und die Landesgrenze hinaus noch ein gutes Stück ins Salzburger Land hinein. Zu den „Berchtesgadenern" gehören jene neun Gebirgsstöcke, die im Westen von der Saalach, im Osten von der Salzach begrenzt werden und die im Norden fast bis zur Stadt Salzburg heranreichen. Die südliche Begrenzung bildet in etwa die Linie Saalfelden (nahe dem Zeller See) – Dienten – Mühlbach am Höchkönig. Die Hauptgebirgsstöcke bilden das Watzmannmassiv im Zentrum, das kranzförmig umgeben ist von Lattengebirge, Untersberg, Göllstock, Hagengebirge mit Steinernem Meer, Hochkönigstock, Hochkaltergebirge und Reiteralpe (Reiteralm). Insgesamt nimmt die Höhe der Berge von Süden nach Norden hin ab. Den höchsten Punkt bildet auf österreichischem Gebiet der von einem Plateaugletscher („Übergossene Alm") bedeckte Hochkönig (2941 m), das Lattengebirge nahe Bad Reichenhall erreicht nur mehr 1700 Meter. Der höchste Gipfel auf ausschließlich deutschem Gebiet ist die Mittelspitze des Watzmann mit 2713 Metern. Die Anfänge des Fremdenverkehrs und die „touristische" Erschließung der Berge um Berchtesgaden fallen in das beginnende 19. Jahrhundert. Gänzlich unbesucht waren die Berchtesgadener Berge jedoch auch zuvor nicht.

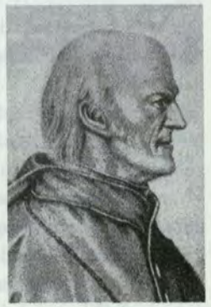
Präalpinismus

In den „Berchtesgadenern" wurde schon sehr früh eine umfangreiche Almwirtschaft betrieben. Nach alten Schriften stand schon 1376 am abgelegenen Funtensee im Steinernen Meer mindestens eine Alm, wissenschaftliche Untersuchungen der Holzreste datieren ins Jahr 1340. Wahrscheinlich bestiegen Almleute schon sehr früh den einen oder anderen Gipfel, ohne dass etwas darüber bekannt wurde. Gleiches gilt für den 1973 Meter hohen Untersberg. Auch dort wurde das Gelände schon früh als Almweide genutzt. Der unschwierige Gipfel wurde wahrscheinlich schon lange vor der ersten „touristischen" Ersteigung (Valentin Stanic) betreten. Zur Aufbesserung der Klosterkasse – bis zur Säkularisation 1803 war die Fürstpropstei ein Klosterstaat – schürfte man (wenig erfolgreich) bereits im 16. Jahrhundert auf der Jenner-Südseite in 1600 Meter Höhe nach Bleierz und Silber. Auch Holzfäller, Jäger und Wilderer waren sicher schon seit eh und je im Gebirge unterwegs. Interpretationsbedürftig ist der Fund einer zweifelsfrei aus der Steinzeit stammenden Lanzenspitze in unmittelbarer Nähe des Jennergipfels. Dennoch: Die Anfänge des Alpinismus im eigentlichen Sinn in den Berchtesgadener Alpen fallen in das beginnende 19. Jahrhundert.

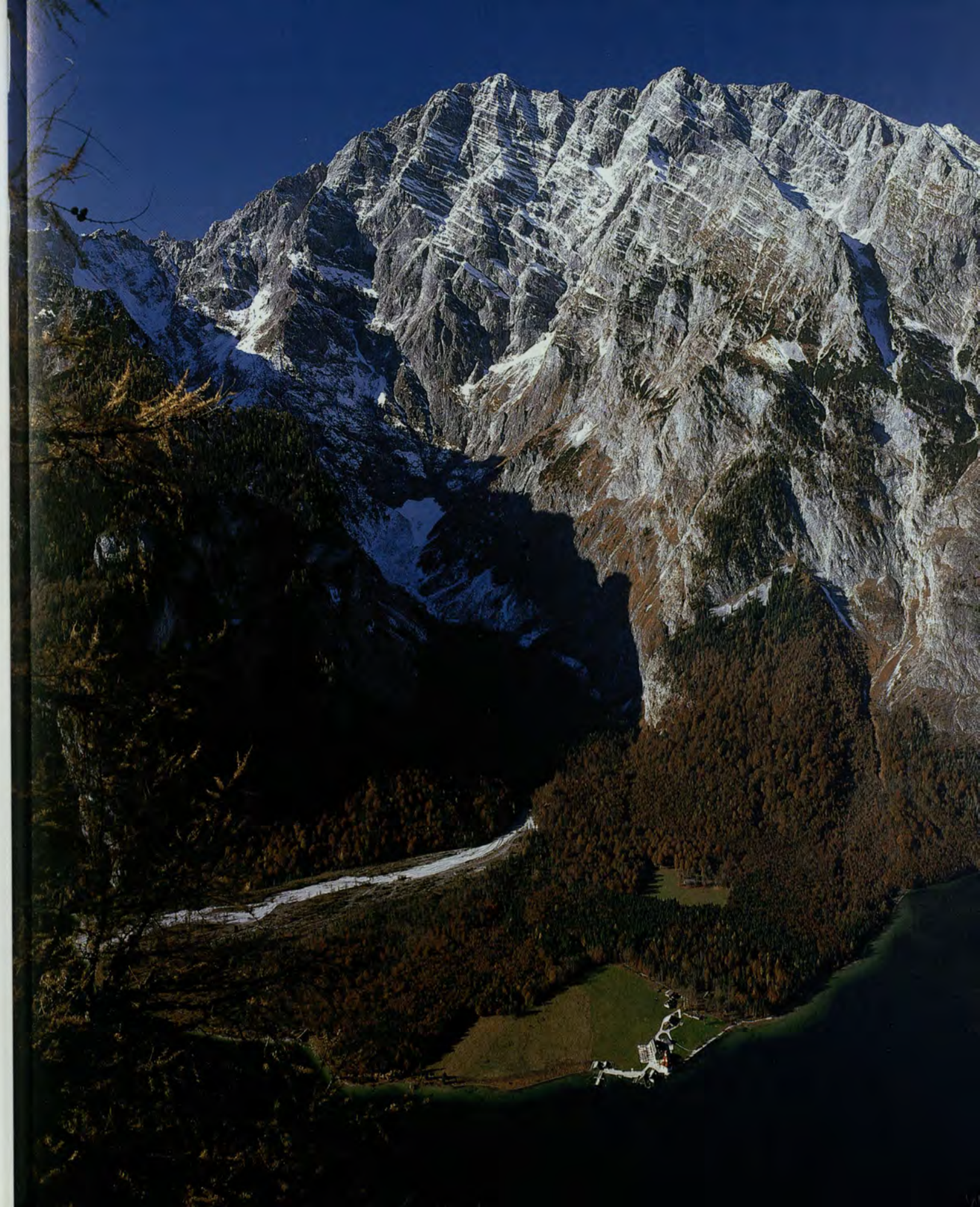
Früher Alpinismus

Als erste in der Literatur festgehaltene touristische Bergbesteigungen in den Berchtesgadener Bergen finden sich die 1785 veröffentlichten Berichte des vielseitig interessierten Ingolstädter Gelehrten Franz von Paula Schrank. Seine Exkursionen, die noch echte Forschungsunternehmungen darstellten, führten ihn u. a. auf den Schneibstein (2277 m), den Reinersberg (2169 m) und das Hohe Laafeld (2069 m), ins Watzmannkar und auf das Seehorn (2322 m). In seinem Werk „Flora Berchtesgadensis" beschrieb er über 500 Kräuter und Pflanzen.

1799 bis 1801 studierte Valentin Stanic Theologie in Salzburg, ein Mann, der die Erschließung der Berchtesgadener Alpen nachhaltig geprägt hat. Stanic, der auf seinen Touren Blumen sammelte, meteorologische Messungen und landschaftliche Vermessungen durchführte, besuchte als erster Tourist den Untersberg, den er 1800 sogar im Winter bestieg, weil er wissen wollte, „wie es ober dem Nebel seyn möchte". Als er (wahrscheinlich) 1800 anlässlich von Vermessungstätigkeiten am als Wallfahrtsort schon



Valentin Stanic (1774-1847)
zählte zu den Pionieren der ersten Stunde bei der Eroberung der Ostalpengipfel. Den Watzmann-Mittelgipfel erreichte er vermutlich um 1799.
Foto: Archiv Horst Höfler



Eine der höchsten Wandfluchten der Alpen: die Watzmann-Ostwand mit St. Bartholomä am Königssee
Foto: W. Mittermeier

Hermann von Barth (1845-1876)
sammelte in den Berchtesgadener Alpen seine ersten Erfolge als führerloser Alpinist, indem er 69 Gipfel erstieg, darunter zehn erstmals. Seine minutiösen Aufzeichnungen der Bergfahrten machten ihn zum Begründer der alpinen Führerliteratur in den Nördlichen Kalkalpen.
Foto: Archiv Ewald Weiß

damals vielbesuchten Watzmann-Hocheck (2653 m) stand, entschloss er sich, während seine Begleiter betend zurückblieben, allein über den schmalen Grat zur Mittelspitze (2713 m) hinüber zu klettern. Man muss sich den Verbindungsgrat zwischen den beiden Watzmanngipfeln ohne Sicherungen vorstellen, um die Unternehmung Stanics in der damaligen Zeit abschätzen zu können (die erste Gesamtüberschreitung des Watzmanngrates bis zur Südspitze führten Kaindl, Kederbacher und Preiß 1868 durch). Ein Jahr später (1801) bestieg Stanic den Hohen Göll (2522 m) über seine steile Nordostflanke vom Eckerfirst aus – auf ziemlich der gleichen Route, über die heute der mit Eisenstiften und Drahtseilen versicherte „Salzburger Steig" vom Purtscheller Haus zum Gipfelgrat verläuft. Die Watzmann-Mittelspitze und der Hohe Göll waren die bedeutendsten Unternehmungen Stanics in den Berchtesgadener Alpen, dem im gleichen Zeitraum – nur einen Tag nach der Erstbesteigung – die vielbeachtete 2. Besteigung des Großglockners (29. Juli 1800) gelang.

Michael Vierthaler und Josef Kyselak waren zu Beginn des 19. Jahrhunderts mit die ersten, die von touristischen Durchquerungen und Besteigungen (z. B. des Großen Hundstod, 2594 m) im weiträumigen Steinernen Meer berichten: „Führte das ungeheure Steinfeld nicht schon seit undenklichen Zeiten den Namen des Steinernen Meeres, so würde es ihn jetzt noch erhalten" schrieb der Erstgenannte (1816) in seinen Aufzeichnungen. Den schönsten Gipfel des Steinernen Meeres, die Schönfeldspitze (2653 m), sicherte sich einer der bedeutendsten Erschließer der Berchtesgadener Alpen: Peter Carl Thurwieser. Gemeinsam mit dem Salzburger Geistlichen und späteren Erzbischof Friedrich Fürst Schwarzenberg und drei Almleuten erreichte er den stolzen Gipfel 1830 von der Buchauer Scharte aus über den steilen Ostrücken. Bereits 1825 erstieg er den höchsten Gipfel der Reiteralpe, das 2286 Meter hohe Stadelhorn, 1826 als erster Tourist den Hochkönig. 1832 erklomm er die Watzmann-Südspitze (2712 m) aus dem Wimbachtal, 1834 den Hochkalter über den „Schönen Fleck", die heute gebräuchliche Route. Seine Worte *„Ich bin, wenn ich am meisten steige, am gesündesten, wozu auch der geistige Genuß, die Freude des Herzens nicht wenig beitragen mögen; ja selbst die vielen Erinnerungen an meine Bergreisen und Aussichten geben mir, nach meiner unleugbaren Erfahrung nicht wenig Aufmunterung des Lebens, frohen Mut und manch freudige Stunde..."* (zit. nach Lang 1998, 563) weisen ihn als Pionier einer modernen, sportlichen Grundhaltung aus. Die erste Besteigung des Hochkalter (2607 m) überhaupt gelang Thurwiesers Freund und Weggefährten Fürst Schwarzenberg mit drei Ramsauer Gamsjägern 1830 über die heute nicht mehr gebräuchliche Route des Kaltergrabens („Hirschenlauf").

Klassischer Alpinismus

In der 2. Hälfte des 19. Jahrhunderts, als Kederbacher die Watzmann-Ostwand durchstieg, waren viele zwar abgelegene, gleichwohl einfache Gipfel der Berchtesgadener Alpen überhaupt noch nicht bestiegen. Als wesentliche Erschließer der Berchtesgadener Berge in dem Zeitraum sind Johann Punz, Richard von Lonski, Franz von Schilcher, Albert Kaindl und Hermann von Barth zu nennen. Am bekanntesten wurde Letztgenannter (*1845), der 23-jährig als Rechtspraktikant nach Berchtesgaden kam, wo er in kurzer Zeit 69 Gipfel bestieg, davon zehn als erster. Sein Ideal war das führerlose Bergsteigen, fast alle Touren unternahm er alleine. Bei der Erstbesteigung des Rotofenturmes (1369 m) über dem Pass Hallthurm meißelte er, nachdem er dort einmal abgeblitzt war, mit einem Hammer einen Tritt in die steile Gipfelwand. Bemerkenswert ist seine erste Gratüberschreitung des Kuchler Kammes vom Hohen Göll zum Kleinen Göll (solo), nachdem ihm Berchtesgadener Führer und Freunde versichert hatten, dass das Übersteigen des Grates unmöglich sei. Über seine Fahrten verfasste von Barth genaue Berichte und versah diese mit Geländezeichnungen. Sein grundlegendes Werk „Aus den Nördlichen Kalkalpen" (1874, darin das Kapitel „Aus den Berchtesgadener Alpen") gilt als Klassiker der alpinen Literatur.

Einer der schwierigsten Gipfel der Berchtesgadener Berge, das Kleine Palfelhorn (2071 m) im hinteren Wimbachtal, gelang Franz von Schilcher mit Gefährten 1885, vier Jahre nach der ersten Durchsteigung der berüchtigten Watzmann-Ostwand durch den Ramsauer Johann Grill – nach seinem Hausnamen „Kederbacher" genannt – und Otto Schück aus Wien am 6. Juni 1881. In 14 Stunden führte Kederbacher seinen Herrn aus dem Eisbachtal durch die 1800 Meter hohe „Bartholomäwand" zum Gipfel der Mittelspitze. Mit dieser Leistung war Kederbacher (1835-1917), der nebenbei viele der damals anspruchsvollsten Routen in den Ost- und Westalpen beging, der Zeit in seinen Heimatbergen – nicht in den Westalpen oder Dolomiten – um Jahre voraus. Die schwierigste Stelle des „Kederbacherweges" an der Schöllhornplatte (so benannt nach Christian Schöllhorn, der 1890 zum ersten Opfer der Wand wurde) erreicht annähernd den IV. Schwierigkeitsgrad!

Über das gewaltige Wiederband führt ein Anstieg von 1920 auf den Mittelgipfel des Watzmann.
Foto: Stefan Herbke

Als letzter herausragender Erschließer der Berchtesgadener Alpen im 19. Jahrhundert ist Ludwig Purtscheller zu nennen, in dessen Fahrtenbuch 1700 Gipfel (darunter die erste Überschreitung der Meije 1885 und die Erstbesteigung des Kilimandscharo 1889) vermerkt sind. 1885 gelang ihm mit dem Führer Johann Punz („Preiß") die zweite Begehung der Watzmann-Ostwand mit dem heute üblichen Ausstieg zur Südspitze. Die Erstbesteigungen einiger abgelegener Hochköniggipfel und schwieriger Manndlwandzacken gehen auf sein Konto: Nixriedel und Eibleck 1880, Taghaube und Schoberköpfe 1882, Kleiner Bratschenkopf 1885 und Großer Sattelkopf 1893. Am Untersberg eröffnete er mit dem Geiereck-Ostgrat (II) eine erste Route in der breiten Wandflucht zwischen Geiereck und Berchtesgadener Hochthron. Im Winter 1884 bestieg er mit Kederbacher die Watzmann-Mittelspitze.

Am Ende des 19. Jahrhunderts war die alpine Erschließung der Berchtesgadener Berge bis auf einige wenige und besonders schwierige Gipfel abgeschlossen. Die letzten Gipfelprobleme – einige steile Manndlwandtürme im Hochköniggebiet, der Kleine und Mittlere Bruder an der Reiteralpe, das Pflughörndl im Göllgebiet – waren bald gelöst. Lange Zeit übersehen wurde offenbar das Kleinste Palfelhorn, dessen Höhe in der neuesten Führerliteratur immer noch mit „etwa 2000 m" (Schöner/Kühnhauser

Johann Grill (1835-1917)
der „Kederbacher" aus Ramsau, war der Erstdurchsteiger der Watzmann-Ostwand. Er wurde zu einer der renommiertesten Führergestalten des 19. Jahrhunderts in den Ostalpen.
Foto: Archiv Ewald Weiß

1997, 327) angegeben wird. Erst 1933 betraten die berühmten Karwendelkletterer Otto Herzog und Gustav Haber diese letzte eigenständige Gipfelerhebung der Berchtesgadener Alpen.

Am 17. Mai 1875 traten 16 Gründungsmitglieder der Sektion Berchtesgaden als 44. Sektion dem damaligen Deutsch-Österreichischen Alpenverein bei. Gemäß seiner im Gründungsstatut festgelegten Zielsetzung „die Kenntnisse von den Alpen zu erweitern und zu verbreiten sowie die Bereisung von denselben zu erleichtern", baute man Wege und Hütten. Zur ersten alpinen Unterkunft in den Berchtesgadener Bergen, einer einfachen Holzhütte am Funtensee ab 1879, kam 1888 das zunächst für 25 Personen eingerichtete und 1894 erweiterte Watzmannhaus. Bereits 1898 stand am Hocheck die hölzerne Unterstandshütte. Zwischen 1898 und 1901 entstand das Stöhrhaus am Untersberg, 1900 wurde das Purtscheller Haus am Hohen Göll eingeweiht. Das Hochkaltergebirge erhielt als letztes einen Stützpunkt: Erst 1922 wurde die (alte) Blaueishütte erbaut. 1955 von einer Lawine zerstört, befindet sie sich heute an einem etwas tiefer gelegenen, sicheren Standort.

1900-1920: Berchtesgadener Kletterpioniere

Nachdem alle Gipfel erstiegen waren, richtete sich der Tatendrang der Bergsteiger auch in den Berchtesgadener Bergen auf neue Wege und Anstiege. Alle möglichen und unmöglichen Schrofenwände und Grate wurden erklommen, zum Teil auf Routen, die nach der Erstbegehung kaum mehr eines Menschen Fuß betrat. Die reich gegliederten Gebirgsstöcke mit ihren teilweise kilometerbreiten Wandfluchten (so z. B. die Westflanke des Watzmann über dem Wimbachtal oder die gegenüberliegende Ostflanke des Hochkalter-Hauptkammes bis zur Hocheisspitze hinüber) boten ein reichhaltiges Betätigungsfeld. Dem Interessierten empfiehlt sich hierzu die einschlägige Führerliteratur älteren Datums (z. B. Zeller, Schöner 1966).

Eine herausragende Erstbegehung war der Nordgrat der Blaueisspitze durch v. Frerichs und v. Below 1899. Die abwechslungsreiche klassische Gratüberschreitung in festem Fels wird als Teil der „Blaueisumrahmung" auch heute noch häufig begangen. Obwohl die Route nach dem Bergsturz von 1954, bei dem der Gipfel des 2. Gratturmes wegbrach, etwas schwieriger wurde (bis IV), dürften auch von den

Die Blaueistürme, links neben dem beschatteten Gletscher, und das mächtige Massiv des Hochkalter rechts, bieten eine der großen klassischen Überschreitungstouren (III-IV) in den Berchtesgadener Alpen.
Foto: Georg Hofmann

Das Watzmann-Massiv mit Mittelspitze und Ostwand, darunter das Watzmannkar
Foto: Horst Höfler

Erstbegehern bereits Stellen des Grades IV- gemeistert worden sein.

Ein Bergsteiger, dem es offensichtlich weder an Wagemut noch an Können fehlte, war Georg Leuchs. Am Grundübelturm an der Reiteralpe eröffnete er 1900 im Alleingang den Anstieg über den Westgrat (IV-), eine nach „Zellerführer" 1911 „sehr schwere und exponierte, aber auch sehr prächtige Kletterei – für alpine Feinschmecker". Der Erstbegeher des bekannten Kopftörlgrates (III, 1900) im Wilden Kaiser beging im selben Jahr am Großen Mühlsturzhorn, ebenfalls im Alleingang, die ausgesetzte Südostwand (IV).

Zur Jahrhundertwende taucht der Name Max Zeller (*1880 in Ruhpolding) in den Berchtesgadener Bergen auf. Seine vielseitigen Unternehmungen, darunter einige Erstbegehungen, machten ihn zu einem hervorragenden Gebietskenner. Seine Kenntnisse verwertete er in Monographien (z. B. Reiteralpe 1910, Hochkalter 1914), vor allem aber im ersten Gebietsführer („Zeller's Führer durch die Berchtesgadener Alpen" 1911). Seine bekannteste Route wurde die Westwand des Hohen Göll durch die nach ihm benannte Zellerschlucht (J. Klammer/R. Kroher/M. Zeller 1910) im Schwierigkeitsgrad III+. Einen leichten, aber hübschen und landschaftlich besonders reizvollen Anstieg erschloss er mit M. Hartmann 1909 in der Südwand des Wagendrischelhorns (III-).

Einige der schönsten und heute noch viel begangenen Anstiege fand der Salzburger Kaspar Wieder. Die (alte) Westwand (III+) am Kleinen Watzmann beging er 1908 mit Franz Barth. Nach einer Vielzahl weiterer Erstbegehungen in den Berchtesgadener Bergen bis zum Hochkönig hinüber fand er 1920 mit H. Lapuch den heute als „Wiederroute" weitbekannten Anstieg (III-) durch die Ostwand der Watzmann-Mittelspitze vom Kar aus. Die Route bietet neben außergewöhnlichen landschaftlichen Eindrücken – z. B. den Tiefblick ins trümmerübersäte Watzmannkar und in die Bartholomäwand – einen unvergleichlichen Gang „auf Reibung" über die ganze Länge eines glattgeschliffenen, nicht allzu steilen Plattenbandes aus bestem Kalk („Wiederband"). Bemerkenswert an den Erstbegehungen Wieders ist sein Gespür für die natürlichen Durchstiegsmöglichkeiten durch die Wände, denen er seine Routen folgen lässt. Seinem Seilgefährten Barth gelang 1907 die heute wohl am meisten begangene Route mittleren Schwierigkeitsgrades in den Berchtesgadener Alpen: die Südwand des Berchtesgadener Hochthrons (III+) am Untersberg. Bereits ein Jahr später (1908) beging er mit Vogt am selben Berg den in halber Wandhöhe ansetzenden und in gerader Linie bis zur Hochfläche führenden Kamin, der heute „Barth-Kamin" genannt wird.

Nach und nach steigern sich auch die Schwierigkeiten der in den Berchtesgadener Bergen eröffneten Routen. 1912 streift der Salzburger Kaminkehrer Hans Feichtner mit Gef. im Lattengebirge den V. Grad (Signalkopf Nordwand „alter Weg", V-). Die ersten mit V bewerteten Routen in den Berchtesgadener Bergen gelingen Adolf Deye, Mitbewerber um die Fleischbank-Ostwand, mit der Westwand des Großen Weitschartenkopfes (Deye/Seitz/Widmann 1912) und der Nordwestwand des benachbarten Kleinen Weitschartenkopfes an der Reiteralpe.

1913 eröffnen Feichtner und Langthaler die Südkante des Großen Grundübelhorns („Grundübelkante") mit Stellen bis zum V. Grad. Der ideale Anstieg in festem Fels über die 500 Meter hohe Kante ist heute eine der am meisten begangenen Genussklettereien im gehobenen Schwierigkeitsgrad und mit ihrem langen Zu- und Abstieg nicht zu unterschätzen. Über Jahre scheint jener Hans Feichtner einer der fleißigsten Erschließer neuer Routen in den Berchtesgadener Bergen gewesen zu sein. Kaum ein Name findet sich häufiger in der (älteren) Führerli-

Sepp Aschauer (1902-1995)
zählte zu den kühnsten Berchtesgadener Kletterern der 20er Jahre.
Foto: Archiv Hirschbichler

teratur. Neben vielen Routen am Untersberg in der fünf Kilometer breiten Wandflucht zwischen Geiereck und Berchtesgadener Hochthron – in der auch andere Salzburger Kletterer wie V. Raitmayer, L. Schifferer, K. Wieder oder A. Amannshauser aktiv waren – eröffnete er mit verschiedenen Gefährten an der Reiteralpe die Hirscheck-Nordwand (IV, 1923), im Hochkaltergebiet unter anderem die Ofentalhörndl-Südostwand (IV, 1913), den Schönwandeck-Ostgrat (IV-, 1923) und die Schärtenspitze-Nordwand (1919) und -Ostwand (1924, beide IV) sowie an der Watzmann-Jungfrau die Südwestkante (IV-, solo 1919). Auch im Hagengebirge (Teufelshorn-Nordwestwand, III, solo 1919) und an der Torsäule im Hochköniggebiet (Südwestschlucht, III, 1919) hinterlässt Feichtner seine Spuren. Seine wohl bekannteste Erstbegehung gelang ihm mit seinem Vetter Hermann Feichtner, Viktor Raitmayer und Ludwig Schifferer 1923: der Salzburger Weg in der Watzmann-Ostwand (V-/A0). Die Kletterei vom Schöllhornkar aus über eine 250 Meter hohe Steilwand bis zum sogenannten 1. Band bietet (in Kontrast zum sonstigen Ostwandgelände) durchwegs luftige Kletterei in festem Fels. Dem gut gangbaren Band folgend gelangt man über eine Unterbrechungsstelle (IV) zum Beginn der Gipfelschlucht (bei ca. 2100 Meter), in der sich alle Routen der Wand vereinigen, um, vorbei an der Biwakschachtel in 2380 Meter Höhe den Gipfel der Südspitze (2712 m) zu erreichen. Auch wenn viele Anstiege Feichtners heute kaum mehr begangen werden, lässt die genannte Auswahl seiner Routen zum Teil in den entlegensten Winkeln der Berchtesgadener Berge auf den langjährigen Pioniergeist ihres Erstbegehers schließen.

Die 20er Jahre: Josef Aschauer – Kühne Routen im V. Grad ohne Haken

Ab Beginn der zwanziger Jahre macht der Berchtesgadener Josef Aschauer (* 1902) durch Erstbegehungen in bis dahin vor Ort nicht gekannten Schwierigkeitsgraden auf sich aufmerksam. Dem 18-Jährigen gelingt 1920 mit dem Berchtesgadener Sepp Kurz die Direkte Westwand des Kleinen Watzmann. Vielleicht weil er „koa b'sonders G'schick fürs Hakenschlagen g'habt hat" („Aschi" in einem Interview mit Horst Höfler, vgl. Höfler 1993, 88), schlugen die beiden in der 400 Meter hohen Wand im Schwierigkeitsgrad „V (Stelle), mehrmals IV+ und V-, Rest IV, wenige Strecken leichter" (AV-Führer 1997) keinen einzigen Haken. Der Anstieg gehört heute mit der bereits erwähnten „Grundübelkante" (V-) und der Geraden Südwand des Großen Häuslhorns (V-) von Kadner und Gef. (1920) an der Reiteralm zu den drei lohnendsten Genussklettereien der Berchtesgadener Alpen im gehobenen Schwierigkeitsgrad.

1921 begeht Aschauer mit Hellmuth Schuster die direkte Hocheck-Ostwand (V), eine Route, die trotz schöner Linienführung heute nur wenige Begeher findet. Wer aber einmal unter der Schlüsselstelle, einem gut 20 Meter hohen, steil von links nach rechts durch die Platten ziehenden Riss, gestanden und mit einem mulmigen Gefühl („das soll ein Fünfer sein?") hinaufgeschaut und vergeblich nach Haken gesucht hat, und dann trotzdem in den Riss eingestiegen ist und feststellen musste, dass da wirklich keine Haken steckten und erst in beträchtlicher Höhe wenigstens eines der modernen Sicherungs-Klemmgeräte anzubringen war, der wird oben am Stand kaum anders denken als der Autor, nämlich: „Hut ab vor den Erstbegehern!" Im selben Jahr (1921) begehen Aschauer und Kurz die direkte Westwand des Hohen Göll, jene 500 Meter hohe, steile Rissverschneidung, die im hintersten Winkel der Riesenwand häufig feucht und laut Beschreibung „stellenweise sehr lehmig, brüchig und gefährlich" in Schwierigkeiten bis V- zu den Ausstiegsschrofen leitet. 1922 gelingt den beiden mit der Erstbegehung des Großen Trichters ebenfalls in der Göll-Westwand ihre bekannteste Route. Am Beginn des Querganges, über den sie von links her über ungemein ausgesetzte und glatte Platten das unterste Ende des Trichters (das „Sauschwanzl") erreichen, schlagen sie den einzigen Haken! Der Weiterweg über die Klemmblöcke des Trichtergrundes ist (hakenlos) solider Grad V+!

Rechts: Blick von Böslsteig auf die Grundübelhörner.
Foto: Marco Kost

Die Westwand des Kleinen Watzmann vom Watzmannhaus. Anhaltende Schwierigkeiten charakterisieren die Westwandrouten.
Foto: Horst Höfler

Die Seilschaft Aschauer/Kurz etabliert als erste in den Berchtesgadener Bergen einen Schwierigkeitsstandard, der anderswo, z. B. im Wilden Kaiser, schon einige Jahre zuvor erreicht wurde. Erinnert sei an die wegweisenden Routen Dülfers, die Fleischbank-Ostwand (V/A0, Dülfer/Schaarschmidt 1912) und Totenkirchl-Westwand (V+/A0, Dülfer/v. Redwitz 1913). Die Schlüsselstelle des von Dülfer 1913 im Alleingang eröffneten Dülferrisses an der Fleischbank wird heute noch mit V+/A0 oder VI- in freier Kletterei bewertet! In der Predigtstuhl-Westwand kletterten K. Schüle und P. Diem schon 1921 im Grad VI-/A1, in der Route, zu der Beringer und Haslacher 1925 jenen kühnen Ausstieg durch die sagenhaft ausgesetzte Rissverschneidung (VI/A1) des schlanken Pfeilers am Predigtstuhl-Mittelgipfel fanden. Obwohl die Routen von Aschauer und Kurz vom Charakter her nicht mit den genannten Kaisertouren vergleichbar sind, die Schwierigkeiten der von ihnen frei (und ohne Hakensicherung) gekletterten Passagen sind als ebenbürtig einzustufen! In den ungesicherten Schlüsselstellen – gesichert über die Schulter an einem Hanfseil – gab es bei realistischer Betrachtung wohl nur zwei Möglichkeiten: entweder hinaufkommen oder einen Sturz mit tödlichem Ausgang (für beide) riskieren!

1947 fanden Josef Aschauer und Hellmuth Schuster schließlich noch einen neuen Anstieg durch die Watzmann-Ostwand („Berchtesgadener Weg"), der unter Umgehung beider Randklüfte in abwechslungsreicher Kletterei (III-) die Gipfelschlucht über eine verdeckte, jedoch gut kletterbare Rampe erreicht. Die Route ist heute die am meisten begangene durch die Watzmann-Ostwand.

Am 18. Dezember 1995 starb der allseits bekannte und beliebte Josef Aschauer, der bis ins hohe Alter in seine geliebten Berge ging. Einige seiner legendären Erlebnisse und Taten sind bei Höfler (1993, 87f.) nachzulesen.

Ende der 20er Jahre tauchen einige klingende Namen in den Berchtesgadener Bergen auf, die später zu traurigem Ruhm gelangen sollten: Fritz Bechtold, Peter Müllritter, Willy Merkl, Eugen Allwein und Willo Welzenbach, den der Franzose Lucien Devies Mitte der 30er Jahre als einen der bedeutendsten Bergsteiger der Nachkriegszeit bezeichnet. Mehr als 50 Erstbegehungen weisen seine Tourenbücher auf, darunter so anspruchsvolle wie die Zugspitzeck-Nordwand und die Nördliche Riffelspitze-Nordwestwand. Die herausragende Stellung Welzenbachs in der Geschichte des Bergsteigens gründet jedoch auf seine heute noch hoch geachteten Eisanstiege in den Ost- und Westalpen, für die er Dülfers Seil- und Hakentechnik übernahm. Auch die anderen gehörten zu den bekannten Bergsteigerpersönlichkeiten ihrer Zeit.

Bester Fels kennzeichnet das Klettererdorado der Häuslhorn-Südwand, an der auch der Autor dieses Beitrags zahlreiche Routen erstbegangen hat.
Foto: Karl Schrag

Die drei Erstgenannten unternahmen in den 20er Jahren einige eher unbedeutende Erstbegehungen an der Reiteralpe. Einigermaßen bekannt und wiederholt wurde die Südwand (V+) des Kleinen Mühlsturzhorns, wohingegen die von ihnen begangenen Südkamine (V) am Großen Mühlsturzhorn heute nur noch als Abseilpiste benutzt werden.

zenbach und Allwein begingen 1924 den Westgrat der Schärtenspitze (bis V), für die Allwein offenbar eine besondere Vorliebe entwickelte: Mit anderen Gefährten erschloss er noch die Nordwand und Nordostwand (IV). Eugen Allwein, Arzt aus München, war Freund und Weggefährte Paul Bauers, des Expeditionsleiters der beiden deutschen Expeditionen zum Kangchendzönga (8598 m) von 1929 und 1931. Gemeinsam mit einigen Kameraden erreichte Allwein 1931 dort einen 7775 Meter hohen Sporngipfel – und damit einen der damals höchsten je von Menschen betretenen Punkte. Merkl und Welzenbach überlebten die deutsche Nanga Parbat Expedition 1934 ebenso wie Wieland und sechs Sherpas nicht. Bechtold und Müllritter waren rechtzeitig abgestiegen und blieben unverletzt. Noch schlimmer kam es bekanntlich bei der nächsten deutschen Nanga Parbat Expedition 1937, als eine Lawine das Lager IV auf 6185 Meter unter dem Rakhiot Peak mit 16 Menschen (sieben Bergsteiger und neun Sherpas) unter sich begrub. Unter den Toten waren Peter Müllritter und der bekannte Kaiserkletterer Adolf Göttner.

Die 30er Jahre – Hinterstoisser/Kurz eröffnen Routen im VI. Grad

Neue Maßstäbe setzten in den Berchtesgadener Bergen ab Mitte der 30er Jahre die Seilschaft Toni Kurz (*1913 in Berchtesgaden) und Anderl Hinterstoisser (*1914 in Bad Reichenhall). Ihre Anstiege weisen Schwierigkeiten sowohl in freier als auch in hakentechnischer Kletterei auf, die bis in die späten 70er Jahre hinein, bis zum Aufschwung der Freikletterbewegung, kaum übertroffen wurden. Eine erste, heute vergessene Route begehen die beiden 1932 an der grauenvoll brüchigen Rotleitenschneid-Nordostwand (IV-V) im Hinteren Wimbachtal. Zwei Jahre später eröffnen sie dann eine schwierige Erstbegehung nach der anderen, Routen, die heute zu den Klassikern im extremen Fels der Berchtesgadener Alpen gehören. 1934 begeht Toni Kurz mit Karl Dreher den Westwandriss am Kleinen Watzmann (VI mit hakentechnischen Passagen). Alle anderen Routen klettern die beiden gemeinsam: 1934 die Südwestwand am Untersberg, 1935 die Wartsteinkante an der Reiteralpe und die direkte Südkante des 3. Watzmannkindes, 1936 die Pfeilersüdwand am Untersberg und im gleichen Jahr schließlich noch ihr Meisterstück: die direkte Südkante des Großen Mühlsturzhorns, die bis Ende der 50er Jahre als schwierigste Kletterei der Berchtesgadener Alpen galt (die zweite Begehung gelang H. Lobenhoffer und E. Riedl 1948!). Alle Routen bieten guten Fels und vorwiegend freie Kletterei im Schwierigkeitsgrad mindestens VI- mit durchaus anspruchsvollen hakentechnischen Passagen (A1/A2, heute VII bis VIII in freier Kletterei).

Beide waren bei den Gebirgsjägern in Bad Reichenhall stationiert, als sie mehr oder weniger widerrechtlich die Kaserne verließen und am 18. Juli 1936 mit den Österreichern Willi Angerer und Edi Rainer in die Eiger-Nordwand einstiegen. Nachdem sie ziemlich schnell die halbe Wandhöhe erreicht hatten, zwang am 20. Juli ein Wettersturz zur Umkehr. Der Rückzug gelang reibungslos bis zum heute als Hinterstoisser-Quergang bekannten Seilquergang, über den sie als erste einen idealen Zustieg zum ersten Eisfeld gefunden hatten. Das Quergangsseil hatten sie abgezogen, Zurückklettern war nicht möglich... Das Abseilen in unbekanntes Gelände geriet zur Katastrophe. Keiner erreichte lebend den Wandfuß.

Die so jung (22- und 23-jährig) in der Eigerwand ums Leben gekommenen Anderl Hinterstoisser und Toni Kurz waren in den Berchtesgadener Bergen die Protagonisten einer neuen Seil- und Hakentechnik, die in den 30er Jahren – besonders in den Dolomiten – eine Vielzahl großer Erstbegehungen ermöglichte.

Als weitere aktive Kletterer der „Ära Hinterstoisser/Kurz" sind die Reichenhaller Brüder Hans und Simon Flatscher zu nennen, die einige Erstbegehungen im Stil der 20er Jahre durchführen: an den Nordabstürzen der Reiteralpe, in den düsteren Wänden oberhalb Jettenbergs, die Nordwände des Hirschwieskopfes (1935) und des Feuerhörndls (1936), beide im V. Grad, ernste Routen auch heute noch. Eine kurze, aber ansprechende Linie durch die Nordwand des Signalkopfes über Bad Reichenhall (direkte Nordwand, V) fand H. Flatscher mit K. Rieser bereits 1924. Einige haarsträubende Routen im brüchigen Ramsaudolomit der südlichen Wimbachkette wie z. B. die Ostwand des Alpelhorns (H. Flatscher/L. Murr/K. Rieser 1924) oder die Westwand des Kleinen Palfelhorns IV (H. u. S. Flatscher 1932) dürften kaum jemals Wiederholer gesehen haben. Aufsehen erregte die erste Winterbegehung der Watzmann-Ostwand (Kederbacherweg) vom 6. bis 8. Dezember 1930 durch die Reichenhaller Simon Flatscher, Toni Beringer, Ludwig Zankl und den Trostberger Georg Mitterer.

Der Reichenhaller Toni Beringer hatte sich schon im Wilden Kaiser einen Namen gemacht, als er 1925 mit H. Haslacher den Riss am Mittelgipfel des Predigtstuhls beging, der in Kombination mit der „Schüle/Diem" zu einer der beliebtesten extremen Kaiserklettereien wurde. In den Berchtesgadenern gelang ihm 1930 mit Mitterer noch die Nordostwand des Wartsteins, eine in Vergessenheit geratene Route, die freie Kletterei (VI-) durch den ungemein abweisenden Riss etwa 40 Meter links der bekannten Wartsteinkante bietet.

Noch bevor Hinterstoisser und Kurz ihre Routen kletterten, eröffnete Mitterer mit dem Traunsteiner Hans Huber 1930 mit der Südkante (bis VI-/A1) des Großen Mühlsturzhorns die erste extreme Route in der vielleicht schönsten Kletterwand der Berchtesgadener Alpen. Die 450 Meter hohe „alte Mühlsturzkante" im besten Kalkfels gehört heute zu den absoluten „Genussklassikern". 1931 gelingt den beiden mit dem Südpfeiler des Kleinen Grundübelhorns ebenfalls ein ansprechender, heute jedoch eher selten begangener Anstieg.

Ebenfalls vorwiegend im Stil der 20er Jahre eröffnen die Bergführer und Hüttenwirte der Blaueis- und Wimbachgrieshütte, Rafael Hang und Thomas Datzmann, eine Reihe von Erstbegehungen im Gebiet des Hochkalter und in der südlichen Wimbachkette. Routen wie der „Rotpalfenriss" (V+/A1) von 1932 oder die Gerade Südwand (V-) von 1939 am Wasserwandkopf haben heute nur noch historische Bedeutung. Das gleiche gilt für die Westwand des 1. Blaueisturmes (VI-) von 1935 oder den Nordgrat des Kleinen Palfelhorns von 1930. Eine wirklich alpine Unternehmung ist nach wie vor die 1400 Meter hohe Hochkalter-Ostwand (Datzmann/Hang 1931) vom Wimbachgries aus. Geboten wird so ziemlich alles, was das Herz des klassischen Alpinisten höher schlagen lässt: ein steiler Lawinenkegel am Wandfuß, Schrofengelände ohne Ende, ein schlecht absicherbarer Steilaufschwung bis V, und, wenn man (wie der Autor) die Tour an einem der heißesten Tage eines Jahres mit ganz wenig Trinkvorräten begeht, ein Durst wie selten... 1998 konnte die Familie Hang ihr 70-jähriges Jubiläum der Bewirtschaftung der Blaueishütte feiern und die nächsten Generation ist schon gesichert...

Andreas Hinterstoisser (1914-1936)
eröffnete mit Toni Kurz in den Berchtesgadener Alpen schwere Routen, die heute noch zu den schönsten extremen Klassikern des Gebiets zählen.
Foto: Archiv Ewald Weiß

Die Südabstürze von Großem und Kleinem Mühlsturzhorn und Großem Grundübelhorn (ganz rechts) offerieren hervorragenden Fels und einige der schönsten Routen, die die Nördlichen Kalkalpen zu bieten haben, allerdings sind etwas lange Zustiege in Kauf zu nehmen. Deutlich sichtbar ist der gelbe Ausbruch am Kleinen Mühlsturzhorn, der einige der interessanten Routen unbegehbar gemacht hat.
Foto: Marco Kost

Die Kriegsjahre in den Berchtesgadener Alpen
Nach Ausbruch des Krieges 1939 wurden viele Berchtesgadener Bergsteiger – an jungen Talenten fehlte es keineswegs – eingezogen und nicht wenige starben schon in jungen Jahren auf irgendwelchen Schlachtfeldern. Die Erschließung neuer Routen kam weitgehend zum Erliegen. Die wenigen nennenswerte Anstiege der Kriegsjahre gelingen ausnahmslos Salzburger Kletterern: Am Untersberg begehen F. Palaoro und F. Spitzelburger 1940 die eindrucksvolle „Gelbe Mauer" (V+/A1) und ein Jahr später (1941) die Gabelwand (VI-), die einen direkten Zustieg zum bereits 1934 von H. Gruner und E. Rainer begangenen Gabelriss ermöglicht. Am gleichen Berg durchsteigen K. Schimke und H. Reischl 1943 den direkten Südostpfeiler (Stelle V+), eine heute viel begangene Genusskletterei in rauem, festem Fels. Mit dem Kleinen Trichter in der Göll-Westwand (VI-/A1) gelingt der Seilschaft Gauder/Helminger eine lange und abwechslungsreiche Route, die heute zu den Klassikern gehört und häufig begangen wird. Der Seilquergang über glatte Platten in den Trichter wurde Ende der 70er Jahre zum ersten Mal frei geklettert (VII).

Hans Lobenhoffer prägt die Nachkriegszeit
Bereits in die Nachkriegszeit (in der die Bevölkerung des Berchtesgadener Landes mehr darben musste als während des Krieges) fällt 1947 die Begehung des kurzen, aber lohnenden direkten Zustiegs zum Barthkamin am Untersberg (V+/A1) durch die Reichenhaller Grießer und Rauhdaschl. In der Folgezeit unternimmt der Rosenheimer Hans Lobenhoffer mit Gefährten bemerkenswerte Neutouren an den Mühlsturzhörnern. In der Südverschneidung des Großen Mühlsturzhorns (Lobenhoffer/Hollerieth/Rausch/Wimmer 1948) sowie in der Südostwand (Laub/Lobenhoffer 1946) und Südwestwand (Hollerieth/Lobenhoffer 1949) des Kleinen Mühlsturzhorns meistern sie Schwierigkeiten, die den Hinterstoisser/Kurz-Routen absolut ebenbürtig sind. Lobenhoffer war nach dem Krieg einer der ersten, der die gut zehn Jahre zuvor eröffneten Routen der legendären Seilschaft wiederholte. Bei der bereits erwähnten 2. Begehung der Direkten Mühlsturzkante mit dem Reichenhaller E. Riedl 1948 (der Versuch einer Winterbegehung musste 1947 wegen Schlechtwetter abgebrochen werden) steckte in der ganzen Route ein Haken! Die Pfeiler-Südwand am Untersberg beging er ebenfalls mit Riedl 1947 als Dritter. Lobenhoffer war Teilnehmer der Deutschen Nanga Parbat Expedition 1939 (mit Heinrich Harrer und Peter Aufschnaiter).

Eine herausragende Unternehmung war 1949 die Begehung der Direkten Südwand des 4. Watzmannkindes („Watzmann-Jungfrau") durch Sommer, Riegel und Grob, zu der Wellenkamp und Heinrich (1950) einen direkten Ausstieg fanden: „Die direkte S-Wand in Verbindung mit dem Wellenkamp-Ausstieg ist die zur Zeit schwierigste Route in den Berchtesgadener Alpen (VI+), 300m, 10-12 st." bemerkt lapidar der Zellerführer von 1966. Über die Kletterei (nach einem der längsten Zustiege der Berchtesgadener Alpen) in teilweise splittrigem Fels mit entsprechend unsicheren Haken äußerten sich die Begeher (es sind nicht allzu viele) ausnahmslos sehr respektvoll. „Plaisir-Kletterer" wie sie dem Zeitgeist entsprechen hat die Route noch nicht gesehen.

Der „Direkte Kleine Trichter", eine Erstbegehung der Seilschaft Hirschbichler/Niederberger im VII. Grad.
Foto: Karl Schrag

Gegen Ende der 40er Jahre wurden noch zwei außergewöhnliche Winterbegehungen durchgeführt: Anfang März 1947 der Große Trichter durch B. v. Crailsheim und K. Hollerieth (mit vier Biwaks!) und im Januar 1949 der Salzburger Weg in der Watzmann-Ostwand durch v. Crailsheim, K. Hollerieth und Th. Freiberger. Berühmt wurde die winterliche Alleinbegehung des Salzburger Weges durch den Wahlramsauer Hermann Buhl in der Vollmondnacht vom 27. zum 28. Februar 1953 zur Vorbereitung auf die Nanga Parbat-Expedition im selben Jahr. In seinem legendären Alleingang erreichte Buhl bekanntlich am 3. Juli 1953 kurz vor Sonnenuntergang als erster Mensch den Gipfel des 8125 Meter hohen „Schicksalsberges der Deutschen".

Die 50er Jahre: Wo waren die Erstbegeher?
Wenig ergiebig, was die Begehung neuer Routen betrifft, waren die 50er Jahre. Die Menschen hatten wohl andere Sorgen. Eine Ausnahme bildet lediglich der Loferer Toni Dürnberger, der einige Routen an den seinem Heimatort zugewandten Wänden der Reiteralpe begeht. Bemerkenswert ist die Nordwand (Dürnberger/Herbst/Schmiderer 1951) der Alpawand, jenes unbedeutenden Randgipfels von nicht einmal 1700 Meter Höhe, der mit einer 650 Meter hohen Steilwand gegen das Alpatal hin abbricht. Die Route gehört trotz ihrer ehemaligen Bewertung von V+ zu den ernstesten klassischen Klettereien der ge-samten Berchtesgadener Alpen. Der Gedanke, dass die wenigen auffindbaren Rosthaken in den überaus steilen Rissen und Kaminen vor der Zeit der Friends und Nuts und Stoppers die einzigen Zwischensicherungen waren, mag heute noch beunruhigen. Eine gewisse Nervenstärke erfordern bereits die Latschenüberhänge des gut 200 Meter hohen Schrofenvorbaus. Voller Respekt äußerten sich auch die Begeher der Nordwand des Kleinen Bruders (V+) oder des Westwandrisses am Stadelhorn (teilw. VI), beide Dürnberger-Routen der 50er Jahre.

Der einzige gebürtige Berchtesgadener, der Zeit und Lust für Erstbegehungen hatte, war Stefan Kellerbauer (*1930). Mit Toni Klaus gelang ihm 1954 mit der Nordwand der Nördl. Alpeltalköpfe (V+) im Göllgebiet eine reine Freikletterei mit originellen Passagen in außergewöhnlich rauem Fels. In Verbindung mit dem direkten Einstieg (1 Seill.) ist sie ein Klassiker und Geheimtipp für heiße Sommertage (nicht nach Regenfällen!). Es folgten der ebenfalls sehr lohnende Direkte Südpfeiler (VI-) des Kleinen Grundübelhorns (Kellerbauer/Hillebrand 1957), die Südwand (V/A2) des Pflughörndls (Kellerbauer/Kranawetvogel 1961) und die 180 Meter hohe Südwand (V+/A2) des Stegerturmes (Kellerbauer/Brandner 1967). Den Stegerturm, einen 20 Meter hohen freistehenden Felsturm in der Stadelmauer, betrat Kellerbauer nach Eröffnung des „Normalweges" (VI-) mit Schröer 1952 überhaupt zum ersten Mal. 1960 beging er die direkte Westwand des Hohen Göll allein im Winter, eine Unternehmung, die bislang keine Nachahmer fand. Im Jahr 1991 stürzte Stefan Kellerbauer, der ab 1970 Bergführer war, bei einem Alleingang in einer kurzen Route am Kehlstein („Spiralriß") in unmittelbarer Nähe der Busfahrstraße tödlich ab.

Grandiose Klassiker und moderne Hammertouren kennzeichnen die Westwand des Hohen Göll und die Triangelwand im Talschluss des Endstals.
Foto: Stefan Herbke

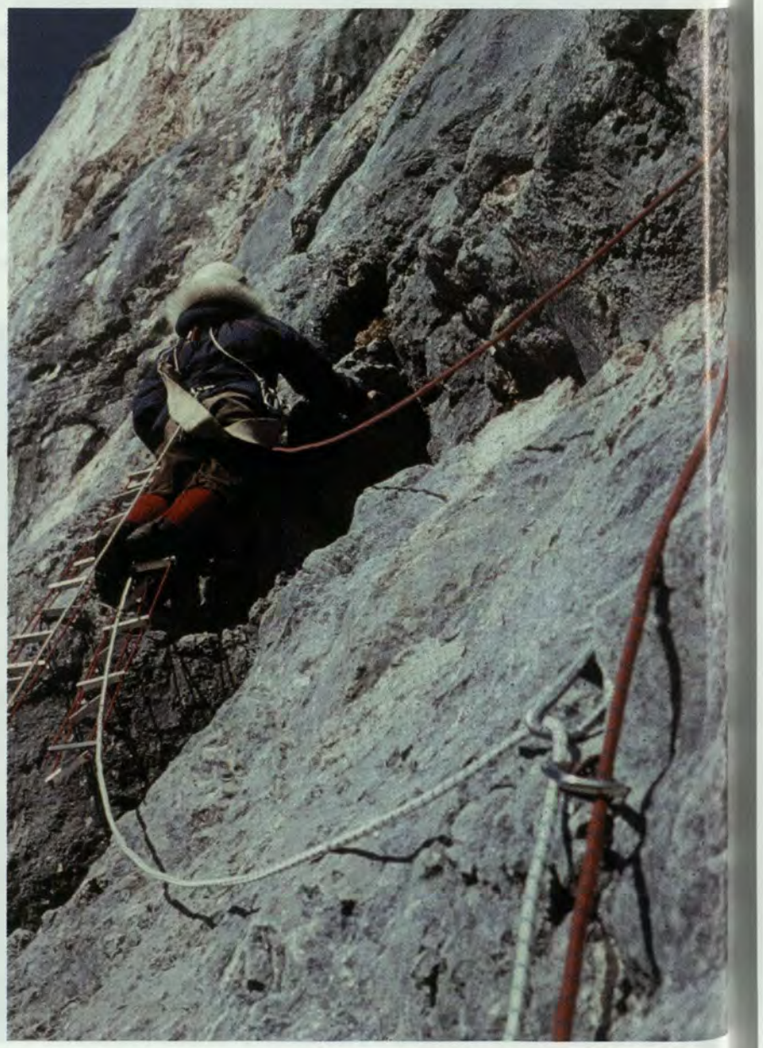
Die 60er Jahre: Werner Schertle dominiert das „Direttissimazeitalter"

Ab den 60er Jahren führt der Reichenhaller Elektromonteur Werner Schertle (* 1938) einige Erstbegehungen durch, die voll im Trend des Direttissimazeitalters liegen. Wegbereitend für die neue Entwicklung, Routen durch steilste Wände möglichst in Gipfelfalllinie („Direttissima") zu begehen (wobei an Haken nicht eben gespart wurde), war 1944 im Wilden Kaiser die Begehung der Fleischbank-Südostverschneidung durch Peter Moser und Wastl Weiss, die dort auch die ersten (zwei) Bohrhaken im Alpenraum schlugen (nach Schubert 2000, 16). Die neue „Methode", ungangbare Stellen zu bewältigen, fand in der „Direttissima" am Predigtstuhl (Wörndl/Hofer 1953) und der Direkten Ostwand an der Fleischbank (Noichl/Wörndl 1957) in den Ostalpen zunächst nur eine zögerliche Fortsetzung, bis sie von den Sachsen in den Dolomiten Ende der 50er Jahre etabliert wurde. Eine Flut von Erstbegehungen im Techno-Stil löste in der Folge eine ebenso lebhafte wie andauernde Diskussion über das Pro und Contra von Bohrhaken aus. Wie auch immer: Mit einigen Jahren Verspätung brach das „eiserne" Zeitalter auch in den Berchtesgadener Bergen an, wobei, wie Schubert (2000, 17) nicht unrichtig bemerkt, die Kletterer heute genaugenommen ebenso in einem „Eisenzeitalter" stecken, nur dass das Zeug halt nicht mehr angefasst wird...

Die erste Neutour Schertles, die Direkte Pfeilersüdwand am Untersberg (mit H. Steinkötter 1962), gehört heute noch zum wildesten und luftigsten, was die Berchtesgadener Alpen an künstlicher Kletterei zu bieten haben. Nach Vorarbeiten benötigen die beiden drei Tage für den durchwegs senkrechten bis überhängenden Anstieg im nicht immer zuverlässigen Fels des abweisendsten Untersbergpfeilers. In einem glatten Wulst im unteren Wanddrittel kommt der erste Bohrhaken der Berchtesgadener Alpen zum Einsatz. Insgesamt benötigen sie für die knapp 300 Meter hohe Wand 150 Haken, vier Keile und sieben Bohrhaken (davon drei zur Standplatzabsicherung). Bemerkenswerterweise blieb Schertle in den Berchtesgadener Alpen über zehn Jahre der einzige Vertreter dieser damals „modernen" Art des Kletterns. Es gelingen ihm noch eine Reihe von Routen durch steilste Wände, bei denen in einem bescheidenen Umfang meistens auch Bohrhaken zum Einsatz kommen. Immer folgen seine Anstiege jedoch den Durchstiegsmöglichkeiten, die eine bestmögliche Verwendung von Normalhaken zulassen.

Nach der Direkten Pfeilersüdwand am Untersberg folgte im gleichen Jahr (1962) noch die Westverschneidung (V+/A3) des Kleinen Watzmann (Schertle/Enzinger), 1963 der Blausandpfeiler (VI-/A2) auf der Salzburger Seite des Untersbergs (Schertle/Stadelberger) und die Wartsteinverschneidung (VI-/A1) an der Nordseite der Reiteralpe (Schertle/Steinkötter). In den Südabstürzen der Reiteralpe („Ramsauer Dolomiten") gelingen seine größten Touren: 1964 mit Klaus Werner die Direkte Südwand (V+/A3) des Großen Mühlsturzhorns, die in gerader Linie mitten durch steile Kalkplatten zieht. Wild sind die Routen am Kleinen Mühlsturzhorn: Schon die Zustiege zur Südwand des Ostsporns

Werner Schertle (1938-1979)
eröffnete in den 60er Jahren schwere Anstiege, u. a. die Techno-Route „Direkte Pfeilersüdwand" (A3, V+) am Untersberg (unten).
Fotos: Archiv Renate Schertle

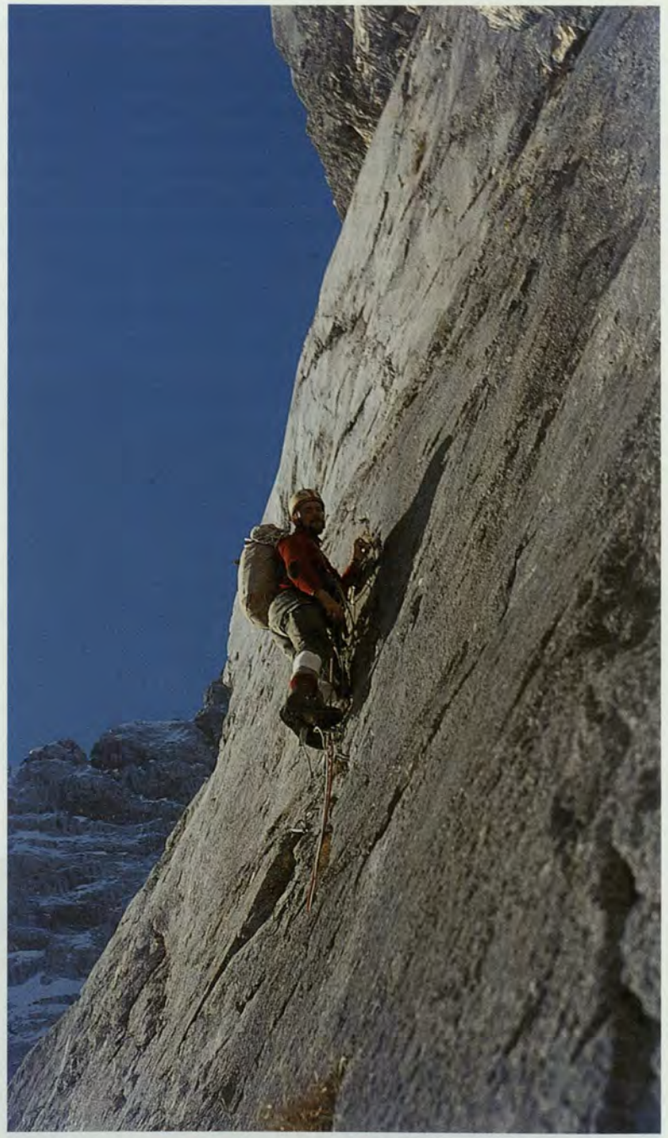


(A3/VI, Schertle/Werner 1965) und zur Direkten Südwestwand („Christlweg", VI/A3, Schertle/Hirnsdorfer 1969) sind Unternehmungen für sich. Besonders am Christlweg erwartet den unerschrockenen Begeher bereits am Einstieg, im Schrofengelände am tiefsten Punkt unter gelb-brüchigen Wänden, von wo völlig unzugängliche Gräben bis ins Klausbachtal hinunterziehen, eine Szenerie, wie er sie wilder in den ganzen Berchtesgadener Alpen nicht finden kann. Geboten war neben einigen schauerlich-brüchigen Seillängen bis zum großen Plattenband eine Vielzahl origineller und schwieriger Passagen in freier und hakentechnischer Kletterei. Den wenigen Begehungen (etwa sieben in 30 Jahren) werden keine weiteren folgen: Beim letzten großen Bergsturz in den Berchtesgadener Bergen am 8. September 1999 lösten sich im Gipfelbereich des Kleinen Mühlsturzhorns ca. 250.000 Kubikmeter Fels (mitsamt dem Ausstiegskamin des Christlweges) und stürzten auf die unteren Wandbereiche. Wenige Wochen zuvor noch hatten Mitglieder der Ramsauer Bergwacht die Standplätze der reizvollen, wegen des langen Zustiegs aber selten begangenen Südwand (Merkl, Bechtold, Müllritter, Bogner, 1924) in unmittelbarer Nähe der Ausbruchsstelle mit Bohrhaken saniert, wobei sie sich über die ungewöhnlich locker sitzenden alten Haken gewundert hatten...

Weitere Schertle-Routen sind der Ostpfeiler (VI-/A2) am Untersberg (Schertle/Zembsch 1966), die Südverschneidung (V+/A2) des Großen Häuslhorns (Schertle/Stutzig 1967) und ein direkter Zustieg zum 1. Absatz des Südpfeilers (V+/A2) am Hohen Gerstfeld (Schertle/Rasp 1968), über den die Nürnberger Armin und Hartwig Erdenkäufer im selben Jahr einen Durchstieg mit außergewöhnlich schwierigen Passagen (VI+/A0) eröffnet hatten.

In den 70er Jahren folgen einige Freiklettereien, so der Achenkopf-Südgrat (Schertle/Braun-Elwert 1973) und die Grünwandkopf-Südostwand (Schertle/Braun-Elwert 1973) im Göllgebiet sowie der „Renateweg" (Schertle/Selbach 1978) und der Südwestpfeiler (Schertle/Pückert 1978) durch die 450 Meter hohe Südwestwand des Großen Mühlsturzhorns.

Die Technoroute durch die abweisende Nordwand des Feuerhörndls (VI-/A3) an der Reiteralm, die Schertle nach langwierigen Vorarbeiten mit verschiedenen Partnern schließlich 1977 mit W. Selbach vollendet, war sein letztes alpines Meisterstück. Ein Sturz im leichten Schrofengelände wenige Meter unter dem Gipfel des Hochstaufen über Bad Reichenhall beendete am 23. Mai 1979 das Leben des bedeutendsten Kletterers des „Direttissimazeitalters" in den Berchtesgadener Alpen.



Der Christl-Weg (VI, A3) in der Südwestwand des Kleinen Mühlsturzhorns wurde ebenfalls von Werner Schertle erstbegangen.
Foto: Karl Schrag

In der „Ära Schertle" waren natürlich auch andere aktiv. In die 60er Jahre fallen einige gewagte Soloerstbegehungen des Gerners Franz Rasp (*1940) wie z. B. die Südkamine am Hohen Gerstfeld (Rasp 1965), die mit dem Schwierigkeitsgrad V stellenweise eher unterbewertet scheinen, sowie die Südkamine und die Ostwand des Großen Grundübelhorns (IV). In der Watzmann-Ostwand gelingen ihm neben einigen im Alleingang eröffneten Varianten die ers-

ten Winteralleinbegehungen von Kederbacherweg, Münchner Weg und Berchtesgadener Weg. Die Watzmann-Ostwand kannte der „Hasei", wie er in Berchtesgaden genannt wurde, wie kein zweiter. Und ausgerechnet dort ereilte den jahrelangen Vorsitzenden des Internationalen Bergführerverbandes sein Schicksal: Einen Tag vor Silvester des Jahres 1988 stürzte er bei seiner 295. Ostwandbegehung auf dem Berchtesgadener Weg mit seinem Kunden aus nicht nachvollziehbaren Gründen tödlich ab.

Bereits 1962 fanden die Brüder H. und F. Schülein durch steile Risse einen direkten Ausstieg zur Gelben Mauer am Untersberg. Die gelungene Variante (damals VI-/A2) bietet heute eine beliebte Freikletterei im Grad VI+. Einsamkeit garantiert ist in ihrer Route am Predigtstuhl an der Reiteralm. In der über einen mehrstündigen Zustieg erreichbaren 120 Meter langen Südostwand (VI-/A3) waren wegen der Geschlossenheit des Felses Spezialhaken nötig.

Ausgesetzte Kletterei in der Pfeilsüdwand am Untersberg (Hinterstoisser/Kurz, VII)
Foto: Karl Schrag

Die 70er Jahre – Renaissance der Freikletterei unter Brandner/Krafft

So wie die Seilschaften Aschauer/Kurz in den 20er Jahren und Hinterstoisser/Kurz in den 30er Jahren das Klettergeschehen geprägt hatten, dominierte in den 70er Jahren die hervorragend aufeinander eingespielte Seilschaft Heini Brandner (* 1946) und Hans Krafft (* 1949) das Klettergeschehen in den Berchtesgadener Alpen. Meistens zusammen, gelegentlich auch mit anderen Partnern, gelangen ihnen zahlreiche Neutouren im damals obersten Schwierigkeitsgrad. Konnten die Schertle-Routen insgesamt charakterisiert werden mit: „meistens technisch, gelegentlich frei", so wandelte sich das Verhältnis unter Brandner/Krafft ins Gegenteil. Die beiden waren in den Berchtesgadener Bergen die wesentlichen Initiatoren einer Renaissance der Freikletterei, wie sie ab Beginn der 70er Jahre auch in anderen Alpengebieten zu beobachten war. Immer mehr Kletterer kamen offenbar zu der Meinung, dass die „Technokratie" am Fels in eine Sackgasse der Entwicklung geführt hatte.

Mit nicht nachlassendem Eifer sammelten die beiden bis in die 80er Jahre ihre Neutouren (meist im VI. Grad, mit gelegentlichen A-Stellen) wie folgt: Südl. Alpeltalkopf-Nordpfeiler (Brandner/Gröll 1968), Hoher Göll dir. Nordwestwand (Brandner/Rechler 1969) und Zickzack-Risse (Brandner/Rechler 1970) – beide heute kaum mehr begangen –, Kleiner Watzmann Neue Westverschneidung (Brandner/Rechler 1970) – eine außergewöhnlich elegante Kletterei mit einer Bilderbuchverschneidung ganz oben –, Gurrwand-Südpfeiler (Brandner/Krafft 1971) und direkte Gelbe Mauer (Brandner/Krafft 1972) am Untersberg – letztere ihr Meisterstück, das lange als schwierigste Kletterei weit und breit galt, teilweise spärlich abgesichert mit schlechten Haken, die zweite Begehung gelang 1974 dem Münchner Bruno Friedrich mit Gef. im dritten Anlauf, danach nur wenige Begehungen, seit 1997 „saniert" (VI+/A0 oder VIII), die nahe Südwand (III+) bietet (abschreckende) Einblicke –, dir. Nordwand der Nördl. Alpeltalköpfe (Brandner/Meissner 1971) – die ersten 20 Meter ohne Möglichkeit einer Zwischensicherung wurden mit VI+ bewertet! –, eine Variante in der Alpa-Nordwand (Krafft/Rechler 1973), Westwandrisse (VI+) am Kleinen Watzmann (Brandner/Krafft 1973), Südpfeiler (Krafft/Brandner 1973), Südwandriss (1973) und Südriss (1979) am Gr. Mühlsturzhorn – lohnend ist besonders der Südpfeiler –, Südl. Alpeltalkopf Nordwand (Brandner/Meissner 1974), Pflughörndl-Südverschneidung (Krafft/Brandner/Meissner 1975), direkte Nordwand der Alpawand (Krafft/Meissner 1976) – ein außergewöhnlicher Anstieg durch die 650 Meter hohe Alpawand, unterer Teil nicht ganz fest und teilweise etwas grasig, nach einer Seillänge hakentechnischer Kletterei (heute VII) großartige Freikletterei durch die markante Riesenverschneidung –, Schönwandeck-Ostpfeiler (Krafft/Meissner 1976) – einsam und kaum wiederholt, etwas für wahre Alpinisten –, Südostkante des Kleinen Grundübelhorns (Brandner/Krafft 1977), Alpa-Nordverschneidung (Brandner/Krafft 1978) – kein Vergleich zur dir. Nordwand –, Kleiner Bruder dir. Nordwand (Krafft, Brandner 1978), Pfeilerrisse am Untersberg (Brandner/Krafft 1978) – eine kurze, aber bemerkenswerte Risskletterei, glatt VI, in Verbindung mit dem Schülein-Ausstieg zur Gelben Mauer eine tolle Tour! –, „Werner-Schertle-Gedächtnisführe" am Dürreckberg (Brandner/Krafft 1979), Edelweißlahner-Südpfeiler (Brandner/Krafft 1979), sowie am Kleinen Watzmann die Jubiläumsverschneidung (Brandner/Krafft 1981), erstbegangen am 6. Juni 1981, genau 100 Jahre nach der Erstbegehung der Watzmann-Ostwand. Schließlich, 1983, legen die beiden noch einen drauf und begehen am Blausandpfeiler des Untersbergs die „Plattenführe" (VII/A0). Beide unternahmen auch schwierigste Bergfahrten in den Dolomiten und Westalpen (zum Teil in sehr schnellen Begehungszeiten) wie auch außergewöhnliche Wintererstbegehungen, und waren als Mitglieder der Bergwacht Berchtesgaden bei spektakulären Rettungsaktionen an vorderster Stelle im Einsatz. Anders als so viele, die über einen längeren Zeitraum die Maßstäbe im Klettern setzten, leben beide heute noch.

Natürlich waren Brandner und Krafft nicht die einzigen, die in den 70er Jahren Erstbegehungen durchführten. Es tauchen da noch andere Namen auf, die zwar nicht so viele Neuanstiege vorzuweisen haben, deren Routen jedoch den von Brandner/Krafft eröffneten in keiner Weise nachstehen. Ein höchst bemerkenswerter Anstieg gelingt z. B. den Franken Rudi Bülter und Kurt Stör 1971 mit der Direkten Südverschneidung am Großen Mühlsturzhorn. Geboten ist bis zur Mündung in die (alte) Südverschneidung von Lobenhoffer und Gef. (1948) eine höchst elegante und ausgesetzte Kletterei durch eine feine Verschneidung (VI/A2 oder VII), in der Passagen des glatten VI. Grades zwischen den Haken zu klettern sind. Erstbegeher war jener Bülter, der

Die Seilschaft Brandner/Krafft eröffnete schwerste Anstiege am Untersberg, hier die Gelbe Mauer am Berchtesgadener Hochthron.
Foto: Karl Schrag

mit Michael Gröll bereits 1967 die Südverschneidung des Großen Grundübelhorns begangen hatte, eine riesige Verschneidung, der (neben der Direkten Mühlsturzkante und dem Kleinen Trichter am Göll) die Ehre einer Aufnahme ins bekannte Buch von W. Pause und J. Winkler („Im extremen Fels" 1970) zuteil wurde. Die „Pause-Tour", die trotz des langen Zustiegs früher nicht selten begangen wurde, sieht heute kaum noch Kletterer.

Gerade in den 70er Jahren machten einige „Drausdige" (= Auswärtige, d. h. jenseits der Grenzen des Passes Hallthurm beheimatete Menschen) mit außergewöhnlichen Neutouren von sich reden. 1971 kletterten die in Reichenhall stationierten Sepp Babl und Sepp Mack ihre zwei höchst anspruchsvollen Pfeilerrouten in der Göll-Westwand. Der „Westwandpfeiler", vormals VI/A2, ist wegen der zunehmenden Zahl ausgebrochener, nicht nachgeschlagener Haken heute mit VII-/A2 (bzw. IX-) bewertet. Die Führerliteratur empfiehlt dem konventionellen Begeher freundlich die Mitnahme eines Stockes „als verlängerten Arm" zum Einhängen der Trittleiter in die Bohrhakenleiter der gnadenlos ausgesetzten Gipfelwand. Die Abstände sind wahrlich famos, wie sie geschlagen werden konnten, bleibt mysteriös... Auch der linke der beiden Pfeiler, der mit VI-/A3 bewertete „Trichterpfeiler", überrascht den Besucher mit weiten Hakenabständen und einem trickreichen Seilzugquergang. Bei freier Kletterei erhöhen sich die Schwierigkeiten auf VIII+. Im selben Jahr begingen die beiden noch die Nordostverschneidung des Wartsteins an der Reiteralm. Auch dieser Anstieg gibt Rätsel auf: Wie sonst als mit modernen Klemmgeräten ist die 35 Meter hohe glatte Rissverschneidung der ersten Seillänge absicherbar?! Haken stecken so gut wie keine, die Schwierigkeiten werden heute mit VII- / VII angegeben! Wer die Sache im Griff und einige „friends" am Gurt hängen hat, findet jedenfalls eine außergewöhnlich elegante Kletterei in bestem Fels vor. Die Spuren des legendären Neu-Ulmers Sepp Mack verlieren sich nach der Bundeswehrzeit in den Berchtesgadener Bergen. Das Bergsteigen gab er aber offensichtlich nicht auf: Wie man hörte, stand er am 14. Oktober 1978 als zweiter Deutscher nach Reinhard Karl auf dem Mount Everest. Der Reichenhaller Heeresbergführer Sepp Babl stürzte bei einem Gleitschirmflug vom Hochstaufen im Winter 1993 tödlich ab.

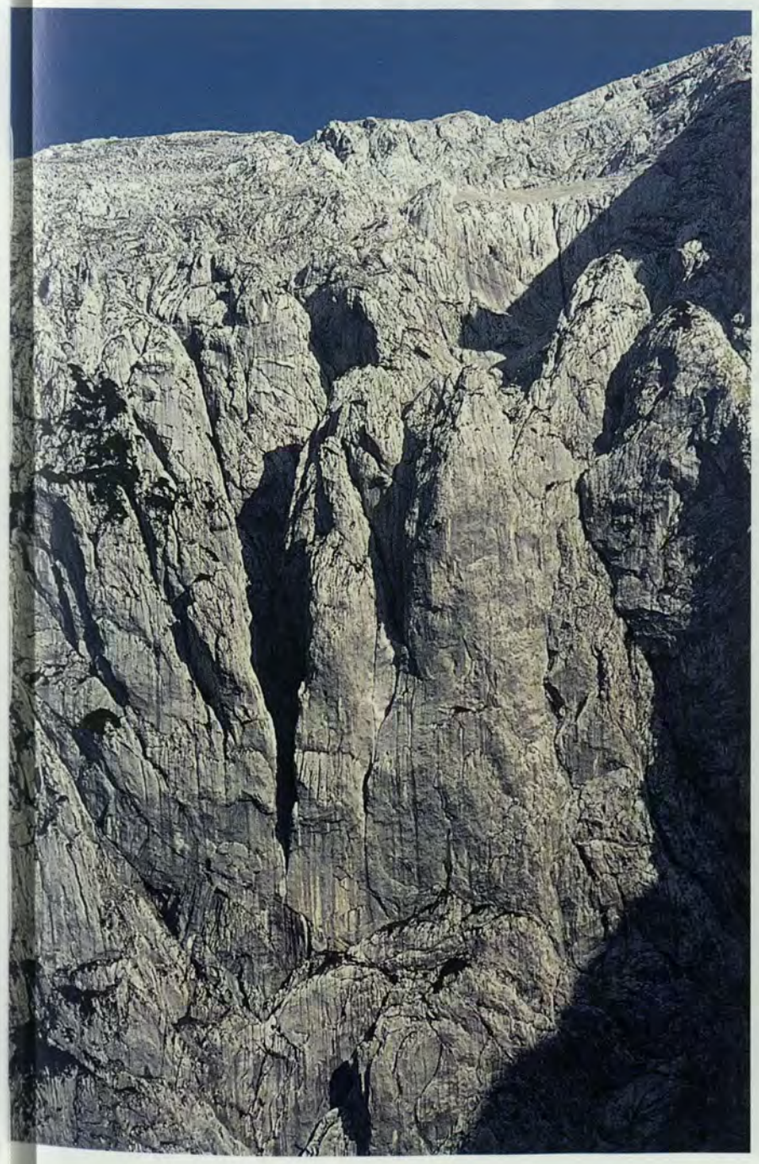
Eine Klassetour gelingt dem jungen Traunsteiner Karl Schrag 1973 mit Sepp Trippacher an der Wartsteinwand (Reiteralm Nordseite): Die „Sepp-Rieser-Gedächtnisführe" zieht in idealer Linie mitten durch eine der steilsten und plattigsten Wände der gesamten Berchtesgadener Alpen. Egal ob einer die 350 Meter hohe Route konventionell (VI/A1) oder frei (bis VIII) klettert, die Erwartungen an den Klettergenuss dürfen ganz oben angesetzt werden. Bereits 1968 beging Schrag mit Toni Kallsberger am gleichen Berg die „Karl-Bierdimpfl-Gedächtnisführe", ebenfalls eine lohnende, etwas im Schatten der vorgenannten stehende Route. Mitte der 80er Jahre wird die Wartsteinwand noch einmal ins Zentrum der Aufmerksamkeit rücken.

Von München rücken 1974 die „Rosaroten Panther" (so der Name des Kletterclubs) J. Kaufhold, P. Trommer und S. Gschwendtner an und begehen im Göllgebiet die zunächst unter dem markigen Namen „Tetterrisse" veröffentlichte Route. Die Namensgebung beruht auf einem Kartenfehler, der Taderer (Tetter) steht im Kar daneben. Auch wenn die Route nun als „Südwandrisse des Grünwandkopfes" im Führer steht, ist sie deshalb kein bisschen leichter geworden. Die Riss- und Verschneidungskletterei im glatten VI. Grad mit zwei Schlingenständen muss größtenteils selbst abgesichert werden. Kein einheimischer Kletterer hatte der bis zu 600 Meter hohen, etwas abseits stehenden Wand bis dahin seine Aufmerksamkeit geschenkt. Die Begehung der Münchner sorgte für eine gewisse Unruhe unter den Berchtesgadener Platzhirschen, die sich aber bald wieder legte, als keine weiteren Aktionen zu verzeichnen waren.

Ein vergleichbarer Streich gelang dem Bischofshofener Albert Precht. Er, der allein auf der Hochkönig-Südseite einige Hundert Erstbegehungen vorlegte (ca. 800 insgesamt), war, was Erstbegehungen betrifft, im nördlichen Teil seiner Bergheimat offensichtlich weniger umtriebig. Als er jedoch 1979 anlässlich einer Begehung der Dürnberger-Route an der Alpa-Wand feststellen musste, dass die linke der beiden riesigen Verschneidung dort noch unbegangen war, fuhr er wohl nur noch nach Hause, um einige Haken einzupacken... In einer handstreichartigen Aktion gelang ihm mit W. Sucher an einem Föhntag im November des Jahres 1979 mit einer Handvoll Haken die immerhin noch elf Seillängen lange „Prechtvariante". Begeher sollten sich im VI. Grad sicher fühlen!

Last not least darf sich der Autor selbst in die Reihe der Erschließer der 70er und frühen 80er Jahre einreihen. Noch im Schulalter wurde mit jugendlichem Elan der linke Wandteil der Hirschwieskopf-

Nordwand an der Reiteralm angegangen. Das Ergebnis, die Direkte Nordwand VI-/A1 (R.Goltermann/A.Hirschbichler 1975), bietet vorwiegend freie Kletterei mit einigen hakentechnischen Passagen. Eine von dem ausgesprochenen Klettertalent Rüdiger Goltermann bei der Erstbegehung frei geklettere Stelle (mindest. VI+) wurde nach dem Flug eines namhaften Wiederholungsaspiranten durch einen Haken entschärft. Wie die Jungfrau zum Kind kamen Hans Niederberger und Hirschbichler 1976 zu einer Neutour am Hohen Göll, als sie sich anlässlich eines Begehungsversuches des Trichterpfeilers entschlossen, nach der ersten Seillänge anstelle des Seilquerganges gerade hoch in Richtung des Kleinen Trichters zu probieren und nach vier Seillängen reiner Freikletterei in bestem Fels tatsächlich das untere Trichterende erreichten. Der „Direkte Kleine Trichter" (V+) im zentralen Wandteil der Göll-Westwand entwickelte sich, besonders in Kombination mit dem rechten Ausstiegskamin, zu einer beliebten Tour. Als Zustieg zum eigentlichen Einstieg, zum „Warmklettern", empfehlen sich statt der alten Westwand die ersten fünf Seillängen der Kleinen Trichter-Führe. In den 80er Jahren folgten dann unter anderem die „Neue Nordwand" (VI-/A2) der Nördl. Alpeltalköpfe (Meissner/Hirschbichler 1980) und drei Routen am Häuslhorn: der Südpfeiler, die Südrisse (beide Jostl/Hirschbichler 1981) und die „Zauberplatten" (Hallinger/Hirschbichler 1982). Der sanierte Südpfeiler V+ („Reichenhaller Pfeiler") bietet eine nette Alternative zur klassischen Häuslhorn-Südwand.



Die Göll-Westwand mit dem prallen Kalkbug des berüchtigten Westwandpfeilers, wo Thomas und Alexander Huber mit „Scaramouche" (IX+/X-) eine der schwierigsten deutschen Alpinrouten eröffneten.
Foto: Karl Schrag

In der Familie des Autors scheint ein „Klettergen" tief verankert zu sein. So fand der Autor, Sohn des 1959 am Batura I (7785 m) im Karakorum verschollenen Berchtesgadener Bergsteigers Albert Hirschbichler, der in den 50er Jahren zu den führenden der Region zählte, mit dem Sprießen der ersten Barthaare eine Gebirgsleidenschaft in sich vor, die ihn mehr als 25 Jahre ins Gebirge und in Routen des VI. Grades führte, ohne dass ihn die Schwerkraft jemals wesentlich zu Fall hätte bringen können. Bis zum 29. Mai 1997: Ein Missverständnis im Klettergarten führt zum freien Fall über 28 Meter, den die Wirbelsäule samt Rückenmarksnerven nicht unbeschadet überstehen konnte, so dass nun Alternativen zum geschätzten Klettersport gefragt sind... Die Schwester, Barbara Hirschbichler, kletterte Ende der 80er Jahre bis zum X. Grad („Pulce d' Aqua" am Schleierwasserfall, 8b), bis sie ihre Aktivitäten mehr aufs Höhenbergsteigen verlagerte. Im Herbst 2001 gelang ihr mit dem Dhaulagiri der dritte Achttausender.

Die 80er Jahre – der VII. Grad in den Berchtesgadener Bergen: Rudi Klausner und die Seilschaft Köppl/Hallinger

Der Ramsauer Lorenz Köppl (*1960) und die Schönauer Michael Hallinger (*1961) und Rudi Klausner gehörten Anfang der 80er Jahre zu den ersten, die die Grundgedanken der Freikletterbewegung in den

Berchtesgadener Bergen in die Tat umsetzten – wobei, wie man sagen muss, gerade hier die Widerstände der „Traditionalisten" unter den Kletterern gegen die neue Bewegung nicht unerheblich waren. Es dauerte nicht lange, bis einige klassische Anstiege mit Hakenpassagen frei (alle VI+ bis VII) bzw. a. f. geklettert werden konnten (bekannte Beispiele: Kleiner Trichter am Göll, „Schülein-Ausstieg" zur Gelben Mauer, Südwestwand und Direkter Barthkamin am Untersberg, (alte) Mühlsturzkante, Westwandriss (Dreher/Kurz) und Westverschneidung (Schertle) am Kleinen Watzmann, Wartsteinkante an der Reiteralm).

Bemerkenswert ist, dass die „Direkte Gelbe Mauer" von Brandner/Krafft (1972) erst im Frühjahr 1981 ihre 3. Begehung durch die Seilschaft Köppl/Hallinger erhielt – die 4. Begehung gelang dem Autor im Herbst des gleichen Jahres mit R. Klausner (wobei bei ersterem auf dem Weg zum Einstieg ein zweimaliges Verlassen des Weges in die Büsche nötig wurde). Den ersten Neuanstieg im VII. Grad in den Berchtesgadener Bergen eröffneten Rudi Klausner und Sepp Aschauer in der Westwand des Kleinen Watzmann („Sakrisches Eck", VII-) 1981. Die Route weist allerdings sehr inhomogene Schwierigkeiten auf und wird heute kaum mehr begangen. Frühe Höhepunkte von freien Begehungen älterer Routen waren 1983 die Sepp-Rieser-Gedächtnisführe (VIII-, Hallinger/Köppl) sowie die Direkte Südwand (VIII-, Klausner/Köppl) und Direkte Südkante (VIII-, M. Leinauer/Barbara Hirschbichler) am Großen Mühlsturzhorn. Überliefert ist die erste Reaktion eines älteren Lokalmatadors (dessen Kompetenz für den VI. Grad außer Frage steht), als die erste freie Begehung der direkten Südwand am Mühlsturzhorn vermeldet wurde: „Frei nie, ohne Leiter'l vielleicht..." Der Sprung von VI+/A0 zum VII. oder VIII. Schwierigkeitsgrad war auch ein mentales Problem. Wer noch nicht den Blick hatte für feinste kletterbare Felsstrukturen und die entsprechenden (dynamischen) Bewegungsabläufe, dem musste das Ganze vorläufig unbegreifbar bleiben.

Ein Brandner-Krafft-Klassiker am Untersberg, Direkte Gelbe Mauer (VI+, A2)
Foto: Karl Schrag

Neben ersten Rotpunktbegehungen älterer Routen gehen auch einige Erstbegehungen der frühen 80er Jahre auf das Konto der Seilschaft Hallinger/Köppl, so die Routen „Trespass" (VI-/A1) am Großen Grundübelhorn, „Miraculix" (VI+/A1) und „Spekulatius" (V+) am Kleinkalter, Requiem (VI+) am Rotpalfen. Eine bereits 1980 begangene Variante zum Direkten Kleinen Trichter über eine Wasserrille in glattgeschliffenem Fels („Heiße Rille" – eigentlich wollte Hallinger die Sache nach fünf Meter abbrechen, konnte aber nicht mehr zurück) erfordert zweifellos ebensolchen Mut wie die Schlüsselseillänge einer 1983 in der Häuslhorn-Südwand eröffneten Variante: Der äußerst kompakte Fels lässt bei der Kletterei im glatten VI. Grad kaum Zwischensicherungen zu. Ein bemerkenswerter Anstieg gelang den beiden mit der Route „Aquarius" in den Südabstürzen des Kleinen Archenkopfes (Göllgebiet). Die mit V+ eher unterbewertete Kletterei durch unvergleichliche Wasserrillen wurde 1982 völlig „clean", also ohne einen Haken zu schlagen, erstbegangen. Die Route wird heute als beliebte extreme Genusskletterei oft wiederholt. Links und rechts von „Aquarius" begingen die Österreicher H. Wallinger und M. Schwaiger 1986 drei Neuanstiege bis VII-/A0.

Keinesfalls vergessen werden dürfen die Pioniertaten im Schwierigkeitsklettern der Berchtesgadener Sportkletterer Manfred und Christof Klaus. Unbemerkt von der Öffentlichkeit eröffneten die beiden bereits 1980 an einem namenlosen Felsabbruch („hinter der Evangelischen Pfarrkirche") mitten in Berchtesgaden eine knallharte IX-Route („Pumping Iron"). 1982 folgte an einem Felsblock am Königssee („Liefensteine") „Nez perce" (= gebrochene Nase) im Grad IX+/X-, 1983 im Klettergarten in der Aschau „Assiniboine" (X-).

Die beiden waren Boulderer der ersten Stunde. Bereits in den frühen 80er Jahren konnte Manfred an den Liefensteinen Probleme wie „Siemens Lufthaken" (Boulderscala 7a = IX-) oder Wales (7b) realisieren. Mehrere Jahre bastelte er an der vollständigen Umrundung eines Felsblocks, die schließlich vom Salzburger Klemens Loskot Ende der 90er Jahre in einer der schwersten Boulderrouten weltweit gelöst wurde („Agifuji", Boulderscala 8b), bevor auch Manfred eine Begehung gelang. Trotz intensiver Bemühungen namhafter Bewerber blieben Manfreds (kurze) Sportkletter- und Boulderrouten zum Teil lange Jahre unwiederholt.

1982 taucht ein Name auf, der das alpine Sportklettern in den Berchtesgadener Alpen bis heute maßgeblich mitbestimmt: Richard Koller. In den frühen Jahren noch mit S. Maltan unterwegs, gelingen dem Oberauer zunächst Routen wie „Kreuzfidel" (VI, 1982) am Kleinen Watzmann, „Genußspecht" (V, 1983) am Großen Mühlsturzhorn oder die „Neue Südwand" (VI-, 1983) ebenfalls am Großen Mühlsturzhorn. Es handelt sich aber noch nicht um „typische" Sportklettereien, weil es mehrfach noch technische Stellen zu überwinden gilt.

1984 treten zum ersten Mal die Gebrüder Thomas und Alexander Huber („Huber-Buam", *1966 und 1968) aus Palling (Nähe Traunstein) in Erscheinung, die später Meilensteine in der Kletterei setzen werden. Ihre ersten Erfahrungen mit Erstbegehungen sammeln sie im „Rauhnachtstanz" (VI+, A. u. Th. Huber 1984) und in der „Amokspur" (VII-, Th. Huber/F. Mussner 1984) in der Wagendrischelhorn-Südwestwand.

Für Aufsehen sorgt 1985 ein neuer Anstieg am Untersberg. Mit der „Direkten Westwand" eröffnet der Gerer Hans Renoth am Untersberg erstmals eine Route von oben nach unten. In monatelanger „Arbeit" seilt er sich zumeist allein in die stark überhängende Wand und setzt Dutzende von Bohrhaken. Am Anfang fand die Route (A2/VI-) evtl. wegen des Stils der Erstbegehung wenig Beachtung. Nachdem man aber erkannt hatte, dass sich die Hakenkletterei in eine hervorragende Freikletterei im Grad VII+/VIII- verwandeln lässt, entwickelte sie sich bald zu einer der beliebtesten alpinen Sportkletterrouten in den ganzen Berchtesgadener Alpen.

1986 sieht das Große Mühlsturzhorn wieder einmal Erstbegeher: Neben der „Südkurve" (VII) von Wolfgang Palzer und Annemarie Pfnür ist vor allem die Route „Gnadenlos" (VII-) von Michael Hallinger, Rudi Brandner und Gerhard Horn zu nennen. Der Name ist bezeichnend für die von unten mit wenigen Haken eröffnete Route durch den kompaktesten Teil der Mühlsturz-Südwand. In der ersten Seillänge muss mit Stürzen bis zum Boden gerechnet werden. Oben sind zusätzliche Sicherungsmöglichkeiten zu den spärlichen Haken fast nicht anzubringen (evtl. Mikrokeile). Bis heute wurde nur eine vollständige Wiederholung bekannt (F. Fendt/M. Grassl 2000). Die wenigen weiteren Begehungsversuche wurden spätestens im oberen Teil, wo man zur Lobenhoffer-Route queren kann, wegen „kompletter psychisch-physischer Erschöpfung" (Wortlaut eines Betroffenen: L. Köppl) abgebrochen. Im selben Jahr (1986) durchsteigen Richard Koller und Rudi Brandner die Rotpalfen-Ostwand auf einer neuen Linie („Donnerwetter") im wegweisenden Grad VII+/VIII-. Zum ersten Mal wird die Route in einem Stil eingerichtet, wie er später bei extremen Erstbegehungen allgemein üblich wurde: Sichere Bohrhaken werden von meist mehr oder weniger schlechten Fixpunkten (Haken, Klemmkeilen, Skyhooks etc.) aus gesetzt. Erst nach der Erschließung kann die Route nach mehr oder weniger langen Bemühungen „Rotpunkt" geklettert werden.

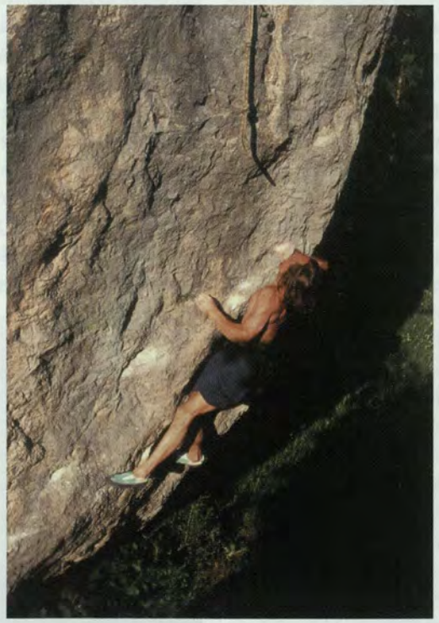
Die späten 80er und 90er Jahre – Neue Dimensionen der Schwierigkeit: Die „Huber-Buam" und andere

Ab Mitte der 80er Jahre stehen zwei Wände im Mittelpunkt des Interesses: die Südwestwand des Wagendrischelhorns und die Nordabstürze der Reiteralm. In den sonnigen Platten der ersteren entste-

Die Reiteralpe von der Wartsteinkante (links) bis zum Schornsteinpfeiler
Foto: Karl Schrag

hen nach „Rauhnachtstanz“ und „Amokspur“ weitere Freikletterrouten: „Atlantis“ (VII+, F. Mussner/G. Wallner 1985), „Nix für unguat“ (VII, W. Kurzeder/A. Eidam 1987) oder „Schmittchen Schleicher“ (meist VII, Stelle IX, A. Huber/R. Weizbauer 1987) bieten durchwegs eher kurze, dafür umso steilere Platten- und Wasserrillenkletterei in bestem Fels. Bedeutsamer aber werden die Wände zwischen dem Feuerhörndl und der Wartsteinwand an der Reiteralm. Ins Jahr 1984 fällt der Beginn einer jahrelangen Erschließung von Routen jenseits des VII. Grades mit den „Huber-Buam“ als Hauptakteuren, deren vorläufigen Höhepunkt die von Th. Huber 1994 Rotpunkt begangene Route „End of silence“ (X+) am Feuerhörndl darstellt. Doch der Reihe nach: Die Eröffnung von „Sundance Kid“ (VII, Stellen A2/A3, 3xCliffh., Th. Huber/F. Mussner 1984), „Dave Lost“ (bis VII, A. u. Th. Huber 1986), „Utopia“ (bis VIII, A. u. Th. Huber 1986) oder die 300 Meter hohe, von unten ohne vorheriges Erkunden eingerichtete Route „Vom Winde verweht“ (A. u. Th. Huber 1987) mit Schwierigkeiten bis X- (3 Seill. im IX., 2 im VIII. und 3 im VII. Grad) waren zweifellos Meilensteine des alpinen Schwierigkeitsklettern nicht nur in den Berchtesgadener Alpen. Nach den Routen in der Wartsteinwand folgte „Siddharta“ (IX- Passage, oft VIII, kaum unter VII, A. Huber/F. Mussner 1987) als erste von drei neuen Routen am Feuerhörndl. Nebenbei liefen die Versuche der „Huber-Buam“ in der Göll-Westwand, in der 1989 nach Fertigstellung und anschließender Rotpunkt-Begehung (Sept. ‘89) der Route „Scaramouche“ die wahrscheinlich erste Route des X. Grades im Gebirge überhaupt eröffnet wurde. Fünf von sieben Seillängen erreichen den IX. Grad! Bis heute wurde eine Wiederholung (a. f.) bekannt (P. Stocker/A. Heiß 1995). An der Reiteralm folgten am Feuerhörndl „Monstermagnet“ (ca. X+, A. u. Th. Huber mit verschiedenen Gefährten – von A. Huber a. f. geklettert, Rotpunktbegehung steht noch aus) und am benachbarten Wartstein „Soulrider“ (bis X-, A. Huber/G. Wallner 1990) in der in weiten Teilen überhängenden südwestlichen Begrenzungswand der bekannten Wartsteinkante. Hier weisen die Erstbegeher freundlich darauf hin, dass auch im schwierigen Gelände weite Hakenabstände in Kauf genommen werden müssen. Sechs Jahre (1986-1992) dauerte die Erschließung der 350 Meter hohen „End of Silence“ (X+ bzw. 8b+). Nach neun Seillängen im VIII., IX. und X. Grad erwartet den Begeher erst die Schlüsselseillänge im oberen X. Grad. Nachdem er 20 Tage allein in der Wand mit dem „Ausbouldern“ der Route verbracht hatte, gelang Thomas Huber im August ‘94 die erste Rotpunkt-Begehung. Bis heute weist der Anstieg drei Wiederholungen auf. Die 2. Begehung gelang dem jungen Sachsen Jörg Andreas, die 3. Stefan Glowacz 2001.

Ins Jahr 1992 fällt Alex Hubers Begehung (Rotkreis) der Route „Om“ (XI bzw. 9a) in der Göll-Westwand. Namhafte Bewerber konnten die Passagen zwar einzeln, aber nicht durchgehend klettern, so dass eine Wiederholung noch aussteht. Wie man hörte, brach ein winziges Felszäckchen (die Bezeichnung Griff wäre abwegig) aus, was unter den wenigen Berufenen zu lebhaften Diskussionen darüber führte, ob die Route noch dieselbe sei. Die Meinungsverschiedenheiten dauern an, einmal mehr gilt der Satz: „Die Wahrheit wissen nur die Götter“. Seit 1995 betreiben die Huber-Buam das Bergsteigen als Beruf. Gemeinsam oder mit anderen Partnern gelangen aufsehenerregende Unternehmungen im Yosemite und im Himalaya.



Die Zehnmeter-Route „Wales“ (X-/X) am Liefenstein/Königssee kletterte Christof Klaus bereits 1983. In fünf Metern Höhe steckt der einzige Bohrhaken.
Foto: Albert Hirschbichler

Aber auch außerhalb der Reiteralm-Nordseite blieb die Zeit nicht stehen: Anspruchsvolle alpine Anstiege, die einen geübten Umgang mit Klemmkeilen erfordern, eröffnen 1988 M. Hallinger und R. Brandner am Blausandpfeiler/Untersberg („Nadelkissen“, VII+) und R. Brandner mit R. Koller in einer Variante zur klassischen Südwestwand von Hinterstoißer/Kurz („Untersbergmanndl“, VII). In

Stefan Glowacz in „End of Silence“, der Toptour von Thomas Huber. Glowacz glückte die „Trilogie“, die Durchsteigung der drei schwersten Alpinrouten mit „Silbergeier“ (Rätikon) und „Des Kaisers neue Kleider“ (Wilder Kaiser) 2001.
Foto: Klaus Fengler

der Gurrwand finden die beiden Wettkampfkletterer Franz Koller und Bernhard Wolf (der später unter tragischen Umständen in einer Lawine am Kehlstein ums Leben kam) die mit Bohrhaken spärlich abgesicherte Route „Frei wie der Wind" (VII+). Ihre Route „Cheyenne" in der oft überhängenden Nordwand des Südlichen Alpeltalkopfes (Göllgebiet) (VIII+, F. Koller/B. Wolf 1990) kann als Markstein der Klettergeschichte in den Wänden um Berchtesgaden angesehen werden. Die Schlüsselstellen liegen zwischen den Haken!

1989 greift der Königsseer Michael Graßl in das Klettergeschehen ein. Vor allem mit Richard Koller glücken, vorwiegend am Untersberg, zahlreiche Erstbegehungen, die bei Sportkletterern auch heute noch beliebt sind (z. B. „Schwarzer Sheriff", VII-). Ein frühes Highlight legen die beiden mit der Route „Eiskalt" vor: Auch in der mit VIII- unterbewerteten 2. Seillänge (tatsächlich ist sie IX-) steckten kaum Haken, so dass Stürze bis zum Boden nicht ausgeschlossen waren. Eine Begehung für nicht Lebensmüde konnte erst nach einer grundlegenden Sanierung 1995 empfohlen werden. 1989 erwähnenswert ist noch die Graßl/Koller-Route „Blaueistraum" am Rotpalfen (VIII-), der ein Jahr später „Walk of Life" (VII/VII+) folgt. In der gleichen Wand entstehen 1990 und 1993 zwei ausnahmsweise nicht von Berchtesgadenern eröffnete Routencreationen: „Wellenreiter" (bis VIII-, Runouts im VII. Grad) und „Seele brennt" (180 m, 1 Seill. IX-/IX, Rest VIII) der Münchner Digi Langen und Michael Karl.

Die prallen Südwände des Berchtesgadener Hochthrons (Untersberg) boten bis Ende der 90er Jahre ein erstaunlich reichhaltiges Neulandpotenzial. Wenige Wiederholungen fanden „Robbi, Tobbi und das Fliwatüüt" (VII+, M. Grziwatsch/B. Illguth 1993) am Südostpfeiler und „Child of Sun" (bis IX, R. Brandner/M. Graßl 1994) im Bereich der direkten Gelben Mauer, wohingegen sich „Zeichen der Zeit" (VIII+ bzw. VII/A0, R. Koller/G. Benischke 1995) und „Just for Fun" (bis VIII-, M. Graßl/R. Koller 1996) im westlichen Wandteil bald zu beliebten alpinen Sportklettereien entwickelten. Die letzten beiden sind mit Bohrhaken vorzüglich abgesichert. In der Nähe des direkten Barthkamins entstand von 1996 bis 1998 schließlich noch die anspruchsvolle Neun-Seillängen-Route „Barbarossa" (IX+) der Traunsteiner Ossi Praxenthaler und Sepp Wermuth. Eine Vielzahl von alpinen Sportkletterrouten eröffneten in erster Linie Salzburger Kletterer auf der Salzburger Seite des Untersbergs, im Bereich der Doppler-Wand.

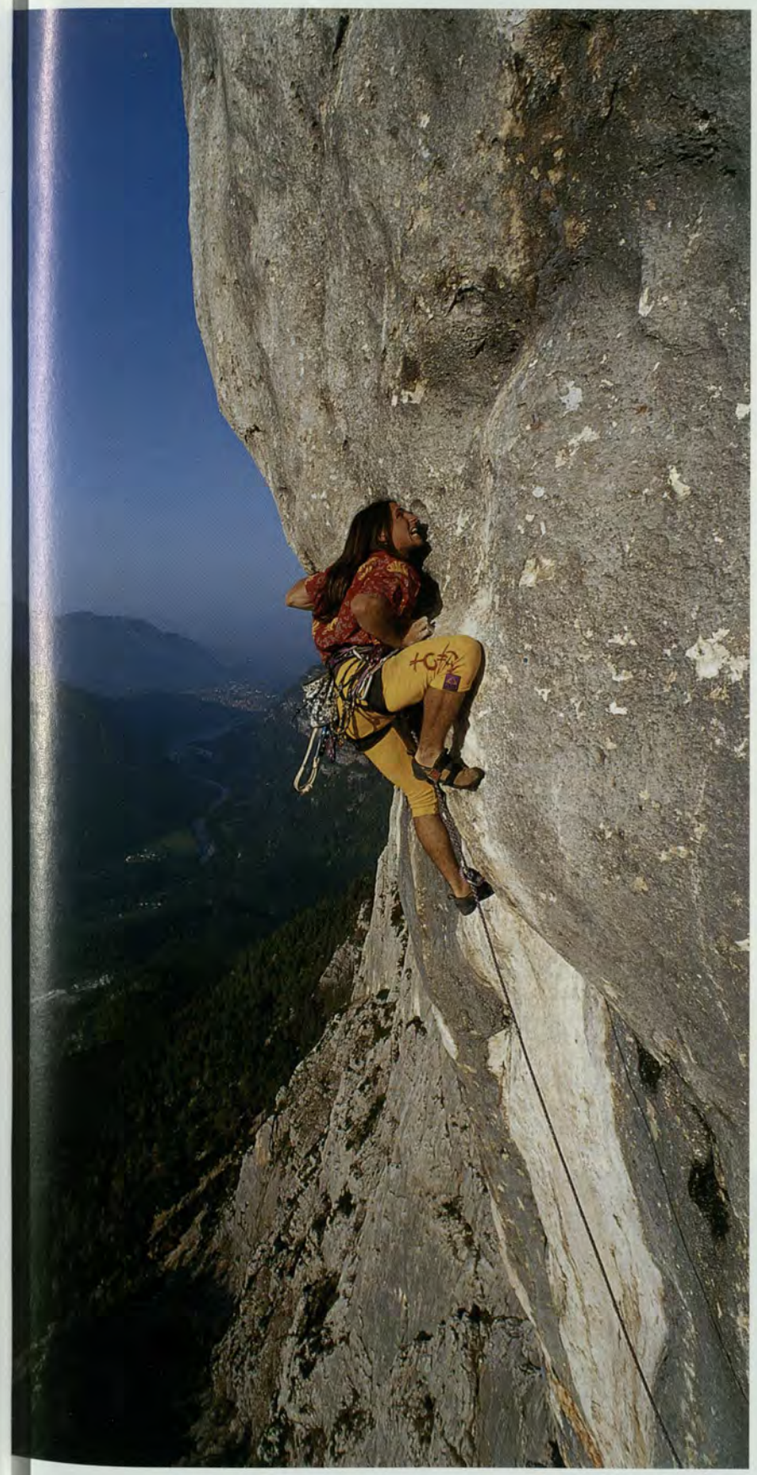
„Der Weg ist das Ziel" lautet das Motto von Sportkletterrouten, bei denen am Ende der Schwierigkeiten sogleich wieder – meist über die Route – abgeseilt wird. Als typische Beispiele können „Don Promillo" (bis VII-, D. Brandner/Th. Schöbinger 1989) oder „Abendrot" (bis IX, M. u. Chr. Klaus 1991) in den Plattenschüssen der Göll-Südwestwand etwas links der bekannten Westwand oder „Schattenspiele" (VII+, G. Benischke/R. Koller 1991) in der benachbarten Dürreckberg-Nordwand genannt werden.

Als wahres Dorado für Erstbegehungen erwies sich ab 1992 die Göll-Gipfel-Südwestwand oberhalb der sogenannten „Umgänge". Hier entstanden – zum Teil von oben – eine ganze Reihe von beliebten alpinen Platten- und Wasserrillenklettereien, die im Frühjahr gut mit einer Skitour kombinierbar sind. Vor allem die Berchtesgadener Michael Bannert, Florian Birkner und Thomas Schöbinger sowie die Salzburger Peter Lengauer und Hans Stangassinger waren hier aktiv. In den Graden V+ bis VII- entstehen Routen mit ausdrucksstarken Namen wie „Leuchtspur", „Plattfuß", „Beinhart", „Herbstvergnügen", „Wrackpfeiler", „Apres Ski", „Sense", „Locker vom Hocker" oder „Hans im Glück".

Aber auch in den klassischen Wänden werden immer noch Neutouren entdeckt. 1999 eröffnet Wolfgang Palzer mit seinem Bruder Franz am Großen Mühlsturzhorn den „Mühlsturzsprint", eine mit

Alexander Huber in seiner Route „Monstermagnet" (X+) am Hinteren Feuerhörndl
Foto: Heinz Zak

Bester Kalkfels am Mühlsturzhorn, Alte Südkante. Die Reichenhallerin Gabi Riegel am Ausstieg des Überhangs (V+, A0/ frei VII) während einer Winterbegehung.
Foto: Albert Hirschbichler



Bohrhaken (aber nicht im Stil der „Plaisir-Routen") abgesicherte Plattenkletterei im Grad VII, wenn einmal A0 geklettert wird. Und sogar in der Watzmann-Ostwand wurde 50 Jahre nach dem „Berchtesgadener Weg" noch eine Linie gefunden: Der Franz-Rasp-Gedächtnisweg (VI, M. Graßl/P. Hundegger/Lisa Mayer 1997) links des Salzburger Weges erinnert an den im Winter 1988 abgestürzten Bergführerpräsidenten. Als vorläufig letzte Highlights sind an den Nördlichen Alpeltalköpfen die bisher nicht wiederholten ernsten Routen „Kellerkinder" (IX-, P. Stocker/M. Wagner/Marille Walch 2000) und „Wild at Heart" (IX-, P. Stocker/Chr. Klaus 2001) zu nennen. Beide bieten maximale Schwierigkeiten bei minimaler Bohrhakenabsicherung. In der zweitgenannten Route stecken in acht Seillängen (2 Seill. IX, 3 Seill. VIII/VIII+, Rest VII) genau 17 Bohrhaken! Aspiranten benötigen zusätzlich jeweils einen kompletten Satz Friends und Stopper.

Selbstverständlich setzte man nebenbei in den Klettergärten neue Maßstäbe. An den Barmsteinen über Marktschellenberg und im Endstal unter der Göll-Westwand wurden die Schwierigkeiten über den X. Grad hinaufgeschraubt. Viele Routen im IX. und X. Grad erwarten den Besucher auch im Klettergarten von Karlstein bei Bad Reichenhall. Eine Renaissance erlebt gerade in der letzten Zeit das Bouldern, wo vor allem der Salzburger Klemens Loskot (aber auch Lokalmatadoren wie St. Seidl oder F. Hinterbrandner) nicht für möglich gehaltene Züge realisierten. An den Liefensteinen entstanden einige der schwierigsten Boulderrouten weltweit („Nanuk", Boulderscala 8b+, „Red Rain" 8a+, „Chefboulder" 8b u. a.). Ein wahres Schlaraffenland fanden die Boulderer im Blaueiskar unter dem Hochkalter. Das mit Gesteinsbrocken aller Größen erfüllte Kar in der Nähe der Blaueishütte etablierte sich zu einem absoluten Zentrum dieser speziellen, im Sinne eines Hochleistungssports betriebenen Art der Auseinandersetzung mit dem Fels.

Sanierung von Routen...

Ab Ende der 80er Jahre wurde die Sanierung von Kletterrouten auch in den Berchtesgadener Bergen aktuell, nachdem Forschungen des DAV-Sicherheitskreises unmissverständlich aufgezeigt hatten, wie der Zahn der Zeit an den alten Haken nagt, die Haltekraft auch von geübten Kletterern nicht eingeschätzt werden kann und das Risiko damit unkalkulierbar wird (vgl. Schubert 1998, 144f.: „Ein fürchterlicher Schrott..."). 1993 wurde ein Arbeitskreis zur

Absprache und Koordinierung von Sanierungsarbeiten ins Leben gerufen, dem neben dem Alpenverein auch Vertreter der Bergwacht, der Naturfreunde, des Nationalparks, des Forstamtes und der Bergführer angehören. Unter Federführung des Schönauers Anton Hasenknopf wurde eine ganze Reihe von klassischen Routen saniert. An den Standplätzen wurden sichere Klebehaken aus rostfreiem Edelstahl gesetzt, an strategisch wichtigen Stellen auch der eine oder andere Bohrhaken als Zwischensicherung. Die Routen sollten sicherer werden, ohne dass der Charakter der Kletterei deshalb ein wesentlich anderer würde.

In dem Stil saniert sind mittlerweile die allermeisten gängigen Anstiege der Berchtesgadener Alpen, z. B. „alte" und direkte Südkante, Südverschneidung, direkte Südverschneidung und direkte Südwand am Großen Mühlsturzhorn, großer und kleiner Trichter am Göll, dort auch die alte Westwand, „alte" und direkte Westwand am Kleinen Watzmann, fast alle Untersbergrouten etc., auch in der Watzmann-Ostwand setzten Mitglieder der Bergwacht einige Klebehaken.

Daneben gab es die eine oder andere „private" Sanierungsaktion, die von der Mehrheit der Kletterer gelobt, von einigen aber heftig kritisiert wird. Letztere befürchten, dass Routen mit „Abenteuercharakter" immer mehr zu reinen Plaisirrouten umgewandelt werden. So wurden 1997 beispielsweise in der berüchtigten Direkten Gelben Mauer 40 Klebebohrhaken gesetzt, die nun „klassisch" (VII-/A0) oder in freier Kletterei (bis VIII) durchstiegen werden kann.

In ähnlicher Weise wurde die Direkte Pfeilersüdwand („Schertlepfeiler") am Untersberg saniert. Abenteuer hin oder her: Wegen des miserablen Zustands der alten Haken wurden beide Routen seit vielen Jahren so gut wie nicht mehr begangen. Heute erleben sie eine Renaissance, der „Schertlepfeiler" in anhaltenden Schwierigkeiten bis IX (1. Rotpunkt Hans Lochner 2001, 1. On sight Th. Huber 2001).

Mit „Bohrhakensägern" gab es in den Berchtesgadener Alpen in den letzten Jahren zum Glück keine Probleme mehr. Allein in der vielbegangenen Untersberg-Südwand mussten 1994 die Standhaken, die abzusägen ein Salzburger Bergführer sich befleißigt hatte, erneuert werden (vor vielen Jahren starben dort fünf Menschen, als eine abstürzende Seilschaft drei Personen am Einstieg mit in den Tod riss...). Der Übeltäter wurde zu einer Haftstrafe auf Bewährung und zu einer erheblichen Geldstrafe verurteilt. Das Urteil sollte Schule machen, besonders im Wilden Kaiser, wo einige ewig Gestrige immer noch die Standbohrhaken absägen... Ohne nun aber politisch werden zu wollen, ist der Autor am Ende seiner Ausführungen über die Erschließungsgeschichte seiner Bergheimat angelangt, einer Gebirgsregion, die wirklich jedem etwas zu bieten hat, egal ob Wanderer oder Bezwinger des X. Grades.

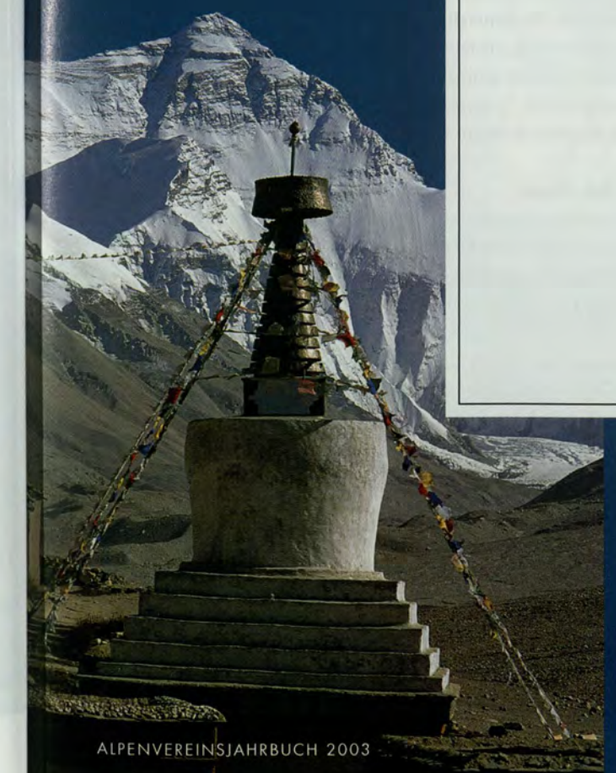
Dank für Informationen und Diskussionen gebührt besonders Lorenz Köppl, Alexander und Thomas Huber, Barbara Hirschbichler, Renate Schertle, Erhard Riedl, Angelika Babl, Hans Krafft sowie Michael Hallinger.

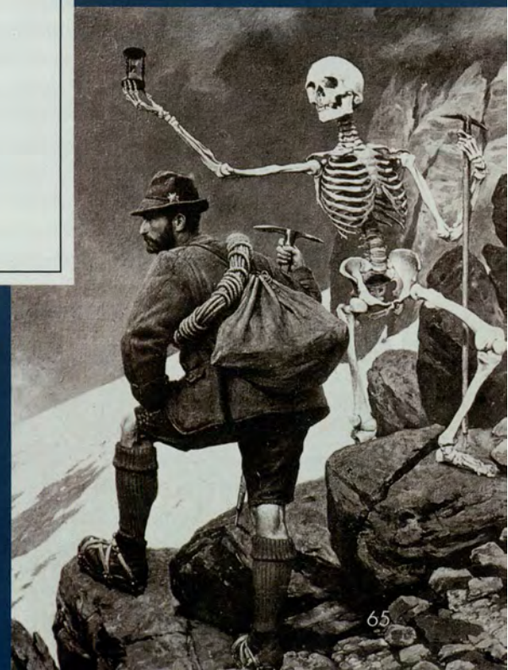
Am 3. Juli 1999 wurde diese Bronzetafel für Valentin Stanic an der Südfront des Watzmannhauses angebracht.
Foto: Gerlinde Witt

Literatur
Barth, H.v.: Aus den Nördlichen Kalkalpen. Gera 1874
DAV (Hrsg.): Kompendium Bergsteigen (versch. Autoren, unveröffentl.) München 1997
Hirschbichler, A.: Aktive Kletterer von 1975 bis 2000. In: Festschrift 125 Jahre Sektion Bad Reichenhall im DAV. Hrsg.: DAV-Sektion Bad Reichenhall 2000
Hirschbichler, A.: Berchtesgadener Land. Geschichte. Täler und Ortschaften. Menschen und Brauchtum. Berge und Seen. Verlag Anton Plenk, Berchtesgaden 2001
Höfler, H.: Die Gipfel werden erstiegen. In ders.: Berchtesgadener Alpen. Rosenheimer Verlag 1993, S. 75-87
Kastner, U.: Sportklettern jetzt auch in alpinen Wänden. In: Festschrift 125 Jahre Sektion Berchtesgaden im DAV. Hrsg.: DAV-Sektion Berchtesgaden 2000, S. 51-58
Lang, L.: Der Alpinismus im Gebiet der ehemaligen Fürstpropstei Berchtesgaden. In: W. Brugger, H. Dopsch, F. Kramml (Hrsg.):
Geschichte von Berchtesgaden, Bd. III/1.
Verlag Anton Plenk, Berchtesgaden 1998, S. 557-608
Mittermeier, W.: Das große Buch der Berchtesgadener Berge. Verlag Anton Plenk, Berchtesgaden 1999
Müller, W.: Zur Entwicklung des Sportkletterns im Kaisergebirge. In P. Schubert/W. Zeis: Alpenvereinsführer Kaisergebirge. Bergverlag
R. Rother München 1990 (11. Aufl.), S. 29-34
Pause, W., Winkler, J.: Im extremen Fels. 100 Kletterführen in den Alpen. BLV 1970
Precht, A.: Klettern am Hochkönig. In AV-Jahrbuch 2002 (Bd. 126), S. 29-44
Richter, E.: Das Land Berchtesgaden. In: Zeitschrift des Deutschen und Österreichischen Alpenvereins Bd. 16, Jahrg. 1885
Schöner, H.: Bergsteigen und Klettern. In ders.: Berchtesgaden im Wandel der Zeit. Berchtesgaden 1982
Schöner, H., Kühnhauser, B.: Alpenvereinsführer Berchtesgadener Alpen. Bergverlag R. Rother 1997 (18. Aufl.)
Schubert, P.: Ein fürchterlicher Schrott. In ders.: Sicherheit in Fels und Eis. 25 Jahre Sicherheitskreis. Bergverlag R. Rother 1998 (5. Aufl.), S. 144f.
Schubert, P.: Erschließungsgeschichte des Kaisergebirges. In P. Schubert: Alpenvereinsführer Kaisergebirge. Bergverlag R. Rother
München 2000 (12. Aufl.), S. 16-18
Vierthaler Fr. M.: Meine Wanderungen durch Salzburg, Berchtesgaden und Österreich. Wien 1816
Zak, H., Güllich, W.: High Life. Sportklettern weltweit. Bergverlag R. Rother, München 1987
Zebhauser, H.: Fünf Epochen der Alpingeschichte. In: AV-Jahrbuch 1985 (Bd. 109), S. 253-256
Zeller, M.: Zeller's Führer durch die Berchtesgadener Alpen. Verlag der Deutschen Alpenzeitung. München 1911 (Reprint: Verlag für
Heimatkunde des Berchtesgadener Landes 1989)
Zeller, M., Schöner, H.: Alpenvereinsführer Berchtesgadener Alpen. Bergverlag R. Rother 1966 (11. Aufl.)

GESCHICHTE DER BERGE

Bernd Schröder
Rollo Steffens
Stephen Venables
Stefan Meineke





Die Geburtsstunde des Expeditionsbergsteigens

Alexander von Humboldt am Chimborazo

Von BERND SCHRÖDER

IN DEN MITTAGSSTUNDEN des 23. Juni 1802 quälen sich vier Männer an der Südostseite des Chimborazo empor. Es sind Alexander von Humboldt, sein ständiger Reisebegleiter Aimé Bonpland, der ecuadorianische Adlige Carlos Montúfar und als Träger ein Mestize, der den Auswirkungen der großen Höhe besser gewachsen ist als die Indios, die auf einer Höhe von 4800 Metern zurückgeblieben waren. Humboldt glaubt, hier, in dem Teil des spanischen Vizekönigreichs Nueva Granada, der heute Ecuador heißt, am höchsten Berg der Welt unterwegs zu sein, und dies höher als je zuvor ein Mensch überhaupt auf der Erde. Schon zum Zeitpunkt seines Besteigungsversuchs hegt er die berechtigte Vermutung, dass dieses „Abenteuer" das Interesse der Öffentlichkeit in besonderem Maße hervorrufen würde. Nicht richtig hingegen ist – wie wir heute wissen – sein Glauben an die Rekordträchtigkeit seiner Unternehmung: Weder ist der Chimborazo mit seinen 6310 Metern der höchste Berg Amerikas, geschweige denn der ganzen Erde, noch hat der Forscher mit seiner Besteigung einen Höhenrekord aufgestellt. Aber wenn überhaupt ein Einzelereignis als Geburtsstunde des Expeditionsbergsteigens bezeichnet werden darf, dann ist dies Humboldts Versuch am Chimborazo – auch wenn er den Gipfel nicht erreicht hat. Und wenn noch bis zum heutigen Tag bergsteigerische Expeditionen unter dem oftmals dürftigen Deckmantel einer wissenschaftlichen Aufgabenstellung stattfinden, dann ist dies immer noch Reminiszenz an den Mann, der in so fruchtbarer Weise Wissenschaftlichkeit und Tatendrang zu verbinden wusste.

Ungeachtet der Bedeutung dieser Unternehmung sind aus bergsteigerischer Sicht mit Humboldts Versuch am Chimborazo zahlreiche Fragen verbunden. Erste Zweifel hegte bereits 1881 der Erstbesteiger des Chimborazo, Edward Whymper, und sie mündeten in der sicherlich provokanten Frage David Simons, ob nicht Humboldts Versuch am Chimborazo dessen reines Fantasieprodukt sei.[1] Humboldt hat – wenn auch mit großer zeitlicher Verzögerung – die Besteigung des Chimborazo in einem Aufsatz geschildert[2], der sich an den Eintragungen des während der Reise geführten Tagebuches orientiert. Diese Tagebücher wurden zwischenzeitlich publiziert[3] und es konnten dort keine Widersprüche zu Humboldts späterer Schilderung entdeckt werden. Margot Faak, die verdiente Editorin der Humboldtschen Tagebücher, hat die generellen Zweifel an Humboldts Unternehmung ausräumen können[4], gleichwohl mussten in dieser primär wissenschaftlichen Argumentation viele Fragen gerade zu den bergsteigerischen Aspekten unbeantwortet bleiben.

Vorbereitung in den Alpen

Humboldt trat seine Amerikareise bestens vorbereitet an. Dies gilt ausdrücklich auch für die Belange der Hochgebirgsforschung. Vor dem Beginn seiner großen Expedition hatte der 1769 in Berlin geborene Forscher drei ausgedehnte Reisen in die Alpen absolviert und dabei im Jahr 1795 wichtige Kontakte in Genf geknüpft. Genf war zu dieser Zeit das unumstrittene Zentrum der Gebirgsforschung: Hier war die Wahlheimat Jean-Jaques Rousseaus, hier lebten neben den Gebrüdern de Luc auch Théodore de Bourrit und vor allem Horace Bénédict de Saussure, der Initiator der ersten Montblanc-Besteigung. Wie nirgendwo sonst flossen hier die Erfahrungen aus Bau und Handhabung der Messinstrumente, der Gletscherforschung und der alpinen Praxis zusammen.

Doch so sicher Humboldt auf seiner Forschungsreise in wissenschaftlichen Belangen der Gebirgsfor-

Alexander von Humboldt (1769-1859)
deutscher Naturforscher, Geograf und Weltreisender, in einem Gemälde von Friedrich Georg Weitsch um 1806. Öl auf Leinwand 92,5 x 126 cm.
Foto: Bildarchiv Preußischer Kulturbesitz, Berlin

[1] D. Simons: Ein ketzerisches Zwischenspiel. In: „Du – Kulturelle Monatsschrift", 30, 1970, S. 688 ff.
[2] Über einen Versuch den Gipfel des Chimborazo zu ersteigen. Als Manuskript eines 1836 in Jena gehaltenen Vortrages zuerst veröffentlicht in H.C. Schumachers „Jahrbuch für 1837", nahezu unverändert übernommen in A.v. Humboldt: Kleinere Schriften. Stuttgart, Tübingen 1853.
[3] A.v. Humboldt: Reise auf dem Rio Magdalena, durch die Anden und Mexico. Übersetzt und bearbeitet von Margot Faak. 2 Bde, Berlin 1986 und 1990.
[4] Dr. M. Faak: Widerlegung von Zweifeln an Alexander von Humboldts Chimborazo-Besteigung. In: Petermanns geogr. Mitteilungen 118, 1974, S. 35 ff.

schung agieren konnte, so präzise er Gesteine und Pflanzendecke zu bestimmen vermochte, so bestechend die von ihm vorgelegten Schlussfolgerungen noch heute sind: In den rein praktischen Dingen des Bergsteigens erscheint er erstaunlich ungelehrig, nicht nur gegenüber den Ratschlägen anderer, sondern auch gegenüber den von ihm selbst gemachten Erfahrungen. Wie ein roter Faden ziehen sich Unzulänglichkeiten durch die Abfolge seiner bergsteigerischen Unternehmungen: die fehlende Biwakausrüstung am Teide auf Teneriffa, das unpassende, zum barfüßigen Abstieg führende Schuhwerk an der Silla in Venezuela, die bei weitem unzureichende Bekleidung bei allen Besteigungen in Kolumbien und Ecuador.

Ganz ohne Zweifel hat Humboldt das Risiko nicht gescheut. Seine Expedition auf dem Orinoco, seine Selbstversuche mit dem Gift Curare, seine Märsche durch die Weglosigkeit der Anden – dies alles sind Unternehmungen, denen gegenüber viele unserer heutigen, mit Satellitentelefonen ausgestatteten Berufsabenteurer eher blass aussehen. Leichtsinnig hingegen erscheint Humboldt nie und so wird wohl die Frage, weshalb er sich bei seinen bergsteigerischen Expeditionen nicht „zeitgemäß" ausgestattet hat, offen bleiben müssen. Was bei einer Bergtour an der Wende des 18. zum 19. Jahrhundert als zeitgemäße Ausstattung gelten darf, ist sicher nicht leicht zu beantworten. Es gab damals noch keine Fachgeschäfte und keine bebilderten Prospekte, die den Gipfelaspiranten zur Seite standen, brauchbare Hinweise jedoch gab es schon. Bereits Josias Simler, dessen 1574 erschienenes Buch „De Alpibus Commentarius" bis zum Ende des 18. Jahrhunderts das Standardwerk der Hochgebirgsforschung war[5], schildert den Gebrauch von steigeisenähnlichen Geräten, beschlagenen Stöcken, Seilen, Schneeschuhen und sogar einer Frühform der Gletscherbrille. Und auch Saussure macht kein Geheimnis aus den Hilfsmitteln seiner Montblanc-Besteigung. Er hebt den Nutzen von Zelten und Kochern (Kohlenpfannen) für das Biwak und die Notwendigkeit von Seilen und Eisäxten für die Gletscherpassagen deutlich hervor[6]. Zum 100. Todestag Humboldts schrieb Hans Kinzl in den Mitteilungen des ÖAV[7]: „Es sind [...] seine Taten, die Alexander von Humboldt als einen kühnen und ausdauernden Bergsteiger, wenn auch im Stile seiner Zeit, kennzeichnen." Kühn und ausdauernd – ganz ohne Zweifel, jedoch mit den bereits erprobten Mitteln seiner Zeit operierte Humboldt am Berg sicherlich nicht.

Versuch am Chimborazo

Als Humboldt mit seinen Begleitern am Chimborazo aufsteigt, ist er hinsichtlich Trainingsstand und Höhenanpassung hervorragend in Form. Genau ein Jahr zuvor hatte er die Niederungen des Rio Magdalena in Kolumbien verlassen und den Aufstieg in das Hochland der Anden begonnen. Seitdem war er ohne Unterbrechung in einer Höhe zwischen 2500 und 3500 Metern unterwegs, hatte mehrfach bei Gipfelbesteigungen die 4000-Meter-Marke deutlich überschritten und war am Antizana, dem auf der geografischen Breite Quitos liegenden Vulkan, sogar bis auf über 5000 Meter Höhe vorgedrungen. Der gerade erst 30-jährige Forscher bevorzugte lange Fußmärsche selbst dann, wenn eine bequemere Transportmöglichkeit bestand.

Humboldt startete seinen Besteigungsversuch am Chimborazo vom Ort Calpi aus, wo er am Vortag eingetroffen war. Hierdurch war das Scheitern seiner Expedition bereits vorgegeben, denn Calpi liegt auf einer Höhe von 3120 Metern und die Entfernung zum 6310 Meter hohen Gipfel des Chimborazo beträgt allein in der Luftlinie noch 21,3 Kilometer. Erstaunlich ist, dass Humboldt über die Höhen- und Entfernungsverhältnisse genau im Bilde war und ziemlich genau gewusst haben muss, dass er als Reiter und Fußgänger diese Entfernungen unmöglich an einem Tag würde bewältigen können. Bereits aus seinen Erfahrungen am Antizana hatte er einen Schluss gezogen, der verlockend praxisnah klingt: „dass man [...] mit Geduld allmählich auf den Gipfel des Chimborazo gelangen könnte, indem man von 300 zu 300 Metern Häuser auf den Schnee baute"[8]. Ändert man die „Häuser" in Zelte und die vorgeschlagene Höhendifferenz von 300 in 600 Meter, so erscheint uns Humboldts Vorschlag geradezu als Vorhersehung der hundert Jahre später einsetzenden Taktik des Höhenbergsteigens.

Hinsichtlich der Aufstiegsroute verließ sich Humboldt ganz auf seinen ersten Eindruck. Er hatte den Chimborazo vom Städtchen Riobamba aus gesehen und trigonometrisch vermessen. Dort entschloss er sich, den Berg von seiner Südostseite zu ersteigen – eben der Flanke, die von Riobamba aus zu sehen ist. Wie entscheidend es sein kann, zunächst ausgiebige Studien über den Berg und dessen für eine Besteigung beste Seite anzustellen, hätte Humboldt sehr wohl von Saussure lernen können: Dieser hatte lange vor seiner eigenen Besteigung des Montblancs einen geeigneten Weg ermittelt, indem er in Chamonix einen Preis für die beste Route auslobte.

Humboldt und Bonpland vor dem Chimborazo. Friedrich Georg Weitsch schuf dieses Gemälde um 1810. Es war eines der Lieblingsmotive Humboldts, der sich zeitlebens gerne an diesen Höhepunkt seiner abenteuerlichen Reise erinnerte. Humboldt hat einen Sextanten zur Hand und der sitzende Bonpland eine Botanisiertrommel.
Foto: Stiftung Preußische Schlösser und Gärten, Berlin Brandenburg

[5] J. Simler: De Alpibus Commentarius. Zürich 1574. Unter dem Titel „Die Alpen" neu herausgegeben vom Deutschen Alpenverein. München 1984 (Alpine Klassiker, Bd. 1).
[6] H. B. d. Saussure: Kurzer Bericht von einer Reise auf den Gipfel des Montblanc im August 1787. Straßburg 1788.
[7] H. Kinzl: Alexander von Humboldt als Bergsteiger. In: „Mitteilungen des Österreichischen Alpenvereins 1959", Dezember-Heft, S. 109 ff.
[8] A.v. Humboldt: Reise auf dem Rio Magdalena, durch die Anden und Mexico. Bd. 2, a.a.O., S. 65.

Somit hatte er am Berg auf ortskundige Begleiter zählen können.[9]

Humboldt operierte hingegen „prima vista" und so verwundert es uns noch mehr, dass er nicht einmal gutes Wetter für seine Besteigung abgewartet hat. „Dunkel und neblig" war das Wetter bereits am Morgen des 23. Juni und so sollte es auch den Tag über bleiben. Als er zwei Tage später – wieder zurück in Riobamba – bestes Wetter vorfindet, notiert er in seinem Tagebuch lediglich: „Welches Missgeschick, dass wir nicht an diesem Tag aufgestiegen waren". Und noch eine weitere nicht mehr zu beantwortende Frage gibt Rätsel auf: Warum wählte er mit der Südostflanke eine stark vergletscherte und objektiv so schwierige Seite? Bereits am Antizana hatte Humboldt festgestellt, dass die Ostseiten der Vulkane Ecuadors in Folge der Passatwinde die größte Vergletscherung aufweisen. Für eine Bergbesteigung hingegen erschienen Humboldt eisfreie Partien deutlich geeigneter. Es erstaunt, dass er den Zugang zum Gipfel des Chimborazo nicht an der Westseite suchte, die tatsächlich knapp 80 Jahre später den Erstbegehern den Weg zum höchsten Punkt ermöglichen sollte.

Höhenangaben im Zweifel

Diese Fragen standen jedoch nie im Vordergrund der Kritik an Humboldts Unternehmung. Vielmehr konzentrierte sich aller Zweifel allein auf eine Angabe Humboldts: die der größten am Chimborazo erreichten Höhe. Humboldt gibt die von ihm am Umkehrpunkt seiner Besteigung gemessene Höhe mit 5881 Meter an[10]. Der Grund, seine Expedition an dieser Stelle abzubrechen, war eine unüberwindliche Schlucht, die den Gratrücken durchschnitt, auf dem er mit seinen Gefährten aufgestiegen war. Da Humboldt die Fortsetzung des Grates besonders betont („Die Reihe von Felsbrocken ohne Schnee setzte sich auf der anderen Seite der Spalte fort"), ist es erstaunlich, dass selbst bis in die jüngste Literatur[11] zumeist von einer Gletscherspalte oder Randkluft als Hindernis die Rede ist. Dabei lässt doch gerade der Umstand, dass Humboldt sich am Chimborazo

[9] Es wäre sehr verwunderlich, wenn Humboldt nicht anlässlich seiner Kontakte mit Saussure in Genf über Details der Montblanc-Besteigung gesprochen hätte. Zudem lagen Saussures Erfahrungen – wie bereits erwähnt – schon vor der Reise Humboldts in gedruckter Form vor.
[10] Humboldt verwendet für seine Höhenangaben entweder die französische Toise (=1,9484 m) oder den Fuß, wobei letztere Maßeinheit in verschiedenen Ländern mit unterschiedlichen Längen gebräuchlich war (Pariser Fuß, Londoner Fuß, Schweizer Fuß...). Humboldts Angaben beziehen sich auf den Pariser Fuß (= 0,325 m).
[11] Zuletzt im vorzüglichen Bergführer für Ecuador von G. Schmudlach: Bergführer Ecuador. Köngen 2001, S. 221 (Fußnote 65).

noch unterhalb des vergletscherten Geländes aufgehalten hat, Edward Whymper so stutzen: „it was evident that no one could stand at that elevation, at any part of the mountain, without having glaciers in front, behind, and upon each side“[12].

Doch Whympers Misstrauen war schon bei der Betrachtung der von Humboldt angegebenen Gehzeiten geweckt worden. Diesen zufolge hatten Humboldt und seine Gefährten für die Etappe von der Grenze des ewigen Schnees bis zu ihrem höchsten Punkt zweieinhalb Stunden benötigt sowie eine weitere Stunde für den Abstieg. Die Grenze des ewigen Schnees hatte Humboldt selbst mit 4817 Meter gemessen, seinen höchsten Punkt mit 5881 Meter. Für eine Differenz von rund 1060 Höhenmeter in einer derartigen Höhe also nur dreieinhalb Stunden Auf- und Abstiegszeit? Whympers Zweifel scheinen überaus berechtigt, auch wenn er aufgrund einer Verwechslung des Pariser mit dem geringfügig längeren Londoner Fuß den Umkehrpunkt noch höher als von Humboldt angegeben annahm. Was dessen Marschtempo anbetrifft, so sei an dieser Stelle ein Rückblick gestattet.

Für seinen Besteigungsversuch am Antizana gibt Humboldt acht Uhr für den Aufbruch zu Pferd von der 4090 Meter hoch gelegenen Hazienda Antizana an. Um 11.30 Uhr – wie Humboldt schreibt - verlässt die Gruppe einen höhlenartigen Unterstand in 4800 Meter Höhe, um zu Fuß weiter aufzusteigen. Die größte am Antizana erreichte Höhe gibt Humboldt mit 5400 Meter an. Hier verweilt er mit seinen Gefährten 20 Minuten – leider ohne Angabe einer Uhrzeit. Nach kurzem Aufenthalt an der Grotte trifft die Gruppe um 16 Uhr wieder an der Hazienda ein. Um eine solche Etappe zu bewältigen, müssen die Bergsteiger dort, wo sie zu Fuß unterwegs waren, mindestens 300 Aufstiegsmeter in der Stunde zurückgelegt haben, ein – gemessen an der dürftigen Ausrüstung und der großen Höhe – beachtliches Tempo. Als weiteres Beispiel für Humboldts gute Kondition kann die Besteigung des Pichincha angeführt werden: In einer Tagestour erreichte Humboldt von Quito aus (etwa 2850 m hoch) den Gipfel des Guagua Pichincha (4790 m) – und dies überwiegend zu Fuß!

Wenn Whympers Zweifel an den Gehzeiten, die Humboldt für seine Chimborazo-Besteigung angibt, dennoch berechtigt sind, so ist die Ursache hierfür Humboldts Beschreibung selbst. Dieser liefert nämlich ein anschauliches Bild der Mühsale, denen sich seine Gruppe ausgesetzt sah: „Bald fanden wir das weitere Steigen dadurch schwieriger, dass die Bröcklichkeit des Gesteins beträchtlich zunahm. An einzelnen sehr steilen Staffeln musste man die Hände und Füße zugleich anwenden, wie dies bei allen Alpenreisen so gewöhnlich ist. Da das Gestein sehr scharfkantig war, so wurden wir, besonders an den Händen, schmerzhaft verletzt. [...] Wir schritten hinter einander und um so langsamer fort, als man die Stellen prüfen musste, die unsicher schienen.“[13] Es verwundert lediglich, dass Whymper aus all dem weniger an der Humboldtschen Höhenangabe zweifelt, sondern folgert, dass dessen Zeitangaben unkorrekt sein müssen.

Der Chimborazo (6310 m) von Süden. Der Aufstieg Humboldts im Juni 1802 erfolgte von rechts her über die Südostflanke.
Foto: Jürgen Winkler

Die Ostflanke des Chimborazo von der Panamericana aus gesehen. Der heutige Normalweg führt über die Westseite des höchsten Berges von Ecuador, wo 1980 das Refugio E. Whymper anlässlich des 100. Jahrestags der Erstbesteigung errichtet wurde. Von der 4900 Meter hoch gelegenen Hütte aus ist der Chimborazo eine Tagestour.
Foto: Jürgen Winkler

[12] E. Whymper: Travels amongst the great Andes of the Equator. A new edition by Loren McIntyre. Salt Lake City 1987, S. 32.

Diejenigen, die sich nach Whymper mit Humboldts Besteigungsversuch auseinandergesetzt haben, vor allem Hans Meyer, der Erstbesteiger des Kilimandscharo, sehen eine andere Ursache für Humboldts fragwürdige Angaben: einen Fehler in Humboldts für die Höhenmessung verwendetem Barometer. Mit der recht diffus wirkenden Erklärung, „dass Humboldts Barometer in Unordnung geraten war“[14] hat dieses Rätsel für die Humboldt-Forschung eine nur unbefriedigende Erklärung erhalten.

Mögliche Fehlerquellen

Das von Humboldt verwendete Instrument war ein Quecksilberbarometer, dessen Bauform knapp 60 Jahre zuvor von Evangelista Torricelli entwickelt worden war und dessen Tauglichkeit zur Höhenbestimmung schon bald danach erkannt wurde. Längere Zeit gab es differierende Verfahren, den durch das Barometer gemessenen absoluten Luftdruck in ein Höhenmaß umzurechnen. Saussure gibt bei seiner Montblanc-Besteigung zwei Rechenergebnisse an und trifft dabei mit dem Verfahren nach Trembley die Höhe des Montblanc[15] mit verblüffender Exaktheit auf 4802,4 Meter. Wir wissen von Humboldt, dass er auf die Auswahl seiner Instrumente ebenso viel Sorgfalt verwendete wie auf deren stete Pflege. Nach seiner Antizana-Besteigung war er in Sorge, ob sein Barometer die große Höhe schadlos überstanden habe und kontrollierte dessen Ergebnisse während des Rückweges nach Quito mehrfach mit den Messungen des Anmarsches. Einen Hinweis darauf, dass eines der Barometer – er führte zwei baugleiche Instrumente während seiner Reise mit sich – nach dem Versuch am Chimborazo schadhaft geworden wäre, finden wir in Humboldts Ausführungen nicht. Ebenso wenig glaubhaft erscheint ein einmaliger Aussetzer des im Prinzip recht einfach aufgebauten Gerätes.

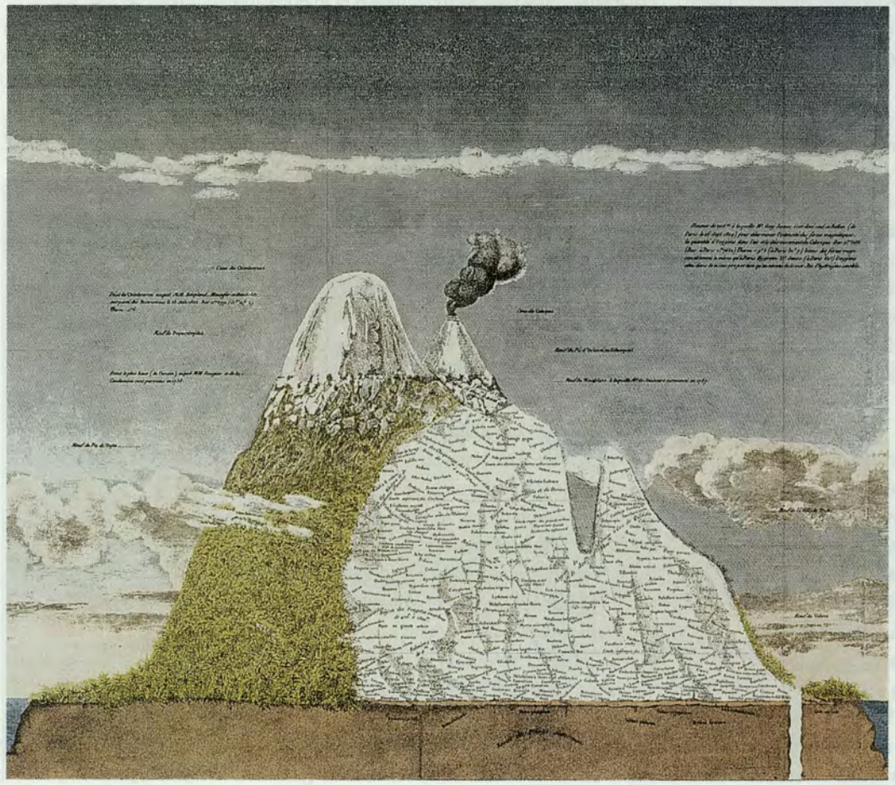
Doch das Rätsel hat durchaus noch eine plausible Lösungsvariante. Am höchsten Punkt der Besteigung des Antizana musste Humboldt feststellen, dass die Skala seines Barometers überhaupt nicht ausreichte, um den Stand der Quecksilbersäule bei diesem geringen Luftdruck unmittelbar abzulesen. Er griff zu einem probaten Mittel, indem er in den hölzernen Schaft des Barometers eine Kerbe als Anlegepunkt ritzte und seinen Kompass als verlängerte Skala benutzte. Das gleiche Verfahren wird Humboldt am Chimborazo erneut angewendet haben. Berücksichtigt man die gesundheitliche Disposition Humboldts und seiner Begleiter während der obersten Etappe am Chimborazo, namentlich die entzündeten, blutunterlaufenen Augen[16], so erscheint es als sehr wahrscheinlich, dass der folgenreiche

[13] A.v. Humboldt: Kleinere Schriften. A.a.O., S. 145 f.
[14] A.v. Humboldt: Reise auf dem Rio Magdalena, durch die Anden und Mexico. Bd. 2, a.a.O., S. 344 (Anmerkung 157).
[15] Den neuesten, satellitengestützten Vermessungsergebnissen zufolge ist der Montblanc 4810,4 m hoch.
[16] Humboldt vermerkt in seinem Tagebuch: „Außerdem bluteten uns das Zahnfleisch und die Lippen. Das Weiße unserer Augen war blutunterlaufen. [...] Wir fühlten alle einen Schwäche im Kopf, einen ständigen Schwindel, was in der Situation, in der wir uns befanden, sehr gefährlich war.“ In ihrem Buch „Kopfwehberge – Eine Geschichte der Höhenmedizin“ (Zürich 2001) gehen die Autoren Elisabeth Simons und Oswald Oelz ausführlich auf frühe Berichte über die Phänomene der Bergkrankheit ein. Vergleicht man diese mit den von Humboldt geschilderten gesundheitlichen Störungen am Chimborazo, so wird deutlich, dass vieles hiervon weniger der Höhe als vielmehr dem mangelhaften Schutz vor Kälte und Sonnenstrahlung geschuldet ist.

Messfehler durch falsches Anlegen der Hilfsskala an das Barometer entstanden ist. Wann immer es möglich war, überprüfte Humboldt die Angaben des Barometers mit einem Hypsometer, einem Gerät, das den – vom Außendruck in Abhängigkeit stehenden – Siedepunkt des Wassers exakt zu messen imstande ist und wie das Barometer die absolute Höhe zu bestimmen vermag. Nachteilig an diesem Verfahren ist die notwendige Hitzezufuhr mittels eigens mitzunehmendem Brennstoff und der vergleichsweise große Zeitaufwand. Auf dem Pichincha nahm Humboldt dieses Instrument noch in Anspruch, nicht mehr hingegen am Antizana und am Chimborazo.

Auswertung und Reaktionen

Die Forschung ist sich heute in der Einschätzung einig, dass Humboldt am Chimborazo bis auf eine Höhe von etwa 5300 bis 5350 Metern gelangt ist. Das lässt die Gehzeiten in einem glaubhaften Licht erscheinen und dies deckt sich auch mit der Topographie des Berges. Spätere Forscher, vor allem Hans Meyer (1903) und Walther Sauer (1959) haben einige Zeit auf die Suche nach dem Ort von Humboldts Besteigung verwendet und schlüssige Ergebnisse geliefert. Weniger erhellend sind die Filmbeiträge zu dieser Frage der Humboldtschen Forschungsreise. Der 1988 entstandene Spielfilm „Die Besteigung des Chimborazo" von Rainer Simon ist, wie am gezeigten Gelände zu erkennen, der Einfachheit halber gleich an der Whymperroute gedreht worden, bis vor einigen Jahren noch der Normalweg auf den Chimborazo. In dem 1993 für das ZDF produzierten Fernsehbeitrag von Michael Albus „Chimborazo – Reinhold Messner auf der Humboldt-Route" nimmt Messner die Rekonstruktion des Humboldtschen Weges für sich in Anspruch. Ärgern kann man sich in dem ansonsten durchaus sehenswerten Streifen darüber, dass an der Stelle, die als der Umkehrpunkt Humboldts ausgegeben wird, wenig von der Umgebung ins Bild gerückt wird, am wenigsten die von Humboldt geschilderte Schlucht. Stattdessen verweilt die Kamera ausgiebig auf dem kommentierenden Großmeister des heutigen Bergsteigens: „Am Chimborazo war Humboldt nicht mehr ein Forscher, sondern ein neugieriger Abenteurer." Diese Behauptung Messners ist sicherlich anzuzweifeln.



1807 fertigte Alexander von Humboldt diesen Querschnitt des südamerikanischen Kontinents, wobei er die Namen der für bestimmte Höhen typischen Tiere und Pflanzen einzeichnete und die durchschnittliche Lufttemperatur und den Charakter der jeweiligen Landschaften angab.
Foto: Bildarchiv Preußischer Kulturbesitz, Berlin

Bergsteiger kurz vor dem Gipfel des Chimborazo (6310 m). Die erste Besteigung des Gipfels gelang Edward Whymper mit den Führern Jean Antoine und Louis Carrel 1880.
Foto: Jürgen Winkler

Humboldt selbst notiert nach seinem Besteigungsversuch: „Welchen Nutzen würde man daraus ziehen, seine Instrumente 400 Meter höher zu tragen auf ein Gelände, wo das Gestein sich der Beobachtung entzieht." Diese Notiz erscheint ehrlich und es wäre unredlich, in diese Aussage den Tenor der Ausrede für einen verpassten Gipfelerfolg hineininterpretieren zu wollen. Zweifellos hätte Humboldt ohne Abenteuerlust seine Forschungsreise erst gar nicht angetreten, aber diese Lust, dieses Bedürfnis nach Unbekanntem, diente primär dem Erforschen und Erkennen, erst in zweiter Linie dem heute oft angestrebten subjektiven Erlebniswert!

Wie schon eingangs erwähnt, war Humboldt bereits auf dem Chimborazo bewusst, dass sein Besteigungsversuch einiges Interesse hervorrufen würde und er sammelte die ihm wichtig erscheinenden Gesteinsproben gleich dreifach: jeweils eine Kollektion für die Sammlungen in Madrid, Paris und Berlin! Aber dass er nach dem Ende seiner Forschungsreise wegen der Chimborazo-Unternehmung geradezu bestürmt wurde, muss ihn denn doch überrascht haben.

In seinem 35 Jahre nach der Besteigung veröffentlichten Aufsatz scheint immer noch ein gewisser Unmut hierüber durchzuscheinen („Der Chimborazo ist der ermüdende Gegenstand aller Fragen gewesen, die seit meiner ersten Rückkunft nach Europa an mich gerichtet wurden"). Humboldts eigenem Interesse an den Bergen hat dies jedoch keinen Abbruch getan. Bekanntlich plante er schon bald nach dem Ende der Amerikareise eine weitere Expedition in den damals quasi unerforschten Himalaya. Politische und finanzielle Gründe haben die Reise verhindert. Stattdessen gelingt ihm im Alter von 60 Jahren noch eine Forschungsreise nach Russland, die ihn unter anderem in den Ural und das Altai-Gebirge führt. Wie sehr der Himalaya als eigentliches Wunschziel immer wieder Humboldts Denken bestimmt, beweist die Auswertung der Russlandreise: Weite Teile hiervon sind Theorien über den Gebirgsaufbau in Zentralasien gewidmet und sicherlich war Humboldt, der sich nie als reiner Schreibtischwissenschaftler sehen wollte, wenig erfreut, seine Überlegungen mehr auf Deduktion als auf eigene Beobachtung stützen zu können.

Fast scheint es so, als hätten mit zunehmenden Alter die Berge, und vor allem ein Berg – der Chimborazo – eine nachgerade magische Faszination auf Humboldt ausgeübt. Ganz gerne und sicherlich auch mit etwas humorvollem Unterton nannte er sich den „Alten vom Berge" und ließ noch kurz vor seinem

Tod 1859 in Berlin ein Porträtgemälde anfertigen, dessen Hintergrundkulisse er selbst bestimmte: den Chimborazo.

Weitere Pläne und Anregungen

An dieser Stelle abzubrechen, würde bedeuten, Humboldts Wirken für die Erforschung der Bergwelt nur bruchstückhaft dargestellt zu haben. Ein vollständiges Bild ergibt sich erst, wenn man sein Engagement als Mentor und Ansprechpartner für die Wissenschaft mit einbezieht.

Humboldt wird die Fragen nach dem Chimborazo, auch wenn er sie als ermüdend empfand, durchaus beantwortet haben. Er schrieb Dutzende Briefe pro Woche und stand mit Wissenschaftlern aus der ganzen Welt in Kontakt. Kaum zu zählen ist die Schar der Forscher, die sich auf seine Anregung hin mit Detailfragen der Naturwissenschaft beschäftigten. Und wer sich die Erforschung der Berge auf die Fahnen geschrieben hatte, der durfte auf seine Hilfe und Unterstützung ganz gewiss zählen. Dass dem Chimborazo schon sehr bald der Nimbus als höchster Berg der Welt genommen wurde, konnte Humboldt mit Fassung ertragen, denn schließlich war er es selbst, der wichtige Impulse für die Hochgebirgsforschung gegeben hatte.

In den Jahren 1814–18 war Humboldt mehrfach in London, um führende Persönlichkeiten der Britischen Ostindien-Companie für den Plan seiner umfassenden Erforschung des Himalaya zu gewinnen. Wenngleich Humboldts eigene Pläne im Sande verliefen, so begannen doch 1823 die Briten eine ausgedehnte Vermessung ihrer Kolonien, die auch den Himalaya einschließen sollte. Diese Arbeiten, geleitet von George Everest, brachten schon bald ein Ergebnis: Die höchsten Gipfel des Himalaya stellen die Berge der Anden weit in den Schatten. Aber auch in den Anden selbst fanden sich größere Erhebungen als der Chimborazo – eine Feststellung, die Humboldt selbst hätte treffen können, wenn er im weiteren Verlauf seiner Reise nach Lima nicht den Weg entlang der Küste eingeschlagen hätte, sondern der Andenkette gefolgt wäre.

Zunächst waren es die uns heute dubios anmutenden Messungen eines Herrn Perntland (oder Pentland[17]) aus dem Jahr 1828, nach denen die Berge Boliviens bis zu 7700 Meter hoch sein sollten. Präziser waren die Angaben von Charles Darwin, der zusammen mit dem Kapitän seines Forschungsschiffes, Robert Fitzroy, die Gipfelhöhen im Bereich des Aconcagua vermaß. Auch der vermeintliche Höhenrekord Humboldts fiel – wenn auch erst nach drei Jahrzehnten: Mit dessen Anregungungen versehen bereiste der französische Forscher Jean-Baptiste Boussingault in den Jahren 1831–32 Ecuador und wiederholte dort den Versuch einer Chimborazo-Besteigung. Auf einer mutmaßlich anderen Route als Humboldt will er dort etwa 120 Meter höher hinaufgekommen sein. Nicht nur, dass hinsichtlich Höhe und angegebener Gehzeiten Skepsis angebracht erscheint, Boussingault hat auch durch unklare Formulierung dafür gesorgt, dass sich ein Rätselraten um die Routenwahl Humboldts einstellte.

Humboldt und die Gebrüder Schlagintweit

Nirgendwo fielen Humboldts Anregungen zur Hochgebirgsforschung auf fruchtbareren Boden als bei den drei Brüdern Schlagintweit[18]. Die beiden älteren Brüder Hermann und Adolf veröffentlichten 1850 ihre erste wissenschaftliche Arbeit über die physikalische Geografie der Alpen, die sie Alexander von Humboldt widmeten. Ein Jahr zuvor, 1849, hatten sie ihren Wohnsitz von München nach Berlin verlegt und waren bereits kurz nach ihrer Ankunft in der preußischen Hauptstadt in Kontakt mit dem bereits 80 Jahre alten Humboldt getreten. Die erste Audienz erweiterte sich sehr schnell zu einem intensiven Meinungsaustausch. Bald danach brachte die Britische Ostindien-Companie ihren Plan hervor, den Himalaya durch eine fundierte Forschungsreise erkunden zu lassen. Dieser war bislang im wesentlichen nur trigonometrisch aus der Ferne der indischen Tiefebene aus vermessen worden. Ein weiteres Mal setzte Humboldt seinen ganzen Einfluss für die Hochgebirgsforschung ein und schlug den Briten die Schlagintweits für diese Expedition vor. Die Vorbehalte den Brüdern gegenüber waren groß, nicht zuletzt wegen ihres jugendlichen Alters. Aber Humboldt war sich des wissenschaftlichen Formats seiner Zöglinge sehr sicher. Er wusste, dass diese keine reinen Theoretiker, sondern auch formidable Bergsteiger waren (schließlich war ihnen im September 1849 fast die Erstbesteigung der Ötztaler Wildspitze gelungen). Und schließlich muss für Humboldt, den Alten vom Berge, die Jugendlichkeit der Schlagintweits als ein Bonus erschienen sein, den er einst auch hatte genießen dürfen: Beim Antritt seiner großen Amerikareise war er selbst noch keine 30 Jahre alt gewesen.

Humboldts Vertrauen in die Schlagintweits wurde nicht enttäuscht. Ihre dreijährige Reise in den Himalaya, bei der Adolf Schlagintweit 1857 als angeblicher Spion ermordet wurde, darf ohne Einschränkung als einer der Höhepunkte der Gebirgsforschung gelten. Hier wurden die Eigenschaften dieses Gebirges für die Fachwelt aufgetan, hier wurde das Wissen bereitgestellt, das sich für die bergsteigerischen Expeditionen der kommenden Jahrzehnte als unverzichtbar erweisen sollte.

Ein Spiegelsextant der Firma Ertel & Sohn, München um 1830. Mit einem ähnlichen Gerät hantierte Humboldt während seiner Reise.
Foto: Deutsches Museum, München

Alexander von Humboldt in seinem Bibliothekszimmer in der Oranienburger Straße 67 in Berlin, nach einem Aquarell von Eduard Hildebrandt 1856.
Foto: Bildarchiv Preußischer Kulturbesitz, Berlin

Aber Humboldts Mitwirken beschränkte sich beileibe nicht auf die Rolle des Vermittlers. Während der Expedition stand er, so weit das die damaligen Kommunikationsmöglichkeiten zuließen, mit den Schlagintweits in Kontakt, er gab Ratschläge, thematisierte Forschungsschwerpunkte und er trieb die Mittel auf, um die zahllosen Sammlungsstücke der Forschungsreise aus dem Zoll auszulösen. Nach der Rückkehr von Hermann und Robert Schlagintweit nahm Humboldt in der jetzt nur noch kurzen Spanne bis zu seinem Tod mit Rat und Tat Anteil an der wissenschaftlichen Auswertung der Unternehmung. Den Schlagintweits war das vergönnt, was Humboldt nicht beschieden war: ein echter Höhenrekord. Am 7360 Meter hohen Abi-Gamin erreichten Adolf und Robert Schlagintweit die Höhe von 6785 Metern, ein Rekord, der ungeachtet der damals stärker einsetzenden Expeditionstätigkeit für fast vier Jahrzehnte Bestand haben sollte.

Humboldt starb im Glauben, für einige Zeit lang höher gewesen zu sein als je ein Mensch zuvor. Hierauf hat er sich – um seine eigenen Worte zu benutzen – etwas „eingebildet". Denn Humboldts Annahme stützte sich nicht auf Vermutungen: Von 1735 bis 1743 hatte die französische Akademie der Wissenschaften im Bereich des heutigen Ecuador ausgiebige Vermessungen anstellen lassen, wobei die überragende Höhe des Chimborazo unzweifelhaft festgestellt worden war. Doch gleichgültig, ob Humboldt am Chimborazo 5350 oder 5881 Meter erreicht hat, andere vor ihm waren höher. Mit großer Wahrscheinlichkeit Reisende auf hoch gelegenen Pässen im Himalaya, nachweislich aber die Inkas. Deren Kultstätten auf den Gipfeln der Berge rund um die Atacamawüste erreichten die Marke von 6000 Meter und sogar auf einem der höchsten Andenberge, dem 6723 Meter hohen Llullaillaco, fand man ihre Spuren[19].

Humboldts Versuch am Chimborazo hatte eine Signalwirkung, die der Resonanz auf die 15 Jahre zuvor erfolgte Erstbesteigung des Montblanc kaum nachstand. Die Unternehmung am Chimborazo als Geburtsstunde des Expeditionsbergsteigens zu bezeichnen, erhält aber erst dann Berechtigung, wenn man den Besteigungsversuch nicht isoliert betrachtet, sondern diesen in den Kontext eines fruchtbaren Forscherlebens stellt, das Humboldt beharrlich und verdienstvoll für die Berge erbrachte.

[17] Humboldt scheint sich über den korrekten Namen dieses Forschers auch nicht ganz im Klaren gewesen zu sein, er verwendet im „Kosmos" beide Schreibweisen.

[18] Ausführliche Informationen zu den Brüdern Schlagintweit und deren Verhältnis zu Humboldt liefert Wilhelm Kick. Neben Beiträgen in verschiedenen Jahrbüchern des Alpenvereins sei hier vor allem genannt: W. Kick: A. v. Humboldts Wirken für die Hochgebirgsforschung. In: Petermanns geogr. Mitteilungen 113, 1969, S. 89 ff.

[19] Ein Mumienfund auf dem Llullaillaco gelang dem Archäologen Johan Reinhard im Jahr 1999. Eine spannende Darstellung über die Entdeckung der ersten Inka-Kultstätten auf hohen Andenbergen liefert Mathias Rebitsch in seinem Buch „Die silbernen Götter des Cerro Gallan", München 1957.

Gottfried Merzbacher und der Tian Shan

Zentralasiatische Erkundungsfahrten zu Beginn des 20. Jahrhunderts

Von ROLLO STEFFENS

WER IN ALPINEN BIBLIOTHEKEN nach einer umfassenden Biografie über ihn sucht, stöbert vergeblich. Es gibt sie nicht. Und die wenigen kurzen Abrisse seines Lebens widersprechen sich hinsichtlich Alter, Geburtsdatum und Todestag zum Teil erheblich. Ohne jeden Zweifel war Gottfried Merzbacher eine der eigenwilligsten Persönlichkeiten der alpinen Geschichte und bei der Erforschung der großen Berge des zentralen Asiens „ein Mann der ersten Stunde".

Merzbachers Erstbesteigungen berühmter Alpengipfel gegen Ende des 19. Jahrhunderts stehen stichwortartig in den Chroniken einiger Gebietsführer, sie sind in Alpinistenkreisen aber kaum bekannt. Seine Erfolge auf dem Gebiet der Hochgebirgsforschung im Kaukasus und im zentralasiatischen Tian Shan wurden unmittelbar nach seinem Tod kaum gewertet, und noch heute ist Merzbachers Bedeutung für den Expeditionsalpinismus nicht wirklich erkannt.

Wer war Gottfried Merzbacher?

Gottfried Merzbacher wird am 17. April 1926, drei Tage nach seinem Tod, auf dem Nordfriedhof in München beigesetzt. Erstaunlicherweise überführt man seine Urne bereits am 23. Oktober des gleichen Jahres zum Münchner Waldfriedhof. Doch dieses Grab ist aufgelöst, Merzbachers Asche 1957 in ein Sammelgrab umgebettet; ein Grabstein nicht zu finden. Der Forscher Gottfried Merzbacher, von der alpinen Welt vergessen, scheint von der Zeit verschluckt! Wer war der Mann?

Am 9. Dezember 1843 in Baiersdorf in Mittelfranken geboren, besucht er in Erlangen die Mittelschule. Der Wunsch nach einem Universitätsstudium erfüllt sich nicht. Merzbacher wird Kürschner und eröffnet, vorher in Europas Metropolen Paris, London und St. Petersburg auch zum Kaufmann

Gottfried Merzbacher (1843-1926)
Alpinist, Ethnologe und Forschungsreisender
Foto: Archiv Rollo Steffens

Khan Tengri (6995 m), Merzbachers geheimnisvoller Berg von Norden
Foto: Rollo Steffens

Michael Soyer, der „Steinackerer", führte Merzbacher 1881 auf das Totenkirchl.
Foto: Archiv Horst Höfler

Die Nordflanke des Totenkirchl im Wilden Kaiser über dem Stripsenjoch. Von hier aus erfolgte die Erstbesteigung.
Foto: Horst Höfler

ausgebildet, im Frühjahr 1868 in München in der Residenzstraße ein Pelzwarengeschäft. Er folgt einer Tradition. Bereits Vater Max handelte mit Fellen und Pelzen. Merzbacher führt sein Münchner Geschäft zwanzig Jahre lang, sein Beruf bringt ihm, zumindest für die Zeit seiner großen Expeditionen, Wohlstand und finanzielle Unabhängigkeit. Erst nach dem Ersten Weltkrieg und in der Zeit der Inflation sollte es in Merzbachers Kasse hohler klingen.

Merzbacher ist 37 Jahre alt, als ihm mit Michael Soyer, dem „Steinackerer" aus Going, seine populärste alpine Erstbesteigung gelingt. Am 16. Juni 1881 klettert das Duo auf das Totenkirchl (2193 m) im Wilden Kaiser. Dritter Mann im Bunde ist der Münchner Steinmetz Carl Babenstuber. Doch der bleibt bereits unterhalb des Stripsenjochs zaudernd im Regen zurück. Als später auch Merzbacher zögert, soll Soyer mit straffem Seil, grimmigem Blick und dem zornigen Schrei: „A Kuah ziag i da auffa, nachher wer i di doch aa no auffaziagn!" unsanft nachgeholfen haben. Ob es sich wirklich so abgespielt hat, wissen wir nicht. Der Soyer Michel alias Steinackerer war ein starker Mann, aber auch ein ortsbekannter Trunkenbold – und er erzählte oft und viel, wenn er seine Nase zu tief ins Glas gesteckt hatte. Merzbachers historischer Anstieg aufs „Kirchl" wird heute kaum noch begangen, die „Erste Terrasse" am Totenkirchl ist von Latschen überwuchert. Dennoch trägt die Route noch immer seinen Namen.

Ein anderer Weggefährte Merzbachers, der Südtiroler Bergführer Franz Kostner, der noch um 1930 in seinem Gasthaus „Zur Post" in Corvara vom Tian Shan erzählte, wusste Ehrenvolleres über den „Mertschpacher" zu berichten, und auch sein Zeitgenosse Ludwig Distel, Mitglied im Akademischen Alpenverein München (AAVM), stellte Merzbacher in ein besseres Licht: „Wenn er (Merzbacher) sich auch fast stets berufsmäßiger Bergführer oder klettergewandter einheimischer Begleiter bediente, welchen daher ein mehr oder weniger großer Anteil an der technischen Ausführung zukam, so war er (...) doch stets die Seele des Unternehmens."

Aus der „stattlichen Zahl" seiner Erstbesteigungen ragen ein paar berühmte Gipfel heraus. Den Campanile Alto (2937 m) in der Brenta und den Gipfel des Monte Schiara (2565 m) in den Belluneser Alpen betritt Merzbacher mit seinen Begleitern als erster, auch den Gran Vernel nahe der Marmolada. Der Vajolett-Hauptturm in der Rosengartengruppe wird von Merzbacher von Süden erstmals bestiegen, am Langkofel findet er einen neuen Weg.* Darüber hinaus ist Gottfried Merzbacher einer der ersten „Systematiker" unter den Alpen-Erschließern. Er blickt nicht nur auf große Gipfel, sondern er wendet sich, wie der Dolomitenkenner Gunther Langes (1899-1972) es treffend formulierte, „...in liebevoller Kleinarbeit auch (...) recht bescheidenen Gipfeln zu."

Neben seinen großen Fahrten im Fels ist Merzbacher auch an den hohen Bergen im Westen der Alpen unterwegs. Er überschreitet den Piz Bernina, die Meije im Dauphiné und das Matterhorn in den Walliser Apen.

Berufung Berg

Im „Dreikaiserjahr" 1888 erkennt Merzbacher, dass Beruf und Berufung nicht im Einklang miteinander stehen können. Er gibt sein Geschäft auf, um sich ausschließlich seinen Lebensträumen zu widmen. Zeitgenosse Ludwig Distel: „Seine Mußestunden waren vornehmlich autodidaktischer wissenschaftlicher Fortbildung und körperlicher Stählung gewidmet. Der Alpinismus, den er mit Hingabe pflegte, wurde richtunggebend für spätere Forschungsreisen, die ihm von Jugend auf als erstrebenswertes Ideal vorschwebten." Ein Jahr nach „Geschäftsschluss", am 4. Juni 1889, gelingt Merzbacher der dritte Aufstieg von St. Bartholomä auf den Watzmann. Seine Begleiter durch die Ostwand sind die Bergführer Johann Grill, der berühmte „Kederbacher", und Johann Punz. Wie aus Merzbachers Schilderungen hervorgeht, erreicht die Partie „hart neben den Abstürzen der Südspitze den Hauptgrat" und nach 13 Stunden Kletterei die Mittelspitze.

Was folgt, sind außergewöhnliche Reisen: 1891 besucht Merzbacher zusammen mit Ludwig Purtscheller den zentralen Kaukasus. Sie besteigen (vermutlich) erstmals den Dongusorum (4452 m), den Gmarai Choch (4778 m) und wiederholen Besteigungen der berühmten Gipfel Elbrus (5633 m) und Kasbek (5047 m). Ein Jahr später ist Merzbacher mit zwei Bergführern im östlichen Teil dieses Gebirges unterwegs. Zwischen diesen beiden Reisen zum Kaukasus überwintert er im zentralen Asien. Dieser erste längere Kontakt mit einer vollkommen anderen Welt stellt endgültig die Weichen für den Lebenszug Gottfried Merzbachers. Er bereist Persien, Arabien, Indien und gelangt schließlich bis zum Karakorum-Himalaya.

Das neue Jahrhundert beginnt: Deutschland ist Monarchie, von Stadt zu Stadt reist man in Pferdekutschen; eine Eisenbahnlinie in Richtung Osten führt – mit Unterbrechungen am Schwarzen und am Kaspischen Meer – bis nach Taschkent. Die zentralasiatische Metropole ist zu jener Zeit die Hauptstadt des russischen Generalgouvernements Turkestan.

Erste Tian-Shan-Expeditionen

Vor diesem Hintergrund fährt Merzbacher im Jahr 1902 mit seiner ersten „Neuland-Expedition" in das zentralasiatische Gebirgssystem des Tian Shan. Diese Region gehörte damals sowohl zu Russland als auch zu China; für die Chinesen ist der Tian Shan „das Himmelsgebirge". Dorthin waren seit Mitte des 19. Jahrhunderts einige russische Forscher vorgedrungen. Dennoch sind große Teile dieser über 2000 Kilometer langen Gebirgskette, die bei Taschkent im heutigen Usbekistan beginnt und jenseits von Urumqui in der chinesischen Provinz Sinkiang endet, auch fünfzig Jahre später noch weitgehend unerforscht.

Campanile Basso und Campanile Alto (rechts) in der Brentagruppe. 1885 gelang Merzbacher mit dem Führer Nicolussi die erste Besteigung des Gipfels über den heute nach ihm benannten Kamin an der Nordostseite (II-III), immer noch einer der nicht ganz leichten Normalwege in der Brenta.
Foto: Herbert Blank

Sie bleiben es nicht. Wie das Netz einer Spinne legen die Merzbacher-Expeditionen der Jahre 1902 und 1903 ihre Erkundunggsrouten um den zentralen Teil dieses Gebirges. Begleitet wird Merzbacher während dieser Erkundungen von Hans Pfann, Hans Keidler, Bergführer Franz Kostner und einer Schar Einheimischer. Pfann, dem im Tian Shan zwölf Erstbesteigungen gelangen, schilderte Merzbacher später so: „Überaus bescheiden war die Lebensweise des reichen Mannes, der ein Vermögen für seine wissenschaftlichen Reisen ausgab. Gekochtes Hammelfleisch, Suppe, Brot und Tee waren die einzigen Genußmittel während unserer sieben Monate Zeltlebens in Höhen zwischen 3000 und 5600 Meter."

Die Ziele der ersten Merzbacher'schen Tian-Shan-Expedition sind hoch gesteckt: geologische Untersuchungen und Kartografierung, Besteigung des Pik Nikolai Michailowitsch (heute: Marmorwand oder Marble Wall, 6400 m) und nicht zuletzt die Erforschung des Berges Khan Tengri, dem Merzbacher zu jener Zeit eine Höhe von etwa 7200 Meter zuordnet und den er für die höchste Erhebung im gesamten Tian Shan hält. Die Spitze dieses mächtigen Berges ist aus der Ferne entdeckt, doch kennen Alpinisten und Forscher noch keinen Zugang dorthin.

Der zähe Merzbacher erringt mit seinen Erkundungen Erfolge, erkennt jedoch zwei Dinge nicht: dass der (zu seiner Zeit namenlose) breitgelagerte Eiskoloss Pik Popeda mehr als vierhundert Meter höher ist als die formschönere Felspyramide des Khan Ten-

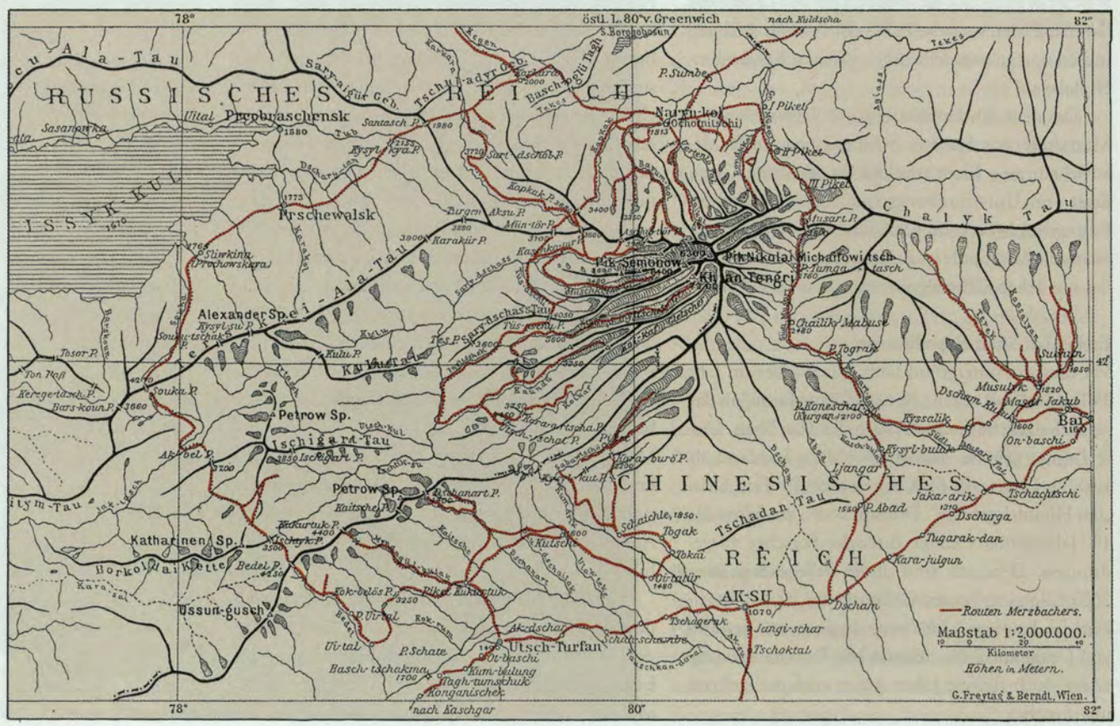
* Es handelt sich hierbei teilweise auch um „touristische" Erstbesteigungen. Gelegentlich hatten einheimische Jäger die Gipfel (z. B. Monte Schiara) bereits bestiegen.

Der Merzbacher See am Nord-Inylchek-Gletscher 1989/1990; der See existierte in dieser Form im Sommer 2002 nicht mehr.
Foto: Gunthi Schmieder, Archiv Rollo Steffens

gri, und dass ein Zugang von Norden aus dem Bayankoltal über den heutigen Pass Odinnadtsati zum Nord-Inylchek-Gletscher – und damit auch zum Khan Tengri – möglich ist. Gelegentlich erleidet die Expedition Rückschläge. Sowohl beim Versuch, die Marmorwand zu besteigen als auch an einem weiter westlich gelegenen Gipfel bleiben Merzbacher und seine Gefährten im tiefen Schnee stecken: „So mussten Herr Pfann und ich mit dem Tiroler Kostner (...) umkehren, obgleich die Form des Berges keine unüberwindlichen Hindernisse geboten hätte. (...) Bis annähernd 5000 Meter erwies sich der Schnee als gut; dann aber ging er immer mehr in Pulverform über. Bald wurde er so tief, dass wir stets bis zu den Hüften darin einsanken." Die Pioniere gelangen an der Marmorwand bis in eine Höhe von 5300 Meter. Mit dem Schrecken davon kam die Partie Pfann, Keidler, Kostner und ein Kosak, dieses Mal ohne Merzbacher, bei einer ähnlichen Erkundung, als sie versuchte, einen 5800 Meter hohen Gipfel im oberen Einzugsgebiet des Semenowgletschers zu besteigen. Sie glitt mit einem Schneebrett gute 200 Meter in die Tiefe. Der Kosak, so Merzbachers Bericht, war gelähmt vor Schreck, während alle anderen nur „...untröstlich waren". Der Blick vom angestrebten Gipfel hätte, so wurde spekuliert, zur Entdeckung der präzisen Lage des Khan Tengri geführt. Ein Jahr später stellte sich genau diese Annahme als richtig heraus.

Zum Khan Tengri

Bis an den Khan Tengri, dessen Basis Merzbacher in den Jahren 1902/03 allen anderen Zielen voran er-



Merzbachers Erkundungsrouten von 1902 und 1903
Foto: Archiv Rollo Steffens

Der Khan Tengri (6995 m) von Osten. 1931 wurde der Gipfel erstmals von einer sowjet-russischen Seilschaft bestiegen.
Foto: Stefan Winter

reichen wollte, gelangte er trotzdem, wenn auch auf einer anderen, viel längeren Route, von Westen über den Südlichen-Inylchek-Gletscher. Bei diesem Vorstoß ins Innere des Gebirges sah Merzbacher – vermutlich als Erster – auch jenen See, der heute seinen Namen trägt: „Dort standen wir plötzlich vor einer weiten Senkung, ausgefüllt von einem riesigen Eissee, aus dessen tiefblauen Fluten Tausende kleiner mannigfaltig geformter Eisberge und Schollen herausragten. Ein prachtvoller Anblick." Das Naturwunder erhielt den Namen „Merzbacher See" später durch den russischen Alpinisten Michail Pogrebezki, dem 1931 die erste Besteigung des Khan Tengri gelang.

Insgesamt legt Merzbacher auf dem Inylchek-Gletscher eine Strecke von 57 Kilometern zurück, bis er bei dieser Erkundung im Sommer 1903 über den südlichen Arm des Gletschers den Khan Tengri erreicht. Gemessen an all seinen Tian-Shan-Unternehmungen ist dieser Abschnitt der Expedition nur ein winziger Teil, doch für Merzbacher ist er der persönlich wichtigste, das ist sein großes Ziel: „Da begann sich plötzlich etwas Weißes (...) hervorzuschieben, noch nichts Bedeutendes; aber mit jedem Schritte den wir vorwärts machten, nahm das Weiße größere Dimensionen, gewaltigere Formen an. (...) Eine ungeheure Pyramide war frei geworden, bald auch ihre Basis. Der Riesenberg, der Beherrscher des Tian Shan, zeigte sich nun meinen entzückten Blicken in seiner ganzen nackten Größe, von dem Eise des Gletschers wurzelnden Fuße, bis zu seinem von ziehenden, sonnendurchleuchteten Nebeln umspielten Haupte. (...) Die Spannung der letzten Wochen, die in den letzten Tagen bis zur Unerträglichkeit gesteigert war, löste sich nun mit einem Male. Das mit aller Kraft des Denkens und Wollens erstrebte Ziel war erreicht..."

Merzbachers Empfinden wie seine Wortwahl klingen für uns eigenartig, doch kann er nicht anders gefühlt haben, und die Sprache vor hundert Jahren war eben diese, wenn es darum ging, mächtige Berge oder große Landschaften zu beschreiben. Wer meint, Merzbacher im Original heute „so nebenbei" lesen zu können, verzweifelt, schafft keine zehn Seiten in laufender Folge. Seine Texte ermüden.

Dabei stand Merzbacher sich und seiner Ausdrucksweise durchaus auch selbstkritisch gegenüber. Er wusste, dass Wissenschaftler seinen alpinen Schil-

derungen nicht folgen konnten und Alpinisten seine Beschreibungen (meist) zu trocken waren. „Vielleicht", so sinnierte er, „habe ich es bei dem Bestreben, allen gerecht zu werden, niemandem zu Dank gemacht", und behauptete mit einer gewissen Resignation: „Der Wunsch, wissenschaftliche Beobachtungen mit alpinen Erfolgen zu verbinden, stellt eben an die Ausdauer und Leistungsfähigkeit des Reisenden kaum zu erfüllende Anforderungen."

Dennoch übertrieb Merzbacher nicht. Wer sich heute dem Khan Tengri nähert, erlebt diese Spannung noch immer, wenn auch auf eine andere, viel modernere Art. Seit einer Reihe von Jahren fliegen leistungsstarke Helikopter fast alle Alpinisten, die sich am Khan Tengri und am benachbarten Pik Popeda (7439 m) versuchen wollen, von den Stützpunkten Bayankol, Akkol und Karkara zu den Inylchek-Gletschern. Auch wenn heute alles unvergleichlich schneller geht: die Faszination beim ersten Blick auf den sagenhaft schönen Khan Tengri ist geblieben.

Bei seinem entscheidenden Vorstoß zum Südlichen-Inylchek-Gletscher hebt Merzbacher im Jahr 1903 einen „geheimnisvollen Schleier", der zu dieser Zeit noch über dem „Beherrscher der Geister"

liegt: der Khan Tengri ist kein Gebirgsknoten wie vermutet, sondern ein Gipfel in einer „weit nach Westen vorspringenden Zwischenkette". Merzbacher lokalisiert das Zusammentreffen der zentralen Gebirgsketten des Tian Shan weiter nordöstlich, an der Marmorwand.

Probleme und Anerkennung

Dass sich Merzbacher mit seiner Expedition 1903 überhaupt noch im Tian Shan aufhält, ist Glück im Unglück: Durch die Unachtsamkeit eines Einheimischen stürzte im Sommer 1902 ein Packpferd samt Last ins Wasser. Danach standen zwei als „luftdicht" erworbene Blechkoffer unter Wasser. Sie enthielten Merzbachers fotografische Ausbeute der vergangenen Monate. „60 Aufnahmen", schrieb Merzbacher, „in großem Formate, meistens Panoramen und Telepanoramen, aufgenommen von hohen Standorten, die Frucht unsäglicher Mühe und Sorgfalt, waren unwiederbringlich dahin! Meine Aufregung hierüber war namenlos, und es bedurfte langer Zeit, bis ich mich über diesen Verlust einigermaßen beruhigen konnte." Mit dieser Katastrophe war der Expedition der Weg für das folgende Jahr bereits vorgeschrieben. Merzbacher blieb vor Ort.

Am Odinnadtsati Pass, 4850 m (links); Aufstieg zum Lager I (links unten);

Lager II am Khan Tengri, unten der Nord-Inylchek-Gletscher.
Fotos: Rollo Steffens

In der „Zeitschrift des Deutschen und Österreichischen Alpenvereins" erscheint im Jahrgang 1906 Merzbachers Zusammenfassung über die Expeditionen der Jahre 1902 und 1903. Er illustriert diesen Bericht mit Fotografien von herausragender Qualität. Wie sein Lehrmeister, der Italiener Vittorio Sella, war Merzbacher nicht nur ein Hochgebirgsfotograf der ersten Stunde, sondern auch ein guter. Tragisch dabei: über den Verbleib seiner Aufnahmen gibt es bis heute nicht mehr als Spekulationen. Mindestens 3236 aufgezogene Fotografien und 17 Pakete unaufgezogener Fotografien, Bestandteile der „Merzbacher-Bibliothek" in der Bayerischen Staatsbibliothek, gingen verloren. Möglicherweise wurden sie vernichtet, als im Oktober 1943 der Mittelteil des Südflügels der Bibliothek einstürzte. Dem Geographischen Institut, so wusste Zeitgenosse Paul Fickeler zu berichten, übersandte Merzbacher eine umfangreiche Sammlung fotografischer Platten und Lichtbilder über das zentrale Asien. Auch von dieser Sammlung fehlt heute jede Spur. Ein möglicher Aufbewahrungsort, die Bibliothek der Geographischen

Als mächtige Pyramide dominiert der Khan Tengri die schneebedeckten Berge des Tian Shan im Osten der Steppen Kasachstans.
Foto: Rollo Steffens

Das Edelweiß, eine typische Pflanze der kalten Trockensteppen Zentralasiens, gedeiht dort mit besonders prächtigen Blütensternen.
Foto: Rollo Steffens

Gesellschaft, wurde im April 1944 zerstört. Und auch im Geographischen Institut der Universität München war zu gleicher Zeit „ein großer Teil der Sammlungen vernichtet worden oder abhanden gekommen."

Eine der wenigen Institutionen, die Merzbachers unermüdliche Asien-Forschung bereits zu seinen Lebzeiten erkennt, ist die Münchener Universität. Als im Jahr 1901 sein zweibändiges Werk „Aus den Hochregionen des Kaukasus" und die „Merzbacherkarte" dieses Gebietes erscheint, verleiht ihm die philosophische Fakultät den Ehrendoktortitel; sechs Jahre später wird Gottfried Merzbacher zum Königlichen Professor h.c. ernannt. 1905 erhält er den Bayerischen Verdienstorden.

Als sich im Sommer 1906 seine berühmte Erstbesteigung im Wilden Kaiser zum fünfundzwanzigsten Mal jährt, klettert Merzbacher nochmals auf „sein" Totenkirchl hinauf. Er ist jetzt knapp 63 Jahre alt. Begleitet wird Merzbacher von namhaften Alpinisten: Hermann Delago, Erich König, Paul Hübel und Joseph Ittlinger. Am Gipfel wird gefeiert. Amüsiert und voller Freude vermerkt der Chronist sieben geleerte Flaschen Champagner. Über den leicht beschwipsten und nicht ganz einfachen Abstieg von dort oben vermerkt er nichts!

Lebensabend und Vermächtnis

Offensichtlich setzt bei Merzbacher nach dieser Besteigung so etwas wie ein zweiter Bergsteiger-Frühling ein. Von 1907 bis 1908 gelangt er, nun schon 65 Jahre alt, ein letztes Mal zum Tian Shan. Jetzt interessiert er sich für den östlichen Teil dieses Gebirges. Neben der Erforschung verschiedener Fluss-Systeme gilt seine besondere Neugier einer Gebirgsgruppe mit dem Namen Bogda-Ola. Von Urumqui im heutigen Sinkiang kommend durchquert Merzbacher diesen Gebirgszug. Als Geologen begleiten ihn bei dieser Expedition Leuchs und Gröber. Erst acht Jahre später erscheint das umfassende Werk „Die Gebirgsgruppe Bogda-Ola" (Bayerische Akademie der Wissenschaften, München 1916). Die große Zeit zwischen der Reise und der Publikation der Ergebnisse zeigt, mit welcher Genauigkeit, Hingabe und Sorgfalt der Forscher auch diese Expedition nachbearbeitete. Heute nennt man eine 260 Kilometer lange Kette im östlichen Teil des Tian Shan „Merzbachergebirge".

Merzbachers letzter Lebensabschnitt beginnt. Auch er ist ungewöhnlich. Merzbacher wohnt in der Möhlstraße, nicht weit entfernt vom Münchener Friedensengel. Seine große Erdgeschosswohnung, so berichten Zeitgenossen, gleicht einem Völkerkundemuseum. Viele Jahre prägt er als 2. Vorsitzender das Vereinsleben der Geographischen Gesellschaft in München. Paul Fickelers Kommentar von 1926 verrät mehr über den betagten Mann: „Jedem, der mit Merzbacher zusammenkam, fiel noch bis vor kurzem die körperliche und geistige Frische des Forschers auf. Durchdrungen von der Überzeugung, daß eine mens sana in corpore sano allein lebendig bleibe, bewahrte er sein ganzes Leben durch tägliche Leibesübungen seine Glieder vor dem Einrosten. Trotz der großen Strapazen seiner vielen Hochtouren und Expeditionen (...) war seine körperliche Konstitution so wenig gebrochen, dass noch bis kurz vor seinem Tode der Dreiundachtzigjährige seine morgendliche Turnübung am Barren fortsetzte, – ein staunenswertes Beispiel eines zähen Willens, das manchen jüngeren Geografen beschämen könnte. Im Gegensatz zu vielen deutschen Gelehrten vernachlässigte er auch nie die Pflege seiner äußeren Erscheinung."

Trotz geistiger Frische und körperlichem Wohlsein leidet Merzbacher: „Zu spät habe ich es (...) so weit gebracht, dass ich meinen wissenschaftlichen Zielen (...) nachstreben konnte. Die Folge ist, dass mir nicht mehr genügend Zeit und Kraft bleibt, die Ergebnisse meiner Forschungen so auszuarbeiten, dass sie abgeschlossen der Wissenschaft zugänglich gemacht werden können. Es ist ein brennender Schmerz am Ende meines Erdenlebens, der (...) mir die Heiterkeit der letzten Lebenstage raubt." Tatsächlich erscheint Merzbachers Kartenwerk über den Tian Shan erst nach seinem Tod. Es wird 1927 von Ludwig Distel herausgegeben.

Bereits zu Lebzeiten stellt Merzbacher seine ethnologische Sammlung dem Museum für Völkerkunde in München zur Verfügung. Der Wert dieser Sammlung wurde 1923 bei „bescheidener Berechnung auf den Betrag von 15.000 Goldmark geschätzt, der am heutigen Tag [also im Jahre 1923; Anm.d.Verf.] etwa 175 Millionen Papiermark gleichzusetzen wäre." Um die inflationäre Währung in eine Relation zu bringen: Merzbachers Sammlung war rund 300 Mal soviel Wert wie eine seiner späteren Monatsrenten.

Nach seinem Tod geht Merzbachers Asien-Bibliothek in den Besitz der Bayerischen Staatsbibliothek in München über. Paul Fickeler spricht in seinem Nachruf auf Gottfried Merzbacher von 10.000 (!) Bänden und einer Sammlung, „...die, hauptsächlich wegen ihrer vielen russischen Werke, in Europa sonst kaum ihresgleichen finden dürfte." Tatsächlich überlässt Merzbacher der Bayerischen Staatsbibliothek über die bereits genannten Fotografien hinaus 4644 Bände und Broschüren, 325 russische und 180 anderssprachige Kartenblätter und elf Atlanten. Dies allerdings geschieht nicht ohne Eigennutz, denn Merzbacher ist spätestens 1923 bankrott. Die Inflation der Nachkriegsjahre bedeutete für ihn den finanziellen Ruin. Ein Dokument der Bayerischen Staatsbibliothek erzählt mehr darüber: „...geht hervor, dass Prof. Gottfried Merzbacher sich auf Grund seiner ungünstigen finanziellen Lage gezwungen sah, bereits zu Lebzeiten seine Bibliothek sowie seine ethnologische Sammlung (...) zu verkaufen. Beide Sammlungen wurden auf Grund eines am 30.4.1923 geschlossenen Leibrentenvertrages (...) vom bayerischen Staat für die Bayerische Staatsbibliothek bzw. das Museum für Völkerkunde erworben."

Der Leibrentenvertrag sicherte Merzbacher auf Lebenszeit eine Rente in Höhe des Höchstruhegehalts eines ordentlichen Hochschulprofessors zu und enthielt die Vereinbarung, dass die Bibliothek zu Lebzeiten Merzbachers in dessen Privatwohnung verbleiben solle. Im April 1923 bezieht Merzbacher seine Monatsrente zum ersten Mal. Er erhält 571.567 Mark und 50 Pfennige. Sehr viel mehr wert als bedrucktes Papier war diese „halbe Million" in der Zeit der Inflation allerdings nicht!

Nach Merzbachers Tod wird seine Sammlung in die Bayerische Staatsbibliothek überführt und dort gesondert aufgestellt. Wer heute allerdings davon träumt, die „Merzbacher-Bibliothek" in den großen Regalen einer eigenen Abteilung besichtigen zu können, hofft vergeblich. Mittlerweile ist der Nachlass über das ganze Haus verteilt. Unberührt davon werden einige hundert Briefe Merzbachers als „Merzbacheriana" in der Handschriftenabteilung verwahrt. Vergilbtes Papier gibt Merzbachers Beziehungen zu Persönlichkeiten und Institutionen wieder. Sie sind weitgefächert, so wie die Wissensgebiete seiner umfangreichen Bibliothek.

Merzbacher kommt nur drei Jahre in den Genuss seiner Leibrente. In der Nacht zum 14. April 1926 stirbt Prof. Dr. h.c. Gottfried Merzbacher nach kurzer Krankheit. Die nachfolgenden, dunkelsten Jahre deutscher Geschichte bleiben ihm erspart. Vielleicht waren die Wirren der sterbenden Republik Weimars und die folgende braune, waffenklirrende Zeit mit ihren antisemitischen Exzessen die wichtigsten Gründe dafür, dass die vielfältigen Leistungen dieses außergewöhnlichen Mannes schnell in Vergessenheit gerieten. Forscher und Alpinisten seiner Couleur waren in jenen Tagen nicht sonderlich populär: Gottfried Merzbacher war Jude.

Merzbachers letztes Domizil in der Münchner Möhlstraße
Foto: Rollo Steffens

Der Kampf um den Everest

Ein historischer Streifzug, 50 Jahre nach seiner Erstersteigung

Von STEPHEN VENABLES

DER GENFER BERGSTEIGER André Roch hat einmal bemerkt, „das Problem mit dem Everest sei nicht, dass er so schwer sei, sondern eine Idee zu hoch". Die Verbindung dieser „Idee" mit extremen körperlichen Anforderungen und der nackten geografischen Tatsache, dass dieser Gipfel über alle anderen markanten Punkte dieser Erde hinausragt, gibt ihm eine irrationale Anziehungskraft, der sich selbst intelligenteste Bergsteiger nicht verschließen können. Es verwundert daher kaum, dass wir 2003 mit Büchern, Filmen, Vorträgen, Rundfunksendungen, Festivals, Abendeinladungen und Gedenk-Bergtouren zugepflastert werden, die alle das 50-jährige Jubiläum der Erstersteigung des Mount Everest feiern wollen.

Die Feiern werden wohl in England am lautesten sein, weil es ja zunächst einmal ein britisches Jubiläum ist und weil die Briten kollektiv nostalgisch sind. Junge Menschen werden das Brimborium kaum nachvollziehen können. Wer aber jenen Frühlingstag 1953 miterlebte, als vom 8000 Kilometer entfernten Bergkönigreich Nepal die erfreuliche Nachricht über den Ticker kam, wird sich an den ausgelassenen Jubel erinnern. Es war der 2. Juni und eine junge Königin wurde am selben Tag gekrönt; das Everestgeschenk war für die Menschen damals eine besonders glanzvolle Zugabe, die ihre Herzen erleichterte. Und wie sehr sie Erleichterung brauchten! Acht Jahre nach einem langen, teuren Krieg war das Essen immer noch rationiert, Kriegsanleihen wurden an Amerika zurückgezahlt, das nukleare Wettrüsten mit der Sowjetunion verschlang Millionen und in baufälligen Fabriken zerbröckelte landesweit der soziale Friede. Großbritannien löste das gewaltigste Empire der Geschichte auf und entließ eine Kolonie nach der anderen in die Unabhängigkeit. Das Inselreich war ausgepumpt und pleite.

Selbst in der Stunde des Ruhmes waren die Briten in sich gespalten und schwankten zwischen tapferem Pioniergeist und rückschauender Nostalgie. Man sprach von einem „Neuen Elisabethanischen Zeitalter", sah optimistisch in die Zukunft, beschwor aber gleichzeitig die Ära von Königin Elisabeth I. vor vierhundert Jahren. Sir John Hunt, Leiter der Everest-Expedition, wurde sogar mit Freibeutern zur See wie Sir Francis Drake und Sir Walter Raleigh verglichen. Aber Hunt wusste genau, dass Großbritannien weder Herr über die Meere noch über die Berge war. Und er wusste, dass viel Glück und harte Arbeit sein Team zum Gipfel gebracht hatten. Noch ein Jahr zuvor hätten ihnen die Schweizer den Gipfel um Haaresbreite weggeschnappt, und für 1954 hatten sich die Franzosen angemeldet. Englands Vormachtstellung am Everest gehörte der Vergangenheit an.

Sir George Everest (1790-1866)
Surveyor General of India, leitete von 1830 bis 1843 die Vermessung des indischen Subkontinents. Everest war der Ansicht, dass für die Bezeichnung topografischer Landmarken unbedingt einheimische Namen zu verwenden seien. Andrew Waugh führte 1865 die Bezeichnung Mt. Everest ein, um seinen Vorgänger zu ehren.
Foto: Mountain

Anfänge am Everest

Diese hatte seit 1921 bestanden, als Colonel Howard Bury die Erkundungsexpedition, gleichermaßen unterstützt von der Royal Geographical Society und dem Alpine Club, geleitet hatte. Es war die erste von sieben offiziellen britischen Expeditionen, die man vor allem dem starken Einfluss auf die tibetische Regierung verdankte. Ironischerweise hatten die Briten das Everest-Monopol gerade zu der Zeit, als die eigenen Protagonisten „schwächelten". Es gab in England keinen Gervasutti, Roch, Lambert, Welzenbach, Heckmair, Rebitsch oder Wiessner. Selbst Frank Smythe, der zwei Routen durch die Brenva-Flanke am Montblanc gelegt hatte und in den dreißiger Jahren zu den stärksten britischen Everestaspiranten zählte, gehörte international nicht zur Spitze.

Die technischen Schwierigkeiten, mit denen die Briten am Everest kämpften, waren eher harmlos verglichen mit dem, was sich an kaum niedrigeren Gipfeln abspielte. Die Nordflanke des Everest hatte auch nicht ansatzweise die bizarren morschen Eistürme zu bieten, mit denen sich Paul Bauer auf dem Ostgrat des Kantsch herumschlug. Die Rakhiot-Flanke des Nanga Parbat war ebenso ein ganz anderes

Der Mount Everest von seiner tibetischen Nordseite. Die Tibeter bezeichnen den Everest als Chomolungma, Gottesmutter der Erde; die Chinesen als Qomolangma-Feng und die Nepali als Sagarmatha.
Foto: Stephen Venables

Kaliber und wesentlich gefährlicher. Die Schwierigkeiten am Abruzzensporn des K2, den die Amerikaner 1938 und 1939 fast erstiegen hätten, waren viel anhaltender. So laienhaft sich die britischen Pioniere auch anstellten, es gelangen ihnen erstaunliche Bravourstücke.

Der kühne und schnelle Vorstoß von George Finch 1922 mit Hilfe von Flaschensauerstoff bis auf 8320 Meter Höhe verdeutlichte das Potenzial von Wissenschaft und Technik. Edward Norton drang zwei Jahre später ohne Sauerstoff bis auf 8570 Meter vor und man sah, was ohne künstliche Hilfsmittel möglich war. Als neun Jahre später Lawrence Wager und Percy Wyn-Harris, gefolgt von Frank Smythe, ebenfalls ohne Sauerstoff Nortons Umkehrpunkt am westlichen Rand des Great Couloir erreichten, wusste man, dass diese Leistung keine Flunkerei gewesen sein konnte.

Warum scheiterten sie alle an den letzten 275 Metern? Ein Grund war das unverhältnismäßig hohe Risiko. Der Gedanke an einen späten Gipfelanstieg in Verbindung mit einem Biwak war unvorstellbar. Darüber hinaus nötigte eine Expeditionsleitung, die aus der militärischen Tradition kam, den besseren Alpinisten ihre konservativen Vorgehensweisen auf. 1933 platzte dem begabten Kletterer John Longland deswegen der Kragen und er lief Sturm gegen das „Scheißmilitär". Es gab aber auch logistische Probleme. Die schwierigsten Passagen auf der Nordseite liegen über 8000 Meter und das letzte Hochlager lag kaum niedriger als der Gipfel – aber endlos weit von ihm entfernt. Als den Chinesen schließlich die Nordostgrat-Route über den berüchtigten Second Step glückte (vielleicht 1960, sicherlich 1975), lag das letzte Hochlager noch höher. Als Messner 1980 und die Australier 1984 den Anstieg aus dem Great Couloir vollendeten, den Norton und andere zuvor versucht hatten, starteten sie in unmittelbarer Nähe des Couloirs. Der Zeitplan war ein Dauerthema: Für die Pioniere bedeutete der monatelange Anmarsch aus Darjeeling, dass die eigentliche Bergsteigerei nicht vor Anfang Mai begann, zu knapp vor dem einsetzenden Monsun. Und dann gab es da noch die miesen Kocher, die schweren Zelte und Wollklamotten. Finch erntete mit seinem Daunenjackenprototyp aus einer Steppdecke nur Spott. Eigentlich war es nicht erstaunlich, dass sie damals scheiterten, sondern wie weit sie kamen, ohne all die Segnungen des Flaschensauerstoffs, der federleichten Bekleidung und der Kilometer von Fixseilen, an denen sich die meisten Wiederholer dieser Route hochhangeln. Aber ich greife vor, denn die letzte Expedition vor dem Krieg verließ Rongbuk 1938. Erst vierzig Jahre später sollte die erste Expedition eines westlichen Landes wieder die tibetische Seite des Everest besuchen. Als die Europäer sich von den Kriegswirren so weit erholt hatten, dass sie weitere Expeditionen zum Everest planten, war Tibet hinter dem Bambusvorhang verschwunden und die Bergsteigerszene auf die nepalesische Seite umgezogen.

Die Erschließung der Südroute

Lange hatten die britischen Bergsteiger davon geträumt, dass Nepal seine Pforten für Ausländer öffnet. Seit 1816 bestand mit dem Maharadscha die Übereinkunft, dass er die britische Armee mit seinen gefürchteten Gurkha-Kämpfern unterstützt und die Briten im Gegenzug dafür sorgen, dass weder sie noch andere sein Land betreten. Und nun wurde 1947 endlich die Tür geöffnet. 1950 erstiegen die Franzosen die Annapurna. Im selben Jahr durften Oscar Houston und sein Sohn Charles den Kernbereich des Solo Khumbu besuchen, die Heimat der Sherpas im Süden des Everest. In letzter Minute engagierte man noch Bill Tilman, einen Pionier der Vorkriegsära. In Zeitnot und höhenkrank äußerte sich Tilman pessimistisch über den chaotischen Khumbu-Gletscher als mögliche Zustiegsroute.

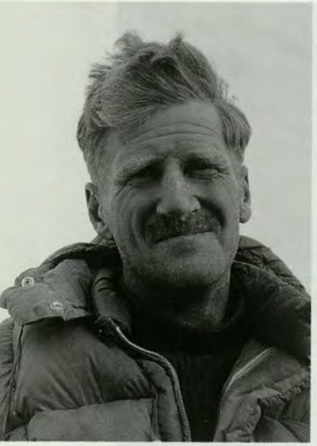
Zurück in London dachte das Everest-Committee gar nicht daran, eine Expedition auf die Beine zu stellen. Es ist ausschließlich dem jungen Arzt Michael Ward und dem schottischen Schriftsteller Bill Murray zu verdanken, dass die Everest-Erkundungsfahrt 1951 überhaupt stattfand. Entschlossen, die voreingenommenen Bemerkungen Tilmans zu ignorieren und ermutigt durch neue Luftbilder vom Südsattel und dem Südostgrat, die ein Spitfire-Pilot 1947 geschossen hatte, wollten sie selbst der Sache auf den Grund gehen. Sie fanden in dem jungen Raketeningenieur Tom Bourdillon einen weiteren Mitstreiter. Es fehlte aber immer noch ein richtiges Everest-Expeditions-Schwergewicht von Rang und Namen. Ihre Wahl fiel auf Eric Shipton, der vor dem Krieg an vier Everest-Expeditionen beteiligt war.

Shipton hatte den Khumbu-Eisbruch in den dreißiger Jahren von der tibetischen Seite her angeschaut und sah die Südroute ebenso kritisch wie sein Freund Tilman; aber einem Besuch des Solo Khumbu konnte er auch nicht widerstehen und sagte zu. Die Erkundungsexpedition von 1951 war nun eine ausgewachsene Unternehmung mit einem weltbekannten Bergsteiger an der Spitze, mit Rückende-

Der Mt. Everest von Norden, links im Profil der Nordostgrat und im Schatten die Norton-Schlucht; rechts der Westgrat, die tiefe Rinne unter dem Gipfeldom ist das Hornbein-Couloir.
Foto: Sigi Hupfauer

Edward F. Norton (1884-1954)
Als Leiter der Everest-Expedition von 1924 favorisierte Colonel Norton eine Route über die Bänder der Nordflanke, um die große Schlucht zu erreichen, die heute seinen Namen trägt, im Gegensatz zu Mallory und Irvine, die den Nordostgrat als Aufstiegsroute bevorzugten. Am 4. Juni 1924 stiegen Norton und Howard Somervell ohne künstlichen Sauerstoff in der Nordschlucht bis in eine Höhe von 8570 Metern auf. Reinhold Messner vollendete Nortons Route im August 1980 ebenfalls „by fair means", ohne Flaschensauerstoff und im Alleingang. Beide Unternehmungen rangieren unter den großartigsten Leistungen in der Geschichte des Bergsteigens.
Foto: Mountain

Die Westflanke des Mt. Everest im Abendlicht
Foto: Sigi Hupfauer



Lord John Hunt (*1910)
Colonel Hunt war Leiter der erfolgreichen Expedition von 1953 und wurde als glänzender Organisator gerühmt.
Foto: Royal Geographical Society, London

Edmund Hillary (*1919)
ein vor der Expedition namenloser Bienenzüchter aus Neuseeland, vollbrachte mit dem Sherpa Tenzing Norgay die Erstbesteigung und wurde dafür von der Queen geadelt.
Foto: Royal Geographical Society, London

ckung vom Everest Committee und dem legendären Sherpa Ang Tharkay als Sirdar unter Vertrag. In letzter Minute kam vom Neuseeländischen Alpenverein die Nachricht, dass einige ihrer besten Bergsteiger bereits im Himalaya unterwegs waren und zu Shiptons Expedition hinzustoßen könnten. Shipton antwortete, dass er die Neuseeländer willkommen hieße, vorausgesetzt, sie kämen mit eigener Ausrüstung. Der eine war der schon ältere Leiter Earle Riddiford, der andere ein Bienenzüchter namens Edmund Hillary. Drei Wochen später kamen die beiden im feuchtheißen Aruntal in der Ortschaft Duglha an und wurden über ein paar Stufen in einen schwach beleuchteten Raum geführt. „Ein kräftig gebauter Mann mit Stoppelbart drehte sich mit einem freundlichen Lächeln zu mir um und ich wusste, dass ich zum ersten mal Eric Shipton gegenüber stand", erinnerte sich später Sir Edmund Hillary an die Begegnung.

Shipton fühlte sich im siebten Expeditionshimmel. Er wurde hofiert und mit seinem alten Mitstreiter Ang Tharkay in jedem Sherpadorf mit etlichen Bechern Chang abgefüllt. Die Expedition zog weite Kreise, im Westen bis zum Menglungtse und Gaurishankar, im Osten bis zum Makalu, ein Bergvagabundentum, wie es Hillary liebte. Aber es gab ja konkrete Ziele, zunächst einmal die Ersteigung des Pumori, um den missliebigen Khumbu-Eisbruch genauer zu betrachten. Das Team von 1951 kam höher als Tilman, hatte einen guten Blick bis ins Western Cwm und erkannte gleich einen plausiblen Weg bis zum Südsattel. Das Khumbu-Problem sah nicht mehr unlösbar aus.

Das Team ackerte sich anschließend durch den Eisbruch, Stufen wurden geschlagen, Seile fixiert und ein Weg durch das Labyrinth gebahnt, bis man schließlich kurz vor dem leicht mit Schnee bedeckten Western Cwm an einer gewaltigen Gletscherspalte scheiterte. Sie hatten keine Ausrüstung dabei, um die Spalte zu überwinden, aber sie hatten genug gesehen. Der Eisbruch war gefährlich, aber nicht übermäßig. Sie hatten fast die gesamte Route bis zum Südcol eingesehen und Ward hatte den restlichen Anstieg über den Grat auf Luftbildern studiert. Es schien, als ließe sich der Everest von Süden her ersteigen.

Wettlauf mit den Schweizern

Zurück in London schäumte Ward vor Wut, dass das bequeme Everest-Committee schlichtweg vergessen hatte, für 1952 in Nepal ein Permit zu beantragen und die Schweizer nun zuerst vor Ort waren. Mit der dünnen Hoffnung, dass die Eidgenossen mit ein paar Puzzleteilen nicht zu Rande kämen, sicherten sich die Honoratioren des Alpine Club und der Royal Geographical Society ein Permit für 1953, die Franzosen für 1954 und die Schweizer einen zweiten Versuch für 1955. Das Wettrennen hatte begonnen.

Wyss Dunant und seine Schweizer Kollegen waren dann tatsächlich die Pioniere auf dieser Everest-Route. Im Frühjahr 1952 gelangten sie über die große Randkluft des Khumbu-Eisbruchs, durchquerten das Western Cwm, durchstiegen den Genfer Sporn – für sich schon eine mächtige Bergtour – und waren schließlich die ersten Menschen auf dem gottverlassenen, windumtosten Lagerplatz namens Südsattel. Und dann, für den sprichwörtlich peniblen und präzisionsverliebten Nationalcharakter schon bemerkenswert, ging alles drunter und drüber. Es gab nie genügend Nachschub am Südsattel. Das Hochlager auf 8300 Meter war ein Notbehelf. Ständig kämpften Raymond Lambert und Tenzing Norgay mangels Nahrung, Ausrüstung und Brennstoff ums nackte Überleben. Die Situation verschlechterte sich weiter, als die Sauerstoffgeräte ausfielen. Bei ihrem verzweifelten Aufstieg zum Südgipfel schleppten die Bergsteiger im Grunde nur Ballast mit sich herum. Auf etwa 8500 Meter, höher als je ein Mensch zuvor, mussten sie umkehren, mit leeren Händen.

1935 hatte Tenzing zum ersten Mal eine britische Expedition begleitet. Inzwischen war auch für ihn der Everest zu einer fixen Idee geworden. In den vierziger Jahren hatte er mit den Schweizern einige schöne Anstiege im Garhwal Himal unternommen. Er mochte die Eidgenossen und war ein geschätzter Partner. Also luden sie ihn zum zweiten Versuch im Herbst 1952 ein und wählten diesmal statt des Genfer Sporns den Normalweg zur Lhotse-Flanke. Schwere Herbststürme beendeten das Unternehmen am Südcol.

Inzwischen hatten die Briten mit ihren neuseeländischen Kollegen Edmund Hillary und George Lowe, der Riddiford ersetzte, am Cho Oyu trainiert, Ausrüstung getestet und das designierte Everest-Team abgehärtet. Nach London zurückgekehrt setzte das Everest Committee im Dezember Eric Shipton an die frische Luft und benannte Colonel John Hunt als neuen Expeditionsleiter, weil man ihn für die stärkere Persönlichkeit hielt. Das Team hatte Shipton ins Herz geschlossen und so kann man ermessen, wie viel Charme und Diplomatie Hunt bewies, dass er das Team von seiner Person, seinem Anstiegskonzept und der von ihm geforderten Aufopferungsbereitschaft überzeugen konnte. Es war schon Ironie des Schicksals, dass das Team gerade Ausrüstung am Jungfraujoch in der Schweiz testete, als die Nachricht vom Scheitern der Schweizer kam. Die Briten hatten nun ihre letzte Chance, den begehrten Gipfel für sich zu erobern.

Mt. Everest (8848 m) und Nuptse (7879 m) von Südwesten.
Foto: Reinhard Karl

Der Aufstieg durch den Khumbu-Eisbruch wurde von der Schweizer Expedition 1952 erschlossen. Heute ist er mit Fixseilen und Leitern ausgerüstet und bietet bei weitem nicht mehr die Schwierigkeiten, mit denen die ersten Teams kämpfen mussten.
Foto: Reinhard Karl

Endlich am Gipfel

Die Expedition von 1953 hat man oft als ein Musterbeispiel für perfekte Planung und konsequente Umsetzung hingestellt. In Wirklichkeit war es nicht ganz so. Natürlich war John Hunt sehr effizient, die Wissenschaftler hatten bessere Nahrung, bessere Kocher, stabilere Zelte und sogar funktionierende Sauerstoffflaschen entwickelt, was die Expeditionen zuvor alle nicht hatten. Und das Team ackerte aufopferungsvoll. Dennoch war der Erfolg keineswegs selbstverständlich. Einmal sah es danach aus, als würde die Expedition nicht einmal den Südsattel erreichen. In jenen Tagen kam der Auftrieb allein von den „Sahibs", die Sherpas verließ über 8000 Meter der Mut. Es bedurfte aller Entschlossenheit von Wilfred Noyce, Edmund Hillary und vor allem eines

Tenzing Norgay (1914-1986)
begleitete seit 1935 sieben Everestexpeditionen und war der beste Kenner des Gebiets.
Foto: Royal Geographical Society, London

Mannes aus den Reihen der Sherpas, Tenzing Norgay bei seinem dritten Versuch innerhalb eines Jahres, den Nachschub zum Südsattel zu transportieren.

Immer noch stand es Spitz auf Knopf. Tom Bourdillon und Charles Evans unternahmen einen großartigen Vorstoß und rannten sauerstoffgetrieben in fünfeinhalb Stunden 900 Höhenmeter bis zum Südgipfel. Trotz des enormen Tempos entschloss sich Evans angesichts des scharfen Gipfelgrats und versiegender Sauerstoffreserven schweren Herzens zur Umkehr und überließ die funkelnde Trophäe dem zweiten Team. Zwei Tage später richteten Hillary und Norgay auf 8500 Meter das bis dahin höchstgelegene Lager ein. Es sollte ein heroischer Tag in der Geschichte des Alpinismus werden. Hunt war es nicht gelungen, bis zum 26. Mai den nötigen Nachschub bis in die Hochlager zu befördern. Es herrschte ein Mangel an kräftigen Sherpas. Am 28. Mai schleppten George Lowe, Alf Gregory und Ang Nyima Monsterladungen, um es Hillary und Tenzing auf Lager IV bequem zu machen. Hillary selbst trug 27 Kilo in dieser Höhe! Anschließend mussten die beiden immerhin noch einen Zeltplatz schaufeln, Essen kochen und die Ausrüstung für den nächsten Tag vorbereiten. Vom Wind abgesehen war es eine ruhige Nacht und sie erwachten am 29. Mai an einem herrlichen Morgen. Endlich sah es so aus, als sollte Tenzings Traum wahr werden. Ruhig und gleichmäßig stiegen sie zum Südgipfel und weiter auf dem schmalen Gipfelgrat bis zu der steilen Felsstufe, die für alle Zeiten den Namen Hillary-Step erhielt. An Hillarys Aufstieg sind zwei Dinge besonders bemerkenswert. Die ganze Zeit über achtete er auf sparsamste Sauerstoffzufuhr, um den Abstieg zu sichern und er schlug konsequent Stufen ins Eis, bis zum Gipfel. Hillary streckte mit britischer Haltung die Hand zum Gipfelgruß aus, aber für Tenzing gab es kein Halten, er umarmte die breiten Schultern Hillarys und klopfte ihm auf den Rücken. Dann rollte er die Fahnen von Großbritannien, Nepal und den Vereinten Nationen aus, die er fünf Tage zuvor am Western Cwm um den Eispickel gewickelt hatte und streckte sie in den tiefblauen Himmel. Hillary überließ nichts dem Zufall und schoss, professionell wie immer, gleich drei Fotos von jener Szene, die zu einer Ikone des 20. Jahrhunderts werden sollte. Sie stellten die Sauerstoffzufuhr ab und nahmen die Masken vom Gesicht, um die Stille dieses einzigartigen Augenblicks zu genießen. Sie blieben bei Bewusstsein und das Atmen erschien nicht unmöglich, aber es war ihnen klar, dass ein Gipfelanstieg ohne Flaschensauerstoff riskant, wenn nicht gar unmöglich wäre. Hillary grub das kleine Kruzifix, das John Hunt ihm gegeben hatte, im Schnee ein und Tenzing legt als Opfergaben Süßigkeiten und den blauroten Bleistift seiner Tochter Nima sowie die Wimpel nieder.

Zurück am Südsattel, rief Hillary George Lowe den saftigen Spruch zu, der eigentlich nie für die Öffentlichkeit gedacht war: „Wir haben den Scheißkerl umgehauen." Tenzing formulierte es gegenüber seinem Biografen etwas sensibler: „Tuji Chey – ich bin dankbar." In den Folgemonaten waren Hillary, Tenzing, Hunt und der Rest des Teams überwältigt von dem allgemeinen Echo auf ihren Erfolg. Am meisten rührten sie die vielen Glückwünsche anderer Bergsteigernationen, allen voran der Schweizer, die den Weg bereitet hatten.

John Hunts Aufzeichnungen über die Ersteigung wurden ein internationaler Bestseller. Am Ende des Buches schrieb er: „Eines Tages wird wieder jemand den Everest ersteigen, vielleicht sogar ohne künstlichen Sauerstoff, wenngleich ich diesem Versuch augenblicklich nur geringe Aussicht auf Erfolg beimesse. Wollen wir hoffen, dass eines Tages die Grenze verschwindet, die den Kletterern von Tibet oder Nepal kommend eine politische Barriere in den Weg stellt, denn die Route über die Nordflanke harrt immer noch ihrer Erstbegehung. Eines Tages wird auch die Idee einer Überschreitung des Gipfels über die großen Grate keine Utopie mehr sein. Diese und andere Projekte geben genug Perspektiven für Abenteuer allein in diesem kleinen Winkel der Welt."

Der sturmumtoste Südsattel (7986 m) ist Durchgangsstation für alle Besteiger des Normalwegs.
Foto: Stephen Venables

Durch die Nordwandschlucht

Hunt konnte nicht im Entferntesten ahnen, wie sehr die Realität seine Prophezeiungen übertreffen würde. Zunächst einmal blieb seine erfolgreiche Vorgehensweise der Everest-Standard, besonders bezüglich der Verwendung von Flaschensauerstoff. Diese Lehrmeinung hatte Bestand bis zur berühmten Kampfansage von 1978. Als beispielsweise 1963 die Amerikaner kamen, rückten sie mit einem gewaltigen Tross von Sherpas an und veranstalteten eine regelrechte Belagerung. Immerhin versuchten sie zehn Jahre nach dem Erscheinen von Hunts Buch eine waghalsige Überschreitung des Everest.

Die raffinierte Grenzverletzung des kommunistischen China durch die Amerikaner Willy Unsoeld und Tom Hornbein über die große Nordwandschlucht, die nahezu am Scheitel des Westgrats ausläuft, war ein großes Abenteuer. Jenseits ihres Hochlagers waren sie dazu verurteilt, den Weg zum und über den Gipfel bis zum vereinbarten Treffpunkt mit den Teamkollegen auf der Südsattel-Route zu finden. Unterwegs überraschte die Dunkelheit Barry Bishop und Lute Jerstad, und sie zeigten, dass man selbst auf dem Everest „eine Nacht auf dem kahlen

Der große Augenblick: 29. Mai 1953, 11.30 Uhr, Tenzing Norgay am Gipfel des Mt. Everest. Edmund Hillary schoss das Foto, das als Sensation um die ganze Welt ging.
Foto: Royal Geographical Society, London

Oswald Oelz am Südgipfel des Everest, dahinter der Hillary-Step, das letzte Hindernis vor dem nahen Gipfel.
Foto: Reinhard Karl

Berge“ überleben kann. Einige Zehen blieben auf der Strecke, aber alle überlebten das Biwak in 8500 Meter Höhe.

Am 1. Mai 1963 begleitete Tenzings junger Cousin Nawang Gombu das erste amerikanische Team. Zwei Jahre später stand er mit indischen Alpinisten erneut auf dem Gipfel und hatte damit als erster Mensch den Everest zweimal erstiegen. Den aktuellen Rekord hält übrigens Apa Sherpa mit elf Ersteigungen. Im Laufe der Jahre haben die Sherpas die Szene am Everest immer fester in den Griff bekommen. 1953 gingen immer, mit Ausnahme von Tenzing Norgay, „Sahibs“ mit, die für die Sicherheit bürgten. Heute treten die Sherpas, besonders auf den immer häufigeren kommerziellen Expeditionen, als souveräne Experten auf. Wie einige unserer Bergführer sind auch sie quasi nur in ihren „Hausbergen“ unterwegs. Auch wenn niemand an ihrer körperlichen Überlegenheit Zweifel hegt, die Babu Chiri im Jahr 2000 mit seinem 16-stündigen Sprint zum Everest-Gipfel drastisch demonstrierte, interessieren sich anscheinend die wenigsten von ihnen für neue Anstiege. Der Everest ist ihr Arbeitsplatz; Forschung, Abenteuerlust, Kreativität bleiben der Luxus für Ausländer, die mit allem ausgestattet sind, was eine westliche Industrienation zu bieten hat.

Sturm auf die Südwestflanke

Also, welche großen Abenteuer gab es im Verlauf der letzten 50 Jahre? Nach dem Erfolg der Amerikaner an der Westgrat-Hornbein-Couloir-Route stand als nächstes die Südwestflanke zur Debatte. Ende der sechziger und Anfang der siebziger Jahre verpulverte man Hunderttausende von Dollars – und einige der besten Alpinisten – an dieser eher hässlichen Wand mit dem widerspenstigen schwarzen Felsriegel knapp über 8000 Meter. Die internationale „Direttissima-Expedition“ von 1971 und Herrligkoffers europäischer Versuch machten die Südwestflanke zur Bühne einer aufgeblasenen Seifenoper. Den internationalen Beziehungen bekam es besonders schlecht, dass unter den Briten der streitlustige und fremdenfeindliche Don Whillans und der nicht minder verbohrte Dougal Haston waren. Die Ideale fielen dem Psychokrieg der Egomanen zum Opfer und nichts konnte die Rasselbande zur Vernunft bringen. Selbst das systematische Räderwerk der Japaner fraß sich fest. 1975 kam dann Chris Bonington. Finanziell gut gepolstert, mit 60 bestens ausgerüsteten Hochträgern, einem großen Team der besten britischen Alpinisten und einer Extraportion Glück zwang er die Wand nieder. Alles lief wie am Schnürchen bis zur Schlüsselstelle – dem trichterförmigen Schwachpunkt des Felsriegels. Jenseits der Stelle waren Dougal Haston und Doug Scott auf sich selbst gestellt, hielten sich sehr nahe am Grat und bereiteten das Biwak vor – auf dem Südgipfel in 8750 Meter Höhe. Selbst bei der größten Gemeinschaftsleistung kommt immer ein Punkt, an dem sich einer abnabeln und den Kopf aus der Deckung strecken muss, ohne Aussicht auf fremde Hilfe.

Messners Paukenschläge

Früher oder später musste er auftauchen – Reinhold Messner. Schon seit seinem Debüt am Nanga Parbat 1970 hatte er die Südwestwand im Visier. Als nun die Briten diese Rosine vom Kuchen stibitzt hatten, machte er sich an die äußerste Herausforderung – den ersten Aufstieg ohne Flaschensauerstoff. Am meisten beeindruckte bei diesem Paukenschlag die Tatsache, dass er wenige Tage zuvor einen schweren Sturm am Südsattel mit Mingma Nura und Ang Dhorje überlebt hatte, und nun mit Peter Habeler zurückkehrte und sich in die Geschichtsbücher eintrug. Bei dieser Gelegenheit erreichte auch der erste Deutsche, Reinhard Karl, den Gipfel. Fünf Monate später wiederholte Hans Engl mit Mingma Nuru und Ang Dhorje die Leistung von Messner und Habeler.

Junko Tabei, eine 35-jährige Japanerin, stand am 16. Mai 1975 als erste Frau auf dem Mt. Everest, den sie über die Normalroute von Süden mit dem Sherpa Ang Tsering bestieg.
Foto: Mountain

Reinhard Karl (1946-1982)
am 11. Mai 1978 auf dem Gipfel des Mt. Everest; er war damit der erste deutsche Alpinist, der diesen Erfolg verbuchen konnte und der 66. Besteiger insgesamt.
Foto: Oswald Oelz, Archiv Eva Altmeier

Schwabenpower

Von den Sherpas erwartete man, dass sie aufgrund ihrer Höhenanpassung den Gipfel problemlos ohne die sogenannte „englische Luft“ erreichen. Bedeutender war da schon die Leistung des schwäbischen Bergführers, die aber nie recht ins Rampenlicht geriet, weil einen Tag später Kurt Diemberger und Pierre Mazeaud einen riesigen Rummel mit ihrer Fernsehübertragung vom Gipfel veranstalteten. Dabei war es eigentlich ein ziemlicher Hammer. Als es am Südcol nicht genügend Gesichtsmasken für den Flaschensauerstoff gab und Hans Engl sich recht wohl fühlte, zog er einfach ohne die Ausrüstung los. Er wusste, dass Michl Dacher 1977 schon auf dem Lhotse ohne Sauerstoff gestanden hatte und John Roskelly und Rick Ridgeway dasselbe am K2 geschafft hatten. Er wusste auch, was die britischen Pioniere in den zwanziger und dreißiger Jahren geleistet hatten. Und er wusste, dass Reinhold Messner bei all seiner Kreativität, Tapferkeit und seiner Visionen ebenso wenig ein Außerirdischer war wie Peter Habeler. Also wollte er mit ihnen gleich ziehen. Mich persönlich verblüfft es, dass er vom Südsattel nicht vor neun Uhr vormittags aufbrach. Er stieg sehr schnell und war in acht Stunden am Gipfel. Um fünf Uhr nachmittags auf dem Dach der Welt zu stehen, ist aber dennoch verdammt spät. Es war gerade Vollmond und so kehrte Hans Engl bei Mondschein um halb elf gesund und munter zum Südsattel zurück.

Engl wusste nichts von Halluzinationen zu berichten, Panik oder Todesangst waren ihm nicht aufgefallen. Man sollte sich von seinem trockenen Kommentar nicht täuschen lassen. Der Everest ist ohne Flaschensauerstoff ein prügelharter Berg – und lebensgefährlich. Als ich 1988 ohne Flaschensauerstoff losstieg, wusste ich, dass von den inzwischen zwanzig Alpinisten, die ohne Flaschensauerstoff den Gipfel erreicht hatten, vier beim Abstieg gestorben waren.

Das Jahr 1978 markiert einen Wendepunkt und steht am Beginn eines Jahrzehnts voll fantastischer Abenteuer. Ein Jahr später gaben die Chinesen die Öffnung Tibets für Ausländer bekannt und rückten damit zahlreiche Bergsteigerträume in greifbare Nähe. Bevor ich jedoch die Grenze überschreite, muss ich über Tone Skarjas jugoslawische Westgrat-Expedition von 1979 berichten. Es war der wohl schwerste Weg, der jemals auf den Everest gewählt wurde. Nur eine Expedition wiederholte ihn und bis dato noch niemand ohne Flaschensauerstoff. Die erste Begehung war eine klassische Belagerung. Aber wieder einmal gelang der entscheidende Durchbruch Jernej Zaplotnik und Andrej Stremfelj nur mit äußerstem Einsatz. Selbst mit Sauerstoff war die Felskletterei im V. Grad UIAA über 8500 Meter Höhe ein Parforce-Ritt. Was ihren Einsatz angeht, so brachen sie hinter sich alle Brücken ab, denn in diesem Gelände gab es keinen Weg zurück. Damals lagerten auch noch keine Heerscharen am Südsattel, um einem auf dem Rückweg den roten Teppich auszurollen. So stiegen die beiden Slowenen also auf Sicht über das Hornbein-Couloir ab und verließen sich dabei auf die Erfahrungen, die sie 16 Jahre zuvor gesammelt

Reinhold Messner und Peter Habeler nach ihrem Grenzgang ohne künstlichen Sauerstoff „by fair means“ am 8. Mai 1978.
Foto: Reinhard Karl

Die jugoslawische Westgrat-Expedition von 1979 wählte den bislang schwersten Weg über den Westgrat direkt zum Gipfel und bewältigte dabei den V. Grad in über 8000 Metern Höhe.
Foto: Marco Prezelj

hatten. Stremfelj ist, wen nimmt es Wunder, bis heute einer der stärksten Himalaya-Bergsteiger der Welt.

Ab nach Tibet. Die Zweifel mancher Europäer am chinesischen Gipfelerfolg mussten verstummen, als Scott und Haston 1975 das Vermessungsstativ auf dem Gipfel vorfanden. Das Team mit einem Chinesen und acht Tibetern (darunter Phantog, die zweite Frau auf dem Gipfel, elf Tage nach Junko Tabeis Erfolg über die Südroute) hatte im Frühling die bereits vor dem Krieg eingeschlagene Nordroute vollendet, wobei am berüchtigten Second Step eine Leiter weiterhalf (der angebliche Gipfelerfolg von 1960 ohne Leiter wird von westlichen Experten weiterhin angezweifelt). Nun, 1979, öffneten die Chinesen den fremden Teufeln offiziell die Tür. Die Japaner waren dank ihrer charakteristischen Organisationswut mal wieder die ersten. Messner durfte für schlappe 50.000 Dollar hinter ihnen in die äußerst enge Monsunnische hineinhuschen. Die Ereignisse von 1980 beleuchten zwei völlig unterschiedliche Ansätze. Die chinesisch-japanische Expedition ist sowohl auf der Route über den Nord- und Nordostgrat sowie auf der großartigen Neutour durch die Nordflanke und das Hornbein-Couloir erfolgreich. Es ist eine Großexpedition mit einem Rattenschwanz von Menschen.

Dann kommt Messner daher, mit seiner Freundin, einem Übersetzer und einigen Yaks. Er wandert ein paar Wochen herum, spricht mit Nomaden, genießt die Aussicht, ahnt eine kurze Ruhepause in der Monsunwetterküche, winkt kurz zum Abschied und rennt hinauf zum Nordsattel. Drei Tage später kehrt er sichtlich erschöpft zurück. Er hat die große Traverse über die Nordflanke, auf der Finch 1922 ausgeschert war, vollendet, ist über das Great Couloir bis zum äußersten Rand des Felsriegels gequert, wo Norton 1924 gescheitert war und hat so den Gipfel des Everest auf einer neuen Route ohne Sauerstoff im absoluten Alleingang erreicht. Das ist bis heute in der langen Geschichte der Ersteigung des Mount Everest das faszinierendste und inspirierteste Bergsteigerepos.

Vom Lager am Nordsattel aus überblickt man die Nordflanke des Mt. Everest mit der Aufstiegsroute des Nordostgrats; die Norton-Schlucht links unter dem Gipfelaufbau ist deutlich zu erkennen.
Foto: Cathy O'Dowd

By fair means: Einen Dreifachen drauf gesetzt hatte Reinhold Messner mit seiner grandiosen Erstbegehung am 20. August 1980 – im Alleingang und ohne künstlichen Sauerstoff durchstieg er die Nordflanke und erreichte durch die Norton-Schlucht den Gipfel.
Foto: Reinhard Karl

Tiefblick vom Second Step über den Nordostgrat des Mt. Everest. Vermutlich gingen hier irgendwo Mallory und Irvine 1924 verschollen.
Foto: Cathy O'Dowd

Der Aufstieg über den Nordostgrat, kurz vor dem Gipfel.
Foto: Cathy O'Dowd

„Nachts und nackig“

Andere haben mit Messners Methode gleichgezogen und sogar noch einen draufgesetzt. Anscheinend reicht es nicht, nur stark und tapfer zu sein, man braucht auch sehr viel Gespür für die richtige Routenwahl. Messner wählte relativ einfaches Gelände, auf dem die mächtige Monsunschneedecke Blankeis und Fels gut abdeckte. Ähnliche Verhältnisse fand die australische Expedition von Tim Macartney-Snape vor, als sie ihre grandiose „White Limbo“-Route durch das Great Couloir legte. Sie benutzten jede Menge Fixseil und brauchten mehrere Anläufe im unteren Wandteil.

Bei Erhard Loretan und Jean Troillet lag der Fall 1986 anders. Wie Messner akklimatisierten sie sich nicht am Everest und warteten fast zwei Monate lang ihre Chance ab. Dann legten sie los in einem Stil, den ihr polnischer Freund Wojcech Kurtyka „nachts und nackig“ nennt: Nachts bergsteigen, tagsüber in der Wärme schlafen und auf Gepäck verzichten. Aber sie ließen nicht nur die Zelte zurück, sondern sogar die Schlafsäcke! Pierre Béghin begleitete sie in der ersten Nacht durch das Japaner-Couloir und verbrachte den Tag mit Ausruhen und Wasserkochen. Seine Schlaflosigkeit und die bittere Kälte zwangen ihn in der folgenden Nacht zur Umkehr, währen die beiden Schweizer weiter durch das Hornbein-Couloir emporstiegen. Am frühen Morgen des nächsten Tages erreichten sie den Gipfel, genossen die Aussicht und brachen zum Abstieg auf. Um aus den hervorragenden Schneeverhältnissen das Beste zu machen, rutschten sie 2500 Meter in dreieinhalb Stunden auf Schuhsohlen und Hosenboden ab!

Diese abgebrühten halsbrecherischen Aktionen sind fantastisch, aber bislang beschränken sie sich auf Gelände ohne anhaltende Schwierigkeiten. Ich frage mich, wann irgend jemand ohne Sauerstoff auf der Russenroute durch die Südwestwand sprinten wird oder über den endlosen Nordostgrat mit seinem gefürchteten Wirrwarr an Zacken und Türmchen? Peter Boardman und Joe Tasker versuchten Letzteres 1982 und starben bei dem Versuch. 1988 fanden Russell Bryce und Harry Taylor zwar einen brillanten Weg durch die Felstürme, wobei sie mit Sauerstoffhilfe nachts Erholung fanden, scheiterten aber am verbleibenden Kilometer zum Gipfel über den First und Second Step. Sie unternahmen blindlings einen Notabstieg über den Nordsattel und ließen sich per Funk von Joe Brown, dem alten Haudegen vom Kantsch, hinunterlotsen. Als die Route 1995 erstmals komplett von einer japanischen Expedition durchstiegen wurde, halfen Fixseile und Flaschensauerstoff auf der langen Reise.

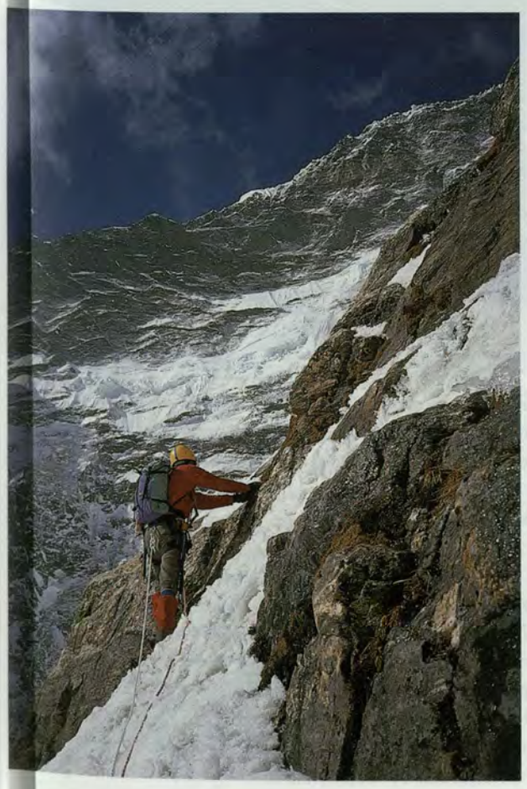
Ähnliches vollzog sich an der Ostflanke des Everest, der Kangshung-Wand, die Mallory 1921 aus seinen Überlegungen ausgegrenzt hatte. Der Amerikaner Andrew Harvard stellte nach einer ambitionierten Betrachtung Mallorys Urteil in Frage und schaute sich 1980 die Wand genauer an. Ein Jahr später kehrte er zurück und versuchte sich mit einem großen Team an dem faszinierenden 1000 Meter hohen Vorbau. Lockeres Gestein, wackelige Schneepilze und ein grausiger Kamin mit der Bezeichnung „Kegelbahn“ sowie schlussendlich eine atemberaubende senkrechte Ausstiegspassage, die der geniale George Lowe aus Colorado (bitte nicht mit dem Kiwi von 1953 verwechseln) vorstieg, führten in leichteres Gelände zu einem Hängegletscher. Extreme Lawinengefahr setzte hier dem Treiben ein Ende.

1983 kehrten die Amerikaner zurück. Als ausgebuffte Technokraten rückten sie mit einem 1000-Meter-Seil an, einem Raketentreibsatz, um es beim Verklemmen wieder zu befreien, und einer Seilwinde mit Dieselmotor. Mit dieser Materialseilbahn transportierten sie den gesamten Nachschub elegant über den Vorbau. Die Schneeverhältnisse bereiteten diesmal keine Probleme und so standen bald fünf Alpinisten auf dem Gipfel mit einer ebenso spektakulären wie verblüffenden Erstbegehung in der Tasche, die bis heute nie wiederholt wurde.

1988 leitete Robert Anderson als Nachschlag zur 83er Expedition ein Unternehmen zu einer Stelle weiter links am Vorbau der Kangshung-Wand. Die Idee kam von Ed Webster aufgrund eines Fotos und eines Stoßgebets. Mit von der Partie waren der Kanadier Paul Teare und meine britische Wenigkeit. Weniger techno-lastig als die 83er Route, passte unsere besser zu einem kleinen Team. So kompliziert war sie nach unserem Geschmack doch noch, dass wir zumindest für den unteren Teil gegen Fixseile nichts einzuwenden wussten. Und wenn gerade mal vier Leute da sind, um unter sich Nachschub, Vorstieg und Seilfixierung aufzuteilen, wird die Schufterei zum Programm. Wir haben uns dennoch amüsiert und den ersten Aufstieg zum Südcol von Tibet aus bewerkstelligt und von dort über den Normalweg den Gipfel erreicht. Der Abstieg war weniger amüsant und erinnerte uns daran, dass der Everest ohne Flaschensauerstoff zur Viecherei wird, wenn

Robert Anderson (USA) 1988 bei der Erstbegehung einer neuen Route an der Kangshung-Wand im Headwall des Pfeilers, der direkt zum Südsattel hinaufzieht. Das amerikanisch-britische Team benutzte keinen künstlichen Sauerstoff. Stephen Venables erreichte den Gipfel (226. Besteigung, 12. Mai 1988).
Foto: Stephen Venables

Die gewaltige Ostflanke des Everestmassivs, links die noch nicht durchstiegene Ostwand des Lhotse (8501 m), der Südsattel und die Kangshung-Wand des Everest rechts. Über den mächtigen Pfeiler in Falllinie des Gipfels führte die amerikanische Großexpedition vom Oktober 1983. Links davon der Pfeiler unter dem Südsattel, über den der Aufstieg des kleinen Teams von 1988 erfolgte.
Foto: Stephen Venables



Robert Anderson führt die zweite Seillänge am Pfeiler.
Foto: Stephen Venables

man nicht so schnell und stark wie ein Vieh ist. Wir kamen schon runter, aber nicht mit allen Fingern und Zehen. Die Route ist von Chilenen und Indern wiederholt worden.

Es ist eine riesige Herausforderung, am höchsten Berg der Erde einen unbekannten Weg einzuschlagen. Zu den Lückenfüllern unter den Neutouren zählt der Polen-Südpfeiler von 1980 (vorgestiegen von Andrej Zawada einige Wochen, nachdem er die erste Winterbegehung gespurt hatte!) und der russische Anstieg über das Nordost-Couloir, den Nikolai Zakarow führte. Was den absolut wilden Ostgrat angeht, so will ihn 2003 die außergewöhnliche Inderin Santosh Yadev angehen. Rechts davon liegt eine bis heute unberührte Eiswand. Und auf der Nordflanke ist noch der gesamte Bereich zwischen Great und Hornbein-Couloir nicht durchstiegen worden.

Berg der Tragödien

Für die meisten Menschen ist es Abenteuer genug, einen der so genannten Normalwege zu bewältigen. Noch in den 70er Jahren war die Südcol-Route ein großes Unterfangen. Alles war damals so anders. Die schwäbische Expedition von Gerhard Schmatz hatte 1979 den ganzen Berg für sich allein und keine Konkurrenten störten die magische Stille des Western Cwm. Es war eine kompetent und erfolgreich organisierte Expedition, aber wie schon so oft forderte der lange Gipfeltag (900 Höhenmeter im Auf- und Abstieg) seinen Tribut. Im zweiten Gipfelteam schafften es der Amerikaner Ray Genet und die Frau des Expeditionsleiters Hannelore Schmatz nicht mehr zurück und legten ein Biwak ein. Entkräftet nach einer sturmumtosten Nacht in 8500 Meter Höhe starb Genet am Morgen. Hannelore Schmatz konnte noch ein Stück weit absteigen, bis auch sie zusammenbrach und starb.

Für Gerhard Schmatz, der hilflos unten im Western Cwm wartete, war es ein grauenvoller Moment. Oben am Berg hatten Mitglieder seiner Expedition einen verzweifelten Kampf um das Leben seiner Frau geführt. Sherpa Sungdare hatte sein Leben riskiert und war die ganze Nacht bei ihr geblieben und am nächsten Morgen waren Ang Nawang und Tilman Fischbach mit ein paar Sauerstoffflaschen aufgestiegen, als Hannelore bereits starb. Solche Dramen spielten sich immer wieder in den vergangenen zweieinhalb Jahrzehnten ab. In den letzten Jahren gab es zahlreiche Rettungsaktionen, einige davon sogar erfolgreich, auf der inzwischen vertrauten Nordroute. Ähnliches gilt für die nepalesische Seite, besonders berühmt das Drama von 1996, als Anatoli Bukrejew und einige Sherpas unvorstellbare Anstrengungen unternahmen, ihre Kameraden zu retten, die auf der Strecke zum Südcol vor Erschöpfung zusammenbrachen und starben.

Titan und Kevlar haben die Sauerstoff-Sets viel leichter und leistungsfähiger gemacht. Wenn Sherpas die Reserveflaschen tragen wie Caddies beim Golfen, dann können gut betuchte Kunden jeden Frühling den belagerten Südostgrat theoretisch schnell und sicher bis zum Gipfel hinauf- und hinunterspringen. Aber auch mit Flaschensauerstoff bleibt es ein sehr langes und ermüdendes Unterfangen, das keinerlei Fehler verzeiht. Viele Alpinisten, die nicht im Zeitplan liegen und relativ spät den Südgipfel erreichen, tun sich schwer mit der schmerzhaften Entscheidung, die Bourdillon und Evans damals 1953 trafen, nämlich umzukehren. Klar kann man weitergehen und ungeschoren davonkommen. Man kann sogar zu einem Biwak gezwungen sein und anders als Hannelore Schmatz noch einmal davonkommen, aber trotzdem bleibt der Everest verdammt gefährlich.

Der Mt. Everest wird zunehmend ein begehrtes Ziel für zahlungskräftige Normalbergsteiger und damit kommerzieller Expeditionen. Im Bild (Frühjahr 2002) der Aufstieg vom Nordsattel zum Lager II (7000-7500 m), zwei Sherpas begleiten den Klienten und tragen Gepäck und Sauerstoffflaschen. Ein Sauerstoffschlauch verbindet den Sherpa hinten mit dem Klienten in der Mitte.
Foto: Mathias Robl

Hightech am höchsten Berg

Stille und Einsamkeit der 70er Jahre sind endgültig vorbei. Von der schieren Personenzahl einmal abgesehen (2002 an einem einzigen Tag mehr als fünfzig), gibt es da noch das zweischneidige Schwert der Satelliten- und Internet-Kommunikation. Schon 1990 erreichte mein Freund Macartney-Snape den Gipfel zum zweiten Mal und hatte plötzlich auf dem Funkgerät eines Kameraden die schwedische Königin am Ohr. Heutzutage ist jeder Schritt auf dem Berg sofort weltweit verbreitet. Gipfelvorstöße erfolgen aufgrund präziser Wettervorhersagen, die in 5000 Meilen Entfernung getroffen werden. Nach meinem Verständnis hat die Technik den Berg entzaubert. Andere wiederum sehen sehen darin wunderbare Chance, unsere Erlebnisse mit einem größeren Publikum zu teilen. Heutzutage ist jeder Schritt an diesem Berg sofort weltweit nachvollziehbar. Problematisch dabei ist allerdings, dass das Abenteuer immer mehr vom Medium kontrolliert und organisiert wird. Und nachdem alle in der Heimat fälschlicherweise glauben, der Everest sei der interessanteste schwerste und wichtigste Berg der Welt, sammeln sich an ihm Rummel und Reibach. Das schreckt gerade die talentiertesten Alpinisten ab und übrig bleiben immer mehr die Trophäensammler, die mit der Bergsteigerei an sich kaum etwas am Hut haben. Damit es dabei nicht zu viele peinliche und geschäftsschädigende Tote gibt, wird jeder Meter des Berges mit Fixseilen drapiert. Der wichtigste Ausrüstungsgegenstand am Everest ist nicht mehr der Eispickel, sondern der Jumar.

Vielleicht sind das nur die sauertöpfischen Unkenrufe eines Puristen. Aber egal, wie viele schon vor dir dort oben waren und egal, wie sehr dir dabei geholfen wurde, der Everest ist für jeden ein neues und einzigartiges Erlebnis. Allerdings habe ich den Eindruck, dass das eigentliche Interesse wie John Hunt 1953 sagte, nun auf anderen Bergen ruht. Als ich selber die Chance bekam, den Everest zu ersteigen, habe ich zugegebenermaßen keine Sekunde gezögert. Kaum einer von uns könnte da widerstehen. Wie beim Matterhorn zuvor ist es auch beim Everest ein Jammer, dass er gebändigt, zurechtgestutzt und in leicht verdauliche Häppchen zum bequemen Massenkonsum aufbereitet wurde. Natürlich bewundere ich jeden, der Zeit, Geld und Kraft aufbringt, auch mit wenig Erfahrung diesen Berg anzugehen. Noch mehr bewundere ich aber jene Menschen, die Grenzen verschieben. Bereits erwähnt habe ich den fulminanten Gipfelspurt von Babu Chiri, der einen tragischen Tod fand. Was ist mit der Skiabfahrt durch Pierre Tardivel vom Südgipfel? Was ist mit Hans Kammerlanders fantastischem Ein-Tages-Husarenstreich, als er ohne Flaschensauerstoff über die Nordflanke aufstieg und mit Ski abfuhr, mit Davo Karnicars kompletter Skibefahrung der Südroute oder, noch verrückter, Marco Siffredis Snowboard-Abfahrt über die Nordflanke, begleitet von Lobsang Temba? Mut, Können und Großspurigkeit spielen dabei mit. Und es gibt noch mehr Abenteuer zu bestehen, sogar am Everest.

Der Südtiroler Hans Kammerlander stieg über die Nordflanke ohne Sauerstoff zum Everest auf und bewältigte einen Teil des Abstiegs mit einer wilden Abfahrt auf Skiern!
Fotos:
Archiv Hans Kammerlander

Wer managt den Everest?

Zum Abschluss eine Bitte. Nachdem der Everest inzwischen übervölkert, verwaltet, verplant und verhökert ist, müssen wir, auch wenn es schmerzt, den Berg bewirtschaften. Das hemmungslose Auftürmen unnötigen Zivilisationsballasts, alles in unnötigen Verpackungen verpackt, die stetige Zunahme an Seilen, leeren Sauerstoffflaschen, von den Exkrementen ganz zu schweigen, das alles muss bewirtschaftet werden. Mehrere Teams fühlten sich darüber bemüßigt, Müll-Expeditionen zu mobilisieren. Diese Expeditionen kosten einen Haufen Geld, bringen wieder mehr Leute und Gepäck zum Berg, und oft haben sie mehr mit den Egoproblemen ihrer Leiter zu schaffen als mit der Sorge um die Umwelt. Um die Müllbeseitigung sollen sich gefälligst diejenigen kümmern, die bereits am Berg unterwegs zum Gipfel sind. Was sie hereinbringen, sollen sie auch wieder hinaustragen. Und wenn sie, wie die meisten von uns, dazu zu schwach und zu faul sind, sollten sie die stärkeren Einheimischen entsprechend bezahlen, damit sie das erledigen. Am besten sollte dies gleich von Anfang an Bestandteil der Finanzierung sein. Nur so wird der Everest auch für die nächsten fünfzig Jahre ein Ort bleiben, der uns fasziniert, inspiriert und glücklich macht.

Aus dem Englischen übertragen von Lutz Bormann

Am Everest wird mit allen Mitteln gekämpft, und was einst dem Highlander zu übermenschlichen Kräften verhalf, diente offensichtlich auch dem Autor Stephen Venables zur Stärkung in menschenfeindlicher Umgebung.
Foto: Stephen Venables

Mount Everest – 150 Jahre Geschichte am „dritten Pol" der Erde

1849 - Der Vermessungsoffizier James Nicholson ermittelt aus sieben Positionen in 118 und 108 Meilen Entfernung Messdaten von „Gipfel b."
1856 - Surveyor General Andrew Waugh verifiziert Nicholsons Messergebnisse von „Peak XV" mit 29.002 Fuß (8840 Meter) und stellt fest, dass es sich um den höchsten Punkt der Erde handeln müsse (bis dahin galten der Dhaulagiri und der Kangchendzönga als höchste Berge).
1865 - Zu Ehren seines Vorgängers benennt Andrew Waugh Peak XV in Mount Everest um (Sir George Everest war der Ansicht, dass die Einheimischen diesen Namen nicht aussprechen konnten und gegen diese Benennung).
1890-93 - Zwei militärische Interventionsversuche der Kolonialmacht Großbritannien in Tibet scheitern. General Bruce und Oberst Younghusband erwägen eine Besteigung des Mt. Everest.
1903 - Oberst Younghusband marschiert mit einem Expeditionskorps in Tibet ein und dringt nach Lhasa vor.
1904 - Im Vertrag von Lhasa legt Großbritannien die Südgrenze Tibets fest (am Mt. Everest vom Lho-La-Pass über den Westgrat zum Gipfel und über den Südostgrat zum Südsattel und weiter über den Gipfelgrat des Lhotse).
1906 - Eine von General Bruce organisierte Expedition erhält keine Einreiseerlaubnis nach Tibet.
1910 - M. Kellas macht die ersten Fotos von der Nordflanke des Everest.
1913 - Captain Noel fotografiert die Nordseite des Mt. Everest aus 40 Meilen Entfernung.
1914 - Im Abkommen von Simla verzichtet Großbritannien auf territoriale Ansprüche in Tibet und erhält Handelsprivilegien. Die Republik China behält formal die Oberhoheit über Tibet, das de facto autonom bleibt.
1915 - Eine unter Rawlings geplante Everest-Expedition wird nicht mehr ausgeführt. Der Erste Weltkrieg unterbricht alle bergsteigerischen Aktivitäten in der Region.
1920 - Sir Charles Bell, britischer Diplomat in Sikkim, erwirkt bei der tibetischen Regierung die offizielle Erlaubnis zur Durchführung einer Everest-Expedition.
1921 - Die erste britische Expedition unter Colonel Howard Bury erkundet den Zugang zum Nordsattel über den Rongbuk-Gletscher.
1922 - 2. britische Expedition unter General Bruce. Erstmals wird Flaschensauerstoff verwendet. Sauerstoff-Offizier George Ingle Finch erprobt den Prototyp einer Daunenjacke. Finch erreicht mit Geoffrey Bruce eine Höhe von 8320 Metern.
1924 - 3. brit. Expedition. General Bruce muss wegen schwerer Krankheit vorzeitig die Leitung an Lieutenant-Colonel Edward F. Norton abgeben. Am 4. Juni erreichen Norton und Howard Somervell bei einem Vorstoß über die Nordflanke und Nordschlucht ohne künstlichen Sauerstoff eine Höhe von 8570 Metern! Dieser Rekord wird erst 54 Jahre später von Reinhold Messner und P. Habeler eingestellt. Mallory und Irvine werden am Nordostgrat in der Nähe des Second Step vermisst. Auseinandersetzungen zwischen Briten und Tibetern führen zu einem neunjährigen Verbot von Everest-Expeditionen.
1933 - 4. brit. Expedition. Erste Luftaufnahmen entstehen bei zwei Flügen.
1934 - Maurice Wilson stirbt bei einem Solo-Versuch am Nordsattel.
1935 - 5. brit. Expedition unter Eric Shipton erreicht den Nordsattel. Erste Fotos vom Western Cwm. Erste Expedition von Sherpa Tenzing Norgay.
1936 - 6. brit. Expedition unter H. Ruttledge scheitert an Schlechtwetter.
1938 - 7. brit. Expedition unter Harold W. „Bill" Tilman. Zugang zum Nordsattel von Westen her.
1947 - Das Königreich Nepal öffnet seine Pforten für Ausländer.
1950 - Die Volksbefreiungsarmee besetzt Tibet. Bill Tilman und Charles Houston (USA) erreichen den Khumbu-Eisfall.
1951 - Shipton gelangt an den oberen Schrund des Khumbu-Eisfalls.
1952 - Die schweizerische Vormonsun-Expedition unter E. Wyss-Dunant erkundet das Western Cwm und stößt über den „Genfer Sporn" zum Südsattel vor. Raymond Lambert und Sherpa Tenzing Norgay erreichen am Südostgrat eine Höhe von über 8500 Metern. Die schweizerische Nachmonsun-Expedition unter G. Chevalley erkundet den heutigen Normalweg an der Lhotseflanke.

Die ersten zehn Besteigungen

1953 - Am 29. Mai stehen der Neuseeländer Edmund Hillary und Sherpa Tenzing Norgay als erste Menschen auf dem höchsten Punkt der Erde.
1956 - 3. schweizerische Expedition unter Albert Eggler. 2. Besteigung durch Ernst Schmied und Jürg Marmet am 23. Mai; 3. Besteigung durch Dölf Reist und Hans-Rudolf von Gunten am 24. Mai. Die Seilschaft Reiss/Luchsinger ersteigt erstmals den Lhotse (8501 m). Die erste Expedition, die zwei Achttausender bezwingt!
1960 - Großexpedition der VR China. Am 25. Mai erreichen die Genossen Wang Fu-chou, Chu Ying-hua und Konbu von einem Hochlager in 8500 Metern über den Nordostgrat den Gipfel. Jahrzehntelang angezweifelt, wird der Erfolg der Chinesen heute als 4. Besteigung anerkannt.
1963 - 5. Besteigung durch James Whittaker (USA) und Nawang Gombu (Indien) am 1. Mai. 6. Besteigung Luther Jerstad, Barry Bishop (USA) am 22. Mai. 7. Besteigung und erste Überschreitung mit Aufstieg über Westschulter und Nordwestcouloir (Hornbein-Couloir) Tom Hornbein und Willy Unsoeld am 22. Mai.
1965 - 8. Best. A.S.Cheema (Indien) und Sherpa Nawang Gombu am 20. Mai. 9. Best. Sonam Gyatso (Sikkim) und Sonam Wangyal (Ladakh) am 22. Mai. C.P. Vohra und Ang Kami (Indien) 10. Besteigung am 24. Mai.

Erstbegehungen

1975 - Erste Durchsteigung der Südwestwand durch britische Expedition. Dougal Haston, Doug Scott, Peter Boardman und Pertemba am Gipfel; Mick Burke vermisst (24. September).
1979 - Erste Begehung des direkten Westgrats durch A. Stremfelj und N. Zaplotnik (Yugoslawien) am 13. Mai, wobei der V. Grad überwunden wird (schwierigste Everestroute).
1980 - Erste Winterbesteigung 17. Februar, L. Cichy, K. Wielicky (Polen). Erste Beg. direkte Nordwand zum Hornbein-Couloir durch T. Shigehiro und T. Ozaki (Japan) am 10. Mai. Erste Beg. Südpfeiler durch J. Kukuczka und A. Czok (Polen) am 19. Mai. Erste Beg. der Nordflanke durch die Norton-Schlucht durch Reinhold Messner im Alleingang ohne Flaschensauerstoff am 20. August.
1982 - Erste Beg. des Südwestpfeilers links der Zentralrinne durch sowjetrussische Mannschaft am 4. Mai.
1983 - Erste Durchsteigung der zentralen Ostwand (Kangshungwand) durch US-Mannschaft, sechs Bergsteiger erreichen den Gipfel (8. Oktober).

Ausschnitt aus Alpenvereinskarte Blatt 0/2 Mount Everest 1 : 25 000
Die Verkleinerung entspricht etwa dem Maßstab 1 : 50 000.

1984 - Erste Beg. der direkten Nordwand zur Norton-Schlucht ohne Flaschensauerstoff durch Tim Macartney-Snape und Greg Mortimer (Australien) am 3. Oktober.
1986 - Sharon Wood und Dwayne Congdon (Kanada) steigen auf der chinesischen Seite zur Westschulter und über das Hornbein-Couloir auf neuer Route zum Gipfel (20. Mai)
1988 - Erste Beg. Kangshungwand zum Südsattel, Stephen Venables erreicht den Gipfel ohne künstlichen Sauerstoff (12. Mai). Erste Überschreitung Nordsattel-Südsattel und umgekehrt am 5. Mai durch japan.-tibet.-nepalesische Seilschaften.
1995 - Erste Beg. gesamter Nordostgrat K. Furuno, S. Imoto (Japan) und drei Sherpas am 11. Mai.
1996 - Erste Beg. Nordostrinne durch P. Kusnezov. V. Kohanov und G. Semikolenkov (Russland) am 20. Mai.

Deutsche, Österreicher und Südtiroler auf dem Mt. Everest

1978 - 3. Mai: Wolfgang Nairz, Robert Schauer, Horst Bergmann (A). 8. Mai: Peter Habeler (A) und Reinhold Messner (I) sind die erste Seilschaft, die ohne Flaschensauerstoff den Gipfel erreicht. 11. Mai: Reinhard Karl (D) erster Deutscher am Gipfel mit Oswald Oelz (A). 14. Mai: Franz Oppurg (A) erster Alleingänger. 14. Oktober: Hans Engl (D) ohne künstl. Sauerstoff; Sepp Mack (D) und Hubert Hillmaier (D). 15. Okt.: Sigi Hupfauer (D), Willi Klimek (D), Kurt Diemberger (A). 17. Okt.: Bernd Kullmann (D). Georg Ritter (D).
1979 - 1. Okt.: Gerhard Schmatz (D), Hermann Warth (D). 2. Okt.: Hannelore Schmatz (D) stirbt nach Biwak am Südostgrat; Tilmann Fischbach (D), Günter Kämpfe (D).
1980 - Reinhold Messner Nordflanke ohne künstl. Sauerstoff (20. August).
1992 - 4. Okt.: Ralf Dujmovits (D).
1994 - 9. Mai: Helmut Seitzel (D), Ekkert Gundelach (D).
1995 - 14. Mai: Josef Hinding (A).
1996 - 23. Mai: Robert Schauer (A); 24. Mai: Hans Kammerlander (I), Aufstieg über Nordostgrat, Abstieg teilw. mit Ski.
1998 - 26. Mai: Heinz Rockenbauer (A).
1999 - 27. Mai: Helga Hengge (D) über Nordflanke.
2001 - 22. Mai: Jörg Stingel (D), Stefan Gatt (A) erste Abfahrt mit Snowboard. 23. Mai: Josef Streif (D), Wolfgang Fasching (A).
2002 - 17. Mai: Claudia Bäumler (D), Hartmut Bielefeldt (D).

Dokumentation: Ewald Weiß, Heidi Schwaiger

Zwischen Wahn und Wirklichkeit

Rückblick auf das Zeitalter des heroischen Alpinismus (1890-1980)

Von STEFAN MEINEKE

„Kampf und Tod – diese Begriffe sind quer durch die Geschichte des Bergsteigens geschrieben. Vor ihrem Antlitz muss das Tun und Handeln des Bergsteigers bestehen ...“ (Gunther Langes, 1949)

„In Deutschland hatte ich manchmal die Vermutung, Klettern sei die erste Stufe von Geisteskrankheit ....“ (Reinhard Karl, 1980)

VOR KNAPP 20 JAHREN ereignete sich in einem viel besuchten Klettergarten Westdeutschlands ein Unfall, der unter den einheimischen Kletterern lebhafte Diskussionen auslöste. In einer vom regionalen Kletterführer als beliebte Anfängerroute charakterisierten Führe war ein keineswegs unerfahrener Kletterer aus der sich in zehn Meter Höhe befindlichen Schlüsselstelle abgestürzt und so unglücklich auf den Erdboden aufgeprallt, dass er seinen schweren inneren Verletzungen erlag. Noch mehr als das Unglück selbst erhitzten die besonderen Begleitumstände die Gemüter. Schon lange war nämlich von vielen Kletterern beklagt worden, dass die nach alpinen Maßstäben als strenger Dreier einzustufende 25-Meter-Wand nur einen einzigen Zwischenhaken besaß, der erst nach 15 Metern und damit oberhalb der Schlüsselstelle „geklinkt“ werden konnte. Da Klemmkeile oder Schlingen in der Wand nicht gut anzubringen waren, wurden die Nerven vieler Bewerber auf eine echte Belastungsprobe gestellt. Schließlich hatte eine in dem Gebiet tätige Sektion ein Einsehen und brachte in acht Metern Wandhöhe einen zusätzlichen Zwischenhaken an. Dieser hielt sich dort freilich nicht lange. Der Lokalmatador, ein durch zahlreiche extreme Alpentouren qualifizierter und seit drei Jahrzehnten aktiver Kletterer, entfernte den neu angebrachten Haken wieder. Nur wenig später ereignete sich der geschilderte Unfall. Auf die fatalen Folgen seiner Hakenentfernung aufmerksam gemacht, ließ der Angesprochene jedes Bedauern vermissen: Auch die Erstbegeher der Route seien mit nur einem Zwischenhaken ausgekommen und in den Alpen wäre es im III. und IV. Grad ohnehin üblich, ganze Seillängen ohne Zwischensicherung zu klettern. Bergsteigen sei nun einmal ein Risikosport. Die Verantwortung für den Unfall trage nicht er, sondern der Verunglückte selber, der sich offensichtlich überschätzt habe.

Klettertechnisch bedeutete der zusätzliche Haken, der außerhalb der eigentlichen Griff- und Trittfolge angebracht worden war und somit auch nicht sinnvoll zur Fortbewegung benutzt werden konnte, keine Erleichterung. Wer ihn entfernte, dem ging es nicht um Sport, sondern der musste Höheres im Sinn haben: Der „Charakter“ der Route stand zur Disposition und mit ihm grundsätzlich konkurrierende Auffassungen vom Klettersport. Was sollte mehr Geltung besitzen: Eine an der möglichen Sturzgefahr orientierte Absicherung oder aber das bewusste in Kauf nehmen von erheblichen, unter Umständen sogar tödlichen Risiken; die Gebote der praktischen Vernunft oder die Tradition des heroischen Alpinismus. Was sollte der Kletterer sein: Ein Sportler oder ein Held, der am Berg um Sein oder Nichtsein zu kämpfen hatte?

„Heroisch“, so definierte der „Brockhaus“ in seiner Ausgabe von 1908, „ist jene Höhe der Tatkraft, die trotz aller Gefahr große Zwecke verfolgt. Der Heroismus zeigt sich demnach in Taten voll Mut und Größe.“ Mit seiner Hakenentfernung hatte der Extremkletterer deutlich Position bezogen: Für ihn war es selbstverständlich, dass Klettern stets die Auseinandersetzung mit großen Gefahren beinhalten müsse. Haken, auch wenn sie nur zur Sicherung dienten, betrachtete er als einen Notbehelf, deren Einsatz nur in Ausnahmefällen, bei außergewöhnlichen Schwierigkeiten, zu rechtfertigen war. Bei der Sanierung von Kletterrouten, so betonte er daher auch folgerichtig, sei nicht auf das Sicherheitsbedürfnis der Durchschnittskletterer Rücksicht zu nehmen, son-

Ernst Heinrich Platz (1867-1940)
erntete frühen Ruhm mit dem Bild „Memento mori“, das er erstmals 1893 im Münchner Glaspalast ausstellte. Das Bild erregte großes Aufsehen und traf offenbar den „Zeitgeist“ jener Tage, es machte den Bergmaler mit einem Schlag bekannt.
Foto: Archiv Ewald Weiß

Eugen Guido Lammer (1863-1945)
trat als vehementer Verfechter des „Risiko-Bergsteigens" ohne Führer und im Alleingang an die alpine Öffentlichkeit. Lammer beendete seine Karriere als extremer Alpinist mit 30 Jahren und wurde ein treusorgender Familienvater. Seine Schriften wurden erst 1922 populär, als sie in dem Sammelband „Jungborn" noch einmal publiziert wurden und prägten für ein halbes Jahrhundert das Selbstbild des Bergsteigers.
Foto: Archiv Ewald Weiß

dern die Hakenzahl müsse sich an dem orientieren, was die besten Gebietskenner jeweils für ausreichend hielten. In dieser Haltung manifestierte sich das zentrale Glaubensbekenntnis des heroischen Alpinismus: Wirkliche Größe bewies ein Kletterer nur dann, wenn er bereit war, sein Leben bedeutenden Gefahren auszusetzen. In diesem Sinne war der seilfreie Alleingang einer schwierigen Wand die höchste Leistung, zu der ein Kletterer fähig war. Bergsteiger, die solche Taten „voll Mut und Größe" vollbrachten, durften als Helden verehrt werden und waren damit lebendige Beweise für den von ihnen gerne erhobenen Anspruch, dass ihre Tätigkeit nicht Sport, sondern eine umfassende „Prüfungsstätte des Menschseins" (H. Harrer, 1958) sei.

Risikoverdrängung als Überlebensstrategie

Die Ansicht, der heroische Alpinismus sei die einzig „wahre" und damit auch „zulässige" Form klettersportlicher Betätigung, verfügt über eine altehrwürdige, in vielen Jahrzehnten gewachsene Tradition. Tatsächlich hatte sich der moderne Klettersport seit seinen Anfängen in den 1890er Jahren durch besondere, verglichen mit anderen Sportarten, nur als extrem zu bezeichnende Risiken ausgezeichnet. Neben schlechten Haken der „Marke Eigenbau" und ebenso bruchanfälligen wie schweren Eisenkarabinern, bildeten vor allem die unhandlichen Hanfseile einen eklatanten Schwachpunkt. Schon in neuem Zustand hielten sie nur halb soviel wie ein modernes Perlonseil und nach Gebrauch halbierte sich ihre Festigkeit nochmals. Bei größeren Stürzen waren Seilrisse ohne weiteres möglich, traten ungünstige Umstände wie eine Kantenbelastung hinzu, so durfte man sich sicher sein, dass das Seil nicht hielt. Erst als in den fünfziger Jahren die ersten Perlonseile auf den Markt kamen, wurde dieses Problem nach und nach entschärft. Aber auch ohne Seilriss bedeutete jeder Sturz ein lebensgefährliches Risiko. Solange es üblich war, sich mittels Sackstich um die Hüfte (bis um 1940) oder mit zwei Schulterschlaufen um die Brust direkt ins Seil einzubinden (bis um 1960), waren als „Mindeststrafe" für einen unfreiwilligen Abflug Quetschungen und Prellungen vorprogrammiert. Bei freiem Hängen im Seil drohte schon nach Minuten ein qualvoller Erstickungstod. Entscheidende Verbesserungen brachten hier die im deutschen Sprachraum erst seit 1970/80 gebräuchlich gewordenen Sitz- bzw. Hüftgurte.

Die Mängel der Ausrüstung konnten aber überhaupt nur wahrgenommen werden, wenn es der Seilzweite schaffte, den Sturz seines Partners aufzuhalten. Dass dies gelang war keineswegs selbstverständlich. Denn die Erkenntnis, dass jede Sicherung nur so gut sein kann wie die Selbstsicherung des Seilzweiten, setzte sich nur langsam durch. Noch in den sechziger Jahren kamen Lehrbücher auf den Markt, die eine Selbstsicherung nur in Ausnahmefällen für notwendig hielten. Auch die oftmals erstaunlich kurzen Begehungszeiten, die in der älteren Führerliteratur für mittelschwere Klettereien angegeben werden, weisen darauf hin, wie sehr die zeitaufwändige Herstellung von zuverlässigen Standplatzfixierungen vernachlässigt wurde – und dies, obwohl doch bereits Zugkräfte von 40 kp ausreichen, um einen Menschen aus dem Stand zu reißen.

Ein guter Standplatz löste aber immer noch nicht das Problem der Gefährtensicherung, zu dem ein weit verbreitetes Lehrbuch (Sturm/Zintl) noch 1974 bemerkte, es sei bis „heute noch nicht allgemeingültig gelöst". Die von den Pioniertagen des Kletterns bis Ende der sechziger Jahre praktizierte Schultersicherung war in so hohem Maße von der körperlichen Konstitution des Sichernden abhängig, dass sie nicht selten völlig versagte. Erst die um 1969 eingeführten Seilbremsen brachten in der Sicherungstechnik einen wesentlichen Fortschritt; als optimal erwies sich aber erst die seit 1980 gelehrte Halbmastwurfsicherung.

Den „Mauerhakenstreit" der 1911 in der Sektion Bayerland ausgetragen wurde, karikierte Ernst Platz mit einem zürnenden Hermann von Barth über einem Berg als Klettergerüst.
Foto: Alpine Klassiker Bd. X

Paul Preuß (1886-1913)
plädierte für einen möglichst hilfsmittellosen Kletterstil. Eine seiner Thesen lautete: „Der Mauerhaken ist eine Notreserve und nicht die Grundlage einer Arbeitsmethode." Seine Thesen lösten einen Grundsatzstreit aus, der bis heute die bergsteigende Szene durchzieht.

Links: Preuß 1911 in der Hochtor-Nordwand (Gesäuse). Er trägt einen Pickel mit sich, das klassische Werkzeug der konventionellen Alpinisten.
Fotos: Archiv DAV

Wie dieser kurze Rückblick auf die Geschichte der alpinen Sicherungstechnik zeigt, waren bereits vor dem Ersten Weltkrieg alle wichtigen Hilfsmittel zur Sicherung (Seil, Haken, Karabiner) bekannt, doch sind diese dann über viele Jahrzehnte hinweg nur unwesentlich verbessert worden. Bis weit in die sechziger Jahre hinein unterschieden sich Ausrüstung und Sicherungstechnik kaum von dem, was bereits ein Hans Dülfer vor mehr als 50 Jahren praktiziert hatte. Grundlegend änderte sich dieser Zustand erst durch die Tätigkeit des 1968 gegründeten DAV-Sicherheitskreises. Erst jetzt wurde mit einer auf wissenschaftlichem Niveau befindlichen Grundlagenforschung zu allen Fragen der alpinen Sicherheit begonnen, deren Ergebnisse dann in den siebziger Jahren auch die Praxis des Bergsteigens und Kletterns zunehmend zu verändern begannen.

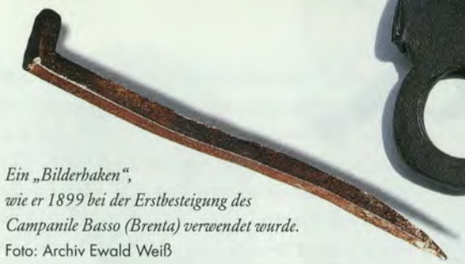
Über ein halbes Jahrhundert, so lässt sich rückblickend feststellen, herrschte im Klettersport ein Zustand sicherheitstechnischer Stagnation. Ein erstaunlich langer Zeitraum – vor allem wenn man bedenkt, welch ungeheure Fortschritte die Technik inzwischen auf anderen Gebieten machen konnte. Das „Know-how", mehr Sicherheit am Berg zu schaffen, wäre zweifellos schon viele Jahre vor 1968 verfügbar gewesen, doch ist es von Seiten der Kletterer nicht in Anspruch genommen worden und dies, obwohl doch über die beim alpinen Klettern bestehenden Risiken kaum ein Zweifel bestehen konnte. Dieses für jeden Nichtbergsteiger befremdliche Verhalten lässt sich nur historisch erklären, denn es verweist mit Nachdruck auf die in Deutschland aus geschichtlichen Gründen besonders stark entwickelte und somit auch den Alpinismus prägende Kultur des Heroismus.

Paul Preuß' Super-Heroismus

Seit der Jahrhundertwende hatte jeder bedeutende Fortschritt in der Erschließung schwieriger Felswände einen Mehraufwand an Haken erforderlich gemacht. Immer wieder erhob sich bei solchen Gelegenheiten die Stimme derer, die das, was sie in der Regel selbst nicht mehr beherrschten und ausüben konnten, nun als traditionswidrig und geistlos zu verwerfen versuchten. Im berühmten „Mauerhakenstreit" von 1911, der zwischen dem aus dem Salzkammergut stammenden „Allrounder" Paul Preuß und einem Großteil der Münchner Kletterelite ausgetragen wurde, kam es zu einer ersten, in vielen Zügen beispielhaften Konfrontation zwischen „Orthodoxie" und „Modernismus". Ausgangspunkt der Kontroverse bildete die Tatsache, dass die hervorragendsten nun zur Lösung anstehenden Felsprobleme, wie Fleischbank-Ostwand (1912), Totenkirchl-Westwand (1913) und Schüsselkarspitze-Südwand (1913) eine Weiterentwicklung von Seil- und Sicherungstechnik zwingend erforderlich machten. Auf diesem Gebiet waren aber Preuß' Münchner Konkurrenten, allen voran Hans Dülfer und Otto Herzog, führend. Verunsichert durch den sich anbahnenden klettersportlichen Entwicklungssprung, proklamierte Preuß 1911 seinen Super-Heroismus. Im Namen einer Rückbesinnung auf einen angeblich „im Niedergang befindlichen Alpinismus reinsten Stiles" forderte er den Verzicht auf jede Form von künstlichen Hilfsmitteln und entzog damit seinen Münchner Konkurrenten schon im Vorgriff auf ihre späteren Erfolge die klettersportliche Legitimation. Da Preuß auch das Setzen von Stand- und Abseilhaken „als nicht einwandfrei" verwarf, musste er zwangsläufig auch das Prinzip der Seilsicherung in Frage stellen und empfahl daher für die Überwindung von kritischen Stellen die „feste Seilverbindung [zwischen erstem und zweiten Kletterer, S. M.]

Giovanni Battista „Tita" Piaz (1879-1948)
war der eigentliche Gegenspieler von Preuß im Mauerhakenstreit. Als Bergführer hatte er kommerzielle Interessen am Bergsteigen. „Ich will lieber an einem festen Haken hängen, als ein Fraß der Raben zu werden", warf er Preuß vor. Piaz organisierte einen der ersten Bergrettungsdienste in den Dolomiten und wurde für zahlreiche waghalsige Rettungsaktionen mit der Carnegie-Medaille ausgezeichnet.
Foto: Archiv Ewald Weiß

Hans Dülfer (1893-1915)
entwickelte maßgeblich die moderne Seil- und Hakentechnik sowie eine fünfstufige Schwierigkeitsskala für Felstouren.
Foto: Archiv DAV



Ein „Bilderhaken", wie er 1899 bei der Erstbesteigung des Campanile Basso (Brenta) verwendet wurde.
Foto: Archiv Ewald Weiß

Ein Originalhaken Hans Dülfers: dieses Grundmuster des von Hans Fiechtl konzipierten Felshakens blieb nahezu 50 Jahre lang in Gebrauch.
Foto: Archiv Ewald Weiß

zu lösen und das Seilende so fest als möglich in der Hand zu halten!" Konsequent befolgt hätte der von Preuß geforderte Kletterstil aus den Alpen einen großen Friedhof gemacht und das Kletterniveau wäre künstlich auf dem IV., höchstens V. Grad eingefroren worden.

Mit dieser Kletterethik provozierte Preuß den Widerspruch der besten Kletterer seiner Zeit. Denn in der Tat gab es zur Notwendigkeit, die Sicherungstechnik gemäß den bei extremen Kletterfahrten gegebenen Anforderungen weiterzuentwickeln, keine Alternative – es sei denn, man hätte auf jede weitere Erschließung verzichten wollen. Leo Maduschka konnte daher auch 20 Jahre später bemerken, die „Mauerhakenkämpfe vergangener Jahre" wären für die heutige Jugend nichts weiter mehr als ein historisches „Kuriosum", denn jeder gute Kletterer sei inzwischen zu der Einsicht gelangt, dass Haken „unumgänglich notwendig" seien.

Anders als dies von Preuß behauptet wurde, konnte er sich mit seinem archaischen Mutalpinismus gerade nicht auf historische Vorbilder berufen. Natürlich hatte ein Hermann von Barth bei seinen Streifzügen durch die Nördlichen Kalkalpen keine Haken benützt, aber er hatte sich auch nicht in Felswänden des V. Grades bewegt. Was die Geschichte des Alpinismus mit unbestreitbarer Evidenz zeigte, war doch lediglich, dass die Ziele und Methoden klettersportlicher Tätigkeit einem beständigen Wandel unterlagen und insbesondere die Zahl der eingesetzten Haken mit dem Grad der Schwierigkeit ansteigen musste. Die gute alpinistische Tradition, zu der Preuß angeblich zurückkehren wollte, war in Wirklichkeit nur ein Konstrukt, eine willkürliche Normsetzung. Der Preuß'sche Super-Heroismus hatte nichts mit der Vergangenheit, aber viel mit der Gegenwart zu tun. Denn in ihm kamen Wertvorstellungen zum Ausdruck, die in der studentischen Jugend jener Jahre weit verbreitet gewesen sind. Der Wunsch, sich aus den Fesseln bürgerlich-zivilisatorischer Alltäglichkeit zu befreien und das in diesem Zusammenhang neu entstandene, von sportlich-soldatischer Härte geprägte Männerideal – all dies waren Tendenzen, die dazu beigetragen haben, dass sich für den 25-jährigen Preuß das „wahre" Klettern durch seine größtmögliche Nähe zur Todesgefahr definierte.

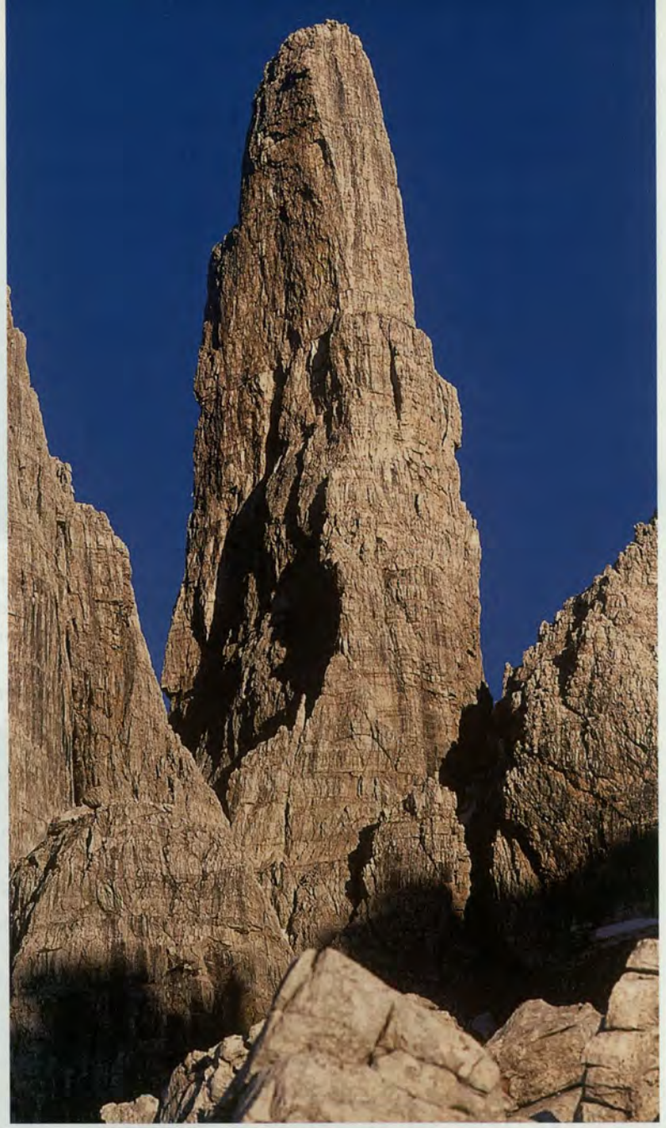
Otto „Rambo" Herzog (1888-1964)
benützte Feuerwehrkarabiner zur schnellen Verbindung von Felshaken und Sicherungsseil. 1921 beging er an der Nordwand der Dreizinkenspitze (Karwendel) eine Route, die noch heute mit VI. bewertet wird (HaHe-Verschneidung).
Foto: Archiv DAV

Erster Weltkrieg und heroischer Alpinismus

Die Bereitschaft, sich freiwillig in große Gefahren zu begeben, musste den Kletterer für den Rest der Gesellschaft zu einer exzentrischen Figur machen. Im Ersten Weltkrieg, der drei Jahre nach dem von Preuß ausgelösten „Mauerhakenstreit" Europa verwüstete, wurde jedoch die Bereitschaft zur Selbstaufopferung Millionen von Kriegsfreiwilligen als selbstverständliche Pflicht abverlangt. Kein Wunder, dass in der nun um das Verhältnis von „Krieg und Alpinismus" geführten Debatte jene Stimmen überwogen, die eine enge Wesensverwandtschaft zwischen dem Soldaten und dem Alpinisten diagnostizierten. In der Betrachtungsweise der Zeit setzte der Kampf auf den Schlachtfeldern das Klettern als eine extreme Form des Kampfes mit der Natur in anderen Formen fort. Das „Stahlbad der Nerven", dem sich die Soldaten nun ausgesetzt sahen, hatte der Kletterer bereits mit Erfolg absolviert. Soldatische und alpinistische Tugenden, wie Mut, Härte und Kameradschaft, schienen nahezu deckungsgleich zu sein. Die Stimmen derer, so stellte schon im zweiten Kriegsjahr (1915) die Österreichische Alpenzeitung befriedigt fest, die den modernen Alpinismus einst als „pathologisch, ja pervers gescholten" hätten, seien nun fast vollständig verstummt. Allein der Pazifist, der nur den materiellen Vorteil, die Bequemlichkeit und den platten Lebensgenuss als Daseinsziel kenne, verabscheue weiterhin den Krieg und den „zwecklosen" Kampf am Berg.

Die Kriegserfahrung hatte den heroischen Alpinismus gleichsam gesellschaftsfähig werden lassen. Denn angesichts des millionenfachen Sterbens und Leidens an der Front sah man sich gezwungen, eine Sinngebung für das erlebte Grauen zu finden. Der Krieg wurde daher zur Quelle hervorragender moralischer Eigenschaften erklärt und seine prominenten Akteure als Helden verehrt. Zahllose „Kriegsroman-

Ein Ovalkarabiner des Sporthauses Schuster aus Eisen (Gewicht 220 Gramm), wie er seit Dülfers Zeiten bis Anfang der 60er Jahre in Gebrauch war. Foto: Archiv Ewald Weiß



tiker hinter der Front" sähen nun, so bemerkte der deutsche Pädagoge Friedrich Wilhelm Foerster ebenso sarkastisch wie treffend, „im ständigen Granathagel das beste Mittel zur sittlichen Hebung des Menschengeschlechts". Dieses Deutungsmuster folgte einem Schema, das in der Alpinliteratur schon vor dem Krieg anzutreffen war. Wer als Kletterer fortgesetzt die Auseinandersetzung mit großen Gefahren suchte, der durfte sich angeblich sicher sein, auf diese Weise zu einer Persönlichkeit von weit überdurchschnittlicher geistig-moralischer Kraft heranzureifen. Ähnlich wie der Krieg war auch schon zuvor das Klettern in der Selbstdeutung der Alpinisten zu einer Charakterschule mutiert. Anstatt nur festzustellen, dass im Schützengraben wie auch in ausgesetzter Felswand bestimmte Tugenden sichtbar werden können, wurde die Lehre vertreten, dass von der Konfrontation mit großen Gefahren eine sittliche Läuterung des ganzen Menschen zu erwarten sei. Konsequent zu Ende gedacht, musste dieses Denken zu der Gleichung führen, dass die besten Kletterer immer auch die besten Menschen seien. Was aber war dann mit jenen, die am Berg geblieben waren? Wer gewohnt war, jeden Absturz als eine Folge mehr oder minder eklatanter Charaktermängel zu interpretieren, konnte in der Tat zu der Meinung gelangen, jeder Kletterer erfahre in den Bergen immer nur das Schicksal, das er auch verdient. Aus dieser Perspektive erschienen dann die Berge als gerechte, über jeden Zweifel erhabene Richter über Leben und Tod und der heroische Alpinismus als die „natürliche", einzig mögliche Erscheinungsform klettersportlicher Betätigung.

Pino Prati (1903-1927), *Ingenieurstudent und Verfasser des ersten Brenta-Kletterführers, schrieb in seinem letzten Brief an Eugen Guido Lammer: „Am 10. August fahre ich in die Brenta, um zu kämpfen." Am 12. August 1927 hat Prati diesen Kampf verloren. Er stürzte beim Versuch der zweiten Wiederholung der Preuß-Route mit seinem Gefährten Giuseppe Bianchi aus der Ostwand des Campanile Basso. Aus den Grafiken des Trentiner Künstlers Dario Wolff (Porträt und Ex Libris von Prati) spricht ein düsterer Mystizismus.*
Fotos: Herbert Blank (oben), Archiv Ewald Weiß

Heroismus im Dritten Reich

In der Alpinliteratur der zwanziger Jahre wurden Berg- und Kriegserlebnis auf vielfältige Weise in Verbindung gebracht. Paul Bauer, deutscher Himalayapionier, setzte Kriegs- und Bergbegeisterung praktisch in eins, als er 1929 schrieb: „Der deutsche Alpinismus – stark gestützt durch das, was der Krieg an Härte, im Ertragen von Strapazen und Entbehrungen, an Mut, Abenteuer- und Kampfeslust den Überlebenden vererbte ... brauchte ein Großziel, an dem er sich versuchen und erfüllen konnte." Hatte man während des Ersten Weltkriegs den Alpinismus als eine geeignete Form der Kriegsertüchtigung gepriesen, so konnte man umgekehrt in Friedenszeiten den Krieg als eine geeignete Vorbereitung für das Extrembergsteigen verstehen.

Seinen Höhepunkt sollte der Kult um den heroischen Alpinismus aber erst im Nationalsozialismus finden. Der Romanist Victor Klemperer stellte in seinem „Notizbuch eines Philologen" rückblickend fest, dass der Heroismus in der Sprache des Dritten Reiches eine nie gekannte Hochkonjunktur erfahren habe. Immer ausschließlicher sei dabei der Heldenmut auf „verwegene, todverachtende Haltung" reduziert worden. Neben den Autorennfahrern und Boxern, übrigens den einzigen vom Regime tolerierten Profisportlern, waren es vor allem die Extremkletterer, die als Idealverkörperungen germanischen Herrenmenschentums dienten. Ihren Höhepunkt erreichte die propagandistische Verwertung alpiner Großtaten nach der erfolgreichen Erstbegehung der Eiger-Nordwand (1938). Der überaus aufwändig ausgestattete Erlebnisbericht der Erstbegeher erschien im Zentralverlag der NSDAP in München. In seinem Vorwort ehrte Arbeitsfrontführer Robert Ley, der als NSDAP-Reichsorganisationsleiter auch für die Schulung des Parteinachwuchses zuständig war, die Tat der Erstbegeher „als glänzendes Zeugnis unserer heroischen Zeit". Vom deutschen Botschafter in Bern bis hin zum „Führer und Reichskanzler" Adolf Hitler reichte die Liste der Parteiprominenz, die den Erstbegehern auf Empfängen ihre persönlichen Glückwünsche aussprach. Klettern, Heroismus und Nationalsozialismus verschmolzen so in der Propaganda des Dritten Reiches zu einer geschlossenen Einheit – und zwar ganz unabhängig von der politischen Einstellung der Kletterer selbst. Welche Formen die politische Instrumentalisierung des Klettersports noch annehmen sollte, lässt ein Zitat von Luis Trenker erkennen, der 1942, im zweiten Jahr des Russlandfeldzuges, schrieb: „In der Zeit nach dem großen Kriege, als Spießer und Pazifisten Deutschland regierten, wuchs eine Jugend heran, die in den Bergen suchte, was sie sonst nirgends im Lande fanden: zähen, entschlossenen Kampf in steter Gefahr, erbittertes Ringen in der Nachbarschaft des Todes, heldische Tat und harter Sieg ... ihr Kampf mit den Bergen ... war ein Aufbäumen gegen niederen Krämersinn und bequemes Spießertum, gegen den Geist des Unheldischen im Volke, eine erbitterte Absage an eine Zeit, die feig und undeutsch geworden war."

Der „Führer" empfängt 1938 die Helden der Eigerwand: Von links Heckmair, Kasparek, Hitler, Harrer, Vörg und Reichssportführer Hans von Tschammer und Osten, ganz rechts Reichsinnenminister Frick.
Foto: Archiv Ewald Weiß

Kontinuitäten nach 1945

Im Gegensatz zu vielen anderen Leitbegriffen des Nationalsozialismus, die nach 1945 lautlos fallengelassen wurden, rangierte der Heroismus auf der Werteskala der Alpinisten weiterhin ganz oben. Nach den Mut- und Willens-Exzessen der Nazizeit fiel sein Lobpreis zwar zurückhaltender aus als früher, aber da der „Tod als Seilgefährte" unverändert präsent blieb, bestand auch weiterhin das Bedürfnis nach einer seine Realität verdrängenden Idealisierung. So deutete der bekannte Dolomitenkletterer und Führerautor Gunther Langes 1949 den Tod am Berg als gleichsam normalen und daher auch von den Hinterbliebenen klaglos hinzunehmenden Abschluss einer erfolgreichen Kletterkarriere. Gerade weil das Sicherheitsniveau über Jahrzehnte hinweg auf einem niedrigen Niveau verblieben war, neigte man dazu, große Risiken als naturgegeben zu akzeptieren. Solche Schicksalsergebenheit war charakteristisch für ein Denken, für das ein Mehr an Sicherheit überhaupt nicht vorstellbar war. Was aber außerhalb jeder Vorstellungskraft lag, das konnte auch nicht zum Gegenstand von Wünschen avancieren. Die Bedürfnislosigkeit der Kletterer wiederum musste das vorhandene sicherheitstechnische Defizit weiter zementieren. Denn warum sollte die Bergsportindustrie in aufwändigen Verfahren bessere Produkte entwickeln, wenn an solchen Produkten kein erkennbares Interesse bestand?

Walter Stösser (1900-1935)
Lehrer und Angehöriger der SS, betrachtete Bergfahrten als „Feldzüge". Seine letzte Fahrt führte ihn mit dem Gefährten Theo Seybold in die Nordwand des Morgenhorns (Berner Oberland) wo beide am 1. August 1935 tödlich abstürzten. Stösser und Seybold marschierten mit Sturmgepäck und Wehrmachtsstahlhelmen.
Foto: Archiv Ewald Weiß

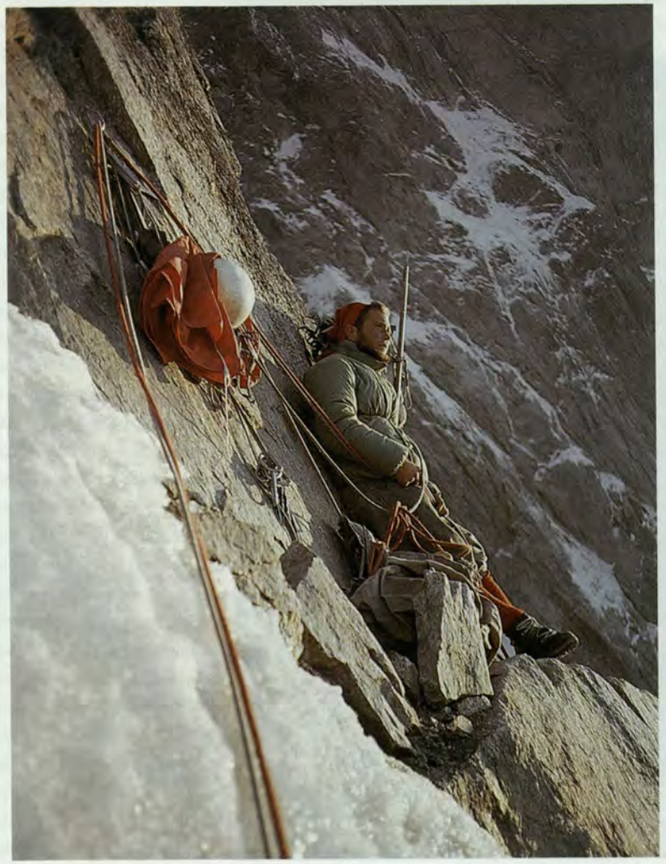
Du darfst nicht stürzen!

Auch nach 1945 verloren die Ideale des heroischen Alpinismus nichts von ihrer normativen Kraft. Wer die Erinnerungen des im deutschen Sprachraum bekanntesten Kletterers der fünfziger Jahre zur Hand nimmt, des Innsbruckers Hermann Buhl (1924-1957), kann nachfühlen, was es bedeutete, wenn Sportlichkeit mit einer bis an die Grenze der Selbstaufopferung gesteigerten Risikobereitschaft gleichgesetzt wird. Während seiner 17-jährigen Kletterkarriere geriet Buhl praktisch in jedem Jahr in Grenzsituationen, in denen Glück mindestens ebenso notwendig war wie klettertechnisches Können. Immer wieder berichtet er von mangelhaften Standplätzen mit lediglich „einem einzigen, nur halb eingeschlagenen Haken", brüchigen VI-er-Seillängen ohne Zwischenhaken, zweifelhaften Abseilhaken und artikuliert seine Angst vor einem Sturz, der für ihn und seinen Seilgefährten das Ende bedeutet hätte. Dabei beschränkte sich die Gewissheit, mit einem Sturz ein unkalkulierbares Risiko einzugehen, keineswegs nur auf Extremkletterer wie Buhl, sondern sie galt in

Hermann Buhl (1924-1957)
wurde durch seine Erstbesteigung des Nanga Parbat 1953 zum „Erlöser" der Nation vom Trauma der missglückten Expeditionen zum „Schicksalsberg der Deutschen."
Foto: Archiv Ewald Weiß

Die Nordwestwand der Civetta in den Dolomiten galt seit ihrer Erstdurchsteigung 1925 (Emil Solleder und Gustav Lettenbauer) für ein halbes Jahrhundert als Prototyp des VI. Grades und war für extreme Kletterer eine sogenannte „Pflichttour", bis Ende der 70er Jahre anders geartete Routen en vogue wurden, die zwar schwieriger, aber weniger gefährlich waren.
Der Münchner Leo Maduschka starb 1932 nach einem Biwak im Wettersturz im unteren Drittel der Wand.
Foto: Ewald Weiß

Reinhard Karl mit dem Material für eine Begehung der Dru-Westwand. Neben den „alten" Holzkeilen und Fiechtlhaken sieht man moderne Troll-T-Keile und Bongs aus amerikanischer Produktion.
Foto: R. Karl/Archiv DAV



Pit Schubert, erster „Drei-Nordwände-Mann" in der BRD, in den 60er Jahren am Walker Pfeiler der Grandes Jorasses (Montblanc), mit der seit den 30er Jahren wenig veränderten Ausrüstung.
Foto: Jürgen Winkler

noch gesteigertem Maße für Genuss- und Gelegenheitskletterer. Denn in den mittelschweren Routen des III. und IV. Grades steckte in der Regel nur ein Minimum an (Zwischen-)Haken. Diese Situation ließ für alle Kletterer nur eine Konsequenz zu: Als eiserne Überlebensregel galt immer und überall der kategorische Imperativ „Du darfst nicht stürzen!" Um dies aber leisten zu können, sah man sich gerade in kritischen Momenten zu einer Alles-oder-Nichts-Strategie gezwungen. Wie Buhl in seinen Erinnerungen eindrucksvoll beschreibt, konnte die Bewältigung besonders heikler Kletterstellen nur gelingen, wenn rasch eine Lösung gefunden wurde. Denn nur durch die ununterbrochene Konzentration auf immer neue Bewegungsabfolgen konnte man sich in jenen tranceähnlichen Zustand versetzen, der es erlaubte, die tatsächlich vorhandene Absturzgefahr zu verdrängen. Schon ein verzagtes Wort, so bemerkt Buhl, hätte genügt, um eine fatale Angstblockade auszulösen.

Somit war der Kletterer in der Zeit des heroischen Alpinismus gleichsam zweifach zum Erfolg verdammt. Er musste nicht nur sicher, sondern auch schnell klettern. Denn schlecht abgesicherte Schlüsselstellen bewältigte man entweder sofort oder gar nicht – an ein „Ausprobieren" mit zwischenzeitlichem Ruhen oder gar Stürzen war nicht zu denken.

Stagnation im VI. Grad

Gemessen an der Allgegenwärtigkeit hoher Risiken war die Unfallquote in der Ära des heroischen Alpinismus dennoch erstaunlich gering. Das Wissen um die Fragwürdigkeit der Sicherungstechnik wirkte sich auf die Risikofreudigkeit der Kletterer disziplinierend aus. Wer in den Bergen auf Dauer überleben wollte, war gezwungen, sich deutlich unterhalb der eigenen Leistungsgrenze zu bewegen. Die Unmöglichkeit, sich auf kreativ-spielerischem Weg an neue Höchstschwierigkeiten herantasten zu können, hatte freilich gravierende Auswirkungen für die Entwicklung des Kletterniveaus: Der von Hans Dülfer bereits vor dem Ersten Weltkrieg in kühnen Alleingängen erreichte Leistungsstand konnte von den besten Kletterern der Zwischenkriegszeit nur noch um einen guten halben Grad gesteigert werden. Damit erschien nun aber endgültig die „Grenze des Menschenmöglichen" als „unumstößliche objektive Gegebenheit" (Leo Maduschka) festzustehen. Auch nach dem Zweiten Weltkrieg blieb diese Auffassung lebendig. Georges Livanos, einer der besten Dolomitenkletterer der fünfziger Jahre, hielt es wie viele

andere Spitzenbergsteiger seiner Zeit für undenkbar, dass sich das Klettern über den VI. Grad hinaus entwickeln könne. Bis Mitte der siebziger Jahre sollte er mit seiner Skepsis auch Recht behalten. Was sich bis dahin veränderte, waren vor allem die Quantitäten. Die Zahl der Sestogradisten nahm beständig zu und in der Spitze beherrschte man den VI. Grad auch mit wachsender Souveränität. „Als gut galt einer", so schildert Nicolas Mailänder in seiner Klettergeschichte des Donautals das damals gültige Leistungsethos, „der mit schweren Bollerschuhen an den Haxen im Rundumschlagverfahren wie ein D-Zug durch möglichst viele Touren am Tag gerast ist." In vergleichbarer Weise agierte man auch in den Alpen. Wem es gelang, in nur einem Sommer die in Walter Pauses Kultbuch „Im extremen Fels" vorgestellten „Pflichttouren" gleich serienweise abzuhaken, durfte sich neidvoller Bewunderung sicher sein. Der VII. Grad war aber auf diese Weise nicht zu realisieren.

Reinhold Messners Credo

Mitte der sechziger Jahre herrschte über die mögliche Fortentwicklung des Felskletterns große Unsicherheit. Das vorübergehend in Mode gekommene technische Klettern verlor schnell an Attraktivität, nachdem in den Dolomiten auch die überhängendsten Wandpartien ihre Direttissima erhalten hatten. Hakenrouten zu wiederholen stellte eine harte und monotone Arbeit dar, die nur wenige Liebhaber fand. Im Freiklettern schien aber jeder Fortschritt unmöglich. Während einerseits der VII. Grad ein unerreichbares Traumgebilde blieb, stieg andererseits die Zahl der Sestogradisten kontinuierlich an. Der VI. Grad, vormals das höchste Ziel für eine kleine handverlesene Elite, drohte aus der Sicht mancher Spitzenkletterer zu einem trivialen Massenartikel zu verkommen.

In dieser Zeit allgemeiner Desorientierung und Nivellierung bemühte sich der damals im Zenit seiner Kletterkarriere stehende Reinhold Messner, dem extremen Bergsteigen seine Exklusivität zurückzugeben. Für Messner, der seine ersten prägenden Klettererfahrungen in den zum Teil sehr gefährlichen Nordwandanstiegen der Geißlergruppe gesammelt hatte, gab es keinen Zweifel, dass die Todesgefahr das entscheidende Kriterium zur Bewertung der Schwierigkeit eines Anstieges bilden müsse. „Wahren Mut und hohes Können" – so stellte er 1971 in seiner Geschichte des VI. Grades, betitelt mit „Die Extremen", fest – „zeigt nur der, der in der Abgeschiedenheit einer Wand, dreißig Meter überm letzten Haken

Die erste Durchsteigung der Westwand des Petit Dru im Montblanc-Gebiet galt 1953 als Durchbruch in eine neue Dimension des Kletterns. 1962 zeigten die Amerikaner Gary Hemming und Royal Robbins mit einer neuen Direktroute den höheren Leistungsstandard der Yosemite-Kletterer gegenüber den Europäern.
Foto: Reinhard Karl

eine äußerst schwierige Stelle frei überwindet." Und einige Zeilen weiter konnte man lesen: „Man kann die Gefährlichkeit unmöglich von der Bewertung trennen. Jeder erfahrene Kletterer kennt die Vorsicht, die Angst beim Drohen einer Gefahr. ... Man darf aber unmöglich das Klettern in einer Wand mit dem im Klettergarten verwechseln oder es ihm gar gleichsetzen. Löst man nämlich den Begriff der Schwierigkeit von dem der Gefahr, so ersetzt man den Ernst und das Wagnis eines Felsganges durch die Turnerei im Klettergarten." Folgerichtig fühlte er sich berechtigt, gut gesicherte und daher vergleichsweise risikolos zu begehende VIer-Routen abzuwerten. Als Sechser sollten nur solche Führen anerkannt werden, die ein Maximum an Schwierigkeit und Gefährlichkeit vereinten. Derartige Routen würden aber heute – wie er hinzufügte – nur noch selten eröffnet, denn der moderne Kletterer habe „weder den Mut noch die Nerven zu einem Gang nahe der Sturzgrenze". Diese Diagnose veranlasste Messner schließlich zu dem kulturpessimistischen Rundumschlag, dass „wir Mitteleuropäer schon zu verwöhnt und zu zerfahren seien", um außergewöhnliche Risiken ertragen zu können. Der Zivilisationsprozess hatte aus den furchtlosen Helden der Berge von einst hakenschlagende Angsthasen gemacht.

Was Messner in seinen um 1970 verfassten Schriften vortrug und was auch in vielen seiner ak-

Domenico Rudatis (1898-1993)
propagierte für die Dolomiten eine Erweiterung der sechsstufigen Welzenbachskala mit plus und minus auf 18 Stufen bis VI+. Für Rudatis waren im VI. Grad Gefahr und Schwierigkeit untrennbar verbunden.
Foto: Archiv Ewald Weiß

tuellen Polemiken aufscheint, ist eine tiefverwurzelte Verbundenheit mit den Idealen des heroischen Alpinismus. Auch als Messner sein Plädoyer für einen möglichst radikalen Verzicht auf Haken zu Aussagen von allgemeiner gesellschaftspolitischer Relevanz erweiterte, war dies nur „neuer Wein in alten Schläuchen". Antimodernistische Leerformeln wie: *die Technik muss zurückgedrängt werden, damit sich der Mensch entwickeln kann*, passten gut in das von den neuen ökologischen Bewegungen geprägte Zeitklima der siebziger Jahre und machten aus dem Bergsteiger Messner einen in allen Medien präsenten Populärphilosophen. Bei kritischer Betrachtung erwiesen sich solche Parolen jedoch nur als eine in ihrer Begrifflichkeit modernisierte und daher gut vermarktbare Neuauflage von Ideen, die schon immer das klassische Selbstbild des deutschen Alpinismus bestimmt hatten.

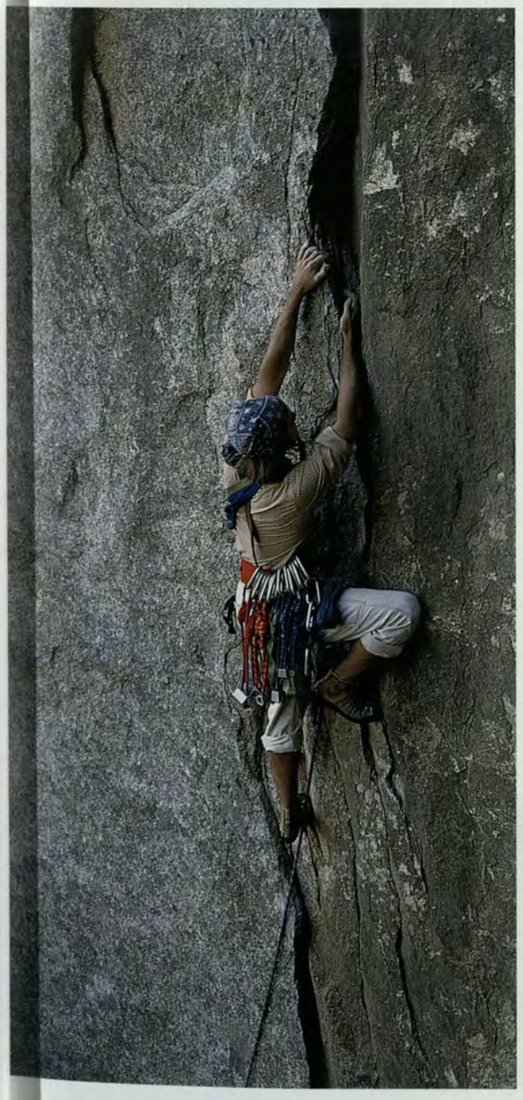
Indem Messner mit Nachdruck darauf beharrte, dass die Konfrontation mit Not und Tod den Wesenskern klettersportlicher Tätigkeit bildet, geriet er freilich in ein Dilemma. Anders als die klettersportliche Schwierigkeit eines Anstieges, die einen absoluten, für alle Begeher verbindlichen Wert darstellt, erweist sich die mit einer klettersportlichen Leistung verbundene Gefahr als ein an den historischen Augenblick gebundener Wert. Wenn Georg Winkler 1887 den später nach ihm benannten Vajoletturm im Alleingang erstbeging, so war dies zu seiner Zeit eine unerhört mutige Tat, die ein nicht mehr steigerungsfähiges Maximum an Risikobereitschaft erforderte. Wer daher im Klettern vor allem eine heroische Willens- und Nervenanstrengung erblickte, der neigte zwangsläufig dazu, jeden bedeutenden Fortschritt in der Geschichte des Alpinismus zu leugnen. Denn mutiger als der Alleingänger Winkler vermochten auch seine Nachfolger nicht zu sein. Was aber nicht mehr steigerungsfähig war, konnte auch nicht zur Grundlage sportlicher Leistungsvergleiche herangezogen werden. Messners Versuch, die Risikobereitschaft zum in letzter Instanz entscheidenden Beurteilungskriterium klettersportlichen Könnens zu erheben, war daher zum Scheitern verurteilt. Entscheidender aber war, dass sich der prominenteste Alpinist des 20. Jahrhunderts mit aller ihm zur Verfügung stehenden Eloquenz als kompromissloser Verfechter der heroischen Tradition profilierte. Dadurch wurde genau das verhindert, was der Eroberung des VII. Grades hätte vorangehen müssen: das Klettern neu zu verstehen.

Die Freikletterethik des Yosemite

Es bedurfte schon der Erfahrung einer fremden, aus völlig anderen historisch-sozialen Zusammenhängen stammenden Kletterphilosophie, um die im deutschen Alpinismus herrschende Kultur des Heroismus in Frage zu stellen. Es war zu Beginn der siebziger Jahre, als sich auch in Deutschland die Kunde zu verbreiten begann, die schönsten und schwierigsten Klettereien der Welt seien im fernen Kalifornien zu machen. Jeder, der sich in dieser Zeit auf klettersportliche Pilgerreise begab, kam tief beeindruckt von dort zurück. Einerseits befand sich der Leistungsstandard der Yosemiteklettere auf einsamer Höhe, andererseits erwiesen sich die Rahmenbedingungen für extremes Klettern als optimal: kurze Zustiege, bester Fels, beständig schönes Wetter und eine meist sehr gute Absicherung.* Gemessen an den Verhältnissen in vielen europäischen Klettergebieten fühlte man sich in ein Paradies versetzt. Um die Yosemite-Erfahrung reicher, brachte Reinhard Karl nach seiner Rückkehr die Gegensätze auf den Punkt: In Kalifornien sei das Klettern der Ausdruck von überschüssigem Lebensmut, in Deutschland dagegen vermutlich doch nur die erste Stufe von Geisteskrankheit. Was er meinte, war einfach zu verstehen: Im sonnigen Kalifornien existierte keine masochistische Ethik des heroischen Alles-oder-Nichts, die nach dem Muster der klassischen Tragödie all jene, die ihre Normen zu erfüllen suchen, mit Vernichtung bedroht. Anstatt die Angst vor dem finalen Absturz zu kultivieren, praktizierten die Amerikaner eine vom Prinzip der Sicherheit getragene, aber gerade deshalb streng sportliche Freikletterethik. Das Yosemite öffnete so die Augen dafür, dass Sportlichkeit und Sicherheit keine Gegensätze bilden, sondern sich in Wahrheit bedingen. Gewährte man den Kletterern durch eine hervorragende Absicherung eine Überlebensgarantie, so dass sie sich auf kreativ-spielerische Weise an neue Aufgaben herantasten konnten, dann war selbst die über ein halbes Jahrhundert als nahezu unüberwindlich erscheinende Schwierigkeitsbarriere des VI. Grades zu durchbrechen. Dies war die frohe Botschaft, die Karl und andere aus Amerika mit nach Hause brachten.

Die Gralshüter der heroischen Tradition reagierten empört auf die sich anbahnende Kulturrevolution. Domenico Rudatis, Sestogradist der ersten Stunde und Mitautor von Messners Buch „Die Extremen", sah in der amerikanischen Freikletterethik nur eine gut getarnte Hochstapelei. Nach seiner Überzeugung war es allein das Maß der durchstandenen Gefahren, das den hervorragenden vom guten Kletterer unterschied. Von seinem Standpunkt aus konnte er daher durchaus zu Recht bemerken, eine Hakenleiter bleibe eine Hakenleiter, gleichgültig ob man nun frei oder technisch an ihr klettere. Von solch fundamentalistischer Kritik zeigte sich jedoch die Jugend nicht sonderlich beeindruckt. In rascher Folge gelang ihr zunächst in den Klettergärten, dann aber auch in den Alpen der Aufbruch in vollkommen neue Schwierigkeitsdimensionen. Diese Entwicklung verlief derart rasant, dass sie uns heute bisweilen schon als ferne Vergangenheit erscheint. An einige „Marksteine" sei deshalb erinnert: 1977 Erstbegehung der „Pumprisse" (VII) am Fleischbankpfeiler durch Helmut Kiene und Reinhard Karl; 1981 Erstbegehung von „Locker vom Hocker" (VIII) an der Schlüsselkarspitze durch Wolfgang Güllich und Kurt Albert. 1982 Rotpunktbegehungen berühmter Technorouten in der Westwand der Rotwand (VIII) durch Heinz Mariacher. 1987 Rotpunktbegehung des Schweizerweges in der Nordwand der Westlichen Zinne (IX-) durch Kurt Albert. 1988 Einführung des X. Grades durch Beat Kammerlander mit „New Age" im Rätikon.

Die Schlüsselstelle der East-Buttress-Route am Middle-Cathedral-Rock im Yosemite Valley (5.10c oder 5.9 A1). Die erste freie Erkletterung dieses Valley-Klassikers erfolgte 1965 durch Frank Sacherer und Ed Leeper. Erste Begehung 1954 durch Warren Harding und Gefährten.
Foto: Reinhard Karl



Outer Limits (5.10c) am Cookie Cliff, heute ein „Free & Clean"-Klassiker des Yosemite, wurde 1971 von Jim Bridwell mit Hammer und Haken erstbegangen. In der Zwei-Seillängen-Route befinden sich nur die Bolts des Standplatzes. Der Kletterer trägt das umfangreiche Rack an Hexentrics und Stoppers, wie es in den späten 70er Jahren üblich war.
Foto: Reinhard Karl

* Anm. der Redaktion: Im Yosemite Valley ist es üblich, dass von Erstbegehern nur die Bohrhaken zurückgelassen werden. Jede nachfolgende Seilschaft entscheidet selbst, wie viele und welche Sicherungen sie beim Klettern einsetzt. Das jeweils benützte Material wird wieder entfernt. Verglichen mit unseren Klettergärten oder gängigen alpinen Routen steckt in Yosemitetouren deutlich weniger fixes Material. So wies z. B. die links abgebildete Route am East Buttress im Juli 1977 nur 17 Fixhaken (davon 8 Bolts an der Schlüsselstelle) in elf Seillängen bei etwa 360 Klettermetern auf.

Kurt Albert (* 1954) *begann seine Kletterkarriere als Extremalpinist (Walkerpfeiler mit 16) und war Initiator der Rotpunktbewegung im Frankenjura. Als erster Deutscher beeindruckte er die Yosemite-Kletterszene mit respektablen Begehungszeiten (Half Dome Regular 1977 in 8 Std. mit Norbert Sandner).*
Foto: Gerhard Heidorn

Bernhard Hangl in „Locker vom Hocker", Schüsselkarspitze-Südwand.
Foto: Heinz Zak

„Die Angst ist abgestürzt"

Zwischen Hans Dülfer und dem ersten anerkannten alpinen VII. Grad mussten nicht weniger als 63 Jahre vergehen, doch in den folgenden elf Jahren konnte die Schwierigkeitsskala von VII auf sagenhafte X erweitert werden. Wie dieser historische Vergleich eindrucksvoll zu zeigen vermag, ereignete sich in den achtziger Jahren eine im strengen Wortsinn unvorstellbare alpinsportliche Revolution. Sie wurde vorbereitet durch zwei Entwicklungen, die die siebziger Jahre prägten: den enormen Innovationsschub in der alpinen Sicherheitstechnik sowie die Rezeption der amerikanischen Freikletterphilosophie. Erst nachdem auf diesem Wege das Dogma des heroischen Alpinismus „Du darfst nicht stürzen" seine vormals unbeschränkte Gültigkeit einzubüßen begann, konnte die klettersportliche Stagnation überwunden werden. Da in den Klettergärten die Voraussetzungen für ein vergleichsweise gefahrloses Klettern am schnellsten herstellbar waren, stammten die Pioniere des VII. Grades mehrheitlich aus den alpenfernen Regionen.

„Der wichtigste Muskel beim Klettern ist das Gehirn" – dieser Ausspruch von Wolfgang Güllich ist auch auf die klettersportliche Revolution der achtziger Jahre anwendbar. Das neue Verhältnis zwischen Fels und Mensch veränderte nicht nur die Extremkletterei grundlegend, sondern sollte sich auch und gerade für den Durchschnittskletterer als bedeutsam erweisen. Denn heute sind die Zeiten glücklicherweise vorbei, in denen ein Spitzenkletterer sein Selbstwertgefühl dadurch erhöhen kann, dass er in Anfängerrouten des III. Grades Zwischenhaken entfernt. Auf Umwegen hat so das moderne Sportklettern auch dem Durchschnittskletterer ein neues Plaisir am Klettern geschenkt. „Die Angst ist abgestürzt" – diese Erfahrung, von Reinhard Karl einst im Yosemite erlebt, können nun viele teilen. Die unverwüstlichen Liebhaber rostiger Standhaken aber mögen sich mit der Gewissheit trösten, dass der weite Alpenbogen noch genügend Spielplätze für sie bereithält.

BERGSPORT HEUTE

Stefan Glowacz
Robert Renzler
Nicholas Mailänder
Ernst Fukala
Georg Hohenester
Manfred Scheuermann
Stefan Winter
Irmgard Braun
Roland Ullmann
Andi Dick

Kletterabenteuer am El Gigante

Eine Geschichte vom ganz normalen Wahnsinn

Von STEFAN GLOWACZ, Fotos von KLAUS FENGLER

ALS WIR ANFANG NOVEMBER 2001 das Flugzeug Richtung Mexiko bestiegen, da hatten wir nur einen Wunsch: dass diese Reise sich nicht wieder zu einer Odyssee entwickeln würde. Denn die Erinnerung an die Expedition auf Baffin Island, ein Jahr zuvor, kreiste noch mahnend in unseren Köpfen. Als wir uns damals im hohen Norden Kanadas nach vierwöchiger Tort(o)ur mit Eisbären, Kälte, gefährlichem Wildwasser, Brandung und bedrückender Abgeschiedenheit aus den Kajaks zwängten, war eines klar: Die nächste Expedition müsste in wärmere Gefilde führen. Wir hatten schon ganz konkrete Vorstellungen. Keine wilden Tiere dürfte es dort geben, der Anmarsch ja nicht mit einem Boot erfolgen und nicht zu weit sein, warm, aber nicht zu heiß sollte es sein – und die Wand möglichst hoch, steil, unbekannt und in bester Felsqualität. Vor allem aber dürfte das nächste Wirtshaus nicht Hunderte von Kilometern entfernt liegen.

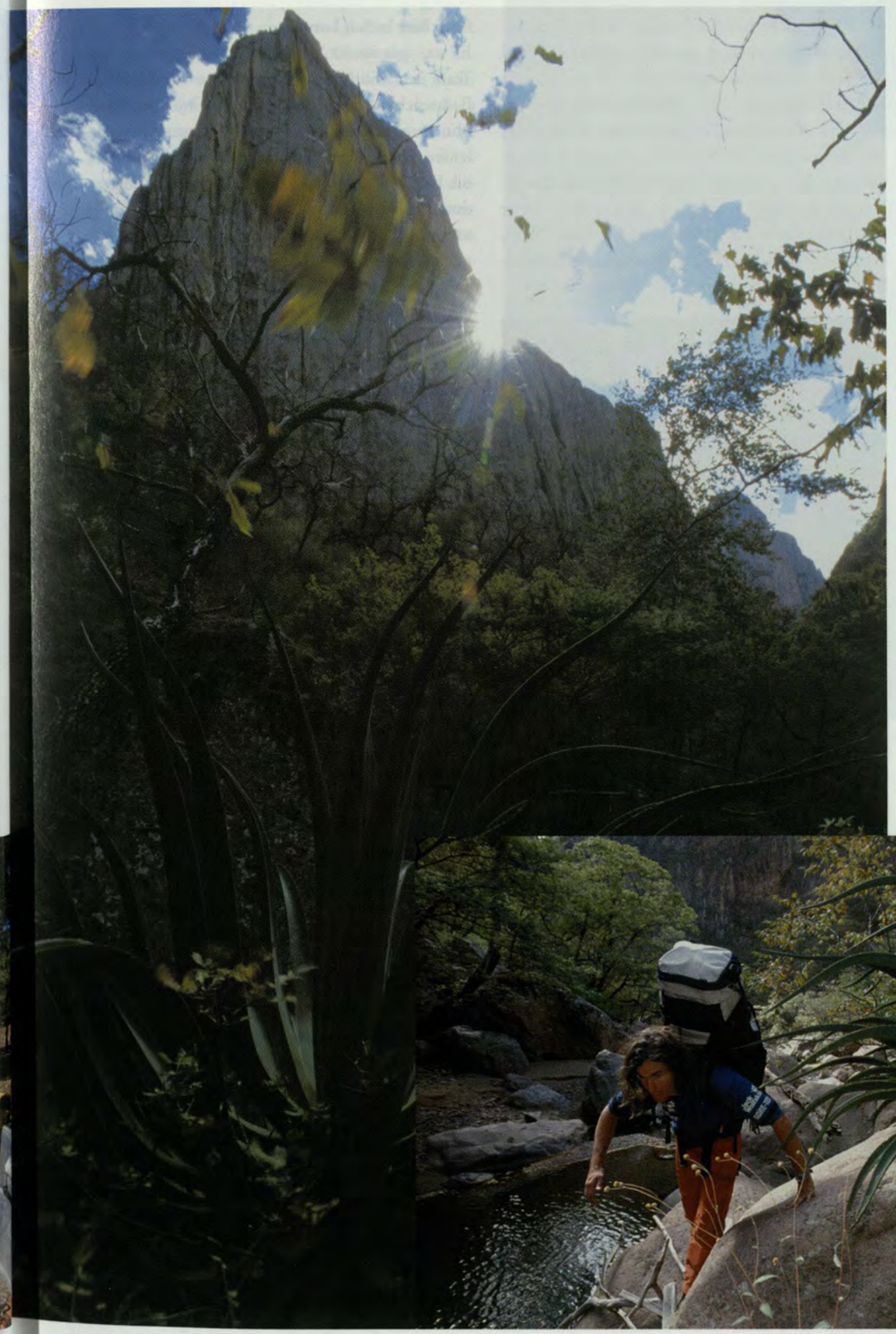
Viva Mexiko!

Die Reisen der letzten Jahre führten uns ausschließlich in die kalten, entbehrungsreichen Regionen wie Grönland, die Antarktis oder, wie gesagt, Baffin Island. Mexiko sollte der erste Versuch in warmen Gefilden sein. Zumindest deuteten die spärlichen Informationen, die wir über unser Ziel in Erfahrung bringen konnten, darauf hin, dass hier einige der Kriterien erfüllt werden könnten.

Das Ziel hieß El Gigante. So lautet der Name des höchsten Felsabsturzes in Mexiko. Seine Wand ist tausend Meter hoch, steil und überhängend. Erst zwischen 1994 und 1997 wurde dieser Gigant im Candamena Canyon von Höhlenforschern entdeckt – und nur zwei technische Routen wurden bislang durch diese Wand geklettert, von dem Mexikaner Carlos Garcia und Cecilia Bull. Selbst in Kletterkreisen war der Berg nahezu unbekannt. Die Bilder, die wir vom El Gigante sahen, waren zwar nicht besonders gut, es war auch nicht zu erkennen, wie gut die Felsqualität sein würde, aber beeindruckend wirkte der Berg allemal. Laut Bericht des Erstbegehers sollte die Ortschaft Basaseachic in nur zwei Tagen Fußmarsch vom Basislager aus erreichbar sein, also schien auch die Wirtshausfrage geklärt.

Unsere bisherigen Expeditionen haben während der Planungsphase in unserem Freundeskreis nur mitleidiges Kopfschütteln hervorgerufen. Keiner konnte verstehen dass es Menschen gibt, die sich solchen Wahnsinn freiwillig auferlegen. Unsere Pläne für Mexiko dagegen wurden zu unserer Überraschung mit großer Begeisterung aufgenommen und wir konnten uns vor Mitreisenden kaum retten. Sollte etwa dieses Unternehmen auch für ganz normale Menschen nachvollziehbar sein? Überzeugt von so viel emotionaler Rückendeckung redeten auch wir uns ein, dass der El Gigante tatsächlich unsere erste ganz normale Kletterreise werden könnte.

Ein Blick auf unsere Ausrüstung zeigte jedoch schnell, wie wenig wir selbst daran glaubten. Bis auf Eiskletterausrüstung und natürlich Kajaks war mal wieder alles dabei: Wandzelte, um viele Nächte in

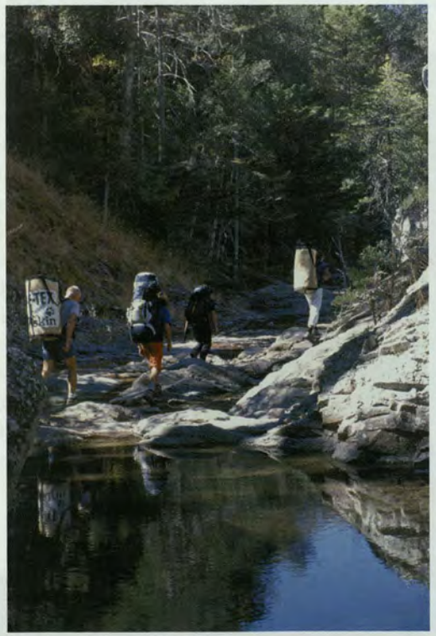


Links: Die Ausrüstung für die Kleinexpedition in die Schluchten unter dem El Gigante muss zuerst auf dem Rancho sortiert und verpackt werden.

Groß und mächtig baut sich der steinerne Riese über der subtropischen Dornenwildnis auf.

Der „Capitan" arbeitet auch selbst als Lastesel - Stefan Glowacz beim Materialtransport in der Schlucht.

der Wand zu verbringen, Simpert Reiter Trockennahrung für mindestens zwei Wochen, ausreichend Red Bull für besonders wachsame Momente, eine Bohrmaschine mit zwölf Wechselakkus, tonnenweise Hardware, Gore-Tex-Kombis und Biwaksäcke, vier Kletter- und 500 Meter Fixseile und unsere in der Antarktis erprobten Jack-Wolfskin-Schlafsäcke. Damit hätten wir jederzeit an jedem Berg dieser Erde andocken können. Wir, das heißt Kurt Albert, Hans Martin Götz, Holger Heuber, Gunda Frühwald, Mariucz Hoffmann, Klaus Fengler und ich.



Materialtransport zur Abseilstelle am Pietra Volada

Holger und Stefan auf dem Weg zur Route am Basaseachic Wasserfall

Kein Bier in San Lorenzo

Es war spät in der Nacht, als unser siebenköpfiges Team den Militärcheckpoint kurz vor der Ortschaft Basaseachic erreichte. Die Anreise war bis dahin ohne jegliche Anzeichen von Abnormalität verlaufen. Selbst die finster dreinblickenden Soldaten, die hier rund um die Uhr jedes Auto nach Drogen durchsuchen, brachten uns nicht aus der Ruhe und auch die nachts herrschenden Minusgrade erweckten noch kein größeres Misstrauen. Allein die Tatsache, dass es in Basaseachic kein Bier zu kaufen gab, schmerzte uns sehr. Trotzdem hielten wir an unserem Vorhaben fest und bezogen unseren Stützpunkt auf der Ranch „San Lorenzo". Von hier aus lag der El Gigante nur wenige Kilometer Luftlinie entfernt.

Bis zum Horizont erstreckten sich lichte Kiefernwälder und nichts deutete im ersten Moment auf den tiefen, wild zerklüfteten Candamena Canyon hin. Vereinzelte Felsmassive in der idyllischen Hügellandschaft ließen ebenfalls nichts von der Wildheit der Schlucht erahnen. Doch nur 30 Minuten Fußmarsch entfernt bot die Landschaft ein grandioses Schauspiel. Wie ein Amphitheater lag der Eingang zum Canyon vor uns. Über 250 Meter rauschten die Wassermassen der Basaseachic Falls über die überhängenden Felsen in die Tiefe und sammelten sich in einem kleinen See. Riesige Blöcke lagen an seinem Ufer und feiner Nebel legte sich mit einer glänzenden Schicht auf die Felsen. Böen trieben den Wasserfall hin und her und kreierten großflächige Regenbögen. Aus dem See schlängelte sich ein kleiner Bach um die Blöcke und trat seine lange Reise durch den Canyon an. Große Zedern erhoben sich majestätisch aus dem Schluchtgrund. Links und rechts des Canyons brachen die Felsen senkrecht und überhängend in die Tiefe und nur eine Handvoll Routen zogen am Schluchteingang durch die Wände, der Rest war völlig unberührt. Lediglich das Schild „Welcome in the climbers paradise" fehlte noch.

Kurt und ich machten uns am nächsten Tag zur anderen Schluchtseite auf, um endlich einen Blick auf den El Gigante zu werfen. Nach einer holprigen Fahrt saßen wir auf einem Vorsprung am Rand der Schlucht. Uns gegenüber erhob sich wie der Wächter des Canyons der El Gigante. Weit überragte sein Gipfel den Schluchtrand und seine Wand brach unendlich tief in den dunklen Schatten des Schluchtgrunds ab. Lange saßen wir überwältigt von diesem Anblick dort oben und beobachteten die Wand mit unseren Ferngläsern. Doch wie eine Diva hüllte sich

der „Gigantische" in eine Dunstglocke und zierte sich, seine ganze Schönheit zu offenbaren. Am Ende des Tages waren wir nicht viel schlauer, dafür etwas besorgter. Wir wussten jetzt, dass der Berg seinem Namen alle Ehre machte und dass sich die kurzen Distanzen eigentlich nur auf Luftlinien bezogen. In unserem Unterbewusstsein stand zu diesem Zeitpunkt bereits fest, dass auch dieses Unternehmen an die Tradition der vorherigen anknüpfen würde, was sich in einer spürbar aufkeimenden Besorgnis äußerte.

Auf Erkundung

Ausgerüstet mit einer Videokamera und Biwakausrüstung zogen am nächsten Morgen Kurt, Hans Martin und Mariucz durch den Canyon zum Fuß des El Gigante. Bereits am Nachmittag des Folgetages kamen sie wieder zurück. „Es gibt eine gute und eine weniger gute Nachricht" verkündete Hans Martin. „Die gute Nachricht: der Weg durch die Schlucht ist kürzer als erwartet. Die schlechte,... na, seht selbst." Er stellte die Videokamera auf den Tisch und wir starrten gebannt auf den Monitor. Schnell erkannten wir Kurt, der vor einer dichten Buschreihe stand. Langsam schwenkte die Kamera nach oben und die Buschreihe ging in einen Urwald über. Bizarre Kakteen und Palmengewächse türmten sich senkrecht vor unseren Augen auf, Lianen hingen wie Schlangen von ihnen herunter. „Tolle Pflanzen" meinte Holger, „und wo ist jetzt der El Gigante?" Die Kamera schwenkte weiter nach oben und Kurt sagte nur trocken: „Das ist der El Gigante!"

Ich musste mich setzen. Als die Kamera weiter nach oben fuhr, erkannten wir nach etwa 200 Höhenmeter zum ersten Mal Felsen. „Toll, da könnt ihr mir ja was für meinen Garten mitbringen", rief Gunda entzückt. Bewundernswert, wer dieser Situation noch etwas Positives abgewinnen konnte, der Rest der Mannschaft war einfach nur sprachlos vor Entsetzen. Das konnte doch nicht war sein: nach Eisbären, Brandung, Wildwasser, Kälte und Seekrankheit jetzt auf einmal ein senkrechter Dschungel. Spätestens in diesem Moment kippte das Unternehmen und nahm unausweichlich seine gewohnte Eigendynamik an. So sehr wir uns auch wehrten, das Schicksal wollte uns in dieser Wand sehen. Wir kämpften den ganzen Nachmittag dagegen an, entschlossen uns bereits für eine Minimallösung in Form einer schnuckeligen Erstbegehung am Beginn des Canyons, beschlossen dann aber doch eine geheime Abstimmung am nächsten Morgen.

Aussicht zum Wasserfall Basaseachic

Kurt stellte einen Helm auf den Tisch und jeder bekam einen Zettel, auf den er „ja" oder „nein" schreiben sollte, pro oder contra El Gigante. Die Abstimmung hätte auch Steven Spielberg nicht spannender inszenieren können. Zuerst wurden drei Nein-Stimmen in Folge gezogen, dann drei Ja-Stimmen. Die letzte Stimme musste die Entscheidung bringen. Und der Gewinner hieß – El Gigante! Die Nein-Stimmer rangen um Fassung, die Ja-Stimmer setzten schnell eine Unschuldsmiene auf, unser Schicksal wurde mit dieser letzten Stimme besiegelt. Nichts würde es mit genussvollen, unbeschwerten Seillängen in festem, sonnenüberflutetem Fels. Und der Wahnsinn kannte noch eine Steigerung.

Abseilen ins Basislager

Um Zeit zu sparen und unnötige Schlepperei zu vermeiden, schlug Kurt vor, die ganze Ausrüstung nicht durch die Schlucht an den Wandfuß zu schleppen, sondern den Weg des geringsten Widerstandes zu nehmen. Einige hundert Meter vom El Gigante entfernt, Luftlinie versteht sich, brach der höchste Wasserfall Mexikos, der „Piedra Volada", 460 Meter in

die Tiefe. Zu dieser Jahreszeit floss nur ein erbärmliches Rinnsal im Bachbett und vom Grund des Wasserfalles zog ein kleiner Canyon direkt ins Lager am Fuß des El Gigante.

Von nun an ging es mit uns erst einmal bergab. Bewaffnet mit Macheten und Äxten schleppten wir die nächsten zwei Tage riesige Säcke voller Ausrüstung an den Schluchtrand. Die dünnen Tragegurte der Haulbags, die gar nicht für so lange Transporte vorgesehen sind, schnitten schmerzhaft in die Schultern. Es war wie immer. Und es war heiß. Die Sonne brannte unangenehm vom Himmel, der Schweiß rann in Strömen. Kurts Vorschlag, die 460 Meter über den Wasserfall an einem Stück abzuseilen und vorher die Säcke in einer riesigen Traube abzulassen, hatte zunächst sehr spannend geklungen. Als ich mich jetzt vorsichtig über die Kante beugte, war jedoch schnell Schluss mit lustig. Mir war, als blickte ich direkt in die Hölle. Nur wenige Meter nach der Kante brach die Wand überhängend ab, der Grund war nicht zu erkennen. Die Thermik blies mir Tropfen ins Gesicht, während meine Kehle immer trockener wurde. Wir knüpften die Seile zusammen und langsam schwebte ein Seilende ins Nichts hinunter. Kurt hing an der Kante am Standplatz. Der Wind blies seine Haare senkrecht in die Höhe. Er sah aus wie der Teufel persönlich – vor dem Eingang zur Hölle.

Kurt Albert beim Aufstieg am Fixseil

Eine knappe Stunde dauerte jede Abseilfahrt. Nach wenigen Metern hingen wir frei in der Luft. Auf diese Länge wog das hinabhängende Seil etwa 60 Kilogramm. Wir mussten uns mit beiden Händen in die Tiefe zerren und erst weiter unten lief das Seil leichter durch den Abseilachter. Dreimal stiegen wir mit Steigklemmen an den Knoten um. Für Angst blieb da keine Zeit.

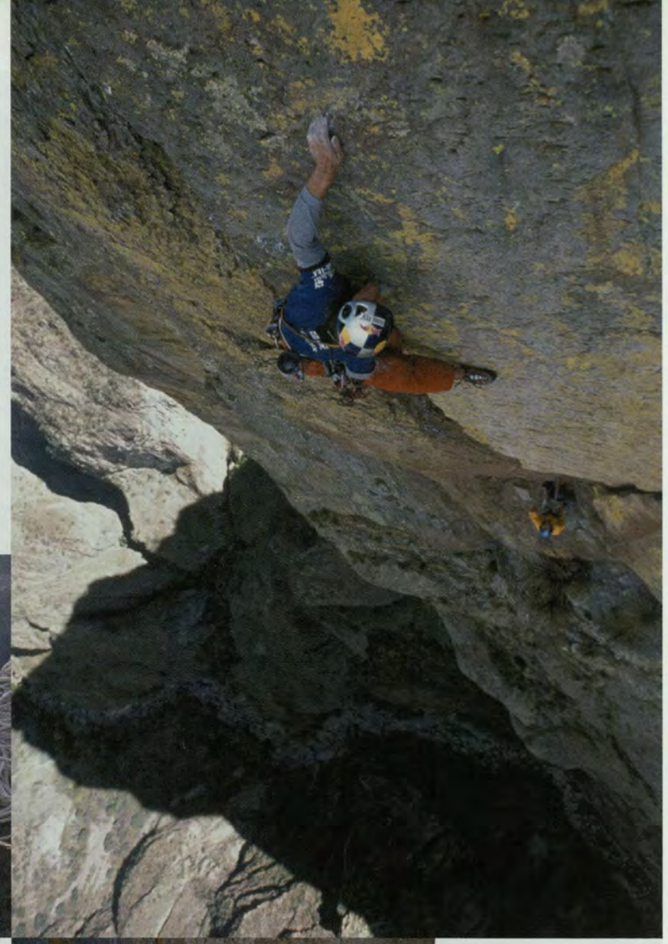
Als Klaus nach Mariusz, dem Gepäck, mir und Holger, den Schluchtgrund erreichte, war es bereits stockdunkel. Kurt stand noch oben am Schluchtrand. Ihm war es zu gefährlich, ohne Stirnlampe im Dunkeln abzuseilen und so verbrachte er die Nacht am Schluchtrand. Hans Martin und Gunda waren schon vorher zur Ranch zurückgelaufen. Hans Martin wollte uns am nächsten Morgen das Seil hinunterwerfen und über den Normalweg mit Gunda ins Basislager nachkommen. Bevor Kurt am nächsten Morgen mit seiner Abseilaktion begann, schrieb er Hans Martin noch einen Zettel und hängte ihn an den Standplatz: „Lieber Hans Martin, es ist sieben Uhr am Morgen und ich seile jetzt erst ab. Bitte schneide mich nicht ab. Grüße Kurt."

Es ist unmöglich, in 400 Metern Tiefe im Schatten jemanden zu erkennen. Der Knoten am Stand war so fest, dass Hans Martin das Seil einfach mit einem Messer kappen sollte. Da stand er nun eine Stunde später am Standplatz, las den Zettel und war fix und fertig. Er wusste nicht, was er tun sollte. Er zog und zerrte am Seil, aber nichts rührte sich. Völlig verunsichert wartete er noch eine halbe Stunde, dann schnitt er das Seil ab. Kurt war natürlich schon längst unten angekommen. Als Hans Martin keinen Schrei aus der Schlucht hörte, ging es ihm etwas besser.

Am frühen Nachmittag erreichten wir das Basislager. Das kleine Bächlein vom Schluchteingang war hier unten zu einem respektablen Bach angewachsen. Neben dem Lager bildete sich ein kleiner See mit tiefgrünem Wasser, eingesäumt von riesigen, blankgeschliffenen Steinen. Mächtige Bäume breiteten ihre Äste über dem Lager aus, als wollten sie uns den bedrohlichen Anblick des El Gigante ersparen. Wie ein riesiges Bollwerk ragte der aus der Schlucht auf, die am Einstieg nur wenige Meter breit war.

Klettern im Urwald

Klaus und ich machten uns wie Tropenforscher sofort daran, den besten Weg durch das undurchdringliche Gestrüpp zum Einstieg der Wand zu suchen. Am Ende fanden wir sogar einen Wandabschnitt am Einstieg, der etwas weniger bewachsen war als in Hans Martins „Horrorfilm". Doch nach wie vor hätten Tarzan und Jane in der Wand ihre wahre Freude gehabt – im Gegensatz zu uns. Es waren keine Steine, die vom Vorsteiger herabflogen, sondern schubkarrenweise Erde. Die Kletterei war vom ersten Meter an sehr schwierig. Wir bewegten uns ständig im achten und sogar im neunten Schwierigkeitsgrad, nur etwas anders als sonst. Zuerst musste der Vorsteiger die über ihm liegenden Griffe und Tritte freilegen. Erde rieselte ins Gesicht und unter die Kleidung. Nach wenigen Metern sah man aus wie ein Grubenarbeiter. Zur Belohnung ging es dann ein paar Zentimeter höher, um gleich wieder weiterzuputzen.



Am zweiten Tag ließ sich Holger, nachdem er schon zwei Stunden an einer Seillänge geschrubbt hatte, zu Klaus und mir an den Standplatz zurück. „Sagt mal Jungs, ist das wirklich euer Ernst, wir sind doch die totalen Narren, wenn wir so weitermachen." Da hatte er natürlich vollkommen recht. Ich fragte mich auch schon die ganze Zeit, was wohl schlimmer sei: durch die stürmische Drakepassage zu segeln oder durch diese hängenden Gärten zu klettern? Der Blick nach oben versprach keine Besserung. Klaus, der zum ersten Mal mit uns unterwegs war, sah bedrohliche Zweifel in Holger und mir aufsteigen. „Seid ihr etwa so verwöhnt, dass ihr schon bei der kleinsten Unannehmlichkeit aufgeben wollt?", rief er entrüstet. Das hatte getroffen, mitten ins Herz unserer Ehre. „Also gut, ihr wollt es so",

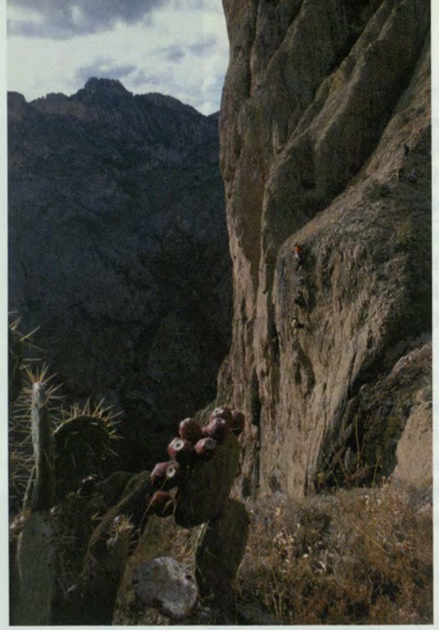
Links: Die Statikseile werden fürs Abseilen in den Schluchtgrund vorbereitet.

Oben: Stefan Glowacz klettert in einer der letzten Seillängen (8) des Gigante.

Unten: Oberer achter Grad, die „Narren" arbeiten am Gigante.

seufzte Holger, zog sich am Seil wieder hinauf und putzte weiter. Wir steuerten schnurstracks in eine neue Odyssee – oder besser gesagt, wir waren schon mittendrin.

Nachdem jede Seillänge geputzt und mit Zwischensicherungen versehen war, kletterten wir sie rotpunkt. Und vor allem die schwereren Seillängen, man mag es kaum glauben, waren sogar richtig schön. Die Tage waren extrem kurz, bereits um sechs Uhr wurde es dunkel. Im unteren Wandteil schafften wir nie mehr als drei Seillängen am Tag. Bis wir die Wandmitte erreichten, seilten wir jeden Abend zurück ins Basislager und fixierten die gekletterten Seillängen mit Fixseilen. Am nächsten Tag stieg ein anderes Team an Steigklemmen wieder hinauf, jätete, quälte sich ein Stück weiter. Erst nach einer guten Woche hing der Ausrüstungssack endlich in Wandmitte.



In der Nähe des Wasserfalls Pietra Volada müssen schwergewichtige Haulbags in die Tiefe befördert werden.

Flucht nach oben

So konnte es nicht weitergehen, es musste etwas passieren. Am nächsten Morgen stiegen Holger, Kurt, Klaus und ich mit der nötigsten Biwakausrüstung, Wasser und Verpflegung für drei Tage die Fixseile hinauf. Den oberen Wandteil wollten wir im Alpinstil niederringen. Während wir die Flucht nach oben antraten, bauten Mariucz , Gunda und Hans Martin die Fixseile ab und transportierten in mehreren Portagen die Ausrüstung aus der Schlucht.

In der Wand kam es von Meter zu Meter schlimmer. Neben der Pflanzenpein wurde nun auch der Fels immer brüchiger. Kurt stieg vor. In einem Körperriss lehnte er sich mit dem Rücken an einen Telefonhäuschen großen Pfeiler, der sich plötzlich bewegte. Reflexartig warf sich Kurt auf die andere Seite zurück und Gott sei Dank sauste nur ein Kopfkissen großer Brocken wenige Zentimeter am Standplatz vorbei, an dem Klaus, Holger und ich im Schlingenstand hingen. Wäre es das Telefonhäuschen gewesen, hätten wir alle die Reise nach unten angetreten.

Der Weiterweg entwickelte sich zum reinen Nervenkrieg. Die Nacht brach langsam herein, als wir um einen kirchturmgroßen, angelehnten Turm in einen fast senkrechten hängenden Garten querten. Kurt kroch hinter körperdicken Palmen hindurch, die wie Schornsteine aus der Wand ragten. Ihre Blätter waren hart und scharf wie Messer und zerschnitten uns Finger und Hände. Im Schein der Stirnlampen bauten wir eine Seilbahn vom Turm hinüber in den Garten und transportierten so die Rucksäcke und Haulbags zum Biwakplatz. Holger klemmte sich hinter eine Palme, Klaus kauerte auf einem abschüssigen Grasband, Kurt und ich verkeilten uns zwischen der Wand und einen Baum. Für einige Botaniker hätte unsere Situation wahrscheinlich die Erfüllung eines Lebenstraumes bedeutet. Für uns wurde es die Nacht der langen Messer, ein einziger Albtraum.

Unser einziges Ziel war es, so schnell wie möglich aus der Wand zu kommen. Völlig gerädert von der Biwaknacht schlich Holger die nächsten Seillängen hinauf. Unter seinem Gewicht knackten die brüchigen Tritte. Fünf Seillängen unter dem Gipfel trafen wir auf eine der Routen von Carlos Garcia und kletterten gemeinsam mit ihr die einzig sinnvolle Linie durch die Headwall. Als wir kurz vor Dunkelheit am Gipfel ausstiegen, hatte der El Gigante seine erste Freikletterlinie – und der Wahnsinn einen Namen: Wir tauften die Route „La conjura de los necios – Die Verschwörung der Narren".

Nach einer weiteren Biwaknacht schleppten wir mal wieder unsere Säcke durch die Wildnis. Holger überschlug sich mit seinem Haulbag, Kurt stützte sich mehrmals an einem Kaktus ab und die Sonne dörrte uns langsam aus. In diesem Moment, als sich der Schweiß einen Weg über unsere dreckverkrustete Stirn bahnte, mussten wir einsehen, dass wir nicht für einen normalen Badeurlaub in Rimini bestimmt waren. „Hey Jungs, was haltet ihr eigentlich von Patagonien", rief schon wieder einer hinter mir. Es war der ganz normale Wahnsinn.

Stefan Glowacz kämpft gegen die Schwerkraft bei der ersten Rotpunktbegehung der Route „Subiendo el arcoiris" (10-).

Der Windmühlenritter

Don Quichotterien in der Vertikalen

Text und Fotos von ROBERT RENZLER

Für Kurt und Heidrun.
In Dankbarkeit an ersteren, der mich an so vielen Stunden intensivsten Lebens teilhaben ließ.
In Bewunderung für die zweitere, die mit schier übermenschlicher Geduld und Verständnis die langen Zeiten der Rekonvaleszenz und das nachfolgende wilde Treiben mittrug.

Prolog

Solange man sich über eine brüchige Wandstelle nach oben rauft oder die messerscharfe Pickelhaue in morsches Eis setzt, mit einem verstohlenen Blick nach unten auf die letzte, weit unterhalb angebrachte Sicherung, die zumindest einen längeren Krankenhausaufenthalt signalisiert, verbietet die Unerbittlichkeit der Situation und das totale Aufgehen im Hier und Jetzt jeden Zugang zum Großhirnlappen, den wir üblicherweise zum erzählerischen Festhalten solcher Momente nutzen. Nein, die Geschichten über die Helden der Abgründe entstehen zu ganz anderen Stunden. Wenn nach einem harten und langen Klettertag die Akteure ums Lagerfeuer sitzen und unter den in Kletterkreisen nicht selten anzutreffenden Restbeständen der 68er und Hippiegeneration ein Joint verstohlen die Runde macht oder wenn sich auf einer verwitterten Holzveranda oben auf der Hütte das milde Licht der Abendsonne auf die dem Holz ähnelnden Züge der kletternden Spezies legt. Wenn die sich widerstrebend auflösenden Wolkenfetzen des nachmittäglichen Hochsommergewitters, gegen das gerade beim Abstieg im Laufschritt ein klarer Punktesieg erzielt wurde, die Wandfluchten umspielen – den Joint ersetzt bei einem derartigen Szenario ein meist säuerlicher Rotwein – dann kommt die Stunde des Erzählens. Gerade Erlebtes vermischt sich mit weiter Zurückliegendem, Eigenerlebnisse wechseln ab mit „Second-Hand-Geschichten", deren historischen Kern sozusagen man nicht selbst miterlebte, aber über die man mittlerweile mindestens ebenso gut Bescheid weiß wie der Betroffene selbst. Die Enstehungsprozesse solcher moderner Mythen im Kleinformat gleichen wohl jenen an der Wiege der abendländischen Dichtkunst, als Hirten an den nächtlichen Lagerfeuern Griechenlands die Heldensagen von der Eroberung Trojas von Generation zu Generation weitergaben. Erst ein begnadeter blinder Dichter setzte der Willkür der Erzähler ein Ende und hielt die letztgültige Version ein für allemal unverrückbar fest.

Nachdem die Protagonisten der Bergsteigergeschichten und ihre kühne Taten, sollten sie nicht rechtzeitig schriftlich festgehalten werden, möglicherweise derart an Größe und Wildheit zunehmen könnten, dass sie gar das Format ihrer antiken Vorbilder erreichen, muss die – gemessen am homerischen Vorbild ohne Zweifel stümperhafte Arbeit der bergsteigenden Schreiberlinge – dennoch als segensreiche und notwendige beurteilt werden. Notwendig, weil ansonsten noch Reinhold der Große oder Jerzy der Kühne Hektor und Achill aus dem Olymp verdrängen, segensreich, weil die unter dem Diktat der modernen Unterhaltungsindustrie uniform gewordene Welt diese anachronistischen Randerscheinungen unwiderruflich aus dem kollektiven Bewusstsein löschen würde.

Und von solch einem Helden, der auszog, im Kampf mit den Abgründen das Fürchten und wohl auch ein wenig das Fliegen zu lernen, handelt unsere Geschichte.

Das Kennenlernen

Als der Autor den Hauptdarsteller kennenlernte, umgab diesen bereits eine Aura der Wildheit. Er galt im deutschsprachigen Raum als der Bergsteiger mit den meisten recht oder schlecht überstandenen Flugmetern, ein österreichischer Joe Simpson gewissermaßen. Für die jungen Leser sei bemerkt, dass zu jenem Zeitpunkt das Sportklettern gerade in den Anfangsschuhen steckte und Flugmeter ausschließlich im alpinen Gelände mit den dort vorherrschenden zweifelhaften Sicherungen gezählt wurden. Ich war gerade auf der Suche nach einem Kletterpartner und ein Freund

Gaga am Nanga. Dr. Kurt Schoisswohl im Basislager am Nanga Parbat.

hatte mir auf einem Zettel die Telefonnummer von einem gewissen Dr. Kurt Schoisswohl notiert. Ich solle anrufen, jener Besagte hätte zumindest in den schulfreien Perioden immer Zeit und, was zumindest ebenso wichtig ist, auch immer den nötigen Auftrieb. Ich rief abends an und als ich ihn mit „Dr. Schoisswohl" anredete, knurrte er irgendetwas von „Du Trottel, i bin der Gaga", womit alles klar war. Tags darauf schon saß er neben mir in meinem uralten Opel Kadett und wir krochen in einem nicht enden wollenden Autowurm das Grödnertal hinauf. Wir hatten uns mit Südtirolern um 10 Uhr am Sellajoch verabredet, um zu viert die Comici-Führe auf den Torre Salami auf der Langkofel-Nordseite zu machen. Wieder einmal ging gar nichts mehr und wir standen mehr als zehn Minuten etwa 100 Meter vor einer scharfen Linkskurve, in der gerade ein großer Bus, vollgestopft mit deutschen Urlaubern, zum Stehen gekommen war. Plötzlich schoss Gaga aus dem Auto, sprintete nach vorn zum Bus, zog sich mit einem Klimmzug am offenen Seitenfenster des Fahrers hoch und steckte drohend seine geballte Faust ins Wageninnere. Nach kurzer Zeit setzte er sich verschmitzt lächelnd wieder neben mich und erklärte, dass er dem „Büffel" da vorn gesagt habe, dass er sofort weiterfahren solle, ansonsten würde er ihm einen „Hoggn" (in der Boxersprache ist dies ein Uppercut) verpassen. Erst danach hatte er bemerkt, dass der Busfahrer gar nichts dafür konnte, weil die Autokolonne noch mindestens einen Kilometer weiter reichte. Auf jeden Fall imponierte mir seine Spontaneität, die von seinem martialischen Aussehen unterstrichen wurde. Zu dieser Zeit trug Gaga schulterlanges Haar und einen wilden Vollbart nach dem Vorbild des alten Brentakämpen Bruno Detassis, in dem sich zu Zeiten langer Schönwetterperioden der Speiseplan über Tage hinweg rudimentär widerspiegelte. Der Rest des Tages wurde auf Grund des späten Starts im Laufschritt absolviert, schließlich wollten wir ja noch am Abend auf die Falierhütte unter die Marmolada-Südwand aufsteigen. Lediglich die erste Seillänge des direkten Einstiegs zu unserer Tour hielt uns etwas auf. Gaga hatte mit entwaffnender Selbstverständlichkeit den Vorstieg übernommen und war in etwa 17 Meter Höhe bei einer leicht überhängenden Wandstelle ins Stocken geraten. Der erste und einzige Sicherungshaken steckte sechs Meter unter ihm in einem Felsloch und nach kurzem Pro-

bieren entschied er sich für den Rückzug. Beim Abklettern erzählte er mir, dass dies die erste richtige Klettertour seit gut einem Jahr sei und er zum Auftakt nicht zuviel riskieren wolle. Beim letzten Pfingstausflug des legendären Innsbrucker Kletterclubs Gipfelstürmer in die Tschechoslowakei war ihm beim Piazen auf dem durch tagelanges feuchtes Wetter aufgeweichten Sandstein buchstäblich der Fels unter den Füßen weggerollt und Gaga an die 15 Meter abgetaucht, wobei er sich die Kniescheibe beim Anprall an die Wand zertrümmert hatte. Die Erstversorgung in einem Regionalkrankenhaus von zentralafrikanischem Standard – schließlich hielt zu dieser Zeit noch Väterchen Moskau seine westlichen Anrainerstaaten im eisernen Würgegriff – erwies sich als denkbar schlecht und nach zwei Tagen wurde er in einer Blitzaktion von seinen Freunden in einem kleinen PKW nach Innsbruck ins Spital gebracht, wo der später weltberühmt gewordene Transplantationschirurg Dr. Margreiter, ebenfalls der Gilde der Gipfelstürmer zugehörig und immer wieder für derartige Aktionen missbraucht, alles für eine rasche Operation vorbereitet hatte. Das Knie war bereits brandig geworden und Gaga an einer Amputation knapp vorbeigeschrammt. Dass am selben Tag der damalige Jungstar Reinhard Schiestl nur wenige Minuten nach Gaga den Wochenendrekord im Miles and More-Vielfliegerprogramm des Vereines mit einem 30-Meter-Sturz deutlich überbot, zeigt, welchen Geistes unsere Helden damals waren. Die Logik, die dahinterstand, war von schlagender Einfachheit und deshalb kaum zu widerlegen: „Wenn nit einmal im Jahr ordentlich fliegst, dann bist halt a nit schwer geklettert", lautete sie in Gagas Worten.

Mir war jedenfalls sofort klar, dass ich die Stelle schaffen musste, um in diesen erlauchten Kreisen anerkannt zu werden, was mir auch mittels eines kleinen Stoppers, den ich in Ermangelung eines Risses zwischen zwei Felswarzen klemmte, und einer Bandschlinge als Steighilfe gelang. Der Rest des Wochenendes blieb reine Routine: Zu- und Abstiege im Laufschritt, Klettern wie beim Speedfinale auf der Krim mit dem Ziel, in den knapp bemessenen Marschtabellen genügend Zeit zu finden, um sich den Bauch vollzuschlagen und vor allem die Flüssigkeitsspeicher mit Rotwein wieder auf „voll" zu stellen. Mit dieser ausgeklügelten Taktik gelang es uns, ohne Rasttage Touren wie den Tofana-Pfeiler, die Solleder am Sass Maor, die Cassin am Torre Trieste, die Biasin am Sass Maor und schließlich noch die Nordkante des Agner aneinander zu reihen, wobei der Vorschlag zur letztgenannten Route um ein Uhr nachts an der Bar im Cant del Gal zu Füßen des Sass Maor von unserem Dritten im Bunde, Robert Troier, entwickelt wurde. Nach dem zustimmenden Applaus unsererseits bestellte Robert, der für seine legendäre Kondition bei diversen alpinen Skiaufstiegsrennen – er schien bereits in den Siegerlisten der meisten auf –, aber auch für seine fast überirdische Trinkfestigkeit bekannt war, noch eine Runde und so schafften wir nach knapp drei Stunden Schlaf in exakt viereinhalb Stunden die 1600 Meter lange Route inklusive Zustieg. Das mitgenommene 9-mm-Seil wurde nur für zwei Seillängen im obersten Kantendrittel aus dem Rucksack genommen.

Der Mittelpfeiler

Gaga bezeichnete später solche Touren etwas despektierlich als „alpinen Semmel", weil sich für seinen Geschmack in der körpereigenen Chemie speziell mit Blick auf das Adrenalin zu wenig rührte. Da lobte er sich Erlebnisse wie bei unserer frühen Wiederholung des sagenumwobenen Mittelpfeilers am Kreuzkofel, der wohl schwersten Klettertour Reinhold Messners. Nach dem brüchigen Vorbau, bei dem Gaga einige Steine größeren Kalibers, die Kühe und Touristen rund ums Hospiz erschauern ließen, abtrat, führte ich den Quergang zu einem ungemein ausgesetzten Stand vor der Schlüsselseillänge. Wild entschlossen, die Länge frei zu machen, kletterte er los. Schon die ersten Züge waren kompliziert und schwer und nur von zwei extrakurzen Spezialhaken abgesichert. Jenes Schicksal, das schon bei den eingangs zitierten griechischen Helden eine große Rolle spielt und welches auch über die Helden der Abgründe waltet, befand, dass der nächste Griff ausbrechen solle und prompt hing Gaga fünf Meter tiefer in jenem besagten Spezialhaken, der verdächtig vibrierte. Mit Blick auf die zwei Standhaken, in die ich eingebunden war und deren Qualität mir zunehmend verkehrt proportional zur Exponiertheit meiner Umgebung vorkam, schlug ich schüchtern vor, er solle mir den Vortritt überlassen, was ein ablehnendes Knurren zur Folge hatte. Wiederum ohne Hakenhilfe startete er seinen zweiten Versuch. Diesmal gings ohne Probleme ungefähr zehn Meter nach oben und weitere zehn Meter über einen Rechtsquergang zur berühmten Umgehungsstelle der Messnerischen Originalführe, die im Jahr zuvor von Heinz Mariacher entdeckt worden war. Hier geriet der zügige Vorstoß erneut ins Stocken und nach langem zentimeterweisen Auf und Ab des Seiles

Ein knarzender Holzkeil, eine ächzende Hanfschlinge und tief unten ein finsterer Schlund: Das große Dach der Costantini/Apollonio-Route am Tofanapfeiler ist selbst im Zeitalter des zehnten Grades eine erinnerungswürdige Schlüsselstelle.

schrie Gaga mir zu, dass er doch diesen verdammten Haken nehmen müsse, um im gleichen Augenblick mit demselben in der Hand 15 Meter tiefer frei hängend über dem Abgrund zu baumeln. Fast eine halbe Stunde benötigte er zum Aufprusiken, da ihm dafür nur seine Hammerschnur zur Verfügung stand. Die Reepschnüre lagen zwecks Materialschonung wohlverwahrt im Kofferraum des Autos. Wieder an der selben Stelle angekommen, schlug er den ausgebrochenen Haken ins selbe unzuverlässige, taube Loch und kletterte auf Anhieb die Stelle frei. Ich selbst musste in den folgenden zwei Längen vom Privileg des Führens Abstand nehmen. Zu sehr hatten seine Demonstrationen über die Auswirkungen der Schwerkraft meine Moral untergraben.

Führerepisoden

Legendär waren nicht nur Gagas Ambitionen, es Ikarus gleich zu tun, sondern auch seine unkonventionellen Methoden als Bergführer. Immer wieder wurden ihm von wohlmeinenden Kollegen schwierige Gäste, vornehmlich weiblichen Geschlechts, zugeteilt. Immerhin galt er als Dottore der Mathematik und als Liebhaber von Bachs himmlischer Musik als der Intellektuelle der Zunft. Krankenschwestern, die sich aus unerfindlichen Gründen plötzlich weigerten weiterzugehen oder auf dem Gletscher das Seil zum Sichern in die Hand zu nehmen, wurden zu Konventionalstrafen verdonnert, die derart ausfielen, dass bei schönstem Wetter ein „Besinnungstag" auf der spartanischen Hütte zu verbringen war, während der Meister mit einer auf der sozialen Leiter höhergestellten und vermutlich auch von der Natur besser bedachten Ärztin die Droites-Überschreitung machte.

Holländer, die in jenen Tagen meist von einem königlichen Verein entsandt wurden und für ihre Sparsamkeit, speziell wenn es darum ging, dem Führer eine Halbe Wein zu zahlen, bekannt waren, fungierten des öfteren als Testobjekte, um Gagas innovative Führungsmethoden umzusetzen. Mit mehreren Gästen ein steiles Westalpencouloir unter dem üblichen Zeitdruck abzusteigen, gehört zu den Herausforderungen des klassischen Führens. Teamarbeit ist nicht nur ein meist als Phrase gebrauchtes Schlagwort moderner Managementmethoden, sondern war damals schon der Kern von Gagas Überlegungen. Man traf sich nach einem ausgeklügelten Zeitplan mit zwei weiteren Kollegen und deren Gruppen auf der Scharte, in die üblicherweise so ein Couloir mündet. Dort wurden die Gäste, zwei pro Führer, also insgesamt sechs an der Zahl, ans Ende eines der Seile gebunden. Vorsorglich wurden ihnen die Steigeisen ausgezogen, da diese erstens bei Ungeübten häufig Quelle von mannigfachen Verletzungen sind und sich zweitens für einen wirklich schnellen Abstieg als ungeeignet erweisen. Dann wurde eine solide Verankerung aufgebaut, die drei Führerseile aneinander geknüpft und schließlich dem zuunterst stehenden Gast mit sanfter, doch bestimmter Gewalt die Füße vom Boden geschlagen, so dass er ins Rutschen kam und seine Leidensgefährten mitriss. Alles Weitere war Routine: Ein Führer

Über dem kleinen Kirchlein bei St. Kassian reckt der Heiligkreuzkofel seine abweisende Westwand trotzig in den Dolomitenhimmel. Links der mächtige Pfeiler, in dessen Nähe sich 1954 Georges Livanos und Robert Gabriel mit zahlreichen Haken ihren schweren Weg bahnten. Der unscheinbare Vorsprung rechts daneben ist der berühmt-berüchtigte Mittelpfeiler, ganz rechts die „Pedraces-Verschneidung" von Sepp Mayerl, gegenwärtig die beliebteste der schweren Alpinrouten am Monte Cavallo.

bediente die doppelte Karabinerbremse, der zweite warf Schnee zur Kühlung auf die rauchenden Handschuhe seines Kollegen und der dritte kletterte bereits nach unten, um den nächsten Stand vorzubereiten. So wurden hunderte Meter lange Steilabstiege in einem Bruchteil der üblichen Zeit bewältigt, was schließlich bei der Ungewissheit des Wetters in den Alpen zur Erhöhung der Sicherheit beisteuerte.

Sicherheit verträgt sich eigentlich nicht mit der Essenz des Bergsteigens, die in Abgründe weist und nicht, wie gemeinhin angenommen, in lichte Höhen. Allenfalls von kalkuliertem Risiko sei in diesem Zusammenhang zu sprechen, postulierte unser Held und lebte danach. Trotzdem die Kalkulation ja geradezu zu seinem Beruf als Mathematiker gehörte, bediente er sich beim Bergsteigen dieser nicht als exak-

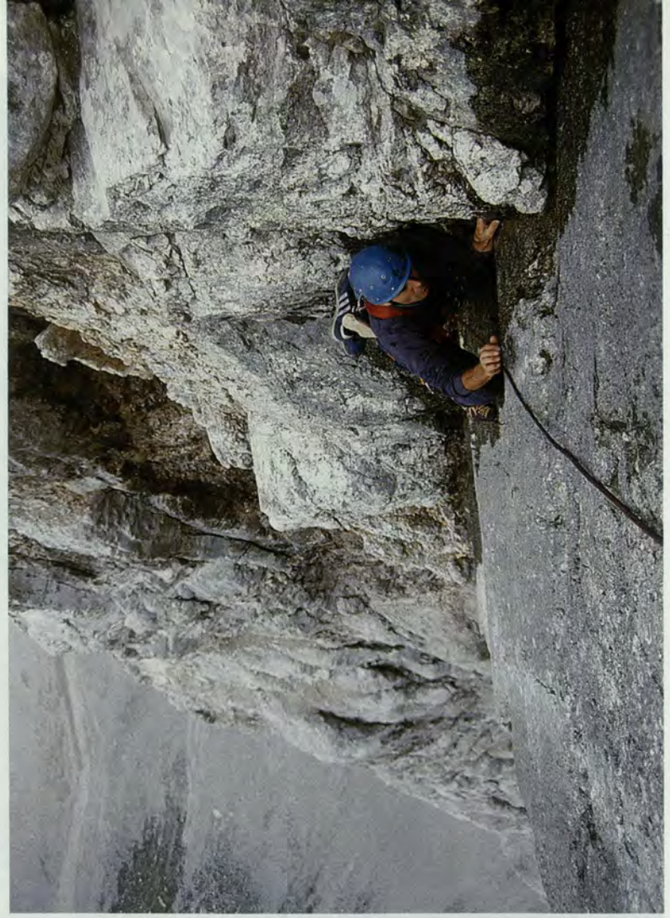
Nichts für schwache Nerven oder Topropefuzzis: Im großen Quergang der Messner-Route am Mittelpfeiler des Heiligkreuzkofels sind kompakter Fels und solider sechster Grad ohne Schnörkel geboten. Reinhold Messners Route von 1968 ist noch immer geheimnisumwittert und legendenumwoben. Wie die ersten Wiederholer, Heinz Mariacher und Luisa Jovane 1978, machen auch heute die meis-ten (der wenigen) Wiederholer einen großen Bogen um die Schlüsselstelle. Die Auserwählten, die diese bisher bewältigen konnten, reden von Schwierigkeit VIII.

te Wissenschaft, sondern eher im Annäherungsverfahren. So entwickelte er auch beim schwierigen Felsklettern mit Gästen eine einfache Methode, sich selber zu sichern, indem er blitzartig ins Seil griff, sobald dieses über einen Haken umgelenkt wurde. So konnte er z. B. einen Sturz in der Via Italia am Piz Ciavazes halten, ohne dass der Gast überhaupt etwas mitbekam.

Das Fehlen von Haken und das Unvermögen seines Gastes, mit den damaligen Sicherungsmethoden einen Sturz zu halten, führte schließlich zu seinem persönlichen und auch in den alpinen Annalen nur selten bezeugten Rekordsturz von annähernd 70 Metern in der Dülferführe an der Totenkirchl-Westwand. Ein Schädelringbruch und zahllose weitere Blessuren waren die Folge dieses Entlangschrammens an der Grenze, die uns Lebende von den Toten trennt. Sein Gast, eine Frau, hatte fürchterliche Verbrennungen an den Händen erlitten und beide zusammen mussten erst noch eine Nacht biwakieren, ehe sie von der Bergrettung ins Tal gebracht werden konnten. Dass beide noch heute, fast 30 Jahre danach, leidenschaftlich gern klettern, wirft ein bezeichnendes Licht in die verschlungene Seelenwelt der Bergsteiger extremerer Richtung.

Von Drachen und Zähnen

Jeder Held wird zu einem solchen erst durch seine persönliche Schwachstelle. Bei Achill war es die Ferse, bei Siegfried das Blatt am Rücken und bei Gaga war es der linke Vorderzahn. Dieser hatte bereits in jungen Jahren, als Gaga noch seine Studienjahre genoss, das Zeitliche gesegnet. Allerdings nicht durch schnöde Karies, sondern stilgerecht in Folge einer ruhmvollen Schlägerei. Vorangegangen war eine Stänkerei im Cafe Mundig in der Innsbrucker Altstadt, bei der einige Ohrfeigen ausgetauscht wurden. Als sich das Geschehen wieder beruhigt hatte und unser Freund mit seinem Kumpanen Bulle (seines Zeichens heutiger Klinikvorstand in Zürich und weltbekannter Bergsteiger und Gipfelstürmer) das Lokal verließ, ergab ein wundersames Geschick, dass ebendort neben der Eingangstür ein Porsche parkte, dessen Seitenfenster halb heruntergelassen waren. Dieses aufsehenerregende Gefährt war damals das einzige seiner Art in Innsbruck und gehörte den unguten Zeitgenossen, mit denen Bulle und Gaga gerade Schwierigkeiten gehabt hatten. Als unser Hauptdarsteller dies sah, überkam ihn urplötzlich der Drang, seine durch zahllose Biere überlastete Blase zu erleichtern und er verrichtete seine Notdurft ins Wageninnere, was durch die benutzerfreundliche Bauhöhe dieser Automarke ungemein erleichtert wurde. Just in diesem Augenblick kamen die Wagenbesitzer, stadtbekannte Zuhälter, ums Eck und über die folgende Keilerei kann der interessierte Leser in den Gerichtsakten nachblättern.



Gaga im oberen Teil der Direkten Laliderer-Nordwand. Wo sich traditionell ohnehin nur die härtesten der harten Kerle ein Stelldichein geben, sind in den letzten zwanzig Jahren kaum noch Kletterer zu sehen.

Da nun ein jugendlicher Held mit Zahnlücke selbst vor dem Hintergrund größter Ruhmestaten sich einer gewissen Lächerlichkeit preisgibt, besaß Gaga in der Folgezeit verschiedene Zahnersätze, die nicht selten Anlass zur Heiterkeit gaben. Einmal wurden sie bei der Morgentoilette an einem Bächlein unter der Pordoi-Nordwand von besorgten Kollegen in Verwahrung genommen, auf dass sie der Wildbach nicht wegspüle, ein anderes Mal wurden die Dinger wirklich verlegt, was in beiden Fällen Gaga zum wutschnaubenden Berserker werden und seine Partner unter den wüstesten Drohungen erzittern ließ.

Viele Jahre später leistete er sich ein sündteures Implantat, welches sich gerade eine Woche an seine neue Umgebung hatte gewöhnen können, als es zu Pfingsten in die Calanques ging. Mein Freund war mit dem Training fürchterlich im Rückstand, hatte er doch erst, fast zeitgleich mit dem Erwerb seines neuen Zahnes, ein drei Monate lang in Folge einer abgerissenen Schulteransatzsehne getragenes Gipskorsett abgelegt. Das Meer war blau wie immer, die Stimmung, dem französischen Ambiente entsprechend, formidable und Gaga stieg brav die ganze Zeit als Seilzweiter nach, mit einem Wort: alles war in Butter, bis zur letzten Tour vor der Heimreise. Wir hatten uns die „Specialboucherie", eine gefinkelte Plattenkletterei im oberen siebten Schwierigkeitsgrad hoch über der malerischen Bucht gelegen, zum Abschied auserkoren. Am Einstieg angekommen – ich hatte es bereits geahnt – wollte mein Freund ans scharfe Ende des Seils und nichts in der Welt konnte ihn davon abhalten. Also kämpfte er sich etwas weniger elegant als gewohnt 15 Meter hinauf, bis er den vorletzten Sicherungshaken dieser Route in Augenhöhe hatte. Verzweifelt müde und bereits vom berüchtigten Kniezittern befallen, hängte er eine Expressschlinge ein, schaffte es allerdings nicht mehr, das Seil, welches er bereits nachgezogen hatte und mit den Zähnen festhielt, in den Karabiner zu klinken. Sich mit einem raschen Griff zur Schlinge aus dieser Situation zu retten, kam für ihn nicht in Frage. Dies hätte einen eklatanten Bruch der „Rotpunktideologie" bedeutet, der wir damals als fanatische Jünger huldigten. So stürzte er, wenig überraschend für mich, der ich dieses titanische Ringen beobachtet hatte, etwa acht Meter ins Seil und hinter ihm folgten, wie dicke Tautropfen aus dem hellen Streiflicht der gerade hinter dem Horizont abtauchenden Sonne, vier oder fünf Pünktchen undefinierbaren Substrats. Meine erste Vermutung, es handle sich um den Inhalt seines Magnesiumbeutels, erwies sich als falsch. Es waren tatsächlich seine Zähne, die ihm beim Straffen des Seils ausgerissen worden waren. Dass sich darunter auch der ebenso neue wie teure Kunstzahn befand, muss unserem Freund als besondere Ironie des Schicksals vorgekommen sein, als er sich nur zwei Tage später im Zug nach Wien befand, wo er im Ministerium Bericht zu erstatten hatte über die Vorbereitungen zur Mathematik-Olympiade, deren Organisation zu seinen Aufgaben zählte.

Nun wird der aufmerksame Leser bemerkt haben, dass Gaga in den Monaten vorher ein martialisches Gipskorsett geziert hatte. Und eben dieses hatte bei einer vorangegangenen Sitzung im ehrwürdigen Amt schon erhebliche Aufmerksamkeit hervorgerufen. Als er nun, zwar ohne Korsett, aber mit gänzlich ramponierter Mundpartie erschien, hegten die honorigen Ministerialräte dort nicht ganz unberechtigt die Vermutung, dass mit diesem Tiroler Urgestein nicht gut Kirschen zu essen sei, welcher Umstand in der prägnanten Sprache Gagas folgendermaßen beschrieben wurde: „Ein bissl blöd g`schaut habens schon."

Von Leben und Tod

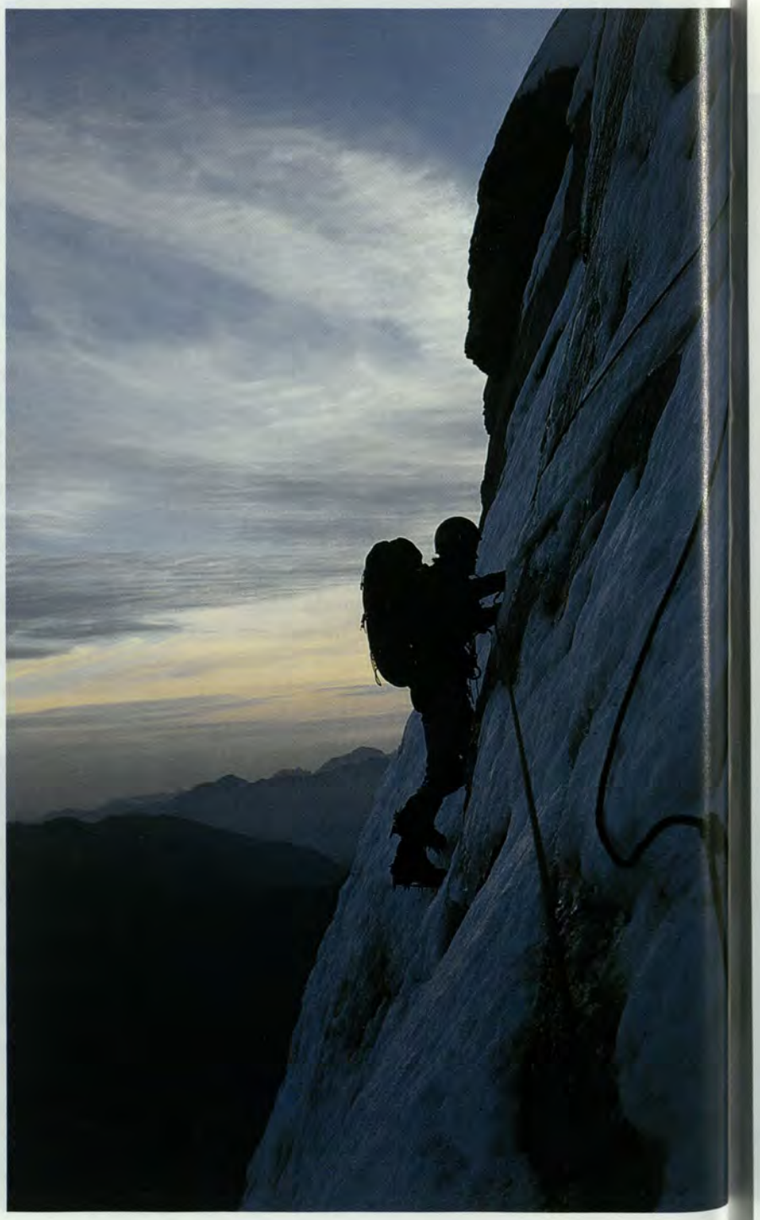
Jetzo erst gehst du deinen Weg der Größe!
Gipfel und Abgrund – das ist jetzt in Eins beschlossen!....
Jetzt muß das Mildeste an dir noch zum Härtesten werden.
Wer sich stets viel geschont hat, der kränkelt zuletzt noch
an seiner vielen Schonung. Gelobt sei, was hart macht!
Friedrich Nietzsche

Helden werden zu solchen erst durch ein gewisses Maß an Tragik. Unverwundbare und, um zu unseren griechischen Vorbildern zurückzukommen, wie im Fall des Herakles sogar unsterbliche Helden enden in Langeweile. Größe erwächst aus dem Staub. Und solchen musste der Protagonist unserer Geschichte wahrlich oft schlucken. Mir ist jedenfalls in der Alpingeschichte kein zweiter – außer dem bereits erwähnten Joe Simpson vielleicht – bekannt, der so oft um Haaresbreite dem Tod entgangen ist, der sämtliche Knochen und Bänder seines Körpers zerschlagen hat und trotzdem unbeirrbar seinen Weg in die Berge ging. Am Rande bemerkt: Auch ein gewisses Maß an Sturheit ist ein unverzichtbares Merkmal derer, die sich von uns gewöhnlich Sterblichen unterscheiden.

Gaga und Robert Troier vor der Noire-Hütte. Vor einer langen Tour muss man was Richtiges trinken, wie hier vor dem Südgrat der Aiguille Noire.

Nur einmal sah ich Gaga in den zwei Jahrzehnten unserer Freundschaft zweifeln. Drei Tage nach seinem 50sten Geburtstag feierten wir standesgemäß wie immer bei derartigen Anlässen, sozusagen als Nachlese, mit einer spätherbstlichen Begehung der Schubert-Führe am Piz Ciavazes im kleinen Kreis. Wenige Seillängen unter dem Hochplateau, auf dem dieser Kletterweg endet, brach Gaga ein mannsgroßer Felsblock aus und er stürzte zusammen mit diesem wenige Zentimeter neben meiner Schulter auf eine Felsschuppe bei unserem Standplatz. Trotz der relativ geringen Sturzhöhe von acht Metern waren die Folgen verheerend: „Offener Mittelfußbruch rechts, mehrfach gebrochener Oberschenkel links, zerschmetterter, völlig aus der Normalposition gewinkelter Unterarm rechts und schließlich ein 20 Zentimeter langer Schnitt am rechten Oberschenkel, der zum Knie hin bis auf die Knochen reicht", so lautete meine gedankliche Diagnose. Nach der Erstversorgung, die sämtliches vorhandene Verbandsmaterial inklusive eines T-Shirts aufbrauchte, mussten wir unseren Freund auf den Rücken eines Bergretters binden, der sich zu uns abgeseilt hatte, und beide zusammen in der einbrechenden Dunkelheit 200 Meter bis zu einem großen Band in Wandmitte behelfsmäßig ablassen. Ich höre heute noch seine Schreie aus dem leichten Schneetreiben, das zu allem Überfluss eingesetzt hatte, wenn sie bei ihrer schaurigen Fahrt in die Tiefe an die Felsen streiften. Am nächsten Tag rief ich in der Innsbrucker Klinik an und der Arzt bestätigte meine laienhafte Erstdiagnose. Allerdings sprach er noch von einer mehrfach gebrochenen Kniescheibe, zu deren Behandlung sie noch gar nicht gekommen seien. Als ich ihm erklärte, dass diese Narben im Röntgenbild möglicherweise von einem Unfall in der Tschechoslowakei herrührten, was sich später auch als richtig erwies, sagte er fast entschuldigend, dass er sich ein so von alten und neuen Rissen durchzogenes Röntgenbild eigentlich nur bei einem Veteranen der französischen Fremdenlegion vorstellen könne. Fünf Monate verbrachte Gaga in der Klinik und in den ersten Wochen zweifelte er an der Fortsetzung seiner alpinen Karriere, wobei er allerdings schon die Einschränkung machte, Sportklettern gehe auf jeden Fall wieder.

Legendär waren nicht nur seine Fähigkeiten, Schmerzen wegzustecken und Verletzungen wie eine Katze mit ihren berühmten sieben Leben auszuheilen, sondern auch sein Überlebensinstinkt. Diesen stellte er mehrfach unter Beweis, als er etwa mit einer Wechte am Grat des Hafelekars 100 Meter über steilste Felsschrofen in die Tiefe stürzte und anschließend noch 200 Meter auf einer Lawine weiter ritt. Nachdem Gaga sich wie ein aus einem See springender Hund abgebeutelt hatte, führte ihn sein Schritt nicht zum nahegelegenen Restaurant der Seilbahnstation, sondern – der gewiefte Leser wird es bereits ahnen – wieder geradewegs nach oben.



Wer auf sich hält, muss auch diese Nummer abgezogen haben: im Hinterstoisser-Quergang an der Eiger-Nordwand, mit unüblicher Eisglasur – der richtige Tummelplatz für Gagas Kapriolen.

Ein anderes Mal, bei einer Skitour zum Hohen Beil im Pfitschertal, spurte er den fast 40 Grad steilen Gipfelhang. Seine beiden Gefährten, von bösen Vorahnungen geplagt, hatten sich und die Ski am Fuß des Hanges aus der Schusslinie gebracht und beobachteten das Geschehen. Nur fünf Meter vom rettenden, sonnenüberfluteten Grat entfernt, brach der Hang und unser Held fuhr in einem Höllentempo zwar nicht in den schattenerfüllten Hades, aber dennoch an seinen Freunden vorbei in die Tiefe. Ein gütiges Geschick hatte am unteren Ende des Hanges einen einsamen Felsblock hingestellt, den Gaga mit einem verzweifelten Sprung anhechtete und sich daran festklammerte, bis das Rauschen unter seinem Körper zu einem leisen Schneerieseln verebbt war. Wer diese Skitour kennt, weiß, dass dieser Hang kurz unterhalb in haltlose Plattenschüsse abbricht, was der Autor dieser Zeilen anzufügen sich nicht verkneifen konnte, da es einerseits der theatralischen Spannungserhöhung dient und andererseits wegen der einfachen Überprüfbarkeit vor Ort auch nicht den Geruch maßloser Übertreibung mit sich trägt.

Schließlich blieb auch die Nordwand des Eiger von Gagas Eskapaden nicht verschont. Zu viert kletterte man hurtig und seilfrei über die brüchigen Felsen des „Zerschrundenen Pfeilers" im unteren Teil der Wand. Etwa 600 Meter über den viel zitierten „grünen Matten von Alpiglen", wo Aspiranten für diese berühmte Tour damals zu kampieren pflegten, brach wieder einmal ein Block unter Gagas eisernem Griff weg. Reflexartig konnte er diesen an seiner linken Schulter vorbei schaufeln, tauchte nach rechts unten, ein halbes Rad schlagend, ab und landete fast vier Meter tiefer auf einem Podest, wo ihn ein Griff besserer Qualität vor dem weiteren Absturz bewahrte. Seinen Freunden, die mit offenen Mündern das Geschehen beobachtet hatten, blieb die ehrenvolle Rolle, von der Wahrheit dieser fast unglaublichen Aktion Zeugnis zu geben.

Von zahllosen weiteren Abenteuern wäre noch zu erzählen, von noch mehr Verletzungen, die erlitten wurden und von wilden Erstbegehungen, wie am Siula Grande in den peruanischen Anden, wo auch jener mehrfach zitierte Joe Simpson seine Odyssee der Schmerzen durchlebte. Sich diese Geschichten auszumalen überlassen wir der Fantasie der Leser, in der Überzeugung, genügend Eckpunkte für deren Rahmen geliefert zu haben. Kein Jota würden sie am Kern unserer Erzählung ändern, die von maßloser Leidenschaft berichtet und von einem Leben, das an der Grenze siedelt.

Jenen Erbsenzählern, die, am Schluss dieser Zeilen angekommen, die Mundwinkel überheblich oder gar verächtlich nach unten ziehen und von Verantwortungslosigkeit, Dummheit und sozialen Folgekosten faseln, sei die Überlegung ans Herz gelegt, welch öder, uniformierter Einheitsbrei unsere Gesellschaft wohl wäre, gäbe es da nicht jene herrlich erfrischenden Ausnahmeerscheinungen, die am Rand leben. Denn jene kennen nicht die Sehnsucht, die da brennt und die erregenden Momente, in denen Körper und Geist im Ausgeliefertsein an die Natur verschmelzen und die menschenferne Dichotomie, die ihnen vom Geist der Aufklärung aufgezwungen wurde, abschütteln. Und sie wissen nichts von den stillen Stunden am Berg, in denen das Glück so dringend ruft, dass im Herzen die Trauer aufsteht, und sie verstehen nicht die Botschaft von Leben und Tod, was schließlich auf ein und dasselbe hinausläuft.

Epilog

Nun ist es so, dass weder Justitia – die berühmte Augenbinde trägt sie entgegen anderslautenden Gerüchten, weil sie sich schämt, was alles unter ihrem Mantel abläuft –, noch die Geschichtsschreibung objektiv oder gar gerecht sind. Die Wahrheit, sofern überhaupt feststellbar, wird von einem komplexen, spinnwebenartigen Geflecht von Unregelmäßigkeiten, Querverweisen und subjektiven Interpretationen überlagert. Sie herauszuschälen bedürfte größter Sorgfalt und Mühe, was in unserer nach Sensationen heischenden Zeit weder lohnend noch opportun ist. So bleibt denn auch unser Held als einseitig Gebrandmarkter auf der Strecke. Natürlich ritt er nicht ständig todesverachtend gegen riesenhafte Windmühlen an, sondern gebärdete sich über weite Strecken seines nun immerhin fast 60 Jahre dauernden Lebens als feinsinniger, besonnener Ehemann und Mathematiker. Dass ihn auch seine Kunden als umsichtigen Bergführer schätzten und über Jahre die Treue hielten, beweist einmal mehr die These von der prinzipiellen Schwierigkeit der Geschichtsschreibung. Auch Don Quichotte jagte nicht immer auf einer Wolke von Idealen schwebend seiner Dulzinea nach und Sancho Pansa dürfte durchaus in dunklen Stunden an seinem erdverbundenen Realismus gezweifelt haben. Möglicherweise formt beides nur das obere und untere Ende ein und derselben Person.

Doch aus der Banalität des Profanen entstehen keine Heldensagen. Und schließlich gilt es, einen unter schlimmen Schmerzen und mannigfachen Strapazen redlich erworbenen Ruf zu verteidigen.

Eine andere Wirklichkeit

Vor 25 Jahren begann der Sprung in die ungeahnte Zukunft des alpinen Felskletterns

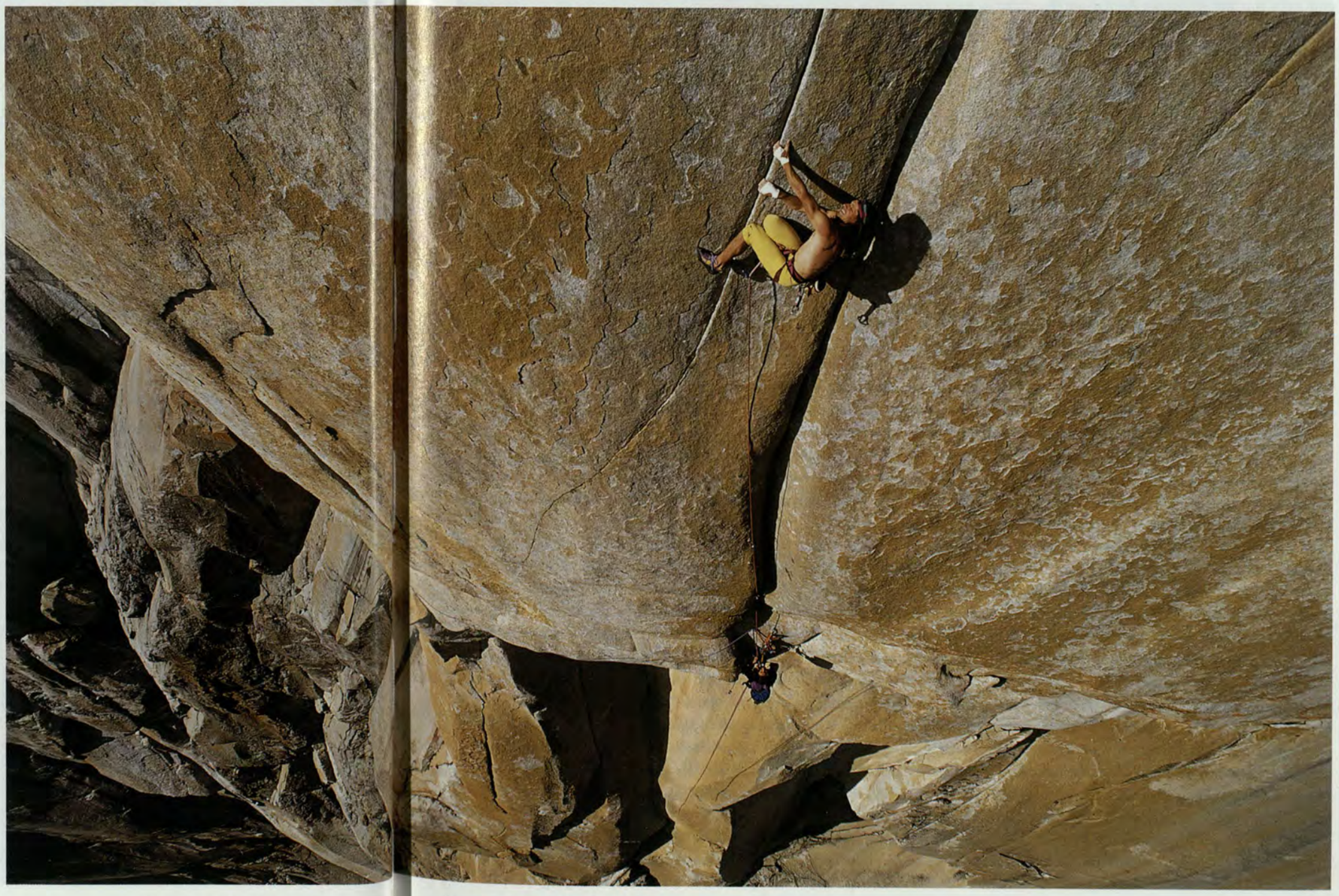
Von NICHOLAS MAILÄNDER

Es war schon fast dunkel als Chris Bonington und Doug Scott am Abend des 13. Juli 1977 den Gipfel des Ogre erreichten. 7285 Meter. Als schwarzer Scherenschnitt hob sich die Pyramide des K 2 gegen den östlichen Horizont ab. Zum Greifen nahe ragten die Latoktürme wie die Reißzähne eines Raubtiers in den Himmel. Fern im Südwesten ließ sich im letzten Licht der untergehenden Sonne der Nanga Parbat erahnen. 15 Stunden zuvor waren die beiden britischen Spitzenbergsteiger von ihrer Schneehöhle am Sattel unter dem Gipfelturm aufgebrochen. An dem rund 200 Meter hohen Granitbollwerk hatten sie mit Schwierigkeiten zu kämpfen gehabt, wie sie bislang in dieser Höhe noch niemand zu bewältigen vermochte. Die von Scott gemeisterte Schlüsselseillänge – immerhin im Grad VI+ A2 – konnte es locker mit den schwersten Passagen der renommierten Alpentouren jener Zeit aufnehmen. Ihr Gipfelerfolg und der dramatische Abstieg des englischen Teams im Schneesturm – Doug Scott mit zwei gebrochenen Beinen und Chris Bonington mit einer zerdepperten Rippe – zählt zu den dramatischsten Kapiteln der Alpingeschichte.

Jahrzehntelang sollten Expeditionen aus aller Herren Länder erfolglos gegen den Ogre anrennen, bis es im Frühsommer 2001 endlich soweit war. Um zwei Uhr in der Früh starteten Thomas Huber, Urs Stöcker und Iwan Wolf in ihrem 6500 Meter hoch gelegenen Lager am Südpfeiler. Seilfrei spuren sie den 500 Meter hohen Schneehang hinauf. Bei Tagesanbruch überwinden die Drei eine kurze Felsstufe und erreichen über ein Firnfeld gegen 10 Uhr den Fuß des berüchtigten Gipfelturms. Trotz der Temperatur von 20 Grad Minus und starkem Wind macht Thomas Huber kurzen Prozess mit den verbleibenden 200 Metern des „Menschenfressers". Tief beeindruckt von der Leistung ihrer Vorgänger reichen sie sich auf dem Gipfel die Hände, knipsen ein paar Fotos und machen sich wieder aus dem Staub, um kurz nach 9 Uhr abends wieder im Camp einzuchecken.

So sehr die Verbeugung vor ihren britischen Vorbildern das deutsch-schweizerische Team ehren mag, so deutlich haben Huber, Stöcker und Wolf die Explosion des alpinistischen Leistungsstandards im vergangenen Vierteljahrhundert unter Beweis gestellt.

EINIGES SPRICHT DAFÜR, dass jenes Fünkchen, das ein weltweit schlummerndes klettersportliches Leistungspotenzial zur Explosion brachte, ziemlich genau ein Jahr vor dem Erfolg der Briten am Ogre gezündet wurde. Und zwar zweihundert Meter über dem Merced River im kalifornischen Yosemite Valley. Von einem gerade achtzehn Jahre alten Hippie namens Ron Kauk. Wie seine Freunde Jim Bridwell, Dale Bard und John Bachar lebte Ron im damals bereits legendären Camp IV das freie Leben der Climbing Bums: „Wir waren unzertrennliche Freunde und fühlten uns wie die Könige des Valley. Es herrschte eine starke Konkurrenz in der Kletterszene, besonders was Neutouren anging – egal ob das jetzt Boulders oder Bigwalls waren." Irgendwann Anfang der siebziger Jahre hatte Jim Bridwell die kurzen, ein bis drei Seillängen umfassenden Übungsklettereien am Fuß der riesigen Felswände als hochinteressante eigenständige Freikletterziele entdeckt. Damit war das ultimative Sportklettern geboren und die Folgen einer konsequenten Schulung des Könnens ließen nicht lange auf sich warten.



Im September 1961 vollendeten Royal Robbins, Chuck Pratt und Tom Frost in einer Woche Kletterzeit die „schönste und schwierigste" Kletterroute der Welt: Salathé Wall an der Südwestwand des El Capitan. Im Frühjahr 1995 gelingt Alexander Huber die erste Rotpunktbegehung (im Bild die Headwall). Foto: Heinz Zak

Eine Art Urknall

1974 beging Ron Kauk den Nabisco Wall, die schwierigste Freikletterei in Yosemite, im ersten Versuch. Nach den Sommerferien im Valley hielt er es genau noch einen Tag lang in der Schule aus, dann kehrte er dem bürgerlichen Leben für immer den Rücken. Im Jahr darauf überarbeitete der Highschool Dropout zusammen mit John Bachar und John Long die Partitur der klassischen Eastface-Route am Washington Column. Das Ergebnis war die Kreation Astroman, ein echter frei durchstiegener „little Bigwall" und dazu eine der schönsten Routen im Yosemite Valley. Nun fühlte er sich endlich reif, jenen Handriss anzugehen, der oberhalb vom Cookie Cliff in extremer Exponiertheit durch ein sechs Meter ausladendes Granitdach führte. Mit Klemmkeilen gesichert, schwang der junge Spitzenathlet aus der Waagerechten heraus seine Füße an die Dachkante von Separate Reality und platzierte dort einen Foothook.

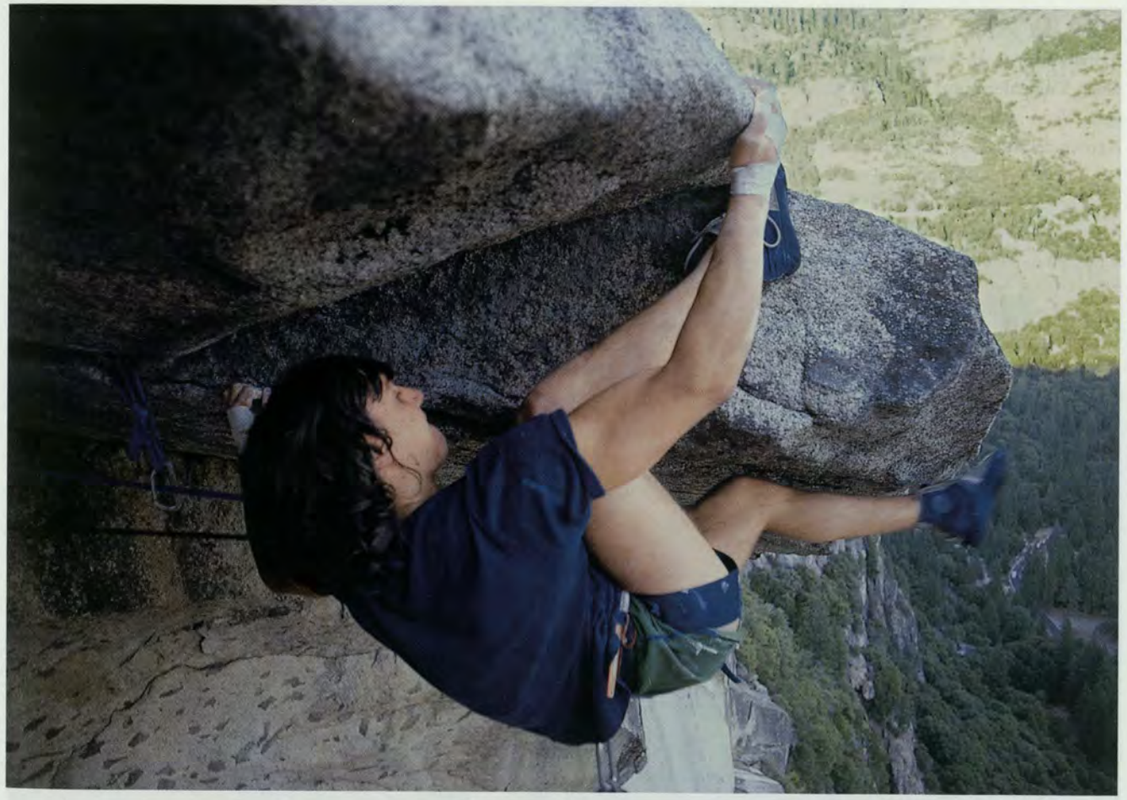
Aufnahmen von dieser symbolträchtigen Schlüsselstelle gingen um die Welt – und führten zu manchem Knick in hoffnungsvoll begonnenen Lebenswegen. Denn diese Bilder – so auf dem Titel des britischen Bergsportmagazins Mountain im Frühsommer 1977 – transportierten die frohe Botschaft von einem selbstbestimmten Leben im Zeichen des freien Kletterns an der Leistungsgrenze. Bald stand Separate Reality, wie sein der Sage nach im Meskalinrausch konzipierter kleiner Bruder – der Paradeboulder Midnight Lightning – für ein Dasein dicht am Existenzminimum und fern der Arbeit. Für einen Lebensstil, aus dem schwierigstes Sportklettern, indianische Naturmystik samt den dazugehörigen „bewusstseinserweiternden" Drogen, nervenfressende Bigwalls, ein lockeres Sexualleben, beinhartes Training und jaulende Rückkopplungsklänge nicht wegzudenken waren.

Es scheint als habe die kletternde Jugend der Welt damals nur auf diese Zeichen gewartet. Bereits im Herbst 1977 glich das Camp 4 – die offizielle Bezeichnung „Sunnyside Campground" wurde geflissentlich ignoriert – der Trashversion eines olympischen Dorfes, dessen Namensliste sich lesen würde wie ein Who's who des internationalen Klettersports der ausgehenden siebziger Jahre. Aus Deutschland waren Leute wie Reinhard Karl, Richard Mühe, Kurt Albert, Wolfgang „Flipper" Fietz und Norbert Sandner ins kalifornische Freiklettermekka gepilgert. Sie kamen, sahen, stürzten – und lernten. Vor allem aber strichen sie das Wort „unmöglich" aus ihrem Wortschatz und installierten zu Hause solche im Valley erfundenen Folterinstrumente wie Griffbrett und Bacharladder. Als die amerikanischen Stars dann im Mai 1981 zum Gegenbesuch in „good old Germany" antraten, stellten sie nicht ganz unbeeindruckt fest, dass die deutschen Kletterschüler ihre Hausaufgaben gemacht hatten. Anlass des Besuchs war natürlich das Klettertreffen in Konstein, welches als „Woodstock des Freikletterns" in die deutsche Bergsportgeschichte eingegangen ist. Der Mega-Event mag das Sportklettern in Deutschland wirksam „positioniert" haben, für die Entwicklung des Schwierigkeitsklettern hierzulande waren die Tage danach deutlich wichtiger.

Spätestens bei der Begehung des Entsafters am Weißenstein im Frankenjura muss der kalifornische Kletterstar John Bachar feststellen, dass er den „German Guys" – obwohl die eher auf Weißbier als auf Dope stehen – keinesfalls mehr um Längen voraus ist. Doch die Stimmung bleibt kameradschaftlich-entspannt, auch als John und Flipper am Freitag, den 8. Mai gemeinsam an der Klagemauer aufkreuzen. Chronist Hans Diefenbach berichtet: *„– zwei der weltbesten Boulderer an einer der schönsten und schwierigsten Boulderwände Mitteleuropas, aus dem Kassettenrekorder jault die Gitarre von Jimi Hendrix, und eine schwache Frühlingsabendsonne scheint milde über diesem ganzen Treiben, bei dessen Anblick unsere alpinen Väter mit Sicherheit der Schlag getroffen hätte..."* Die vorwärts drängende Begeisterung seiner Gastgeber ließ John Bachar zu Hochform auflaufen. Mit seiner Erstbegehung Chasin' the Trane am Krottenseer Turm – damals als X- gehandelt – stellte er unter Beweis, dass er mit dem rasant an Fahrt gewinnenden Kraut-Climbing-Express durchaus mithalten konnte.

Ideologische Differenzen

Bei aller freundschaftlichen Verbundenheit zwischen dem anglo-amerikanischen Besuch und ihren deutschen Gastgebern, taten sich in den abendlichen Diskussionen doch deutliche ideologische Differenzen auf. Die beiden Kalifornier und Ron Fawcett sprachen sich für ein ganz und gar „cleanes" felsschonendes Klettern aus, bei dem nach Möglichkeiten total auf Bohrhaken verzichtet werden sollte. Sie vertraten eine möglichst weitgehende Schonung der Natur nach dem Prinzip „leave no traces". Als Begründungen wurden – hier zeigte sich der Einfluss von John Muir und wohl auch von Carlos Castaneda – naturphilosophische Argumente und der Hinweis auf die spirituelle Komponente des Kletterns ins Feld geführt. Die eher pragmatischen Deutschen zeigten zwar Achtung vor diesem tiefgründigen Freikletterverständnis, ließen sich aber nicht überzeugen. Den Gästen wurde vorgehalten, sie seien auch reichlich elitär. Zwar wäre es vielleicht Spitzenkönnern wie einem Ron Fawcett oder John Bachar möglich, einen Siebener oder Achter ohne zuverlässige Sicherung zu klettern. Warum sollten aber nicht auch die anderen Freude an solchen Routen haben dürfen? Hans Diefenbach holt zum argumentativen Ko-Schlag aus: *„Das Klettern – so schön es auch sein mag – sollte nicht mal einen gebrochenen Haxen wert sein – dies scheint und die zuletzt oberste und allgemeingültige Maxime beim Klettern, und man möge uns verschonen von all jenem in Richtung heroischen Heldentums zielenden Gerede, weil doch dies alles wohl nicht anderes ist als ein anachronistischer Blödsinn."* Gut gebrüllt: Viel eloquenter könnten auch die heutigen Chefideologen des Plaisirkletterns nicht argumentieren.



Wolfgang Güllich an der Dachkante von Separate Reality (5.12a). 1979 wiederholte er die Route erstmals, danach folgten 19 Begehungen, zuletzt 1986 free solo. An dem unscheinbaren Granitmassiv unter dem Highway 120 vor dem Yosemite Valley kam es vor 25 Jahren zur Initialzündung einer ungeahnten Entwicklung des Klettersports.
Foto: Reinhard Karl

Kaum hatten sich die Amis wieder davongemacht über den großen Teich, da starteten Kurt Albert und Wolfgang Güllich die ersten Versuche an einem Projekt in der Schüsselkarspitze-Südwand. Allerdings keineswegs nach der von Hans Diefenbach propagierten „Nicht-weh-tu-Methode". Die feine Rissspur in der ersten Seillänge von Locker vom Hocker sicherten sie nämlich im klassischen Yosemite-Stil ausschließlich mit Klemmkeilen ab. Dass nur der Nachsteiger die mit VII+ angegebenen Schwierigkeiten ohne Ruhen bewältigen konnte, belegt, dass sich Albert und Güllich bis an die Grenze ihrer damaligen „Sicherheitszone" vorwagten. Auch in den übrigen Seillängen versuchten die beiden Spitzenkletterer mit dem absoluten Minimum an fixen Sicherungen auszukommen, die Bilanz von zwei Bolts in der kniffligen Schlüsellänge und drei Normalhaken in einer Route von immerhin neun Seillängen spricht für sich. Dass man sich in der berüchtigten Einstiegslänge durchaus mehr brechen kann als nur „einen Haxen", stellte der hochtalentierte Münchner Wolfgang Müller am 1. Mai 1982 unter Beweis als er von der schwersten Stelle 30 Meter über Grund abpfiff und im Reißverschlussverfahren bis fast auf den Boden flog. Sein Seilpartner, der Tiroler Luggi Rieser war beeindruckt. Das Erlebnis hinderte ihn aber

nicht daran, bis zum heutigen Tage eine Serie schwierigster Anstiege im Rofan, im Kaiser, in den heimischen Zillertalern und an der Marmolada hinzulegen. Wenn auch seit dem 2. Mai 1982 unter dem Namen Swami Prem Darshano. Bei ihren Unternehmungen verzichteten er und seine Freunde Wolfgang Müller, Reinhard Schiestl und Heinz Mariacher konsequent auf den Einsatz von Bolts, sicherten so weit wie möglich mit Klemmkeilen und wenn es gar nicht anders ging auch mal mit einem Normalhaken. Selbst wenn dieser Stil keine allzu große Anhängerschaft gewinnen konnte, so wird er doch von einer heute immer noch quicklebendigen und sehr einflussreichen Schule im alpinen Felsklettern praktiziert, der selbst die hartnäckigsten Sicherheitsapostel unter den Aktiven zumindest insgeheim höchste Anerkennung zollen.

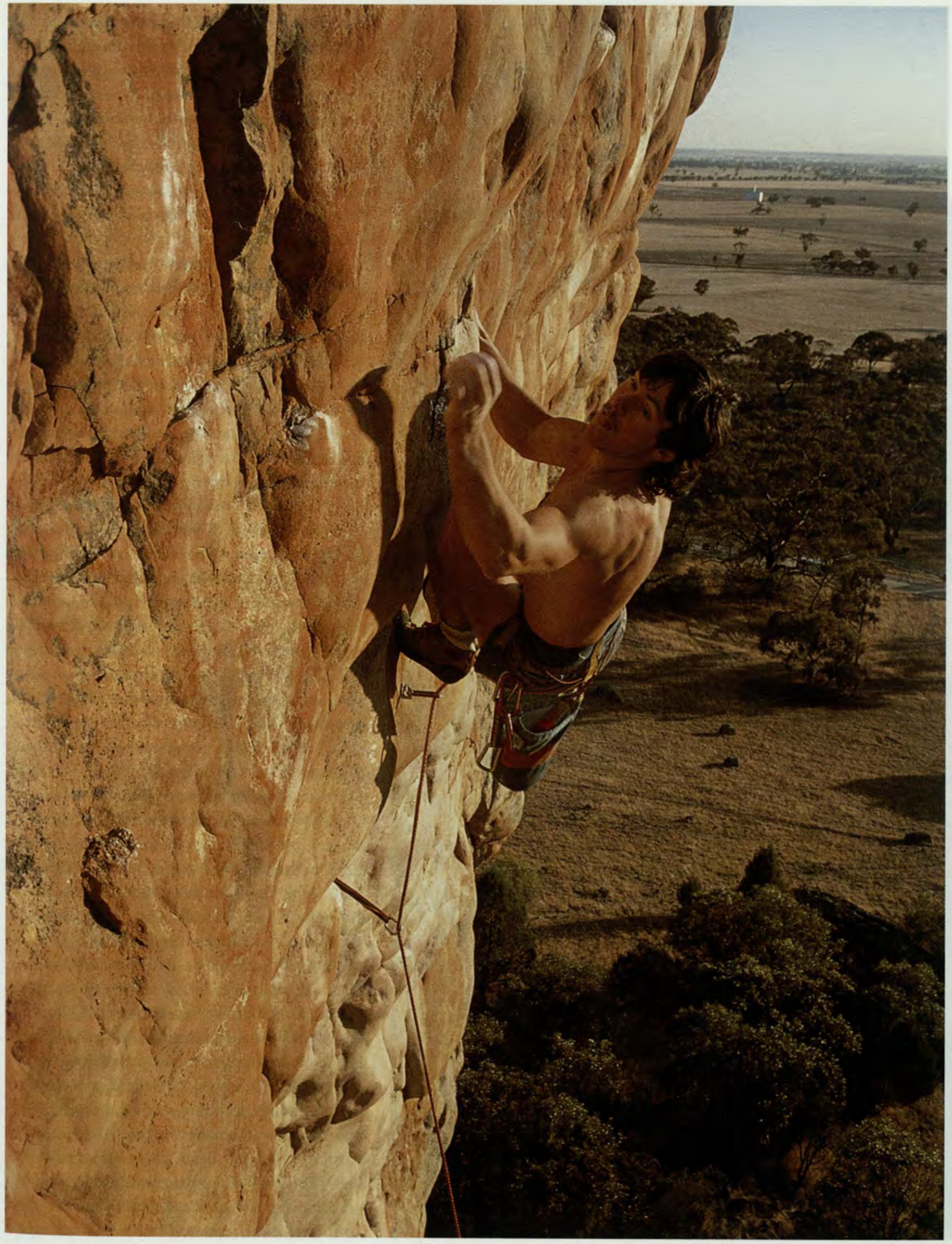
Ein Kompromiss schreibt Geschichte

Die Entwicklung des Mainstreams im alpinen Spitzenklettern ging vorerst allerdings in eine andere Richtung. Und zwar entlang einer Kompromisslinie, die der junge Schweizer Martin Scheel im August 1981 mit der Erstbegehung seiner Route Supertramp in der Nordwand des Großen Bockmattliturms vorgegeben hatte. In zahlreichen Anläufen, verteilt über mehr als ein Jahr, kämpfte sich der Wuschelkopf aus dem Zürcher Unterland mit seinem Partner Gregor Benisowitsch durch den 300 Meter hohen mauerglatten Plattenpanzer. Noch nie zuvor hatte sich jemand in den Alpen freikletternd in ein derartig abweisendes Felsgelände vorgewagt. Zusammen mit den geistigen Grenzen seiner Zeit musste Martin Scheel die eigene Angst überwinden: *„Laut schreit eine Stimme in mir: Nein, wag es nicht, nie wirst Du es schaffen! Und eine andere Stimme, der Wille, drängt: Ist ja nicht gefährlich, geh jetzt, sonst gehst du nie! ... Der Griff, fast springe ich ihn an, mit letzter Kraft. Schreck! Rund und abschüssig ist er... Ich muss, nur kein Sturz hier! ... Ein letzter verzweifelter Durchzieher. Endlich eine kleine Ritze, ein Haken findet seinen Platz, die Situation ist gerettet, Erleichterung".*

Unzählige solcher Momente verbergen sich hinter der nüchternen Angabe VIII- A0 (Pendelquergang), 300 Meter Wandhöhe, 12 Seillängen.

Zwar hat sich am Erstbegehungsstil von alpinen Top-End-Routen und dem Feeling dabei seit den Gründertagen in den frühen 1980er-Jahren kaum was geändert. Sehr wohl aber an den gekletterten Schwierigkeiten. Und dass es hier zu keinem Stillstand kam, dafür sorgte schon eine kleine internationale Gruppe von Spitzenleuten, die sich gegenseitig zu immer neuen Grenzüberschreitungen inspirierten. Von Februar bis April 1985 machte der informelle klettersportliche Worldcupzirkus im australischen Sandsteingebiet Mount Arapiles Station. Mit den Hausmeistern Louise Shepard und Kim Carrigan, den Österreichern Heinz Zak und Ingo Knapp, sowie mit Martin Scheel und Wolfgang Güllich war ein guter Teil der Weltelite vertreten. Mitten in der prallen Talseite eines freistehenden Felsturms hatte Martin eine phantastische Durchstiegsmöglichkeit entdeckt, die er aber wegen des fix gebuchten Heimfluges an Wolfgang Güllich abtrat, der die 40 Meter hohe Linie jenseits der Vertikalen nach sechstägiger Schwerstarbeit frei begehen konnte. Eine neue Dimension ist erreicht: Mit X+ – französisch 8b+ – ist Punks in the Gym die damals schwerste Route der Welt.

Inspiriert von dem erfolgreichen Australienaufenthalt, bringt Martin Scheel seine Talente zusammen mit Kim Carrigan, Guntram Salomon und Gabriel Huber im August 1985 in der Südwand des Wildhuser Schafbergs im Alpsteingebirge bei der Erstbegehung von Kein Wasser kein Mond zum Einsatz. Über weite Strecken klettert er im plattigen, leicht überhängenden Fels nur mit ein paar Skyhooks und dem Bohrzeug bewaffnet ins Leere. An dem hinter winzigen Schuppen verkrallten Cliffhanger baumelnd werden die wenigen Bohrhaken platziert. Als Kim Carrigan dann im Oktober die erste freie Begehung gelingt, ist erstmals in einer alpinen Wand der Schwierigkeitsgrad IX+ Wirklichkeit geworden. Im selben Jahr 1985 setzte Martin Scheel seine 1984 an der 5. Kirchlispitze im Rätikon mit dem Weg Amarcord begonnene Serie von alpinen Neunerrouten mit der äußerst kühnen Dohle Jonathan fort. Die Leistungen des Schweizer Meisterkletterers im Vorarlberger Ländle inspirierten noch im Sommer 1986 die dortigen Lokalmatadore Beat Kammerlander, Thomas Burtscher und Wolfgang Loacker mit der Erstbegehung von Morbus Scheuermann und La Maximum am Gelben Eck der Drusenfluh zu neuen Höhenflügen, die bei Schwierigkeiten bis zu IX+ zu den schwersten Alpentouren zählten. Der Stil, in denen diese Routen erschlossen wurden, war Beat Kammerlander außerordentlich wichtig: *„Schwere Stellen müssen zwingend erklettert werden, Sturzangst soll überwunden werden. Das ist der Reiz der Sache: Das Hineinklettern ins Nichts, jeden Moment neu entscheiden zu müssen. Es soll dabei aber nicht wirklich gefährlich sein... In steilem, sturzfreundlichem Geän-*

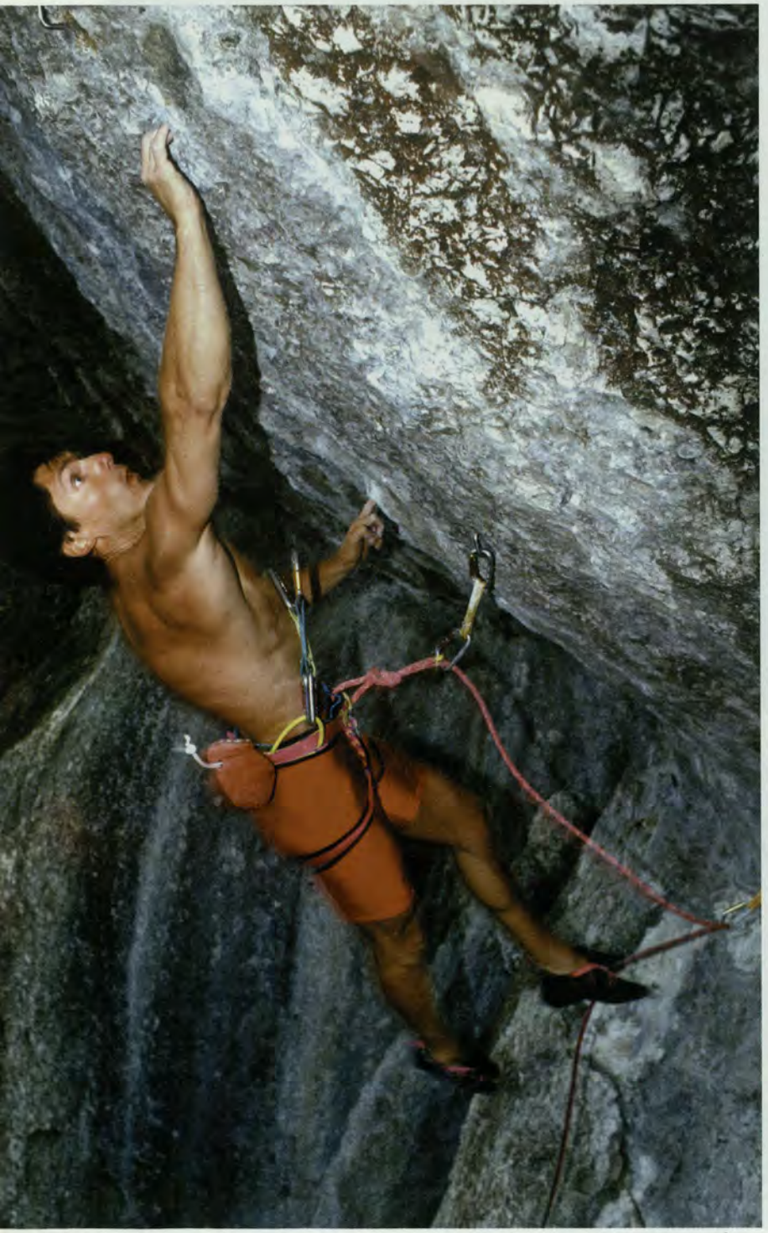


Schauplatz Mount Arapiles in Australien: Wolfgang Güllich bezwingt 1985 den ersten oberen Zehner in „Punks in the Gym."
Foto: Heinz Zak

de sollen weite Flüge möglich sein, in geneigtem Gelände sichere ich dagegen seriös ab."

Viele weitere schöne und anspruchsvolle Routen wurden in den Wänden des Rätikons Ende der achtziger Jahre erschlossen, die beiden dafür verantwortlichen Erstbegehungsprofis schienen dabei jedoch im oberen neunten Grad an ihre Grenzen zu stoßen.

Vorstoß zum elften Grad: Wolfgang Güllich in „Action Directe", Waldkopf, Frankenjura, 1991.
Foto: Gerhard Heidorn



Vom Frankenjura in die Berge der Welt

Ganz anders im Klettergarten. Nachdem sich Wolfgang Güllich im Oktober 1986 durch die souveräne Solobegehung der Symbolroute Separate Reality einen festen Platz im kollektiven Gedächtnis der internationalen Kletterszene gesichert hat, stößt er am 25. August 1987 durch die Rotpunktbegehung der „verschärften" Version von Wallstreet am Krottenseer Turm im Frankenjura die Tür zum Reich des elften Grades auf.

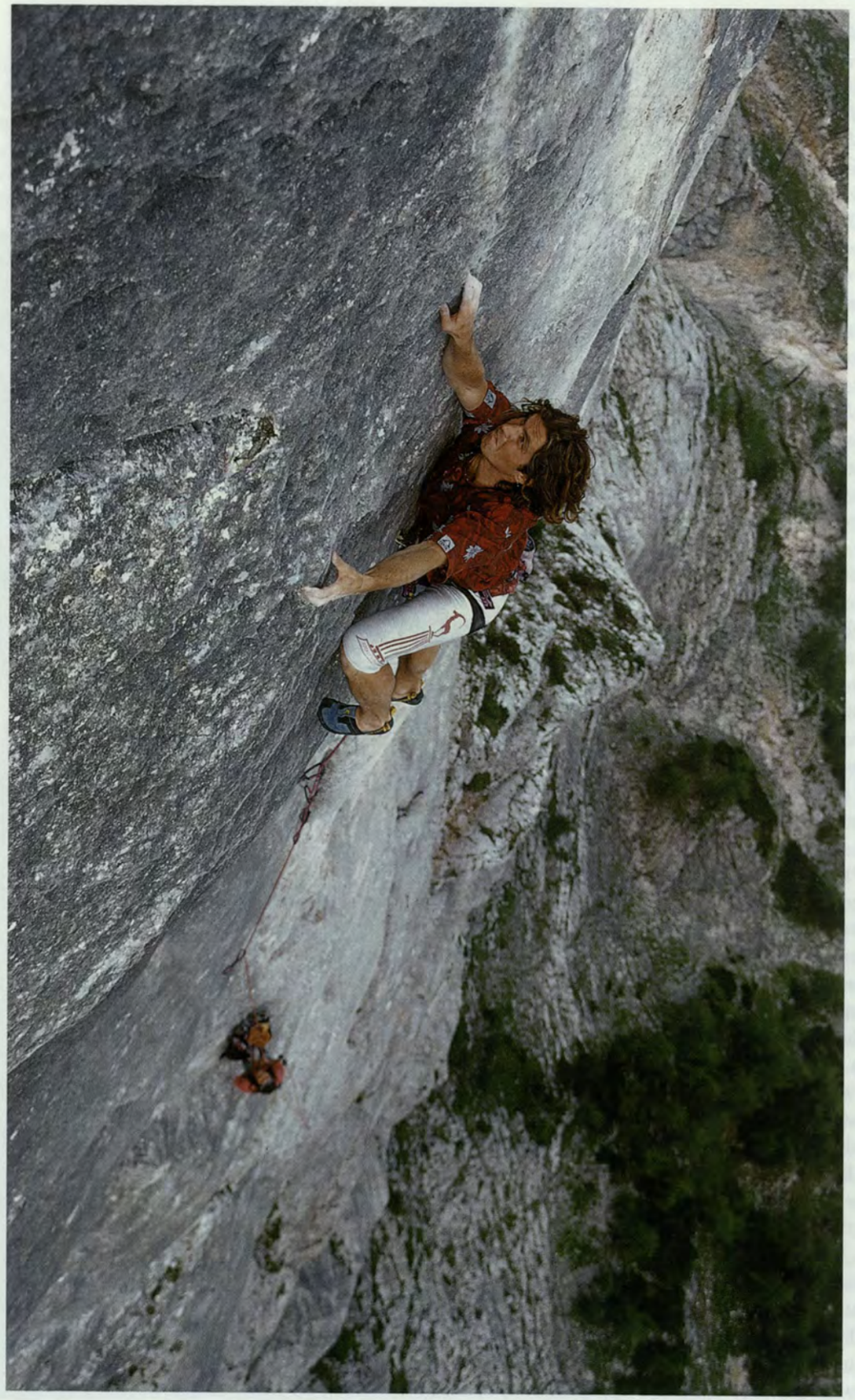
Aber der Chef denkt nicht daran, sich mit der Begehung fast griffloser Zwanzigmeterwände zufrieden zu geben. Er hat nämlich noch eine Rechnung offen. Und zwar ausgerechnet mit dem „größten Bergsteiger aller Zeiten", dem er unbedingt beweisen will, dass die Entwicklungsmöglichkeiten im Himalaya noch lange nicht erschöpft – ja, dass sie kaum angekratzt sind. Der Gedanke, das Sportklettern in die riesigen Himalayawände zu tragen, hat ihn schon länger fasziniert. Hier liegt für ihn die Zukunft: „Der Atlas zeigt wieder weiße Flecken." Die DAV Trango Expedition 1988 bietet ihm zusammen mit Kurt Albert und Hartmut Münchenbach die Gelegenheit zur Umsetzung dieser kühnen Idee. Das Ergebnis – die erste Rotpunktbegehung der Jugoslawenführe am 6241 Meter hohen Nameless Tower – lässt sich herzeigen: 26 Seillängen, zwei von ihnen im oberen achten Grad und nur sechs Längen leichter als sieben. Grundvoraussetzung für diesen Erfolg war die immense alpine Erfahrung der Drei, gepaart mit der im Klettergarten erworbenen Fähigkeit, lange Strecken im siebten und achten Grad mit einem Minimum an Sicherungen hinaufzustürmen.

Obwohl das deutsche Team damit zweifellos die schwierigste Freikletterei in einer Höhe von über 5500 Metern eröffnet hatte, war die Jugoslawenroute für Albert und Güllich aber nicht mehr als ein Lehrstück in Sachen Karakorum gewesen. Im Herbst 1989 standen sie, zusammen mit Milan Sykora und Christoph Stiegler, wieder unterm Nameless Tower. Nachdem sie in wochenlanger Schinderei ihr Material zum Einstieg ihres Projekts auf 5400 Meter hinaufgeschafft hatten, vertauschen sie die Plastikstiefel mit den Kletterschuhen und packen beherzt ihre achthundert Meter hohe Traumlinie an. In einer Super-Teamleistung bewältigen Albert, Stiegler, Sykora und Güllich schwierigste Passagen. Doch plötzlich bekommt der Traum des weltbesten Kletterers einen Riss: „*... Ich stürze, falle ins Seil und schlage auf einen kleinen Vorsprung auf – so schnell geht das – spüre nur einen verrückten Schmerz im Knöchel.*" Güllich ist wütend auf sich selbst. Aber nachdem Stiegler ihm einen Tapeverband anlegt, ist der Fuß unter Schmerzen belastbar. Kurt überlässt Wolfgang die Entscheidung zwischen Rückzug und Gipfelversuch: „*Da kommt das Gefühl auf, keine Angst zu haben – vielleicht nicht einmal vor dem Sterben – ich habe mein Leben so intensiv und ausgefüllt erlebt. Durfte soviel sehen an Menschen und Ländern. Durfte in die hintersten Winkel meines Bewusstseins schauen, indem ich mich bewusst in Extremsituationen brachte. Hab' mich damit dermaßen kennen gelernt, dass ich alles, was jetzt noch kommt, als Geschenk ansehe...*"

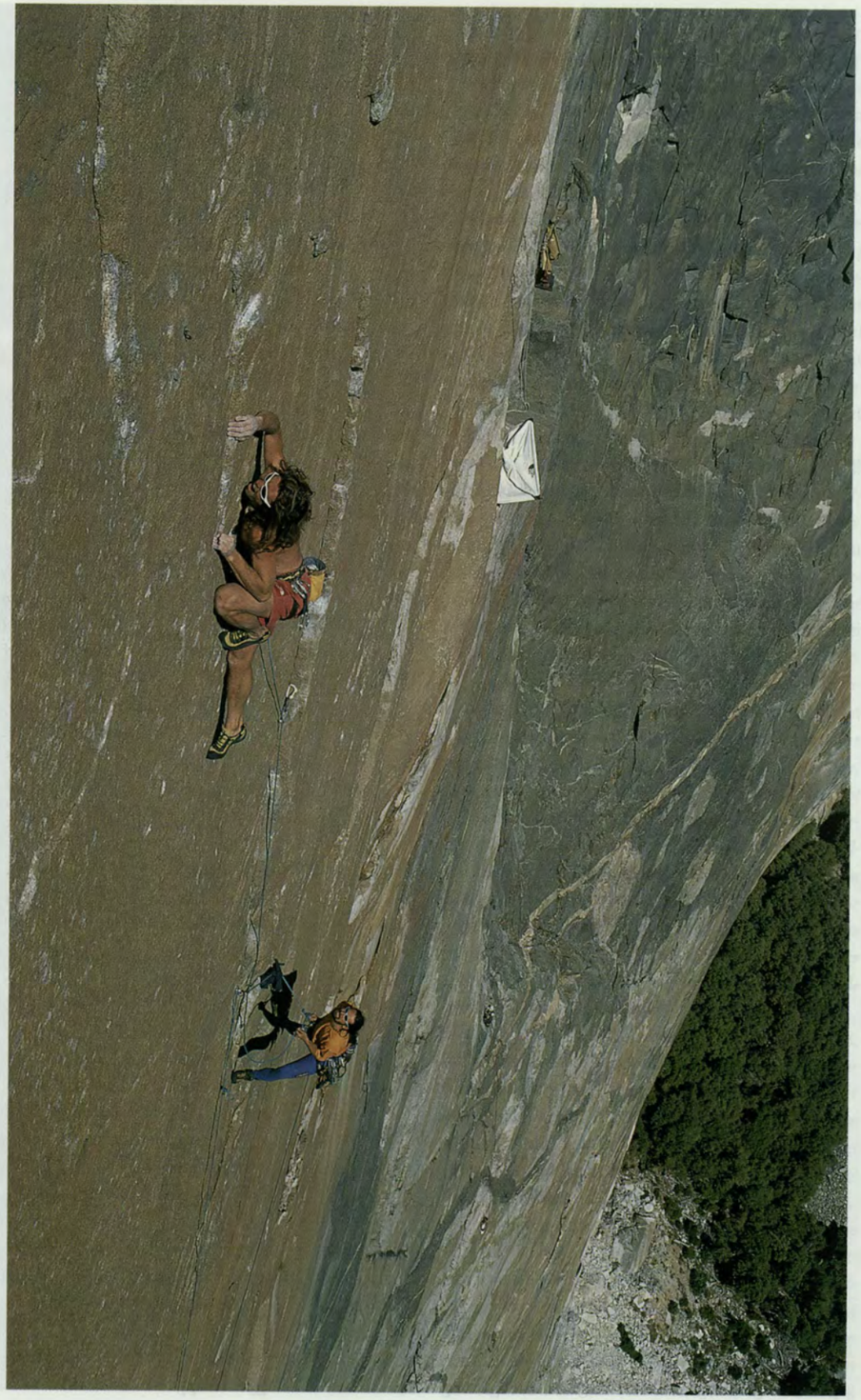
Das Wagnis gelingt. Unmittelbar an der Pfeilerkante des Nameless Tower klettern Albert und Güllich die letzte schwierige Seillänge: „*Ein zufriedener Blick von hier oben streichelt die Route. Ist sie nicht vergleichbar mit der Kombination aus Großer Zinne-Direttissima und Westlicher Zinne-Schweizerweg? Tatsächlich trifft dies auf die rein klettertechnische Beanspruchung zu.*" Die Zufriedenheit ist mehr als berechtigt. Denn Eternal Flame markiert trotz der kurzen A2-Passage bei Schwierigkeiten bis zum unteren neunten Grad in der mehr als tausend Meter hohen Wand eines Sechstausenders einen Entwicklungsschritt im „alpinen" Klettern, an den zehn Jahre früher niemand zu denken gewagt hätte. Aber Wolfgang Güllich hätte nie behauptet, damit wäre das Ende der Fahnenstange in Sichtweite gerückt. Hatte er selbst nicht schon mehrfach die Fehleinschätzung ad absurdum geführt, die menschliche Leistungsfähigkeit im Felsklettern habe ihre Grenze erreicht?

Am 14. September 1991 ist es wieder mal soweit. Ort der Handlung: Der gerade mal zehn Meter hohe Waldkopf im Krottenseer Gebiet des Frankenjura. Hier hatte Milan Sykora an einem zwei Meter ausladenden Felswulst eine Durchstiegsmöglichkeit an kleinsten Haltepunkten entdeckt – und wegen Chancenlosigkeit aufgegeben. Auch Wolfgang hob vorerst kaum vom Boden ab, stellte sich aber der Herausforderung. Bereits vor Jahren hatte er angefangen, das bewährte Leistenhängen zur Stärkung der Finger durch dynamische Belastungen zu ergänzen. Bald merkte er beim Emporschnellen von Leiste zu Leiste am heimischen Trainingsbrett, dass es dort, wo der Körper im Schwung den höchsten Punkt erreichte, einen Sekundenbruchteil der Schwerelosigkeit gab, in dem sich der nächste Griff kontrolliert greifen ließ. Nun galt es den Schwung zu nutzen, um – wieder im „Totpunktverfahren" – den nächsten Haltepunkt anzuschwingen. Solange der Körper in der Aufwärtsbewegung blieb, ließen sich auf diese Art selbst im Überhängenden winzige Reibungsgriffe halten, die nie und nimmer zum statischen Hängen getaugt hätten. Fünf Monate lang baute Wolfgang seine Kraft auf und feilte an der Koordination von Blick und Bewegung. Dann arbeitete er elf Tage lang konzentriert in der nur zwölf Meter langen Route bis es dem inzwischen Dreißigjährigen gelang, die 19 Bewegungseinheiten an flachen Fingerlöchern, Vertikalkäntchen und Zangengriffen in der 45 Grad überhängenden Wand in einem Spurt von 70 Sekunden durchzuziehen. Sein Gefühl, mit dieser Erstbegehung eine neue Stufe der Schwierigkeit – den 11. Grad – erreicht zu haben, täuschte Wolfgang Güllich nicht. Als er ein knappes Jahr später – am 29. August 1992 – auf der Autobahn bei Ingolstadt starb, hinterließ er mit Wallstreet, Punks in the Gym, Eternal Flame und Action Directe Denkmäler, die an eine der bedeutendsten Persönlichkeiten im deutschen Bergsport erinnern werden, solange sich Menschen fürs Klettern begeistern.

1989 erobern Sportkletterer das Dach der Welt. Kurt Albert in den exponierten Granitplatten von „Eternal Flame" am Nameless Tower im Karakorum.
Foto: Archiv Kurt Albert



Neue Matadore betreten die Arena: Thomas Huber bei der Erstbegehung von „End of Silence" (X-) 1994 am Feuerhörndl in den Berchtesgadener Alpen.
Foto: Heinz Zak



1998 im Yosemite Valley: Thomas und Alexander Huber machen sich an die erste freie Begehung der North-America-Wall an der Südostwand des El Capitan. Im Oktober 1964 galt diese Route, von Royal Robbins, Tom Frost, Yvon Chouinard und Chuck Pratt erstbegangen, als anspruchsvollste hakentechnische Kletterei überhaupt. In der Nähe der Originalroute finden die Huber-Brüder ein Puzzle von Wandstellen und feinen Rissen, die ihnen die freie Durchsteigung von „El Nino" (VI, X-) ermöglicht. Erstmals hat eine europäische Seilschaft den Leistungsstandard im Yosemite überholt.
Foto: Heinz Zak

Spieglein, Spieglein...

Zu den vielen jungen Sportkletterern, die Wolfgang zu Höchstleistungen inspiriert hatte, zählten auch zwei Brüder aus Palling im Chiemgau. Wenige Tage nach Wolfgangs Erfolg am Waldkopf war dem damals 22jährigen Alexander Huber die erste Begehung von Shogun gelungen, eine 20 Meter lange überhängende Route am Karlstein bei Bad Reichenhall: Schwierigkeitsgrad XI-. Zwei Monate zuvor hatte Alexander zusammen mit Gottfried Wallner mit der Erstbegehung von Soulrider am Wartstein in den Nordabbrüchen der Reiteralpe die inzwischen von Beat Kammerlander an den Kirchlispitzen mit New Age auf X- angehobene Höchstmarke im alpinen Klettern berührt. Auch sein Bruder Thomas ist im oberen zehnten Grad unterwegs. Seit seinem 17. Lebensjahr träumt Thomas von der freien Durchsteigung eines 300 Meter hohen überhängenden Pfeilers in der Nordwand des Feuerhörndls, gleich neben dem Wartstein. Während Alexander im Klettergarten schwerste Erstbegehungen wie die Weiße Rose am Schleierwasserfall oder Om im Endstal – beide im elften Grad – abhakt, verbeißt sich Thomas in die Lösung der vier Meter langen Schlüsselpassage in der Feuerhörndl-Wand, die das Bruderpaar bislang nicht frei knacken konnte. Thomas merkt, dass er nicht an seiner Fähigkeit als Kletterer scheitert, sondern am Chaos in seiner Gefühlswelt. Doch es gelingt ihm, den Knoten zu lösen: *„Es war ein neuer Bezug, eine transzendierende Leidenschaft zum Klettern, die mir langsam die Unantastbarkeit und die Freiheit von emotionalen Missständen gab."* Am 16. August 1994 hängen die Huberbrüder nach fünf Stunden im Neuner- und Zehnergelände wieder unter der entscheidenden Passage. Thomas begibt sich in Startposition. *„Warten auf den entscheidenden Moment, alle Körperfunktionen auf den Punkt bringen, genau den Zeitpunkt erkennen, wenn der Körper sein O.K. gibt und bereit ist, und dann die nächsten vier Meter knacken... – die Welt reduziert sich auf ganze acht Kletterbewegungen. ‚Drei, zwei, eins – jetzt gilt's...' Ich stürze! Nein, gerade noch kann ich meinen Fuß auf den kleinen, aber kantigen Tritt platzieren... Wenn du jetzt ins Seil stürzt, dann ist dir nicht zu helfen!'... Dynamisch an das nächste Griffchen, fixieren, die Hand wird zum Schraubstock, der nächste Griff mit links, ein Henkel! Die Climax der körperlichen und geistigen Anspannung löst sich in einer Woge aus Euphorie auf..."* Thomas wirft für die Stelle den Schwierigkeitsgrad X+ aus.

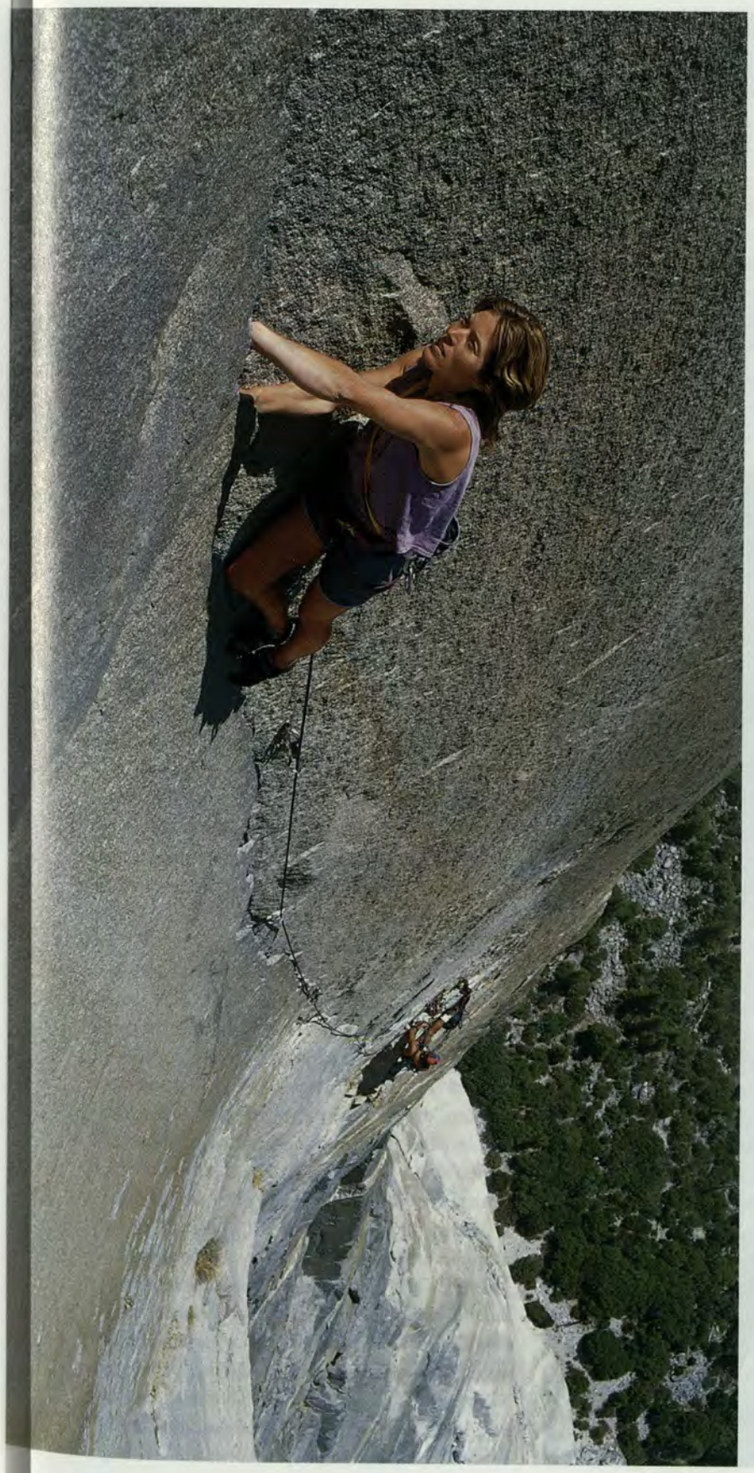
Genau einen Tag vor den Brüdern aus Palling hatte Beat Kammerlander drüben in den Kirchlispitzen zugeschlagen. Schon bei der Erstbegehung des Silbergeiers, die ihm im Jahr zuvor mit Ruhen an Haken geglückt war, hatte er alles geben müssen: *„Es war ein physischer und psychischer Grenzgang, an dessen Ende der Erfolg stand, den ich jenem Quäntchen Glück verdanke, das man für solche Unternehmungen braucht."* Nach seiner freien Durchsteigung des Wegs am 15. August 1994 gibt der Vorarlberger die Schlüssellängen der bereits von Martin Scheel ausgetüftelten Linie mit X/X+ an. Während Kammerlander und die Hubers sich bereits darüber freuen konnten, in eine neue Schwierigkeitsdimension des alpinen Felskletterns vorgestoßen zu sein, sträubte sich das Projekt, an dem Stefan Glowacz bereits seit zwei Jahren herumbastelte, noch hartnäckig gegen den Rotpunkt. Zwei Jahre zuvor hatte der Felsartist aus dem Loisachtal zusammen mit Wolfgang Müller die Route Des Kaisers neue Kleider durch die Ostwand des Fleischbankpfeilers im Wilden Kaiser gelegt. „Die Erstbegehung", betont Stefan, „ist von unten erfolgt, woraus sich zum Teil Hakenabstände von bis zu zehn Metern ergeben haben." Da sich Wolfgang beim Eisklettern schwere Kopfverletzungen zugezogen hat, liegt es jetzt an Stefan, das eigentliche Problem zu lösen. Es gelingt ihm in meisterhaftem Stil. Am 12. September 1994 kann er die 9 Seillängen im ersten Anlauf durchsteigen. Auch Stefans Neutour – mit X+ bewertet – findet Aufnahme in den erlauchten Kreis der schwersten Alpenrouten, die seitdem unter der Bezeichnung „Trilogie" gehandelt werden. Die Frage, welche dieser Paradetouren die schwerste war, ließ sich damals unmöglich beantworten. Das würde sich erst klären lassen, wenn jemandem die Wiederholung aller drei Grenzgänge gelungen wäre. Und die Kandidaten, die dazu in der Lage waren, ließen sich weltweit an zwei Händen abzählen.

Eine Frau weist den Weg

Die „Huberbuam" hatten auf jeden Fall vorerst ganz andere Ziele, und eines lag jenseits des Atlantiks im legendären Yosemite Valley. Hier war eine kleine Frau dort weitergekommen, wo die besten amerikanischen Kletterer seit Jahren auf Granit gebissen hatten: In dem feinen Vierzigmeterriss am „Great Roof" der Nose-Route am El Capitan. Allerdings waren Lynn Hill bei ihrer ersten freien Begehung einer der „großen" Routen am „Big Stone" im Jahr 1993 – 34 Seillängen bis X-! – nicht nur ihre schmalen Finger, sondern vor allem eine langjährige Erfahrung in schwierigsten Euro-Routen zustatten gekommen.

Wenn die amerikanische Profi-Kletterin ihnen schon die Nose weggeschnappt hatte, warum sollten sich die Hubers nicht der noch ausstehenden ersten Rotpunktbegehung der klassischen Salathé Wall zuwenden? Zwar hatten Todd Skinner und Paul Piana den Weg 1988 bereits frei durchstiegen; sie hatten sich dabei aber den Vorstieg geteilt, der Seilzweite war jeweils mit Steigklemmen nachgekommen. Das gilt gemäß den gestrengen Gesetzen des Rotpunktkletterns aber genau so wenig wie die Schlingenstände, welche sich die beiden „Cowboys" aus Wyoming genehmigt hatten! Weil sich Thomas beim Snowboarden ein Kreuzband zerrissen hat, fährt Alexander im Frühjahr 1995 eben ohne seinen Bruder ins Tal der Kletterträume. Die Amis bewundern die Sturheit und Akribie des Deutschen. Der hat sich auf der Gipfelhochfläche des Cap in einer Höhle eingenistet und studiert mit der Seilklemme gesichert die Bewegungsabläufe in der leicht überhängenden Headwall der Salathé, die er inzwischen bereits von einer Erkundung im klassischen Stil kennt. Nach einem Probedurchstieg der Gipfelwand, gesichtert von dem Yosemite-Veteranen Mark Chapman, fühlt sich Alexander bereit zu einem ernsthaften Versuch. Mit Heinz Zak zusammen bewältigt er in zwei Tagen drei Viertel der Route und steht unter dem rostroten 95 Grad steilen Granitschild, das von einer kompromisslosen Rissreihe durchschnitten wird. Alles geht gut am folgenden Morgen, bis knapp unter der Schlüsselstelle: *„Als ich die letzte Sicherung platziere, rutscht die im Riss verklemmte Hand – ich brauche nicht hinterzuschauen, um zu wissen, dass mir ein 20-Meter-Sturz bevorsteht, ich spüre es eiskalt im Nacken... Mit voller Kraft bohre ich die Schmalseite der Fingerspitzen in den feinen Riss, ich drehe die Finger um volle 90 Grad, ohne Rücksicht auf den Schmerz, Masochismus pur. Vier solcher Züge an den Fingerspitzen... Und es geht... Trotz der Schmerzen in den Fingern schreie ich meine ganze Freude in die Welt hinaus, Adrenalin macht betrunken."*

Adrenalin macht offenbar nicht nur besoffen, sondern auch süchtig und führt zu einer Art Wiederholungszwang, der Alexander im Herbst 1998 wieder ins Yosemite Valley führt. Im Jahr zuvor haben die Huber-Brüder zusammen mit Toni Gutsch und dem Amerikaner Conrad Anker im Bigwall-Stil die Westwand des 7108 Meter hohen Latok II durchstiegen. Jetzt brennen Thomas und Alexander darauf, das Problem einer freien Begehung der North-America-Wall zu knacken, an dem Lynn Hill und andere Vertreter der amerikanischen Leistungsspitze bereits seit Jahren herumdoktern. In mühsamer Kleinarbeit gelingt es ihnen, aus einem Gewirr von Routenteilen und selbst kreierten Varianten einen freien Anstieg



Eine der außergewöhnlichsten Leistungen in der Geschichte des Klettersports vollbrachte 1993 die Amerikanerin Lynn Hill mit ihrer ersten freien Begehung der Nose, an der zuvor namhafte männliche Bewerber trotz gewaltigen physischen und geistigen Aufwands gescheitert waren.
Foto: Heinz Zak

Über Jahrzehnte hinweg waren die Wände des El Capitan im Yosemite Valley das Maß aller Dinge im Bigwallklettern. Links die Südwestwand mit dem Markenzeichen des „Heart", in der Mitte der Südpfeiler (die Route der „Nose" verläuft im unteren Teil nicht sichtbar rechts der Kante). Rechts die Südostwand mit dem Bereich rechts der Route „Zodiac" und dem East Buttress, einer der wenigen „leichteren" klassischen Routen des El Capitan.
Foto: Reinhard Karl

durch den unteren Teil des Steilabbruches rechts der Nose zusammenzubasteln. Dann verbringen die Brüder fünf Tage in der Vertikalen, um das mittlere Wanddrittel auszukundschaften. Nichts überlassen die beiden dem Zufall. Sie prägen sich jeden Kletterzug ein. Das notwendige Sicherungsmaterial wird auf einem Zettel notiert; in der entscheidenden Black Dihedral markiert Alexander am Fels die Keilpositionen mit Tapestreifen, auf denen sogar mit Kuli die jeweiligen Größen markiert sind. Nach der geglückten Erstbegehung von El Nino sind die Amis von diesem „typisch deutschen" Vorgehen fast mehr beeindruckt als von Alexanders beherztem Vorstieg über das spärlich gesicherte Dach des Black Cave in einem Schwierigkeitsgrad von immerhin X-.

Höllenfahrt oder Griff nach den Sternen?

Langsam bekommen es die Locals im Valley mit der Angst zu tun: Nicht nur schnappt ihnen dieser „Huber Übermensch" einen Freeclimb nach dem anderen weg, jetzt macht ihnen auch noch so ein Outsider die Führungsrolle in der ureigensten Valley-Spezialität – dem Bigwall Climbing – streitig. Die Furcht ist nicht unberechtigt. Denn nach und nach haben sich die beiden in München ansässigen Ungarn Thomas Tivadar und Gabor Berecz in einer angestammten amerikanischen Domäne breit gemacht: dem technischen Klettern im New-Wave-Stil. Den hatte die lebende Yosemite-Legende Jim Bridwell im Jahr 1981 mit der Erstbegehung von Zenyatta Mondatta kreiert. Zusätzlich zu den „üblichen" Inhalten der Trickkiste des Aid Climbing – wie Mikrohaken, Friends, Klemmkeile und die zylinderförmigen „Copperheads" für seichte Rissspuren – brachte Bridwell zunehmend auch Cliffhänger unterschiedlichster Provenienz zum Einsatz. Er tut alles, um das Setzen von Bohrhaken zu vermeiden. Ist der Fels einmal total fugenlos und glatt, werden winzige Löcher gebohrt, gerade groß genug, um die Spitze eines Skyhooks aufzunehmen, dem der New-Wave-Akrobat dann mit viel Gefühl sein Körpergewicht – und bisweilen auch sein Leben – anvertraut.

Bewegt der sich so lange an fragwürdigem Material, dass ihm ein Flug von 20 bis 30 Metern droht, dann wird gemäß der modernen Skala von A4 gesprochen; ist eine ganze Seillänge an lockeren Schuppen, müden Messerhaken oder grenzwertigen Hookplacements zu bewältigen, gilt dies als A5. Tivadar ist der Bewunderung voll, aber auch kritisch: „Die haben teilweise schon total krasse Seillängen gemacht. Aber die Sache war noch gemischt. Andere Längen hatten dann wieder viele Rivets (Bohrdübel), was die Reinheit des Gesamtwerks beeinträchtigte." Das ist für den Magyaren unakzeptabel: „Bei unserer Stilrichtung, dem ‚Clean New Wave' wird höchstens ein Bathook-Loch gebohrt. Ich hooke mich durch die glatte Passage – wo nichts ist, ist eben nichts – und dann geht es eben weiter an natürlichen Strukturen."

Thomas Tivadar redet nicht nur. Er handelt auch nach dieser Devise. Selbst dort, wo andere nicht die geringste Chance sehen. So ist sich Alexander Huber seiner Sache ziemlich sicher als er – gerade den Erfolg an El Nino im Hosensack – einen Pitcher Bier wettet, dass die von Thomas und Gabor projektierte Einstiegsseillänge von Highway to Hell nur mit Bohrhaken zu bewältigen ist. Kein Wunder, denn am Felsfuß wartet ein drei Meter hoher scharfkantiger

Felsblock, die „Guillotine". Zehn Meter über ihr hängt der Exilhunne ohne jede Sicherung an seinen Skyhooks. Er manövriert einen „Pointed Chouinard" hinter eine Leiste und zieht kräftig an. Sie kracht, reißt ein – und wird in die Tiefe befördert. Dann halt Bohren. Es dauert eine ewige Viertelstunde, bis das kleine Loch mit sechs Millimetern Durchmesser fertig ist. Darin wird die Spitze eines Bathooks platziert. Prekäres Aufrichten in der Trittleiter. ... Sechs Stunden später baumelt Tivadar immer noch in Falllinie der „Guillotine". Jetzt 30 Meter über dem Boden. Über ihm dünne, seichte Rissspuren, die zu allem Überfluss auch noch nass sind. Mit Haken hat er hier keine Chance. Also fingert er sich die scharf geschliffenen „Bird Beaks" – die Vogelschnäbel – vom Gurt und schlägt sie ganz behutsam in die Ritzen. Obwohl die Spitzen mindestens sechs Millimeter im Fels sind, kann Thomas alle drei locker mit der Hand entfernen. Er bindet sie mit einem Ausgleichsband zusammen und vertraut ihnen Gramm für Gramm sein Gewicht an. Thomas Huber, der das Geschehen vom Boden aus gebannt beobachtet hat, schleicht sich mit den Worten „das ist mir zuviel!" vom Acker.

Auch die anderen Zaungäste konnten nicht länger zusehen. Nur Freund Gabor bleibt und mimt den Sicherungsmann. Allein seinem durch jahrelange Erfahrung entwickelten Instinkt verdankt es Tivadar, dass er am Ende des Tages wohlbehalten den ersten Standplatz erreicht. In einem Anfall von Eifersucht kappen einige Lokalmatadore das hinterlassene Fixseil, um die Fertigstellung der Route zu verhindern. Vergebens: Das Magyarenteam vollendet ohne Zwischenfälle sein Meisterwerk, an das sich bis zum heutigen Tage keine Seilschaft mehr herangewagt hat.

Wer daraus aber den Schluss zieht, die amerikanischen Aidclimber hätten ihren Biss verloren, der täuscht sich gewaltig. Das beweist eine spektakuläre Erstbegehung des New-Wave-Spezialisten Jim Beyer aus Durango, Colorado. In den Jahren 2000 und 2001 verbrachte er insgesamt mehr als drei Monate damit, sich die 29 Seillängen seines Project Mayhem am Mount Thor (Baffin Island) empor zu raufen. Nach seiner Aussage, „eine Route, für die es sich wirklich zu sterben lohnte", ein hochbrisantes Gemisch aus Kletterei im siebten Schwierigkeitsgrad und zahlreichen mit A4+ und A5 bewerteten Seillängen. Ende August zwang ein Schlechtwettereinbruch mit Temperaturen von 20 Grad Minus den Amerikaner zu einem sechstägigen Biwak. Bei winterlichen Verhältnissen querte Beyer aus der Wand

Sie gingen in die Höhle des Löwen und zogen ihm einen Zahn. Gabor Berecz und Thomas Tivadar lehrten die „Bigwallratten" das Fürchten mit ihrer A5-Route „Highway to Hell" an der Südostwand des El Capitan.
Foto: Thomas Tivadar

und erreichte zwei Tage später sein Basislager. Dem Japaner Go Abe, der die Route auch versucht hatte, war das Glück des Tüchtigen nicht beschieden gewesen. Beyer stellte betroffen fest, dass eine riesige lose Schuppe in die Tiefe gerauscht sein musste, während sich der Alleingänger an ihr mit Klemmutensilien emporarbeitete. Beim Aufprall gegen die Wand durchtrennte die Platte das Sicherungsseil des Japaners. Go Abes Portaledge und einige weitere Lager waren offensichtlich bereits vor diesem Unfall ebenfalls vom Steinschlag erwischt worden.

Jim Beyer dagegen blieb das Glück treu. Im Frühsommer 2001 kehrte er in seine Wand zurück, cliffte sich durch die fast 30 Meter lange risslose A5-Schlüsselpassage in der 22. Seillänge und hatte Mitte Juli den „härtesten Bigwall des Planeten" im Alleingang bezwungen.

Die Renaissance des Abenteuers

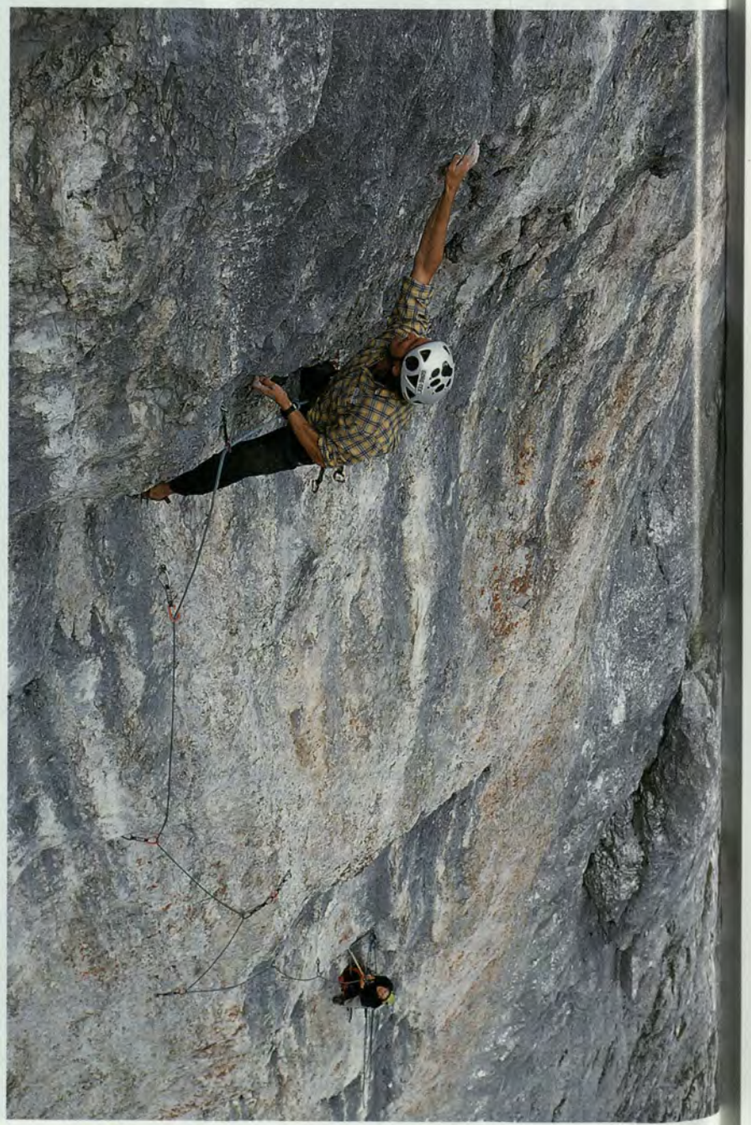
Überhaupt war 2001 im alpinen Klettern ein Jahr der reichen Ernte. Einige Monate nach Thomas Hubers Gipfelerfolg am Ogre gelang Stefan Glowacz die zweite Wiederholung von End of Silence. Damit hatte Stefan als Erster alle drei Routen der „Trilogie" geklettert und eine Antwort auf die inzwischen uralte Spieglein-Frage gefunden: Des Kaisers neue Kleider ist mit X+ die härteste Nuss, der Silbergeier folgt mit X und zu guter Letzt kommt Thomas Hubers Opus, das von Stefan und Jörg Andreas, dem ersten Wiederholer der Führe, übereinstimmend mit X-/X bewertet wird. Beide hatten knapp links der Originallinie einen leichteren Durchstieg ausbaldowern können. Zwar war die Komplettierung der Trilogie

durch Stefan Glowacz zweifellos eine Superleistung, sie wies aber auch knallhart darauf hin, dass sich bei der Entwicklung des Schwierigkeitsklettern in den Alpenwänden sieben Jahre lang nichts getan hatte.

Dabei war die weltweite Aufbruchsstimmung im Bergsport bereits um die Jahrtausendwende fast mit Händen zu greifen gewesen. So gab es bei dem „Summit Meeting" der internationalen Elite, das Ende 1999 im kanadischen Skiort Banff stattfand, eigentlich nur ein Thema, und das hieß „Style". Die Veteranen Chris Bonington, Doug Scott und Reinhold Messner, die Königin des Yosemite Lynn Hill und der englische Nachwuchsstar Leo Houlding waren sich auffällig einig, was unter „gutem Stil beim Alpinklettern" zu verstehen ist: Sich mit einem Minimum an zwischengeschalteter Technologie auf die naturgegebenen Schwierigkeiten einer Felswand einzulassen. Der damals 19jährige Leo Houlding – im Vorjahr durch eine glänzende Wiederholung von El Nino bekannt geworden – brachte seine Sicht der Dinge auf den Punkt: „In Großbritannien ist eine Renaissance des Risikokletterns zu beobachten. Ich weiß von talentierten und begeisterten Kletterern in Norwegen, Schweden und Teilen der USA, die sich dem traditionellen Stil verschrieben haben. Sie sind aber zweifellos in der Minderheit. In meiner aktiven Zeit würde ich gerne ein weltweites Wiedererwachen der Popularität des traditionellen Kletterns erleben. Einige von uns haben vergessen, dass Klettern nicht nur eine körperliche und geistige Übung ist, sondern auch eine spirituelle." Bekannte Töne.

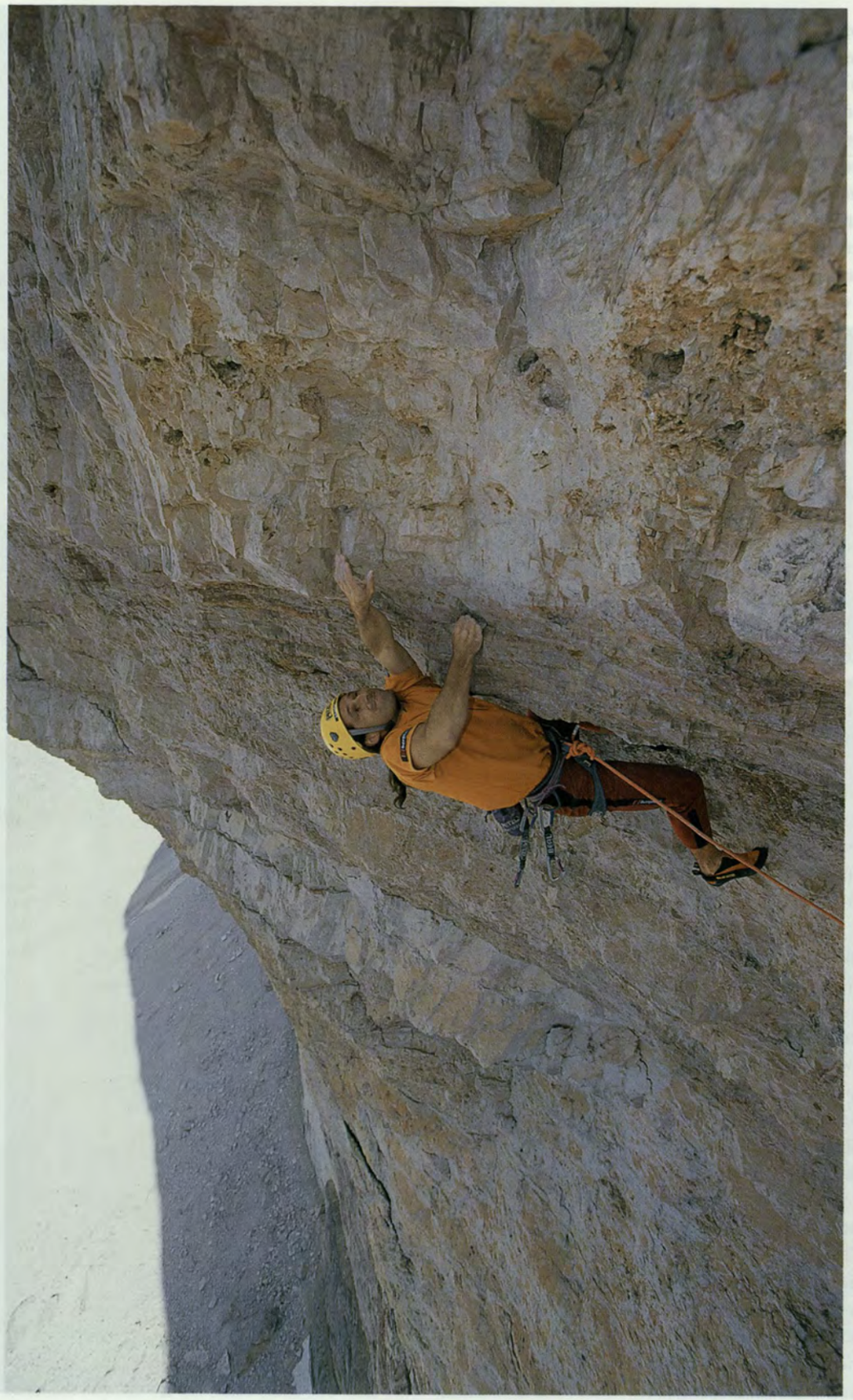
Auch in den Alpen war die Stilrichtung des modernen Abenteuerkletterns, in der Gründerzeit des europäischen Freeclimbing aus einer Verbindung von klassischem Bergsteigen und kalifornischer Aufbruchsstimmung entstanden, immer eine einflussreiche Größe geblieben. Das Austreiben dieses forschen Sprosses am Baum des Alpinismus fällt exakt mit dem Tag der Geburt des „offiziellen" VII. Grades zusammen. Es ist der 2. Juni 1977, an dem Helmut Kiene und Reinhard Karl die Pumprisse am Fleischbankpfeiler erstbegingen. In der Folge übernahm die Seilschaft Swami Prem Darshano und Wolfgang Müller mit ihren gelben Fräcken und roten Zylindern die Führung in der alpinen Abenteuerriege. Ihre Routen Mythomania und Odyssee an der Fleischbank markierten 1983 und 1985 die Schritte zum bohrhakenfreien achten und neunten Grad. Inzwischen hatten dieselben Akteure – zusammen mit Luisa Iovane, Heinz Mariacher und Reinhard Schiestl – in der Marmolada-Südwand ein ergiebiges Betätigungsfeld entdeckt. Mit seiner freien Durchsteigung des von den Tschechen Igor Koller und Indrich Sustr erstbegangen Weges durch den Fisch zieht Mariacher im Sommer 1987 mit Wolfgang Müller gleich: Neunter Grad, gesichert an in seichte Löcher gestopften Klemmgeräten. Aber die „Tedeschi" sind längst nicht mehr die einzigen Akteure in der südalpinen Abenteuer-Arena. Gute Südtiroler Kletterer wie Helmut Gargitter, Roland Mittersteiner und Christoph Hainz oder der Italiener Maurizio „Manolo" Zanolla können ohne weiteres

Stefan Glowacz zaubert an der „Trilogie" und wiederholt die ultimativen Zehnerrouten „End of Silence" (X-) am Feuerhörndl und „Silbergeier" an den Kirchlispitzen im Rätikon, einer soliden X (rechts). Unten: Bei der Erstbegehung von „Des Kaisers neue Kleider" am Fleischbankpfeiler, mit X+ die härteste Tour.
Fotos: Klaus Fengler



mit ihnen mithalten. Allerdings ist es dann die Firma Darshano & Co., welche dem Abenteuerklettern zum Quantensprung in den X. Grad verhilft. Ort der Handlung ist natürlich wieder die Marmolada-Südwand. Swami erzählt: „Die Felsfahrt entfaltet sich mit einem Feuerwerk an atemberaubenden Kletterstellen: Eine Querung an Erosionslöchern im achten Grad, eine Platte im neunten, ein dynamisch zu nehmendes Dach und ein überhängender Aufschwung – bis die Erstbegeher von einer weiteren Schlüsselstelle gestoppt werden, an der keine Sicherung anzubringen ist." Stundenlang rennen Darshano, Ingo Knapp und Hanspeter „Jesus" Schrattenthaler gegen das Hindernis an und nehmen Fünf- bis Zehnmeterstürze in Kauf. Doch die Tiroler müssen aufgeben und verordnen sich eine intensive Trainingsphase. Im September 1995 ist es dann soweit: Furchtlos tanzt Ingo Knapp in der leicht überhängenden Wand an minimalen Haltepunkten empor und schließt die grenzwertige Bewegungsfolge mit einem kühnen „Dynamo" ab; „Jesus" und Darshano komplettieren die bis zum letzten Zentimeter im oberen neunten Grad liegende Schlüsselseillänge. Eine alpine Abenteuerroute im Schwierigkeitsgrad X- ist Wirklichkeit geworden: Senkrecht ins Tao.

Um die Jahrtausendwende wird dann das Licht eines neuen Sterns am Himmel des alpinen Abenteuerkletterns auch für die nicht zum kleinen Insiderzirkel Zählenden sichtbar. Allerdings machte Mauro „Bubu" Bole, extremer Allrounder aus Triest, vor allem durch frühe Wiederholungen der mythischen Mixed-Routen X Files, The Empire Strikes Back und Welcome to the Machine des schottischen Eis-Gurus Stevie Haston auf sich aufmerksam. Kaum jemand weiß, dass Bubu auch mit von der Partie war, als erstmals in den Alpen eine bohrhakenfreie IX+ gemeistert wurde. Das war bereits 1993 bei der Erstbegehung der wilden 1000-Meter-Route Nurejew in der Sass-Maor-Ostwand. Mit von der Partie: Kein Geringerer als Manolo Zanolla, genannt „il Mago" – der Zauberer. Dass extremes Eis und „Figure of 4"-Moves im überhängenden Fels an den Eisgeräten sehr gut zusammenpassen mit supersteilem Zuckerwürfelzerren belegt die freie Durchsteigung des Genferpfeilers im rechten Teil der Eiger-Nordwand durch den Flying-Circus-Artisten Robert Jasper im Sommer 1999. Zusammen mit Ehefrau Daniela verbrachte er einen runden Monat in der Wand, ehe er Symphonie de liberté frei klettern konnte: X- im unwirtlichen Bröselgemäuer. Der Schwarzwälder kommentiert lakonisch: „Sicher, du



An der Nordwand der Westlichen Zinne in den Sextener Dolomiten nähert sich Alexander Huber wieder den „alpinen" Methoden der Altvorderen an, die in den 50er Jahren hier ihre großen Schlachten mit Normalhaken geschlagen hatten. Bohrhaken gibt es nur für die Standplätze, für die weit ausladenden Dächer in der Nähe des alten „Schweizer Wegs" Normalhaken mit viel Luft zwischen den großen Abständen.
Foto: Heinz Zak

Die Schlüsselseillängen von „Bellavista" zählen zum Eindrucksvollsten, was in den letzten Jahren im Steilfels der Alpen etabliert wurde. Die Bilder zeigen Szenen aus der sechsten Seillänge.
Foto: Heinz Zak

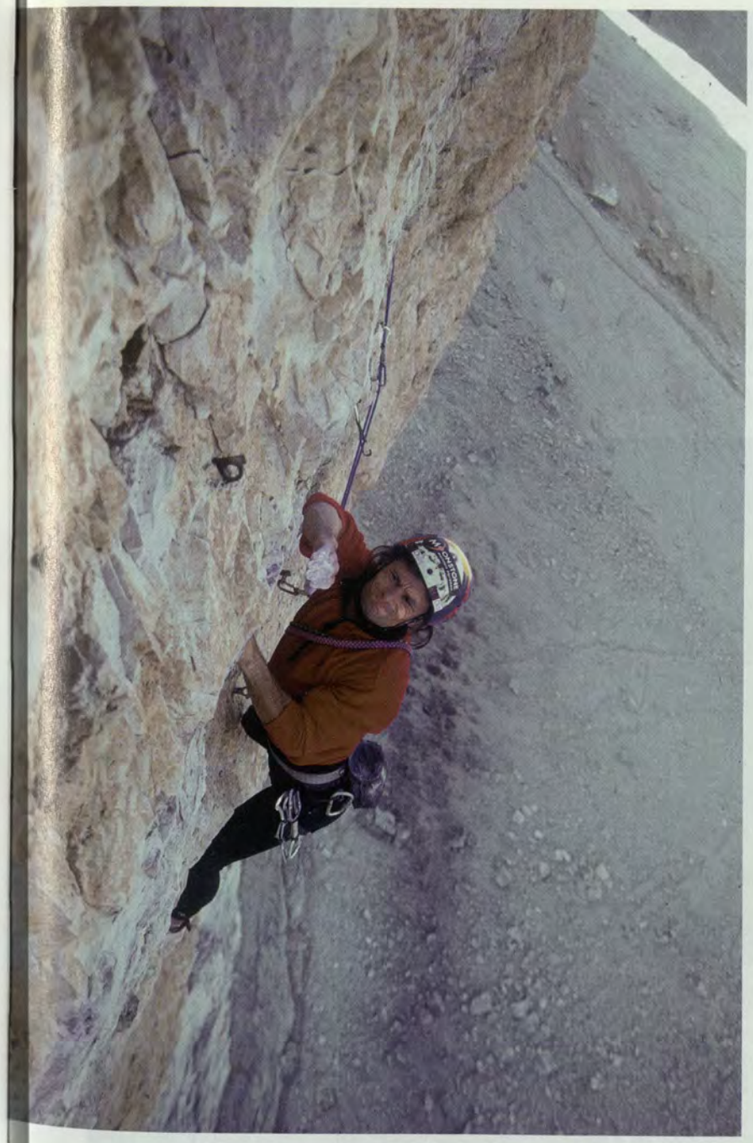
hast Bohrhaken, aber du hast auch viele Stellen, wo du nicht fliegen darfst. Und du musst das Sichern mit Keilen und Friends beherrschen. Sonst kann's dich zum Beispiel in einer 7b-Länge ungebremst aufs Band hauen."

Dieser Gefahr setzte sich Roberts italienischer Eiszapfen- und Bruchkollege Bubu kaum aus, als er sich am 11. August 2000 an die erste Rotpunktdurchsteigung der Franzosenführe in der Westlichen Zinne-Nordwand machte. Nicht so sehr wegen der bestechenden Qualität von Fels und Sicherungsmaterial in dem 1959 erstbegangenen weit überhängenden Technohammer, sondern einfach weil er beim Abpfiff in der Schlüsellänge im guten zehnten Grad, rund zweihundert Meter über dem Boden, frei in die Luft geschossen wäre.

Schöne Aussichten

Niemand wird glauben, ein Alexander Huber könnte solche Entwicklungen beobachten, ohne selbst ein Wörtchen mitreden zu wollen. Im Februar 2000 hatte der sich in fünftägiger Knochenarbeit durch die Nordwand der Westlichen Zinne genagelt. Das Ergebnis war ein Techno-Climb der Extraklasse. Mit ihrem Schwierigkeitsgrad 9-/A4 zählt Bellavista mit ihren beiden fast horizontalen Schlüsselseillängen zu den eindrucksvollsten Unternehmungen im alpinen Fels. Weniger wegen der Schwierigkeiten im Freiklettern – 9- ist heute gutes Amateur-Niveau – als wegen der prekären Fortbewegungs- und Sicherungshaken. Denn „A4" heißt, dass viele der Eisenstifte und Keile gerade das Körpergewicht halten und mit kapitalen Stürzen zu rechnen ist. Bohrhaken hatte sich Alexander Huber nur für die Standplätze genehmigt.

Allerdings war die von den Kraxelgazetten gefeierte Unternehmung für den als Technokletterer getarnten Freeclimber Alexander Huber genau genommen nicht mehr als eine Inspektionstour. Denn sein eigentliches Ziel war von vorn herein die freie Durchsteigung von Bellavista. Ein im wesentlichen mit windigen Normalhaken abgesicherter Grenzgang. Huber verbrachte insgesamt 8 Tage damit, die Bewegungssequenzen der 55 Meter langen Schlüsselpassage auszuchecken und einzuüben. Dabei nahm er einige spektakuläre Flüge in Kauf. Die überforderten Zwischenhaken zeigten sich überhaupt nicht begeistert und kündigten gleich bündelweise den Dienst auf. Als sich der Athlet endlich bereit fühlte für den Durchstieg, hatten sich seine Sicherungspunkte auf eine überschaubare Zahl reduziert.



Einer Linie von Rostgurken folgt Mauro Bole bei seiner freien Begehung des „Franzosenwegs" an der Westlichen Zinne.
Foto: Mauro Bole

Links: Robert Jasper beim „Drytooling" im Eisfall von „Tomahawk" im Berner Oberland.
Foto: Klaus Fengler

Doch lassen wir ihn selbst berichten: „... *Die Schlüsselstelle. Die Finger beginnen zu zittern, trotz der niedrigen Temperaturen steht mir jetzt der Schweiß auf der Stirn, die Zunge klebt am Gaumen... Sportklettern im unteren elften Grad, wie im Klettergarten, nur mit dem feinen Unterschied, dass die Sicherungsmittel Spezialitäten aus der Technokiste sind. Der Schlüsselzug, weit links zum ersten guten Griff, darunter dazugreifen, noch ein Zug, das große Loch – der Rastpunkt! Die Schlüsselstelle liegt hinter mir! Der Magen krampft, die Unterarme brennen, der Geist will aussteigen, doch der Weg zum Standplatz ist immer noch weit. Zehn lange Meter, auf denen mir kein Fehler passieren darf... Zug um Zug kämpfe ich mich nach oben, rette mich von Rastpunkt zu Rastpunkt. Die Angst sitzt mir im Nacken – so kurz vor dem Ziel – es darf einfach nichts mehr passieren! Der letzte Zug, ich vertraue dem linken Tritt nicht, ich will zögern, doch ich kann nicht. Sofort laufen beide Unterarme voll, ich muss es riskieren. Da ist er! Der Griff. Mein Horizont. Die Erlösung...*"

So ist das Klettern nahe der Grenze des heute Machbaren.

Dass das Limit aber noch lange nicht erreicht ist, lassen zwei junge Amerikaner erahnen. Der aus dem Bundesstaat Maine stammende Dave Graham hakte im Frühling letzten Jahres praktisch im Vorübergehen die dritte Wiederholung der Action Directe ab – nach nur circa 20 über sechs Tage verteilten Versuchen, ohne langwieriges Spezialtraining. So ändern sich die Zeiten! Den Erfolg verdankt Graham nicht nur seinem genialen Bewegungstalent und einem phantastischen Verhältnis von Fingerkraft zu Körpergewicht – sondern vor allem der ihm eignen spielerisch-lockeren Einstellung. Eine vielleicht noch eindrucksvollere Ernte konnte sein Landsmann Chris Sharma einfahren: Am 18. Juli 2001 gelang dem 20-jährigen aus Santa Cruz die erste Durchsteigung der Kletterführe Realisation im französischen Klettergebiet Ceüse – die weltweit erste Route im Grad 9a+ – also XI+.

Wer das Engagement dieser jungen Kletterer kennt, wird keinen Grund sehen, warum auch Wolfgang Güllichs Glanzstück am Waldkopf genau wie Alexander Hubers Mega-Hammer an der Westlichen Zinne nicht früher oder später im ersten Versuch geklettert werden sollten. Schließlich konnte der japanische Crack Yuji Hirajama die Salathé, mit der sich alle vorherigen Bewerber für eine freie Begehung intensiv vertraut gemacht hatten, im Jahr 1997 abgesehen von zwei kleinen Stürzen „on sight" bewältigen.

Und hat nicht die alpine Geschichte all jene Lügen gestraft, die das Wort „unmöglich" in den Mund zu nehmen wagten? Auch würde ich keinen höheren Betrag verwetten, dass nicht bald ein amerikanischer Hochgeschwindigkeitsklettere wie Dean Potter sich daran macht, sogar die höchstgehandelten Kletterrouten im Karakorum mit ein paar Energieriegeln im Wimmerl in Eintagestouren zu verwandeln.

Dabei geht der seine wilden Soloeskapaden und Speedclimbs in aller Ruhe an. Vor jedem Alleingang meditiert Dean am Einstieg und macht so lange die Yoga-Übung „Sonnengebet", bis er den richtigen geistigen Zustand erreicht hat: „*Wenn ich solo klettere,*

Rechts:
Speedfreak Tim O'Neill bei seinem Kraftakt an der „Nose" des El Capitan. Die Marke von drei Stunden Begehungszeit zu unterbieten ist das ultimative Ziel der neuesten Stilrichtung des Kletterns. Am 16. September 2002 gelang dem Team Potter/O'Neill die erste freie Begehung der „Nose" am El Capitan und der Nordwestwand des Half Dome in einem Zug.
Foto: Heinz Zak

fühle ich mich hellwach, konzentriert allein auf das, was ich gerade mache, und sehe sonst überhaupt nichts." So auch bei der Freesolo-Erstbegehung der IX+-Route King Tut im Klettergebiet Mill Creek/ Utah. Nach seiner Übersiedlung ins Yosemite im November 1997 wurde Dean auf Anhieb in den Bann der dort gerade im Aufblühen begriffenen Speedclimbing-Szene gezogen. Im Sommer 1997 tobte er mit José Pereira am laufenden Seil in 7 Stunden und 33 Minuten durch die Salathé und in 2 Stunden 55 Minuten durch die Regular Route in der Half-Dome-Nordwestwand. Dean beschreibt die Methode: *„Mit Hilfe des Klemmgeräts ‚Ropeman' können wir viel gleichzeitig klettern, in schwierigen Längen arbeiten wir mit ‚Shortfixing': Wenn der Vorauskletternde 15 bis 20 Meter über dem Stand ist, klinkt er sich kurz ein, zieht schnell das Restseil hoch und fixiert es. Dann klettert der Erste – nur durch eine riesige Seilschlaufe gesichert – weiter, während der Zweite am befestigten Seil hinaufsteigt, um dann die Sicherung des Vorsteigers zu übernehmen, bis dieser wieder das Seil fixiert. Der Schlüssel zu allen Unternehmungen ist, immer in Bewegung zu bleiben."* Natürlich drang die Kunde von diesen Leistungen nie über den kleinen Kreis der Insider hinaus.

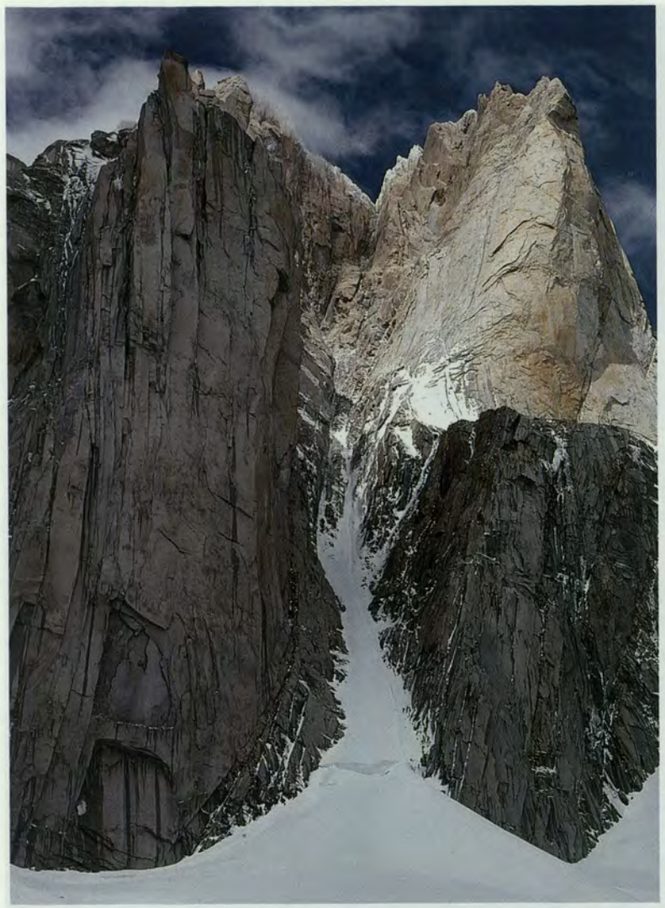
Die Nordwestwand des Half Dome rangiert unter den weltweit renommiertesten Klassikern für Bigwallfreaks. Die Regular-Route, 1957 von R. Robbins, J. Gallwas und M. Sherrick erstbegangen, sah schon 1976 ihre erste freie Begehung durch Jim Erickson und Art Higbee aus Colorado. Gute Seilschaften schaffen die Route mittlerweile an einem langen Tag aufgrund des üppigen Fixmaterials, das sich inzwischen durch die zahllosen Wiederholungen angesammelt hat.
Foto: Ewald Weiß

Das änderte sich für Dean Potter schlagartig im Jahr 1999, als er in unter 24 Stunden die Nose am El Cap zusammen mit der Nordwestwand des Halfdome schaffte – im Alleingang! Ob es dem eingefleischten Eremiten nun passte oder nicht: Urplötzlich stand er im Rampenlicht, was ja auch sein Gutes hatte. Denn jetzt musste er seinen Lebensunterhalt nicht mehr als Fensterputzer verdienen und konnte von einem VW-Bus Jahrgang '77 in ein 91er-Modell umziehen. Nachteilig wirkte sich allerdings Potters gestiegener Bekanntheitsgrad bei den Rangern im Valley aus, vor denen sich das weltberühmte Kletterass als unerwünschter Dauergast in der Heimat des Freeclimbing jetzt nur noch mit größter Mühe verdrücken konnte.

Mit Karacho in die Zukunft

Allen Nachstellungen durch die Nationalpark-Bürokraten zum Trotz, katapultierte Potter im August 2001 zusammen mit Tim O'Neill das Speedclimbing im Valley in eine neue Dimension. Um 10 Uhr in der Früh legen die beiden Hand an den Fels der Half-Dome-Nordwestwand. Am Gurt ganze 7 Klemmkeile! Wie die Teufel rasen sie durch die Wand. Dann im Laufschritt über die Plattenschüsse hinunter ins Tal und sechs Kilometer den Tenaya Canyon hinauf zur 700 Meter hohen Südwand des Mount Watkins, die sie in fünf Stunden durcheilen. Natürlich verirrt sich das Duo in der Dunkelheit im weglosen Bergwald, erreicht aber dennoch die Straße zum Tioga Pass. Per Anhalter zurück ins Valley. Um Mitternacht binden sie sich am Einstieg der Nose ins Seil, müssen aber nach vier Längen feststellen, dass sie die großen Sicherungsgeräte vergessen haben. Mit einem einzigen kleinen „Camalot" klemmen sich die beiden im Licht der Stirnlampe die berüchtigten Stoveleg-Risse hinauf und brechen kurz vor 10 Uhr in der Früh total erschöpft auf den geneigten Platten am Gipfel des El Capitan zusammen. *„Es war eine süßsaure Erfahrung"*, gibt O'Neill zu. *„Zwar stimmt es, dass wir das Unmögliche möglich gemacht haben, aber ich hätte nie geglaubt, dass uns das derartig alle machen würde."*

Mit dieser Erfahrung standen O'Neill und Potter im August 2001 nicht allein da. Ihre Kollegen Jason „Singer" Smith und Cedar Wright von der Yosemite-Speedfraktion waren nach Baffin Island aufgebrochen, um sich die zweite Begehung der nach 30 Jahren immer noch nicht wiederholten 1200 Meter-Führe von Charlie Porter am Nordturm des Mount Asgard zu holen. Der Urvater des Hard-Aid hatte seinerzeit einen runden Monat geschuftet, bis der mit VII A4 gehandelten Meilenstein des Bigwallkletterns unumstößliche Realität war. Rund 800 Meter über dem Einstieg wurde Wright unversehens mit der „übelsten Steigerei (seines) Lebens" konfrontiert: Siebter Grad an sandigen, losen lastwagengroßen Blöcken in einem vormaligen Kamin, der



Die „Supercanaleta" am Cerro Fitzroy in Patagonien bietet mit ihren 1800 Metern Höhe eine der respektabelsten Alpinrouten für erstklassige Allrounder. Wegen der gefürchteten Wetterstürze in der Region zählt sie zu den ernsthaftesten Touren im globalen Angebot für kletternde Kosmopoliten.
Foto: Reinhard Karl

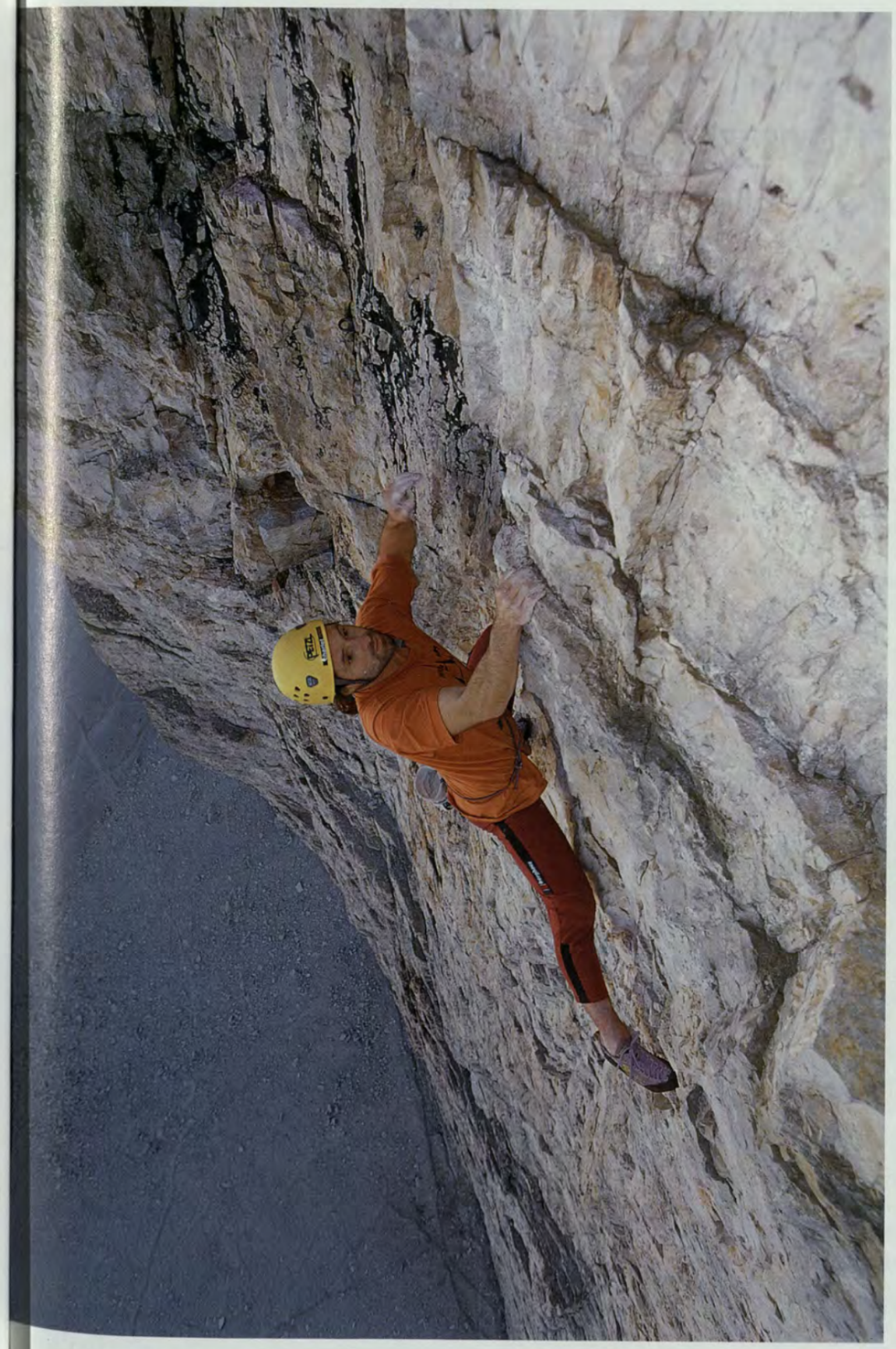
als Felssturz abgegangen war. Smith wurde vom Steinschlag so schwer am Knie getroffen, dass er nicht mehr vorsteigen konnte. Die Speeder warfen ihre Goretex-Überkleidung in die Tiefe, samt Hilfsseil und dem größten Teil des Hakensortiments. Von diesem „unnötigen" Ballast befreit, gaben sie Gas und vollendeten nach 38 Stunden die Kletterei ihres Lebens – „mit dem allerletzten Hemd" – wie Wright einräumte.

Im Februar 2002 kauert Dean Potter – der inzwischen mit Tim O'Neill in unglaublichen 3 Stunden 24 Minuten und 4 Sekunden durch die 34 Seillängen der Nose gesprintet ist – in den Startlöchern unter der Supercanaleta am Cerro Fitzroy in Patagonien. 1800 Meter Wandhöhe, VII mit Wassereispassagen bis 3+. *„Ich spürte, wie mir eine Welle des Erschauderns durch den Körper lief und merkte, dass der Entschluss bereits unterbewusst gefallen war. Total durchdrungen vom Wissen, dass jeder Fehler das Ende bedeuten würde, platzierte ich die Geräte derartig aggressiv, dass ich kaum merkte, wie das Blut meine Handschuhe durchtränkte und rote Flecken im Eis hinterließ. Dieser Anblick führte mich noch tiefer hinein in einen ruhigen, entschlossenen Überlebensmodus. Ich bewegte mich traumwandlerisch im Freesolo über immer dünner werdendes Eis und durch herrliche Risse im alpinen Granit. Nach knapp sechseinhalb Stunden erwachte ich am Gipfel. Ich weinte, lachte und hörte nicht auf, ‚Fitzroy, Fitzroy...' zu brüllen."*

Gut zwei Wochen später steht Potter – mit dem im solo bestiegenen Cerro Torre in der Tasche – wieder unterm Fitzroy. Der untere Teil der Neutour, die er angehen will, wird Pippon Frasson Couloir genannt. Nach einem der vier Argentinier, denen es 1970 zum Grab wurde. „Ich starre hinauf in die über 2000 Meter hohe Wand mit ihren drohenden Seraks. ... Ich fühle eine starke Verbundenheit mit all jenen, die mir vorangegangen sind und auf deren Schultern ich stehe. Ich verbanne jede Ablenkung aus meinem Geist und öffne meine Seele den Energien der Berge. Ich weiß genau was ich suche, wenn ich eintrete in diese Welt des alpinen Alleingangs. Ich bin mir klar, dass es bislang einzig die Todesgefahr ist, die mich mit meinem Energiepotenzial in Kontakt zu bringen vermag." Potter stößt einen durchdringenden Schrei aus wie ein Karatekämpfer und steigt ein. Makellos überwindet er ein Riss- und Rampensystem von mehr als einem Kilometer Länge. Mit griffloser Reibungskletterei bis zum oberen siebten Grad. Dann wechselt er in Bergstiefel und Steigeisen, um sich über einen 30 Meter hohen senkrechten Eisvorhang empor zu arbeiten. Schmelzwasser rinnt zwischen Fels und Glasur. Viel später, am Gipfelhang, macht sich Erschöpfung bemerkbar: rasender Puls, Schwindel und Übelkeit. Potter hält inne, steckt sich die letzten Energieriegel in den Mund, dazu drei Aspirintabletten, die er mit ein wenig Wasser hinunterspült. Fast kriechend kämpft sich der Amerikaner zum höchsten Punkt – und damit zum Ausstieg von Californian Roulette.

Aber in Sicherheit ist er noch lange nicht. Beim Abseilen wird Potter von einem Stein – „so groß wie ein Toaster" – am Oberschenkel getroffen. Das blutende Bein schwillt schnell stark an, so dass er die verbleibenden 30 Abseilfahrten hüpfend absolvieren muss, um dann auf dem Gletscher bäuchlings über die aufgeweichten Schneebrücken zu robben. Das Lager drunten am Rio Blanco erreicht Dean Potter knapp 24 Stunden nachdem er es verlassen hat.

Vielleicht ist im alpinen Klettern die Zukunft bereits angebrochen.



Die Zukunft hat schon begonnen: Am 1. August 2002 wagt sich Alexander Huber nach gewissenhafter Vorbereitung an die Free-Solo-Begehung der „Hasse-Brandler-Route" an der Nordwand der Großen Zinne und absolviert die Tour mit nur drei Ausrüstungsgegenständen: Helm, Kletterschuhe und Magnesia – ohne Netz und doppelten Boden.
Foto: Heinz Zak

Wandern im Osten – Wandern im Westen

Erinnerungen eines ostdeutschen Bergsteigers

Von ERNST FUKALA

Für Karin und unsere Kinder, die so viel Glück in mein Leben brachten.

IN DER NACHKRIEGSZEIT war Deutschland noch nicht gespalten, die deutschen Wanderer waren in ihrer Not vereint und konnten ihrer Freizeitbeschäftigung kaum nachgehen. Der Aufenthalt in der Natur diente eher der Selbsterhaltung als dem Vergnügen: Man musste Kartoffeln und Ähren aufklauben, Holz, Pilze und Beeren sammeln. Die Lebensumstände in Sachsen glichen denen im Rheinland, man wanderte allenfalls zwischen den Zonengrenzen, um seinen Lebensunterhalt zu sichern.

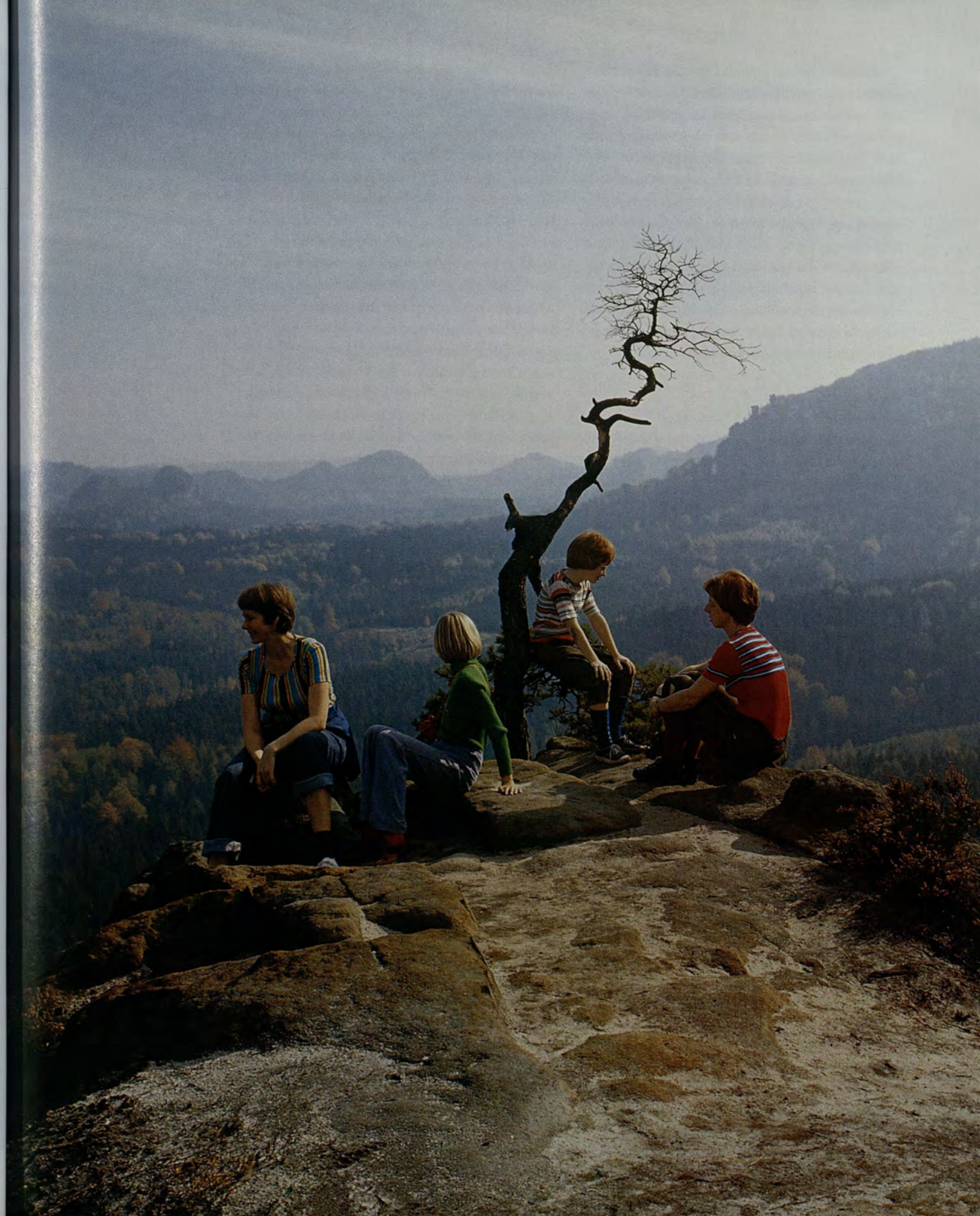
In den fünfziger Jahren war dann unter uns ostdeutschen Oberschülern das Wandern per pedes verpönt, lange Fahrradtouren jedoch groß in Mode. So fuhren wir mit einem zusammengeflickten Drahtesel durch Mecklenburg ans Meer und klapperten die Ostseeküste von der Insel Poel über Rügen bis nach Usedom ab. Für vier Wochen brauchten wir nur 50 Mark, denn Kunsthonig und Schwarzbrot waren spottbillig. Wir schliefen für einige Pfennige in Jugendherbergen oder unter einer geborgten Zeltbahn, die wir uns bei der „Gesellschaft für Sport und Technik" ausgeliehen hatten. Dieser paramilitärischen Jugendorganisation trat man bei, weil dort solche Dinge leihweise zu bekommen waren und weil man umsonst Motorradfahren lernen konnte.

In die Alpen

1956 fuhr ich mit Freund Dieter – wir waren 17 Jahre alt und ein Jahr vor dem Abitur – mit dem Fahrrad vom Harz bis in die Alpen. In der Oberschule, die schon eindeutig ideologisch ausgerichtet war, standen wir jede Woche zum Fahnenappell stramm, unser Ferienprogramm konnte der Staat allerdings nicht diktieren. Wir holten uns bei der Volkspolizei einen Interzonenpass und fuhren, wohl versorgt mit Empfehlungsschreiben aus dem Eltern- und Pfarrhaus, unbesorgt in den Westen. Doch ganz so einfach war das nicht. An der Thüringer Grenze ließen uns die Grenzsoldaten nicht durch – hier war kein Straßenübergang vorgesehen. Wir durften nicht selbst weiterfahren, sondern mussten den nächsten Interzonenzug abwarten, weil es sich um einen Eisenbahngrenzübergang handelte!

Westdeutschland war das Schlaraffenland für Schüler aus der Ostzone. Wir wurden freundlich empfangen, mussten die Buttermilch – Vollmilch war uns zu teuer – im Laden nicht bezahlen oder waren zum Essen und gelegentlich auch zum Schlafen eingeladen. Dazu kamen die Herrlichkeiten des Jugendherbergswerks, dem im Nachhinein ganz herzlich gedankt sei. Wir bekamen Gutscheine zum Schlafen und Essen in den reichhaltig ausgestatteten Jugendherbergen geschenkt. An der Essensausgabe gab es die unvergessliche Cadbury-Schokolade, von der wir uns unterwegs meistens ernährt haben. Man muss wissen, dass es in der frühen DDR keine Schokolade gegeben hat.

Das Ersatzprodukt hieß Vitalade, und auch sie bleibt unvergessen – weil sie ungenießbar war. Aber nicht nur an der Schokolade, sondern auch an vielen anderen Eindrücken bemerkten wir, dass zehn Jahre nach dem Zweiten Weltkrieg der Wohlstand in Westdeutschland schon deutlich höher war als im Osten. Die Kleidung, das Warenangebot und die Häuser sahen ganz anders aus als bei uns zu Hause. Allerdings hatte auch im Westen die Motorisierungswelle noch nicht begonnen, so dass wir sehr gut auf den Fernstraßen radeln konnten.



Mittelgebirgsidyll im Elbsandsteingebirge
Foto: Lothar Stutte

So haben wir auf unserer Fahrt das Kloster Vierzehnheiligen und den Bamberger Reiter bewundert und die Nürnberger Burg bestaunt. In München waren wir verblüfft, als sich nach der unvermeidlichen Maß Bier im Hofbräuhaus der Kopf drehte. Vom Starnberger See aus sahen wir zum ersten Mal die Alpen und dieser Eindruck war so stark, dass wir ihn nie wieder vergessen konnten. Von Garmisch-Partenkirchen aus sind wir in Halbschuhen mit Igelitsohlen durch das Höllental auf die Zugspitze gestiegen. Dort auf dem Gipfel zu stehen, war der absolute Höhepunkt unserer Reise. In diesen Tagen entstand die heiße Liebe zu den Alpen, die durch den Bau der Mauer 1961 ein brutales Ende fand.

Nach dem Mauerbau

Für die nächsten 25 Jahre, den Zenit eines Bergsteigerlebens, blieb uns durch die absurde Abgrenzungspolitik der DDR der Weg in die Alpen verschlossen. Nur ganz wenige Ausnahmen hat es gegeben. Einmal sah ich aus dem Flugzeug über der CSSR in der Ferne den Alpenhauptkamm glitzern, im übrigen mussten wir uns darauf beschränken, geschenkte Bergbücher aus Westdeutschland zu verschlingen, zum Beispiel eine der ersten Ausgaben von Walter Pauses „Berg Heil". Dieses Buch habe ich mehrmals mit großem Fernweh durchgeblättert, manche der Tourenvorschläge wurden 40 Jahre später nachgeholt. Ganz beglückt war man auch, wenn man eine der seltenen Alpinistik-Sendungen im Westfernsehen erwischte. Das war jedoch Glückssache, weil es keine Programmzeitschrift gab.

In den sechziger Jahren begannen wir als Studenten, wieder per pedes zu wandern. Westreisen waren nicht mehr möglich, Fahrten in die östlichen „Bruderländer" kaum zu realisieren. Der erzwungene Verzicht hatte aber zur Folge, dass wir unsere kleine Heimat ganz gut kennen lernten. Privat, mit guten Freunden oder in der großen Gemeinschaft einer Studentengemeinde waren wir auf dem Rennsteig in Thüringen und in der Lausitz unterwegs. Unvergesslich aus dieser Zeit, in der nur wenig gewandert wurde, bleibt der Jugendherbergsleiter aus Stolberg/Harz, der unsere verspätet eintreffende Gruppe mit den Worten empfing: „Solche Leute wie ihr werden bald aussterben, denn bald wird jeder Proletarier mit seinem Trabant bei uns vorfahren, um sich zu erholen." Damals waren wir wütend, heute wissen wir, dass der Mann sich gründlich geirrt hat.

In dieser Zeit entdeckten wir eine ganz neue Form des Wanderns, das Wasserwandern mit dem Faltboot. Wir befuhren Sommer für Sommer die einzigartige Mecklenburger Seenplatte und freuten uns über besondere Erlebnisse mit Fischottern, das Trompeten der Kraniche, das Eintauchen der jagenden Fischadler. Wer einige Landtransporte nicht scheute, konnte von Berlin aus bis zur Ostsee durch eine einmalige ruhige Landschaft paddeln. Mit Freund Schorsch habe ich dies zweimal getan, einmal über die Warnow, das andere Mal über die Peene. Man war in der Mecklenburger Seenplatte in diesen Jahren eins mit der Natur, die touristische Erschließung hatte noch nicht begonnen. In der DDR konnte man gar nicht so viele Faltboote kaufen, als dass auf dem Wasser Gedränge hätte entstehen können. Und die technische Rückständigkeit sowie der begrenzte Lebensstandard überhaupt, besonders aber im Luxusbereich, schonten die Natur. Motorboote z. B., die wir Paddler als Raubritter des Wassersports ansahen, gab es in nennenswerter Menge nur in den Berliner Gewässern. Zum behutsamen Umgang mit der Natur war man erzogen, zornig konnte man werden, wenn die Verschmutzung der Natur durch die Überdüngung und die Abwässer der landwirtschaftlichen Produktionsgenossenschaften allzu arg waren oder wenn eine Staatsjagd und militärische Sperrgebiete das Anlegen verboten. Natürlich sind damals auch die Flüsse wie Elbe, Unstrut und Saale reichlich befahren worden. Und auch hier gab es neben den Kultur- und Naturgenüssen gelegentlich großen Schrecken, wenn uns auf dem Wasser z. B. ein Panzer begegnete, den wir gerade noch an seinem Periskop erkennen konnten.

Stets unter Kontrolle

Das Auge des Staates war überall, es ruhte auch auf dem harmlosen Wanderer. Er durfte sich an der Westgrenze nicht einmal der Sperrzone nähern. Im Harz, etwa 30 Kilometer vom „antifaschistischen Schutzwall" entfernt, war beispielsweise Hannes unterwegs. Weil er sich in Richtung Westen bewegte, wurde er von der Polizei festgehalten, hochnotpeinlich und ausgiebig verhört, ehe man ihn wieder laufen ließ. Im Südharz aufgewachsen, nicht weit von der Westgrenze entfernt, konnte ich an klaren Tagen den Brocken sehen. Ich musste nur auf einen dieser hohen trigonometrischen Holztürme klettern. Von dort aus hatte man sogar von der Goldenen Aue her einen fantastischen Fernblick auf den mystischen Traumberg der Deutschen. Auf den Gipfel kam ich allerdings erst als 50-jähriger, nachdem sich die Bürgerbewegung im Herbst 1989 den Zugang zum noch von der Roten und Nationalen Volksarmee besetzten Gipfel ertrotzt hatte.

Kanutour auf der Mecklenburger Seenplatte
Foto: Ernst Fukala

Am Ostseestrand war es nicht anders. Wegen einer aufgeblasenen Luftmatratze wurde man zurückgepfiffen und verwarnt. Ein Paddelboot war im Küstenbereich, der als Grenzbezirk galt und permanent bewacht wurde, absolut verboten. Wie gern hätten wir ein Lagerfeuer am Ostseestrand angefacht, doch dies war ein schweres Vergehen, es hätte ja ein geheimes Zeichen für den Klassenfeind sein können.

An den Grenzen zu Polen und der CSSR durfte man zwar bis unmittelbar an das Sperrschild, aber ein Übertritt in das Nachbarland wäre erst am nächsten offiziellen Grenzübergang möglich gewesen. Darauf musste der Wanderer und Skiläufer meistens verzichten, weil die Passierstellen viele Kilometer auseinander lagen. Als 1968 die CSSR von ihren „sozialistischen Brüdern" okkupiert wurde, inhaftierte man Freund Wolfgang wegen „Herumstehens" an der tschechischen Grenze. 24 Stunden befand er sich in Gewahrsam, bis „zur Klärung seiner Angelegenheit". Wir selbst hatten in diesem Herbst eine seit langem geplante Tour in die slowakische Hohe Tatra unternehmen wollen, die wegen der Sperrung des Grenzverkehrs aber verschoben werden musste. Oft waren wir an der sächsischen Grenze zu Böhmen, durften jedoch nicht ins nächste Tal. War man als deutscher Tourist in der CSSR, konnte man genauso wenig auf dem kurzen Weg „einfach mal so" in die Heimat zurück. Grotesk waren die Verhältnisse auf dem Riesengebirgskamm, wo sich an der alten Grenze zwischen Polen und der Tschechoslowakei bei gutem Wetter viele Wanderer trafen. Wie man uns sagte, durfte zunächst niemand die Seite wechseln, später konnten im Rahmen eines Touristenabkommens Tschechen in die nächste polnische Hütte und umgekehrt, deutschen Gästen war es nicht erlaubt, den jeweiligen Wegrand zu übertreten. Tat man es doch, sprang bald hinter dem nächsten Geröllhaufen oder aus den Latschenkiefern ein wild gestikulierender Grenzbeamter auf und raubte einem die gute Laune sowie einen halben Urlaubstag.

„Reiseerleichterungen"

In den siebziger Jahren traten „Reiseerleichterungen" in Kraft, die dem Wanderer und Bergsteiger visumfrei die CSSR eröffneten. Für andere östliche Länder wie Polen, Ungarn, Bulgarien oder Rumänien brauchte man ein Visum, dessen Beantragung mehr oder minder große Schwierigkeiten bereitete. Alpinistisch so interessante „sozialistische Bruderländer" wie die Sowjetunion, vor allem aber Jugoslawien und auch China, waren weiterhin nur unter ganz großen Schwierigkeiten zu erreichen. Es gab in der DDR zwei staatliche Reiseveranstalter, das „Deutsche Reisebüro" und „Jugendtourist". Beide boten zwar verschiedene Reisen an, in der Überzahl jedoch Pauschalunternehmungen mit geringem alpinistischen Anspruch. So sind die Bergsteiger aus eigener Initiative in die Hohe Tatra (CSSR oder Polen) oder in die Rhodopen (Bulgarien) gefahren, einige gingen durch die verschwiegenen Bieszady (Polen). In den Sommerferien ergossen sich ostdeutsche Karawanen über den Kamm des Riesengebirges und die Magistrale der Hohen Tatra, so dass dort das Wandern streng reglementiert werden musste. Mit der Hohen Tatra verbinden sich für den ostdeutschen Bergfreund besondere Erinnerungen, weil sie das nächst erreichbare Hochgebirge war. Der Alpenkenner konnte auf dieses wirklich kleine Hochgebirge milde herabblicken. Im Fels aber, wo einem Wind und Strapazen gewaltig um die Nase wehen konnten, musste er Respekt zollen. Die Einmischung der Politik in den Alpinismus lernte man auch dort kennen: Die Gerlsdorfer Spitze, mit 2655 Metern höchste Erhebung, musste jahrelang Stalins Namen tragen, bevor sie ihre alte Bezeichnung wieder erhielt. Auf dem Rysy, einem viel begangenen Aussichtsberg, war Lenin verewigt. In frühen Jahren glänzte sein Reliefporträt, später war das Gesicht von Eispickeln zerhackt und schließlich ganz verschwunden.

Geheimtipps zu DDR-Zeiten waren die Kammwanderung über die Niedere Tatra in der Slowakei und das geheimnisvolle Fagaras in Rumänien. Die erste Tour, eine wunderschöne Kammwanderung in Ost-West-Richtung ohne technische Schwierigkeiten, war wegen der fehlenden Übernachtungsmöglichkeiten – es gab keine Hütten und Zelten war verboten – recht anspruchsvoll. Das zweite Unternehmen erwies sich als echtes Abenteuer. Die Koordination von Einreiseerlaubnis, Eisenbahn, Flugzeug, Urlaub und Verpflegung war schwieriger als die ohnehin schwere und lange Hochtour. Da der offizielle Geldumtausch am Minimum orientiert war, musste man illegal nachhelfen und als Notgroschen unbedingt einige Westmark mitführen, die von lieben Westverwandten oder vertrauensvollen Freunden stammten – dafür noch heute ein herzliches Dankeschön. Nach Rumänien musste man jedoch auch die gesamte Verpflegung im Gepäck führen, weil es vor Ort nichts zu kaufen gab. Dauerwurst war zu horten und Konservenbrot auf krummen Wegen aus Depots

der Nationalen Volksarmee zu besorgen. Zum Tauschen brauchte man in Rumänien auf jeden Fall auch einige Westzigaretten und Bohnenkaffee. All diese Konterbande musste dann durch die wirklich nicht angenehmen Grenzkontrollen von vier befreundeten Staaten gebracht werden. Wir haben sogar Benzin geschmuggelt, denn nichts war für das Überleben in den Bergen wichtiger als die Flamme und das berühmte Rauschen des guten alten Bartels-Juwel-Kochers. Obwohl die Verhältnisse dagegen standen, war doch alles irgendwie lösbar und die Grenzer hatten gottlob kein größeres Interesse an Touristen mit unmäßig großen Rucksäcken. In Rumänien hing man sich dann das übliche Jagdmesser an den Gürtel und besorgte sich einen Knüppel für die streunenden Hirtenhunde im Gebirge. Dann ging es mit 25 Kilogramm durch die Täler auf die Gipfel, das Zelt dabei, denn Hütten waren äußerst rar. Und trotz dieser Anstrengungen oder gerade deshalb wurden die Fagaras-Touren zu unseren ganz starken Bergerlebnissen. Der Fagaras-Kamm verläuft in west-östlicher Richtung in einer Höhe von 2000 bis 2500 Metern. Die Wanderung geht über viele Gipfel, u. a. über die höchste Erhebung des Gebirges, den Moldoveanu (2544 m). Mit großem Glück hätte man die Tour in neun Tagesetappen schaffen können, in Wirklichkeit scheiterte dies aber am Wetter, der Kürze des Urlaubs oder an der Notwendigkeit, Nahrungsmittelnachschub aus dem Depot im Tal zu besorgen. Die Menschen waren über die Maßen gastfreundlich, die Unberührtheit der Natur großartig. Es gab keine Straßen und keinen Lift, die wenigen Hütten waren weit verstreut. Da brummte kein Motor und kein Flugzeug flog darüber hin. Beim Frühstück am Bach sahen uns die Wasseramseln zu und wir konnten immer auch das Wasser trinken, in dem wir gerade gebadet hatten. Wir waren am gleichen Breitengrad wie Südfrankreich und das tröstete uns darüber hinweg, dass wir dorthin nicht reisen durften. Aber auch die phänomenalen Südkarpaten waren kein reines Idyll. Das völlige Fehlen eines Umweltbewusstseins, die außerordentlichen Müllberge um die Hütten, die kaputten Flüsse und zerstörten industrienahen Landschaften machten uns traurig und wütend. Dem eingesperrten DDR-Bürger war außerdem noch nie eine so große Armut begegnet wie in Rumänien und über allem lastete sichtbar, hörbar und fühlbar die Despotie von Staatschef Ceaucescu. So blieben auch nach einer langen und großartigen Hochtour die Eindrücke zwiespältig.

Waren die Beschränkungen für Wanderer in der DDR schon deutlich spürbar, hatten es die Höhenbergsteiger noch um einiges schwerer. Sie mussten, um ihre Traumziele im Kaukasus oder Pamir zu erreichen, besonders fintenreich, stur und improvisationsfähig sein. Privat konnte man gar nicht in die Sowjetunion reisen und offizielle Delegationsfahrten, wie z. B. die Fan-Expeditionen Hallenser Alpinisten 1968 und 1969, gab es äußerst selten. Freunde, die zum Elbrus wollten, besorgten sich darum ein Visum nach Rumänien mit Durchreise durch die UdSSR. Wie überall auf der Welt gab es auch bei uns Abenteurer. Und die ganz harten Kerle sind auch ans Ziel gekommen, nur mussten sie dann über Bukarest zurückreisen. Auch solche Unternehmungen wollten subtil vorbereitet sein. Einer dieser Recken erzählte mir, dass er vor einer Elbrus-Tour in seinem Gasherd zu Hause wochenlang Brot geröstet hat – er wollte für die Gipfeletappe neben Haferflocken eine weitere kalorienreiche, haltbare und leichte Kost haben. Herzhaft lachen kann man heute über die Streiche ostdeutscher Extremalpinisten, wenn es ihnen gelungen war, die allmächtigen Behörden auszutricksen. Um aus der niederen DDR auf höchste Berge zu kommen, mussten fingierte Familienbande konstruiert oder sogenannte gesellschaftliche Interessen herhalten. In jedem Fall war die unverbrüchliche Freundschaft zur Sowjetunion zu betonen. Einladungen von russischen Sportorganisationen boten eventuell eine Reisemöglichkeit und wie unlängst die sächsischen Achttausender-Bezwinger mitgeteilt haben, konnte auch eine schlau ausgeklügelte wissenschaftliche Fragestellung zum Ziel führen. Doch was heute belächelt werden kann, war damals bitterer Ernst und allzu oft scheiterten bergsteigerische Pläne an bürokratischen Hürden.

Organisation & Ausrüstung

Neben dem rein privaten Tourismus gab es natürlich auch organisierte Bergsteiger und Wanderer. Dem Deutschen Alpenverein war im Osten nach dem Krieg die Betätigung verboten worden. Viele Bergfreunde traten dem „Deutschen Verband für Wandern und Bergsteigen" – später kam „Orientierungslauf" hinzu – oder dem Kulturbund bei, die meisten waren in den kleineren Betriebssportgemeinschaften organisiert. Das war besonders für Kletterer notwendig, weil sie nur über den offiziellen Verband an Sicherheitsausrüstung oder behördliche Genehmigungen (z. B. den Tatra-Stempel) kamen. Über die Sportorganisationen versuchten Partei und Staat ihre Ideologie zu verbreiten und Einfluss auf das per-

Attraktion Zugspitze - einst in unerreichbarer Ferne, jetzt greifbar nahe
Foto: Stefan Herbke

Zugspitze 1956

Stralsund 1955
Fotos: Ernst Fukala

sönliche Leben zu nehmen. Rückschauend kann man jedoch feststellen, dass für die Mitglieder immer der Sport das Wichtigste geblieben ist. Wie wohl überall auf der Welt war es im Sportverein familiär, man fühlte sich wohl und pflegte die Gemeinschaft. Im DDR-Alltag war es auch nicht ganz unwichtig, „organisiert" zu sein. Dies konnte man immerhin als „gesellschaftliche Betätigung" vorweisen, auch wenn sich in Wirklichkeit die Pflege des privaten Hobbys dahinter verbarg. Diese Sportvereine taten auch viel für den Breitensport, indem sie anspruchsvolle Weitwanderungen und Volksläufe organisierten, z. B. den Rennsteig-Marathon oder Skilangläufe über den Erzgebirgskamm. Wandern war in der DDR inzwischen ein Massensport geworden, wahrscheinlich auch deshalb, weil hier eine Nische gefunden wurde in dem ansonsten auf Medaillen erpichten Staatssport.

Man kann sich nicht an das Wandern und Bergsteigen in der DDR erinnern, ohne bestimmte Mängel im Kopf zu haben. Beispielsweise hatte der ostdeutsche Wanderer im Regen, Schnee oder feuchten Gras immer nasse Füße. Der DDR-typische „Leichtwanderschuh" taugte wenig. Besseres konnte man eventuell in der CSSR einkaufen, was aber schwer zu finanzieren war. Unsere Regenbekleidung waren für die Berge völlig ungeeignete Pelerinen, die Rucksäcke altmodisch, mit dem bekannten Ziehen nach hinten unten – die ersten Kraxen erreichten uns erst in den siebziger Jahren auf dem Umweg über Polen. Die Isomatte war nicht für uns erfunden worden und Daunenschlafsäcke blieben extreme Mangelware. Moderne Seile waren nur unterm Ladentisch zu haben, ähnlich war es mit Zelten. In der DDR gab es nur ein Dederon-Zelt (Dederon = DDR-Perlon). Hatte man es unter Überwindung großer Schwierigkeiten endlich ergattert, hielt es größeren klimatischen Belastungen nicht stand und ließ Wind und Regen durch. Besser waren polnische Bergzelte. Ein ausrüstungsmäßiger Quantensprung fand statt, als treue Hannoveraner Freunde uns eines Tages mit dem ersten K-Way-Regenanzug und einem Doppelwand-Bergzelt aus Finnland bedachten. Wir danken ihnen und können berichten, dass beide Ausrüstungsgegenstände heute noch in Gebrauch sind.

Westkontakte & Verwandtenbesuche

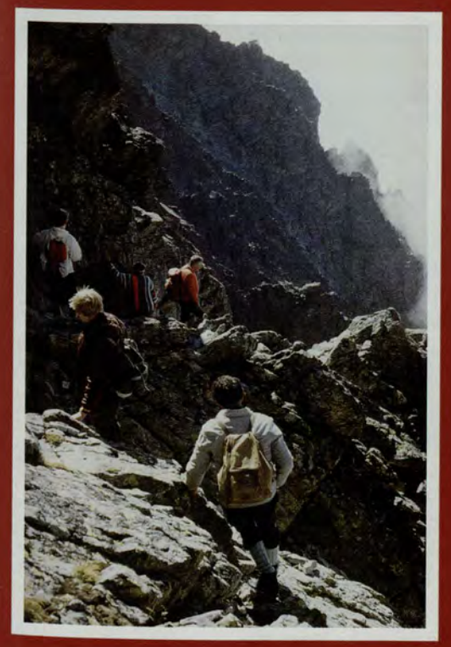
Es war immer ein schönes Gefühl, wenn man auf einer Auslandsreise die DDR hinter sich lassen konnte. Man wusste zwar, dass man wieder zurückgehen würde, hat sich jedoch auch in den „sozialistischen Bruderländern" irgendwie freier gefühlt, auch wenn es dafür keinen objektiven oder vernünftigen Grund gab. Im östlichen Ausland war die Staatsmacht immer dabei, mancher Tourist wurde sogar von der Stasi überwacht.

Erlebnisse der besonderen Art gab es, wenn man im östlichen Ausland in Hütten oder Hotels auf Westdeutsche traf. Als DDR-Bürger hatte man sich daran gewöhnt, dann vom Servierpersonal oder an der Hotelrezeption als Mensch zweiter Klasse behandelt zu werden. Man ließ uns deutlich fühlen, dass da kein harter Devisenbringer kam – die Ostmark war als Trinkgeld ja wertlos. Aber auch darauf war man schließlich eingestellt und nahm jede Gelegenheit gern wahr, mit westdeutschen Touristen in Kontakt zu kommen. Mit ihnen verstand man sich sofort, man sprach die gleiche Sprache, das gegenseitige Informationsbedürfnis war groß und es gab immer intensive und offene Gespräche. In Rumänien konnte es einem passieren, dass man als Ostdeutscher auf der Hütte überhaupt nichts zu essen bekam, während die westdeutsche Reisegruppe in einem abgeschlossenen Raum fürstlich bewirtet wurde. Wir machten Stielaugen durch die großen Veranda-Fenster, haderten mit unserem Schicksal und trösteten uns mit dem immerhin erhältlichen Rum. Wie sich bei den folgenden „innerdeutschen" Gesprächen nach dem Essen dann zeigte, waren den westdeutschen Bergfreunden ihre Privilegien auch eher peinlich.

All diese Misslichkeiten haben ostdeutsche Bergsteiger nicht sonderlich angefochten. Man hatte sich im Lauf der Zeit an die Verhältnisse gewöhnt, es gab eben keine Alternativen und man lebte mit der Schere im Kopf. So sehr wir damals die Reisebeschränkungen verdammten, bleibt daneben die gute Erinnerung, dass wir trotzdem alles hatten: Riesengebirge, Böhmerwald, Hohe und Niedere Tatra, die Südkarpaten und vieles andere mehr. Ein großer Stachel jedoch blieb immer im Fleisch: Wir durften nicht in die „kapitalistischen" Alpen reisen. Und dieser Stachel saß sehr tief, denn die Sehnsucht war unendlich groß. Meinen Rucksack habe ich viele Jahre beneidet, weil er ohne mich in den Dolomiten gewesen war. Ich hatte das gute Stück meinem Freund Pit geborgt, der keinen hatte. Er ist damit in den Dolomiten Ski gefahren, weil er nach dem medizinischen Staatsexamen zu jenen wenigen Jahrgängen gehörte, die vor dem Mauerbau offiziell in den Westen fahren durften. Die Regierung der DDR hatte seinerzeit Ärzten solche Reisen erlaubt, um die „Republikflucht" einzudämmen. Pit und der Rucksack kamen

Foto: Ernst Fukala

Ferne Welten - Rumäniens Fagarasch-Gebirge
Foto: Alfred Quiel



Zelten im Fagarasch 1985

Hohe Tatra, Gerlachspitze (2655 m), früher Stalinspitze - 1986

Der Bergsteigerfriedhof am Popradsee - Hohe Tatra
Fotos: Ernst Fukala

auch zurück und damit meine Hoffnung, später das gleiche tun zu können. Doch als ich einige Jahre später meine letzte Prüfung bestanden hatte, war die Mauer gebaut und die Grenze dicht.

Wenn ein ostdeutscher Werktätiger in den Westen fahren durfte, was üblicherweise nur Rentnern auf Antrag genehmigt wurde, war dies immer ein besonderes Ereignis. Immer setzte es die Überwindung höchster bürokratischer Barrieren voraus. Ganz selten wurden Dienstreisende durch den eisernen Vorhang gelassen, sie hießen dann „Reisekader". Ich selbst war kein solcher, konnte es aber nicht unterlassen, regelmäßig den Antrag auf Besuch eines medizinischen Fachkongresses im nichtsozialistischen Ausland zu stellen. Da ich einen unerschrockenen Schweizer als guten Freund gefunden hatte, der zudem die Hartnäckigkeit besaß, mich über fast ein Jahrzehnt regelmäßig zu einem Kongress einzuladen, hatte ich irgendwann Glück. Ich durfte einige Tage in die Schweiz reisen und natürlich musste ein Berg dabei sein. Freund Ernst führte mich auf den Claridenstock in den Urner Alpen. Das wurde mein erster Gletscherberg, der erste Dreitausender, denn solche gab es im Osten auf der langen Strecke zwischen Harz und Kaukasus nicht. Es war ein grandioses Erlebnis und an meinem Gipelbucheintrag hätte Erich Honecker keine Freude gehabt. Zu den Absurditäten dieser Jahre gehörte bei meiner Ankunft in Zürich die erschreckende Mitteilung meines Schweizer Freundes, dass der Kongress, zu dem ich mit höchster behördlicher Genehmigung hatte anreisen dürfen, gar nicht stattfand. Ernst hatte ihn einfach erfunden, um mir die Reise zu ermöglichen und den Bürokraten ein Schnippchen zu schlagen. Der Spaß über diesen gelungenen Schelmenstreich war fast so groß wie die Freude über den Gipfel am Klausenpass.

In der Endzeit der DDR wurden neue Reiseverordnungen erlassen, die es erlaubten, Verwandte in der Bundesrepublik zu besuchen, wenn sie über 60 Jahre alt waren. So wurde Tante Else, die ich über 25 Jahre nicht hatte sehen dürfen, meine „Reisetante". Zu ihren Geburtstagen konnte ich einen Antrag auf Besuch stellen. Dem Antrag wurde stattgegeben und ich durfte zum ersten Mal privat nach Westfalen fahren. Bei der Deutschen Reichsbahn nahm glücklicherweise niemand daran Anstoß, dass meine Fahrkarte eine Rundreise durch die Bundesrepublik Deutschland unter Einschluss von Garmisch-Partenkirchen umfasste. Das musste sein, weil die Zugspitze gerufen hatte. Meine Tante wunderte sich, dass ich Bergstiefel im Gepäck mitführte, hatte jedoch Verständnis und ließ ihren verrückten Neffen nach einigen Tagen weiterziehen. Also kam ich nach vielen Jahren wieder nach München, trank dort meine Maß zum Abend und fuhr mit dem letzten Zug nach Garmisch-Partenkirchen. Auf dem Bahnhof hatte ich schlafen wollen, um das Geld für die Übernachtung zu sparen. Meine Überraschung war groß, als ich einen abgeschlossenen Bahnhof vorfand. Solches hatte ich noch nie erlebt, es war eben in den Jahrzehnten der deutschen Teilung alles anders geworden im Westen. Einige Konstanten aber gab es doch: Die Zugspitze war da, der Wald duftete wie immer und es fand sich eine Parkbank. Die Nacht war kalt und kurz, aber es herrschte herrliches Wetter, wie zum Lohn für 30 Jahre Warten. Und der Weg durch die Klamm, das Frühstück in der Höllentalangerhütte sowie der Aufstieg auf dem klassischen Weg waren grandios wie früher. Am Gipfel allerdings musste ich die Augen schließen, denn er hatte sich mit seinen modernen Aufbauten und Seilbahnen nicht zu seinem Vorteil verändert. Das Schauen und Ruhen auf Deutschlands höchstem Balkon war gut, ansonsten hieß die Devise „Augen zu und durch" bis zur Knorr-Hütte. Am nächsten Tag ging es dann durch das Reintal zurück, abends war ich in München, der Nachtzug brachte mich nach Halle (Saale) und morgens saß ich in der Sprechstunde.

Ein Jahr später erteilten mir die zuständigen Behörden wieder eine Besuchserlaubnis zu Tantes Geburtstag und diesmal war besser vorgesorgt. Erstens hatte ich einen großen Rucksack dabei und zweitens eine Fahrkarte über Norddeutschland nach Kufstein und zurück. Das Wichtigste war aber der Reisepass der Bundesrepublik Deutschland, den ich im Jahr zuvor erhalten hatte. Diesen verdankte ich den unerschütterlichen Bundesregierungen, die die DDR-Staatsbürgerschaft nicht anerkannt hatten. Das durch ein Passvergehen erworbene Dokument hatte natürlich in der Bundesrepublik bleiben müssen und sollte mir nun die illegale Reise nach Italien ermöglichen. Alle Verwandten und Freunde beschenkten mich großzügig, so dass ich mir einen Kindheitstraum erfüllen konnte – die Fahrt in die Dolomiten. So ging es 1988 vom Pragser Wildsee von Hütte zu Hütte bis nach Belluno. Ich musste schnell sein, da ich für den Höhenweg nur sechs Tage Zeit hatte. Aber das Wetter war im August auf meiner Seite und ich bewegte mich auf den Flügeln der Seeligkeit, endlich am Ziel meiner Wünsche zu sein. Vom abblätternden Seekofel aus sah ich in der Ferne zum

Im steilen Eis der Schweizer Alpen - Claridenstock 1982
Foto: Ernst Fukala

Die Melancholie der „bleichen" Berge - faszinierende Welt der Dolomiten (Drei Zinnen)
Foto: Heinz Zak

Zu Hause ist es doch am schönsten - Rennsteig Thüringen, 1959 und 1990
Fotos: Ernst Fukala

ersten Mal die Drei Zinnen, von denen ich schon so viel gehört hatte. Monte Pelmo, Civetta und Marmolada sah ich liegen, klangvolle Namen, die bisher nur eine Fata Morgana gewesen waren. Die Natur war ungemein beeindruckend, schöner noch, als ich es mir vorgestellt hatte. Es gab aber auch Momente der Trauer, da ich allein mit mir war, halbe Tage keinen Menschen auf den einsamen langen Wegen traf und die Melancholie einen schon überkommen konnte, wenn man als DDR-Bürger abends allein von der Biwakschachtel aus auf die Venezianischen Alpen sah. Schmerzhaft war auch, dass man auf den Hütten nicht erzählen durfte, wo man wirklich herkam und wie voll einem Herz und Seele waren. So blieb nur die Zwiesprache mit dem Tagebuch. Waren die Dolomiten schon ein großer Eindruck gewesen, wartete auf der Schlussetappe dann noch eine große Überraschung. Vom Monte Schiara absteigend, plumpste ich aus der mir gewohnten Bergwelt unvermittelt hinein nach Italien. Die Strapazen waren zu Ende, hier war wirklich ein anderes Land, eine andere Kultur sichtbar, fühlbar und zu schmecken, die man vorher noch nie erlebt hatte. So mussten es alle empfunden haben, die je die Alpen überquert hatten, Goethe zum Beispiel. Doch unsereiner hatte fünfzig Jahre alt werden müssen, um dies zu erleben. Diese geheimen Touren, von denen man zu Hause nur im engsten Familien- oder Freundeskreis sprechen konnte, waren immer überhart kalkuliert. Immer war ein abenteuerliches Moment dabei, denn diese „Alpen-Schwarzfahrten", die es auch schon vor dem Mauerbau gegeben hatte, waren bis zur Wende ein Verstoß gegen verschiedene Gesetze der DDR. Dennoch waren sie wunderbare Erlebnisse, die auch der Wettergott begünstigte. Nach dem Zusammenbruch der DDR war ich sehr gespannt, ob sich meine illegalen Ausflüge in das „nichtsozialistische Ausland" in der Stasi-Akte finden würden. Sie taten es nicht. Auch Erich Mielkes Leute haben nicht alles gewusst.

Reisefreiheit

Als im Herbst 1989 die Grenzen geöffnet wurden, war die lang ersehnte Reisefreiheit da. Wer konnte, fuhr sofort los, um möglichst bald die Ziele seiner Sehnsucht zu erreichen. Der eine musste nach Biarritz, weil ihm sein Onkel früher davon erzählt hatte, der andere sparte sofort auf eine Indonesien-Tour. Der dritte ließ sich durch Nepal tragen und wir selbst konnten im Winter 1990 einer uralten Einladung ins Wallis endlich Folge leisten. Unerfahren wie wir waren, nahmen wir unsere Langlauflatten aus sächsischer Manufaktur mit und merkten erst vor Ort, wie deplaziert sie waren. Aber die Freunde halfen uns mit Skiern und Fellen aus und es wurde die erste Ski-Hochtour zum Illhorn daraus. Bei der Abfahrt zeigten sich die Defizite im Tiefschnee, aber für die Pis-ten reichte völlig aus, was wir an der Schanzenbaude am Fichtelberg in Sachsen gelernt hatten. Im ers-ten Sommer nach der Wende gab es wiederum kein Halten und wir mussten in die Ötztaler Alpen. Zum zweiten Male hatten wir uns aus blanker Unwissenheit ein ziemlich hohes Ziel ausgesucht. Die erste Gipfelmesse auf einem Dreitausender ließ uns trotz himmlischer Unterstützung sogleich spüren, dass Nachhilfeunterricht notwendig war. Die neue Dimension, das Steigen in über 2500 Metern hohem Fels und Eis hatten wir nicht gelernt. Der DAV Summit Club half uns auf der Rudolfshütte nach. Wir sahen die erste Eisschraube, lernten den Prusikknoten und bargen uns aus Gletscherspalten.

Den Brocken, der über Jahrzehnte „terra incognita" war, weil er direkt an der Westgrenze lag, suchte ich gleich mehrmals auf, im Sommer, im Winter und zum Sonnenaufgang. In den folgenden Jahren wurden die so lange entbehrten Ziele schließlich nachgeholt: erneut durch die Dolomiten, herrliche Wander- und Badeferien in Kärnten und im Salzburger Land, Wandern im Tessin, im Pustertal, Vinschgau, in der Toskana und Genusstouren auf den Hohen Dachstein und auf dem Karnischen Höhenweg. Auch die Winterziele haben sich gewandelt. Aus dem Erzgebirge sind wir auf den Fern-Ski-Wanderweg über den Schwarzwald und in die Bayerwald-Loipe aufgebrochen. Die Flussfahrten führten die Weser und die Naab hinab. Freundschaften aus Universitätsjahren, die die Zeit des Kalten Krieges überdauert hatten, wurden wiederbelebt und führten zum Entstehen einer gesamtdeutschen Wandergruppe. Deren erste Wanderung über den Rennsteig begann am Tag nach der Wiedervereinigung Deutschlands. Zwischen der Wartburg und Masserberg hatten wir uns unendlich viel zu erzählen und etwas bange noch sangen wir das Deutschlandlied zum ersten Mal. In dieser Gruppe von zehn alten und zehn neuen Bundesrepublikanern wurde das wechselseitige Wandern in jeweils unbekannte Landschaften Deutschlands alle zwei Jahre zur Tradition. Wir „Ossis" lernten Eifel, Allgäu und Rhön kennen, unsere „Wessis" sahen Thüringen, Elbsandsteingebirge und die Lausitz zum ersten Mal.

Sehnsucht nach fernen Zielen - Karnischer Höhenweg 1994.
Foto: Ernst Fukala

Mitglied im DAV

In Halle (Saale) konnte ich nach langer innerer Verbundenheit Mitglied im Deutschen Alpenverein werden, nachdem schon 1990 die über 100 Jahre alte Sektion wiedergegründet worden war. Hier trafen sich Wanderer, Kletterer und Bergsteiger, man fand neue Freunde und ein vielfältiges Vortrags- und alpinistisches Programm. Und auch in unserem mitteldeutschen DAV-Ableger ging die Welt auf: Pit Schubert zeigte fabelhafte Bilder vom Himalaya, unsere ganz starken Männer erstiegen ihren Achttausender und den größten Saal unserer alten Universitätsstadt füllte der unnachahmliche Reinhold Messner ohne Mühe.

Veränderungen seit der Wende

Nach dem Fall der Mauer musste jeder sein Traumziel besuchen. Die über Jahrzehnte vorenthaltene Speise wollte genossen werden. Einer flog nach Kanada, ein anderer fuhr ins Fichtelgebirge, beide waren seelig. Die meisten Bergfreunde aber zog es in die Alpen, die mit ihrer Größe und Vielfalt alle Vorstellungen sprengten und jedes Mütchen kühlen konnten. Im Hochgefühl der ersten Jahre nach dem Mauerfall und der deutschen Wiedervereinigung wurden wir mit Freuden begrüßt, mit offenen Armen empfangen und mussten viele Fragen beantworten. Doch so ganz ohne Widersprüche ging der Übergang in die touristische Freiheit nicht ab. Die Ost-Touristen waren in den Alpen einerseits willkommen, andererseits brachten sie auch mehrfach beschriebene Probleme mit. Man musste sich erst einmal aneinander gewöhnen und nach meinem Eindruck ist dieser Prozess noch lange nicht abgeschlossen. Manche Konflikte der deutschen Wiedervereinigung fanden sich sogar in Gipfelbüchern wieder. Es konnte auch passieren, dass man wegen seines guten alten Zweitakt-Pkw auf einem Höhenparkplatz im Allgäu schon mal als Ost-Stinker tituliert wurde. Immer im Gedächtnis wird auch der erste Jahrestag der deutschen Wiedervereinigung bleiben, zu dem ich mir ein schönes Ziel ausgesucht hatte, den Hochvogel. Das Wetter war fantastisch, die Tour unvergesslich, aber am Nachmittag musste der offensichtlich einzige Neubundesbürger im Prinz-Luitpold-Haus lange argumentieren, bis man ihm glaubte, dass alle Deutschen, auch die im Osten, den Solidaritätsbeitrag bezahlen.

Zu den großen Freuden unseres zweiten Wanderlebens nach der Wiedervereinigung gehören die Segnungen der modernen Ausrüstung. Zwar hat kein alter Ostwanderer über Gebühr darben müssen, und er hat auch ohne tiefere Einsicht in Funktionsunterwäsche seine Erlebnisse gehabt. Dennoch kann er sich außerordentlich über gelgepolstertes Schuhwerk, einen atmungsaktiven Anorak und einen Hightech-Rucksack freuen. Der Nachholbedarf im Osten dürfte den Bergsportausrüstern wohl kaum Kummer bereitet haben. Wenn wir früher das Problem hatten, überhaupt eine Reise machen zu können, lernten wir in der Neuzeit die Qual der Wahl kennen. Der Besuch eines Trekker-Treffens des DAV Summit Clubs in Berchtesgaden führte neben den nachhaltigen Vortragseindrücken dann auch eher zur Verwirrung. Inzwischen hat aber wohl jeder gelernt, aus dem ungeheuer großen Reiseangebot das Richtige für sich herauszufinden. Das durchschnittliche Wandern ist viel angenehmer geworden, dafür ist es nicht mehr so abenteuerlich und entbehrungsreich wie früher. Darum gehen wir heute den besonders gut „erschlossenen" Gebieten in den Alpen gerne aus dem Weg. Wir haben viele neue Landschaften, Kulturen und Menschen kennen gelernt. Dabei zeigte sich aber, dass der Zuwachs an Weite bewusstes Handeln verlangt, um auch an Tiefe des Erlebens zu gewinnen.

Nicht geändert haben sich seit der Wende die Beobachtungen über das Verhalten deutscher Touristen im Ausland. Früher war aufgefallen, dass unsere Landsleute allzu lärmend auftraten, was damit erklärt wurde, dass man hinter der Grenze den Druck des Regimes los war. Jetzt erlebte man die nun vereinten Schwestern und Brüder genauso, vor allem in der Gruppe. An der fehlenden oder vorhandenen persönlichen Freiheit konnte es also nicht liegen. Vielleicht war dieser Eindruck ein Indiz dafür, dass 40 Jahre der Trennung doch nicht alle Gemeinsamkeiten der Deutschen zerstört haben. Mir scheint, dass die touristische und alpinistische Wiedervereinigung gelungen ist. Wir Wanderer haben es aber auch leichter als die Politiker und Ökonomen: Denn wer in die Berge geht, ist in der Regel guter Laune und lässt seine Sorgen zu Hause. Die neuen Erlebnisse haben uns alle bereichert. Und die Erinnerungen an vergangene Zeiten bewahren wir so auf, wie man es mit seinem liebsten Stück, einem alten Seil oder Rucksack, tut.

Skialpinismus-Wettkämpfe

Geschichte, Entwicklung und Engagement des DAV

Von GEORG HOHENESTER, MANFRED SCHEUERMANN, STEFAN WINTER

Der Skisport kann in den Alpen auf gerade einmal gut hundert Jahre Entwicklung zurückblicken. In Skandinavien dagegen standen Menschen wohl schon vor 5000 Jahren auf skiähnlichen Hölzern, die sie zur Fortbewegung und Jagd nutzten. In der norwegischen Region Telemarken ist auch die Wiege des modernen Skilaufs auszumachen. Dort wurden nach sportlichen Kriterien bereits ab den 40er Jahren des 19. Jahrhunderts regelmäßig „nordische" Wettbewerbe, d. h. Langlaufrennen und Sprungläufe durchgeführt.

Der Ski erobert die Alpen

1888 löste Fridtjof Nansens Grönlanddurchquerung auf Skiern einen wahren Begeisterungssturm in Sachen Skilauf in Mitteleuropa aus. Innerhalb der nächsten 20 Jahre breitete sich der Skisport zunächst in den deutschen Mittelgebirgen, dann auch in den bayerischen Alpen aus: 1890 bestieg der Gutsverwalter Karl Otto den Heimgarten in Oberbayern – und damit den ersten Alpengipfel mit Skiern; 1891 war der Feldberg im Schwarzwald Tourenziel ambitionierter Skiläufer, 1895 die Rotwand am Schliersee und der Krottenkopf bei Partenkirchen. 1897 durchquerte der junge Geologe Wilhelm Paulcke mit Freunden das Berner Oberland – eine alpine Großtat, die enormes Aufsehen erregte; 1900 erreichte Josef Enzensperger die Zugspitze per Ski; 1901 war das Nebelhorn im Allgäu Skitourenziel; bis 1904 bestiegen Skipioniere die meisten Skigipfel der Berchtesgadener Alpen[1].

Mit zunehmender Ausbreitung des Skilaufs – um 1905 geht man in Deutschland von ca. 5000 organisierten Skiläufern aus, 1915 bereits von rund 30.000 – stellte sich natürlich die Frage nach der vereinsmäßigen Organisation der Aktiven. Die ersten Skiläufer hatten bereits ab 1890 Mittelgebirgs-Skiclubs gegründet (der erste in Todtnau im Schwarzwald 1891), ab der Jahrhundertwende entstanden Skiclubs auch in den bayerischen Alpen - und bald auch innerhalb der Sektionen des Deutschen und Österreichischen Alpenvereins (D.u.Ö.A.V.) Skiabteilungen, die sich für die Förderung ihrer winterlichen Aktivitäten im Verein einsetzten.

Der Skilauf war im Alpenverein zunächst umstritten. Man sah sich einer neuen Disziplin gegenüber, die von vornherein sportliche Tendenzen Richtung Wettkampf erkennen ließ. Kaum fanden sich ein Dutzend „Skifexe" zusammen, mussten sie sich auch schon gegenseitig messen und Rennen austragen, die mit Engagement und Begeisterung organisiert und durchgeführt wurden: ab dem letzten Jahrzehnt des 19. Jahrhunderts in den Mittelgebirgen, um 1900 im Schlierseer und Garmischer Gebiet, 1905 am Jenner/Berchtesgaden, 1906 am Sudelfeld und auf der Schwäbischen Alb, 1908 in Oberammergau, hier erstmals die „Meisterschaft von Deutschland im Schilauf" in alpinem Gelände.

Die ersten Skiwettkämpfe muss man sich als eine Art nordische Langlaufrennen über unterschiedliche Distanzen (10, 20, 50 km) und verschiedene Parcours vorstellen, mit Aufstieg und Abfahrt, die den Teilnehmern bereits außergewöhnliche Ausdauerleistungen abverlangten und die oft auch mit „Sprunglauf" kombiniert wurden. Den ersten rein alpinen Torlauf veranstaltete der Österreicher Mathias Zdarsky 1905. Der „Erfinder" der Stemmbogentechnik wollte in diesem „Abfahrtsrennen" die Überlegenheit seines kürzeren Alpinskis gegenüber den langen nordischen Brettern unter Beweis stellen, die u. a. Wilhelm Paulcke vehement verteidigte.

Die Entwicklung in Deutschland bis 1936 – Tourenskilauf contra Skisport

Mit dem Sport- und Wettkampfgedanken tat sich der D.u.Ö.A.V. bereits damals schwer. In den einschlägigen Veröffentlichungen der alpinen Vereine finden sich über Jahre immer wieder seitenlange Abhandlungen renommierter Autoren, die den Sport/Skisport auf der einen und den traditionellen Alpinismus auf der anderen Seite thematisierten und so die Vereinspolitik je nach eigenem Standpunkt zu

[1] Informativ und unterhaltsam lässt sich die Entwicklung des Skilaufs in Bayern in Bruno Eraths „Von den Wiegen des Skilaufs in Bayern" nachlesen, erschienen 1993 in der Verlagsanstalt „Bayerland", Dachau.

Hohes alpinsportliches Niveau, ein attraktives Gelände und perfektes Wetter machen Skibergsteiger-Wettkämpfe nicht nur für die Athleten zu einer spannenden Attraktion. Hier auf dem Pistengebiet des Passo Tonale am Adamello.
Foto: Manfred Scheuermann

Bereits die Pioniere des Skilaufs haben sich im sportlichen Wettbewerb gemessen und außergewöhnliche Leistungen erreicht, wie hier in St. Christoph am Arlberg.
Foto: Archiv DAV

Wilhelm Paulcke (1873-1949)
war ein Skipionier der ersten Stunde und gründete 1905 den Deutschen Skiverband.
Foto: Archiv DAV

Rechts: Skiwettkämpfe einmal anders. Die Jugendmeisterschaften der JDAV setzten weniger auf sportliche Höchstleistungen als auf vielseitige Aufgabenstellung.
Foto: Horst Länger

Matthias Zdarsky (1856-1940)
revolutionierte mit der Stemmbogentechnik den alpinen Skilauf.
Foto: Archiv DAV

beeinflussen versuchten. Befürworter der sportlichen Richtung wiesen auf die ungeahnten Entwicklungsmöglichkeiten des Skilaufs hin und verlangten, dass sich der Alpenverein an die „Spitze der Bewegung" stellen solle, um nicht zum Altherrenverband zu werden[2]. Diese „Fraktion" schloss sich schließlich im „Ausschuss zur Förderung der Schituristik im D.u.Ö.A.V. (A.F.S.)" zusammen. Gegner dieser sportlichen Entwicklung hingegen betonten den Stellenwert des klassischen, naturästhetischen Alpinismus und verdammten organisierte Wettkämpfe im alpinen Gelände. Ein herausragender Kritiker war etwa Eugen Guido Lammer, der in seinem Aufsatz „Wettrennen im Hochgebirge" derartige Wettkämpfe als „Welt der dumpfen Niederungen ... voll Sumpfnebel der Zivilisation" brandmarkte und „unsere reinen Höhen" gefährdet sah.[3]

Das ebenfalls um diese Zeit einsetzende „informelle" Ringen um die schwierigsten Fels- und Eisfahrten bzw. Erstbegehungen schien hingegen – wenn auch nicht offizieller Wettkampf, so doch nicht mit weniger sportlichem Ehrgeiz betrieben – kaum gestört zu haben. Einen ausgezeichneten Überblick über die „Sportdiskussion" jener Jahre innerhalb des D.u.Ö.A.V. gibt Dagmar Günther in ihrer Publikation „Alpine Quergänge – Kulturgeschichte des bürgerlichen Alpinismus (1870-1930)".[4]

Schließlich kam der D.u.Ö.A.V. der skifahrerischen Jugend in den eigenen Reihen entgegen und schrieb sich die Förderung des Tourenskilaufs als „legitime Alpinismusvariante" des weißen Sports auf die Fahne. Die Wettkampfvariante und deren Weiterentwicklung hingegen überließ man anderen. Obwohl dies offiziell nicht gern gesehen wurde, übte man natürlich auch im D.u.Ö.A.V. den „illegitimen Skisport" aus. Über Jahrzehnte traten Alpenvereinssektionen auch als Ausrichter von Skirennen auf, es gab wechselseitig enge Kontakte zu Skiclub-Organisationen, von den Alpenvereinsmitgliedern, die an von Skiclubs organisierten Rennen teilnahmen, ganz zu schweigen. Selbst der Dachverband organisierte Wettkämpfe, zu deren Begründung allerdings Lammer-Argumente – „Tat und Abenteuer" als gleichberechtigte Form des Bergsteigens neben „Schau und Schönheitsdurst" – herangezogen bzw. uminterpretiert wurden.[5]

1905 wurde in München auf maßgebliches Betreiben von Wilhelm Paulcke der Deutsche- (DSV), der Österreichische und der Mitteleuropäische Skiverband gegründet, aus dem 1924 die „Fédération Internationale de Ski" (FIS) hervorging; unter den

Gründungsmitgliedern des DSV fand sich auch der Alpine Schiklub München, eine wenige Jahre zuvor gegründete Alpenvereinssektion. Weitere Sektions-Skiabteilungen traten dem DSV in den Folgejahren bei.

Auch wenn die Kontakte zwischen D.u.Ö.A.V.-Sektionen und DSV-Skiclubs weiterhin fruchtbar waren – teilweise gehörte man beiden Verbänden an und führte beide Verbände auch in Personalunion –, so ging jetzt doch die Schere auseinander zwischen dem Tourenskilauf des Alpenvereins und dem Skisport, der sich unter der Führung der Skiverbände rasant weiter entwickelte. Mit Einführung und Verbreitung diverser alpiner Disziplinen – Torlauf, Slalom, Abfahrtslauf – wurde nun das Gebirge tatsächlich als „Sportplatz" genutzt. Lediglich die sich in Deutschland seit etwa 1910 großer Beliebtheit erfreuenden „Staffelläufe" bzw. „Staffettenläufe" – gewissermaßen die Vorläufer heutiger Skialpinismus-Wettkämpfe – hielten an den „alpinistischen Wurzeln" fest, indem sie Aufstiege und Abfahrten verbanden. Diese wurden 1932 auf deutschen Antrag hin auch als FIS-Konkurrenz anerkannt, ebenso wie „Militär-Patrouillen-Wettläufe", die – vornehmlich in Deutschland, der Schweiz und Frankreich beliebt – schließlich sogar in das Programm der Olympischen Winterspiele übernommen und 1936 in Garmisch-Partenkirchen demonstriert wurden. Einen guten Einblick in die unterschiedlichen alpinen Disziplinen um 1935 und die Winterolympiade 1936

Im Rahmen der DAV-Skimeisterschaften anfangs der 70er Jahren startete auch Fritz Zintl, langjähriger Referent für die Ausbildung im DAV.
Foto: Günter Sturm

Unten: Skitechnisch versierte Bergsteiger bildeten zu Beginn des Ersten Weltkriegs Schneeschuhtruppen und forcierten nach Kriegsende die Entwicklung des Skilaufs.
Foto: Archiv DAV

geben diverse Artikel in den Jahrbüchern des DSV, „Der Winter". Auch im D.u.Ö.A.V. wurde über „Die Olympischen Winterspiele und wir" räsoniert. Man wies auf die Arbeitsteilung der Verbände – „hie sportlich-wettkämpferischer Schilauf, hie Turenlauf" hin, gestand allerdings auch „der Abfahrt eines winterlichen Schibergsteigers eine gewisse sportliche Note" zu.[6]

Ungeachtet dieser Diskussionen nahmen die herausragenden deutschen Läufer – ob Alpenvereinsmitglied oder nicht – in den 30er Jahren auch an internationalen Rennen in den Westalpen teil, wo die Entwicklung des Skisports sehr erfolgreich gewesen war und bereits zu Wettkämpfen ganz anderer Größenordnung geführt hatte.

Die folgende Übersicht über die bedeutendsten Wettkämpfe in Italien, der Schweiz und Frankreich wird diese Traditionsrennen vorstellen und auch auf die Entwicklungen der letzten Jahre eingehen.

Skialpinismus-Wettkämpfe in den Westalpen

Skialpinismus-Wettkämpfe in den Westalpen, aber auch in Spanien und Andorra, reichen teilweise bis in die 30er Jahre des 20. Jahrhunderts zurück und haben sich seit Jahrzehnten gleichberechtigt neben dem Tourenskilauf als fester Bestandteil winterlicher Bergsportaktivitäten etabliert. Eine derart kontroverse Diskussion wie in Deutschland innerhalb des D.u.Ö.A.V. über die Berechtigung alpiner Wettkämpfe ist in den entsprechenden Alpenvereinen der Westalpenländer so nicht auszumachen. Offensichtlich wurde hier kaum ein Widerspruch zwischen klassischem Bergsteigen und sportlicher, wettkampforientierter Aktivität gesehen.

Die wichtigsten Rennen sehen heute regelmäßig Hunderte von Teilnehmern am Start, wobei eine Vielzahl leistungsorientierter und gut trainierter „Hobbysportler" ebenso antreten wie Elitemannschaften, die oft aus Militär, Forstbehörde oder Grenzpolizei stammen und sich entsprechend professionell auf die Wettkampfsaison vorbereiten können. Hier finden sich ambitionierte Amateure neben Halbprofis und Profis wieder, die in Nationalmannschaften organisiert sind und von einem Stab von Trainern, Ärzten und Masseuren betreut werden.

Italien – breite Palette & Trofeo Mezzalama

In Italien hat sich die Skialpinismus-Wettkampfszene vor allem im letzten Jahrzehnt zu einem Breitensport entwickelt, der heute – gemessen an der Zahl der Aktiven und der Veranstaltungen – nach Ski alpin und Langlauf den dritten Platz im Wintersport einnimmt. Während der Saison finden von den Dolomiten bis ins Aostatal und in den Alpen des Piemont mehrere Dutzend Rennen statt. Machten früher reine alpine Langlaufrennen (mit klassischen Langlaufskiern) die Großzahl der Veranstaltungen aus, favorisiert die Entwicklung der letzten Jahre eindeutig Skitouren-Rennen (mit Skitourenskiern). Ita-

[2] So der ehemalige 1. Vorsitzende Geheimrat von Pfister auf der Hauptversammlung 1913 bzw. Alfred Steinitzer oder Josef Aichinger, damals Vorsitzender der Sektion Villach, in den Mitteilungen 1914, 1-8 f. bzw. 36 f. Steinitzer berichtete einige Jahre später auch über die Aktivitäten der deutschen „Schneeschuhbataillone" im Ersten Weltkrieg, die großteils aus Alpinistenkreisen rekrutiert worden waren.

[3] Nachzulesen in ÖAZ 1911/1912, 292.

[4] Dagmar Günther: „Alpine Quergänge – Kulturgeschichte des bürgerlichen Alpinismus" (1870-1930), Campus Verlag, Frankfurt a.M. 1998, hier das Kapitel „Der Alpenverein und die Herausforderungen der modernen Freizeitkultur", 104 ff.

[5] Siehe den Bericht über den „5. Tiroler Jugend-Schitag des D.u.Ö.A.V.", Mitteilungen 1937, 5-130 f.

[6] Siehe „Der Winter", Jahrgang 1934/35, 129 ff. und 193 ff. bzw. den Aufsatz „Zur Geschichte und Entwicklung der Skirennen", verfasst vom Herausgeber Carl J. Luther im Jahrgang 1937/38, 225 ff. sowie Mitteilungen 1936, 1-4 f.

Ottorino Mezzalama (1888-1931)
auf einem Rennen 1929 (rechts im Bild). Nach ihm wurde die Trofeo Mezzalama benannt, die 1933 erstmals stattfand.
Foto: Archiv CAI Torino

lienischer Dachverband ist die „Federazione Italiana Sport Invernali" (FISI), über die auch der nationale Italien-Cup ausgetragen wird.

Als einer der traditionsreichsten Wettkämpfe Italiens ragt die *Trofeo Parravicini* (1860 Hm über 17 km Strecke) aus der Menge der Rennen heraus, ein hochalpines Langlaufrennen mit Tourenwertung in den Bergamasker Alpen, das – seit 1936 von der Sektion Bergamo des „Club Alpino Italiano" (CAI) organisiert – im Frühjahr 2002 bereits zum 53. Mal abgehalten und in diesem Jahr auch als Abschlussrennen des Italien-Cups gewertet wurde.

Beispielhaft für ein noch ziemlich „junges" Rennen hingegen ist die erst seit 1995 stattfindende *Sella Ronda*, die in über 2700 Hm auf den Pistenskigebieten von Canazei, Arabba, Corvara und Wolkenstein um den Dolomitenstock der Sella herumführt. Ca. 450 Teilnehmer (Teilnehmerbegrenzung auf max. 230 Paare) gehen in Zweierteams mit Stirnlampe auf diesen begehrten Nachtmarathon, der neben fünf weiteren Rennen zum Dolomiten-Cup zählt.

Wettkämpfer im Steilaufstieg auf den Monte Madonnino während einer frühen Veranstaltung der Trofeo Parravicini.
Foto: Archiv CAI Bergamo

Eine Sonderrolle nimmt die *Trofeo Mezzalama* (TM) ein, ein hochalpiner Skialpinismus-Wettkampf, der sich im italienisch-schweizerischen Grenzgebiet zwischen Matterhorn und Monte-Rosa-Massiv bewegt. Ausgerüstet mit Seil, Steigeisen, Helm und Pickel machen sich Dreier-Teams auf die Strecke, die über 45 Entfernungskilometer und 3000 Höhenmeter von Breuil/Cervinia (2000 m) über den Breithornsattel (3826 m), den Passo di Verra auf den Gipfel des Kastor (4226 m), von dort über den Felikgletscher auf die Lyskamm-Nase (4150 m) und dann hinab nach Gressoney La Trinité (1637 m) führt. Gute Skibergsteiger machen die Tour in zwei bis drei Tagen, die „langsamsten" Teilnehmer der TM in unter zehn Stunden!

Dieser Skimarathon ist nach Ottorino Mezzalama benannt, dem Pionier des italienischen Skitourenwesens, der 1931 in einer Lawine ums Leben kam. Ihm zu Ehren wurden zwischen 1933 und 1938 sechs Wettkämpfe ausgetragen, die in Bergsteigerkreisen enormes Aufsehen erregten. So finden sich Namen wie Luigi Carrell, Antonio Gaspard, Amilcare Cretier, Giusto Gervasutti – „il Fortissimo" und Achille Compagnoni unter den erfolgreichen Teilnehmern der TM. Auch deutsche Teams starteten für den DSV, so etwa Franz Fischer – der spätere legendäre Hüttenwirt der Oberreintal- und Tannheimerhütte, der 1933/34 mit Gustl Müller und Matthias Wörndle eine Mannschaft bildete oder Anderl Heckmair, der 1934 als Ersatzmann bzw. Betreuer mitgefahren war, dann aber als Sololäufer eineinhalb Stunden nach den Teams auf die Strecke ging, diese alle überholte und in absoluter Bestzeit ins Ziel kam. Die Ausnahmeleistung Heckmairs kommentierend hieß es damals in einer Genfer Zeitung: „Heckmair demonstriert neue Technik", dabei hatte Anderl während einer Aufstiegsetappe ein Steigeisen verloren und musste „mit dem eisenlosen Schuh ganz schnell auftreten, um mit dem Steigeisen-Schuh wieder Halt zu finden."[7]

Zwischen 1971 und 1978 fanden weitere vier Wettkämpfe statt, wobei die 1971 für den DAV startenden Georg Becherer, Edi Bußjäger und Michel Dacher den Pokal für die beste Städtemannschaft gewannen und unter 23 gestarteten Mannschaften den 7. Platz belegten.[8] Danach gab es aufgrund finanzieller Probleme – ein organisierter Wettkampf in derart hochalpiner Kulisse verlangt eben enormen Organisations- und (ehrenamtlichen) Personalaufwand – eine weitere Unterbrechung.

Bernd Urlaub im Abstieg am Fixseil. Der Allgäuer Bergsteiger konnte auf vielen hochalpinen Langlaufrennen, vor allem in Italien, hervorragende Platzierungen erlaufen, hier 1995 in Bergamo.
Foto: Archiv Urlaub

Erst 1997 konnte die vier Jahre zuvor gegründete „Mezzalama Trophy Foundation" zur elften Austragung des traditionellen Wettkampfes einladen. Inzwischen scheint die Austragung der TM alle zwei Jahre gewährleistet – im Wechsel mit der Patrouille des Glaciers auf Schweizer Gebiet – und „das höchste und anspruchsvollste alpine Rennen der Welt", so ein Ausschreibungsprospekt, trifft auf immer stärkeres öffentliches Interesse.

Zur 13. Austragung der TM 2001 waren erstmals keine Langlaufskier mehr zugelassen, alle Teilnehmer mussten mit Tourenskiern auf die Strecke. Trotzdem – oder gerade deshalb – begaben sich 176 Teams an den Start in Breuil (nur acht Mannschaften wurden wegen Überschreiung des Zeitlimits aus dem Rennen genommen). Die Sieger liefen in 4:32:22 Std. über die Ziellinie, die Volksläufer, die etwa 50 Prozent des Starterfeldes ausmachten, kamen in immer noch äußerst beeindruckenden 6-9 Stunden in Gressoney an. Die nächste TM in 2003 soll als „International Open" und offizielles ISMC-Langstrecken-Rennen (zum ISMC siehe weiter unten) ablaufen.[9]

Schweiz – SAC-Cup & Patrouille des Glaciers

Auch in der Schweiz erfreuen sich Skialpinismus-Wettkämpfe einer langen Tradition, die insbesondere im französischsprachigen Landesteil äußerst lebendig ist. Der Schweizer Alpenclub SAC hat sich die Weiterentwicklung dieser Bergsportart zur Aufgabe gemacht und veranstaltet seit einigen Jahren einen Schweizer Cup, der aus fünf bis sieben alpinistisch anspruchsvollen Rennen besteht, die rochierend veranstaltet werden, z. B. die *Trophée du Muveran*, die *Trophée de Gastlosen* oder die *Trophée des Dents Blanches*. Im Mittelpunkt des SAC-Engagements stehen neben der nationalen Ausscheidung die Betreuung der Schweizer Nationalmannschaft, die bei internationalen Rennen immer auf vorderen Plätzen zu finden ist, sowie eine vorzügliche Nachwuchsarbeit (Regionalzentren mit entsprechenden Trainern).[10]

Mit der Patrouille des Glaciers (PDG) hat die Schweiz ebenso wie Italien einen herausragenden Wettkampf aufzuweisen, der sich durch seine Länge, die große durchschnittliche Höhe über Meer und das anspruchsvolle Streckenprofil auszeichnet. Dieser internationale Militärwettkampf findet in Dreierpatrouillen statt und führt heute in zwei Kategorien über die Strecke der Haute-Route von Zermatt nach Verbier.

Die Kategorie A (um die 54 km/115 Leistungskilometer) geht von Zermatt über die Schönbielhütte auf die Tête Blanche (höchster Punkt 3000 m), traversiert den Glacier du Mont Miné bis zum Col de Bertol, fährt dann nach Arolla (2000 m) ab, um durch ein steiles Couloir bis zum Rosablanche aufzusteigen und über den Col de la Chaux nach Verbier zu gelangen. Die kürzere Kategorie B führt in ca. 28 km/52 Leistungskilometer von Arolla nach Verbier.

Wer bei der PDG mitlaufen möchte, sollte nicht nur über Erfahrung im Hochgebirge verfügen, son-

Giusto Gervasutti (1909-1946)
Extremkletterer und begeisterer Skisportler, erhielt den Beinamen „il Fortissimo", weil er ein Rennen der Trofeo Mezzalama in Rekordzeit gewann.
Foto: Archiv Ewald Weiß

[7] Charly Wehrle geht in seinem Buch „Bergsteiger ohne Maske – Franz Fischer, Hüttenwirt und Original", Panico Verlag, Köngen 1998 auf Fischers/Heckmairs TM-Aktivität ein. Die Steigeisen-Episode berichtete Anderl Heckmair selbst.
[8] Siehe Mitteilungen, 1971, 6-285.
[9] Weitere Informationen über Italiens Skialpinismus-Wettkämpfe unter www.dolomitiski-alp.it, www.sellaronda.it und www.trofeomezzalama.org
[10] Nähere Infos unter www.sac-cas.ch.

dern auch mental und physisch äußerst belastbar sein, schnell genug, um die vorgegebenen Zeitlimits einhalten zu können und auch unter extremen Bedingungen teamfähig. Denn ohne praktizierte Kameradschaft ist ein Durchkommen nicht möglich.

Die Idee zur PDG keimte während der Grenzbesetzung von 1939-1945, als die Schweiz unter der Invasionsbedrohung durch die Achsenmächte lebte, in den Köpfen der Militärs, die im Ernstfall den südwestlichen Abschnitt des zentralen Alpenmassivs hätten verteidigen müssen. Die Ausdauer der Hochgebirgssoldaten sollte in einem Winterwettkampf getestet werden. Erstmals wurde die PDG im April 1943 bestritten. Zehn Patrouillen legten 63 Kilometer Strecke und einen Höhenunterschied von 7600 Meter zurück (Siegerzeit: 12 Std. 7 min). Ein Jahr später waren bereits 44 Patrouillen auf längerer und schwierigerer Strecke unterwegs. Der dritte Durchgang 1949 war von einem schrecklichen Unfall gezeichnet: Drei Männer verschwanden in einer Gletscherspalte und konnten erst acht Tage später geborgen werden. Daraufhin verbot die Militärführung weitere Wettkämpfe als „übertriebenes Wagnis".

Das zweite Leben der PDG begann 1984, nachdem der Gebirgsdivision 10 als Veranstalter die Austragung neuer Wettkämpfe genehmigt worden war. Die Öffnung für Zivilisten und die Einführung der kürzeren Kategorie brachte enormen Zulauf und erhöhte die Attraktivität des Wettkampfes. Immer mehr Anmeldungen von Patrouillen haben inzwischen zu einer Teilnehmerbegrenzung auf den einzelnen Routen geführt. Nach erfolgreichen PDGs in 1998 und 2000 musste der Großteil der insgesamt über 2500 Athleten die Ausgabe 2002 aufgrund schlechter Witterungsbedingungen abbrechen – die Maxime „Safety first" wird vom Schweizerischen Militär ernst genommen. Mit deutscher Beteilung bei der PDG sah es bislang eher bescheiden aus – abgesehen von Bundeswehrpatrouillen standen bislang sehr wenige Teams am Start[11].

Das Militär erkannte schnell die Möglichkeit, mit Hilfe der Ski in hochalpine Regionen vorzustoßen. Entsprechend wurden Ausbildung und Leistungsfähigkeit auch im Rahmen von Wettkämpfen überprüft.
Foto: Archiv DAV

Frankreich –
Pierra Menta & erste Weltmeisterschaft

Auch in Frankreich wird dem Skibergsteigen als Wettkampfsport seit langem große Bedeutung zugeschrieben, was mehr als 30 veranstaltete nationale Rennen pro Winter eindrucksvoll demonstrieren. Der wohl bekannteste Wettkampf – auch über die französischen Grenzen hinaus – ist die *Pierra Menta* (PM) in Savoien. Hierbei handelt es sich um einen viertägigen Wettbewerb, bei dem die Teilnehmer auf vier Etappen insgesamt 10.000 Höhenmeter allein im Aufstieg zurücklegen müssen. Die Berge im Talkessel von Areches-Beaufort eignen sich hervorragend für die Austragung dieses Skimarathons. Zahlreiche Zuschauer säumen die Wegstrecke der Athleten, um diese zu motivieren und anzufeuern. In ihrer „nur" siebzehnjährigen Geschichte hat es die PM so weit gebracht, in einem Atemzug mit der Trofeo Mezzalama und der Patrouille des Glaciers genannt zu werden. Frankreich macht somit die Trikolore der drei begehrtesten Skiwettkämpfe komplett[12].

Die Franzosen haben bereits früh erkannt, dass Skitourenrennen eine der faszinierendsten alpinen Outdoorsportarten mit Wettkampfcharakter sind. Nicht zuletzt deshalb gibt es in Frankreich auch schon lange eine Nationalmannschaft. Diese wird von der „Federation Française de la Montagne et de l'Escalade" (FFME) – dem nationalen Verband für die sportlichen Varianten des Alpinismus – gestellt. Seit Jahren dominieren französische Teams auch den Europacup und die Europameisterschaften, die vom „International Council for Ski Mountaineering Competitions" (ISMC) veranstaltet werden. Der ISMC ist innerhalb des Weltverbandes der alpinen Vereine „Union Internationale des Associations d' Alpinisme" (UIAA) die zuständige Kommission für Skialpinismus-Wettkämpfe. Sie ging 1999 aus der Vorgängerorganisation CISAC (Commission Internationale Skialpinisme Competition) hervor. Mittlerweile gehören dem ISMC 23 Mitgliedsverbände an, von den USA bis nach Korea.

Die Routenbesichtigung vor dem Wettkampf nutzen viele Athleten als letztes leichtes Training vor dem Start. Hier eine deutsche Seilschaft bei der Trofeo Mezzalama auf dem Breithornplateau.
Foto: Georg Hohenester

Alle heutigen Rennen des Europacups dauern etwa drei Stunden, gehen über ca. 1800 Hm, weisen eine hohe durchschnittliche Hangneigung auf sowie technische Passagen, die ein Abschnallen und Tragen der Ski erforderlich machen, mitunter auch mit Steigeiseneinsatz und Fixseilstrecken. Der ISMC stellt auch das sportliche Reglement samt Disziplinarordnung und bildet offizielle Schiedsrichter aus. Das große Bestreben von ISMC und UIAA, 2006 bei den Olympischen Spielen in Turin teilzunehmen, scheiterte jedoch knapp. Dafür soll es ab 2004 eine World-Cup-Serie geben.

Im Januar 2002 hat Frankreich dem Skialpinismus zu einem Meilenstein verholfen, indem es zum ersten Mal in der mehr als 100-jährigen Geschichte des Skibergsteigens über die FFME als Ausrichter eine offizielle *Weltmeisterschaft* für Skitourengeher veranstaltet hat. Austragungsort war der bekannte Wintersportort Serre-Chevalier bei Briançon (Dauphiné-Gebirgsgruppe).

Der Deutsche Alpenverein schickte zu dieser sportlich erstklassigen Meisterschaft erstmals eine „Deutsche Nationalmannschaft Skialpinismus" (zum Engagement des DAV siehe weiter unten). Das Team für Deutschland bestand aus erfahrenen Skialpinistinnen und Skialpinisten, die schon seit Jahren ohne den DAV an Wettkämpfen im In- und Ausland teilgenommen haben. Nur die besten Skibergsteiger kamen in Frage, denn auf den WM-Strecken mussten mehrere Aufstiege und Abfahrten bis zu 2500 Metern Höhenunterschied, technisch anspruchsvolle Passagen und taktisch flinke Fellwechsel absolviert werden. Zudem war die internationale Konkurrenz erdrückend groß.

Erfolgreichste Nation der WM war schließlich Frankreich, das in der Summe aus guten Platzierungen in Einzel-, Team- und Jugendwettkämpfen am meisten Punkte erreichte. Der DAV konnte mit einem sechsten Platz in der Nationenwertung einen bemerkenswerten Einstandserfolg verbuchen. Dies unterstreicht das leistungssportliche Potenzial der derzeitigen deutschen Aktiven. Blickt man in Deutschland auf das Skibergsteigen als Breitensport, dann hat sich hier der DAV bereits ein international anerkanntes Renommee erworben, Stichwort Fach-

Dynamik bis zum letzten Schwung: Die Italiener Ivan Murada und Graziano Boscacci siegten im Teamwettbewerb während der ersten Weltmeisterschaft im französischen Serre Chevalier 2002.
Foto: Georg Hohenester

[11] Weitere Infos zur Patrouille des Glacier unter www.pdg.ch
[12] Nähere Infos unter www.pierramenta.com

übungsleiterausbildung, Snowcard, Skibergsteigen umweltfreundlich etc. Dies war aber ein Entwicklungsprozess über mehrere Jahre. Bekommt der DAV diese Zeit auch für den Bereich Skialpinismus als Wettkampfsport zugestanden, so wie dies in Frankreich der Fall war, dann könnte sicherlich auch der DAV eine große Konkurrenz für die FFME werden.

Allerdings haben es Bergsportdisziplinen, die wettkampfmäßig betrieben werden, nach wie vor nicht leicht im DAV, der sich auf das „traditionelle" Bergsteigen konzentriert und gleichermaßen naturschutzfachliche Belange berücksichtigt. Frankreich profitiert hier letztlich von seiner „romanischen Mentalität", die es ermöglicht, begeistert und emotional in der Sache sportliche Höchstleistungen vorurteilsfrei zu würdigen. Die Leistung der „Grande Nation" wird nicht zuletzt deshalb im Skialpinismus neben Italien, der Schweiz und Spanien für den DAV wahrscheinlich unerreichbar bleiben.

Die Entwicklung in den Ostalpen

Im Vergleich zu den Westalpen haben sich Skialpinismus-Wettkämpfe im Ostalpenbereich viel unauffälliger, begrenzter und zumeist auch „leiser" entwickelt. Es gibt bislang kaum einen herausragenden Skimarathon, der eine namhafte Zahl von Teilnehmern und Zuschauern anzieht, und keine spektakulären Rennen hochalpinen Zuschnitts. Es gab und gibt aber doch zumeist kleinere Wettkämpfe auf regionaler oder lokaler Ebene, die teilweise eine lange Tradition besitzen, und eine entsprechende „Szene" von Aktiven, die ihrem Sport mit Begeisterung anhängen.

Österreich – zwischen Tradition & Event

Ein österreichisches Traditionsrennen ist die *Wildsau-Staffel*, die vor langen Jahren am Lisenser Fernerkogel im Sellrain/Stubaier Alpen ausgetragen wurde, dort nach einem Unfall zum Erliegen kam und dann ab 1997 mit neuer Strecke wieder aufgenommen wurde. Heute steigen Vierer-Staffeln von je zwei Aufsteigern und zwei Abfahrern von Praxmar auf Lampsenspitze (gut 1100 Hm) und Zischgeles (knapp 1200 Hm) – in je 50-70 min für den Aufstieg und ab 2:30 min (!) für die Abfahrt. Die für ein Skialpinismus-Rennen ungewöhnliche Aufteilung in Aufsteiger und Abfahrer sowie das hochalpine Tourengelände der beliebten Sellrainer Gipfel sorgen für eine sportlich-eigentümliche Atmosphäre, die durch die rasanten Abfahrer eine besondere Note erhält. Allerdings darf man hier die Unfallgefahr nicht verschweigen, die immer wieder für Diskussionsstoff sorgt und bereits üble Folgen nach sich zog.

Eindeutig als junger und dem Zeitgeist entsprechender „Event" inszeniert wird hingegen der *Mountain Attack*, der erste österreichische „Skimarathon" im Skigebiet von Saalbach-Hinterglemm, der – 1999 zum ersten Mal ausgetragen und von einer professionellen Agentur betreut – inzwischen an die 500 Teilnehmer an den Start bringt. Für die Top-Athleten aus Österreich, Deutschland und Italien ist das Nachtrennen mit seinen beiden Strecken „Marathon" (3008 Hm über 40 km Strecke) und „Tour" (2035 Hm über ca. 20 km) zu Beginn der Saison eine erste Möglichkeit, die eigene Form zu testen. Für die mittlerweile zahlreichen Zuschauer/Fans bietet das Organisationsteam ein buntes Spektakel inmitten der Rummel gewöhnten Skiarena – das aus naturschutzfachlicher Sicht allerdings vertretbare Grenzen überschreitet. Geboten werden Seilbahnauffahrten zu einzelnen Bergankünften, Multimedia-Präsentation auf großer Videowand, Zieleinlauf auf dem Dorfplatz von Saalbach, Live-Musik und eine abschließende „Attack-Party".[13]

Etwas weniger „attackierend" ging es auf den beiden Wettbewerben des Austria Skitour Cup zu, der im Winter 2002 erstmals im Rahmen zweier Rennen im Salzburger Land durchgeführt wurde. *DachSteinBock* (Marathonstrecke 2340 Hm auf 25 km Strecke/Halbmarathon 1190 Hm auf 12,8 km Strecke) in der Skiregion Dachstein West und *Auffi muas i* (Marathonstrecke 1805 Hm auf 17,9 km Strecke/Halbmarathon 920 Hm auf 7,8 km Strecke) in der Skiregion Speiereck/Grosseck hießen die beiden Pistenbewerbe, die den österreichischen Meister kürten. Darüber hinaus waren die Rennen als „Hobby-Weltmeisterschaft im Skibergsteigen" ausgeschrieben und das „Auffi muas i" wurde als erstes österreichisches ISMC-Europa-Cup-Rennen gezählt, organisiert vom „Verband Alpiner Vereine Österreichs" (VAVÖ).[14]

Während die Dämmerung langsam hereinbricht, sind die Läufer auf dem ersten Anstieg zum Schattberg unterwegs.
Foto: Mountain Attack

Nach dem Startschuss des Mountain Attack in Saalbach eilen die Wettkämpfer im Laufschritt Richtung Berg.
Foto: Mountain Attack

Deutschland – die Entwicklung nach 1945

Nach der Zäsur des Zweiten Weltkrieges wurde die „Arbeitsteilung" zwischen DAV und DSV beibehalten und ausgebaut. Doch auch wenn sich der DAV offiziell nur mit der Skialpin-Ausbildung und dem Tourenwesen befasste und selbst keine sportlichen Wettkämpfe durchführte, organisierten viele Skiabteilungen der DAV-Sektionen weiterhin „alpine" Wettkämpfe bzw. nahmen deren Mitglieder an von Skiclubs organisierten Rennen teil. Im Rahmen der Sektionsmeldungen in den „Mitteilungen" kann man jeweils kurz darüber nachlesen. Aktiv waren hier z. B. die Sektionen Hochland, Turner Alpenkränzchen, Noris, Starnberg, Peißenberg, Weißenburg, Mittelfranken, Isartal, Ulm und Kulmbach. Allerdings finden sich hier weniger Hinweise auf Skitourenrennen im heutigen Sinne. Meist handelte es sich um reine Abfahrtsläufe bzw. Langlaufrennen. Als typisches Beispiel für einen derartigen „Sektionswettkampf" kann wohl das traditionelle *Firngleiterrennen* der Sektion Lenggries dienen, das seit über 30 Jahren – zunächst am Brauneck –, heute am Seekarkreuz oberhalb der Lenggrieser Hütte abgehalten wird und um die 50 Starter aus dem lokalen Umfeld zählt. Hier wird „Gaudi und sportliche Rasanz" gleichermaßen gewürdigt.[15]

Auch an diversen *Jugend-Skitagen* nahmen JDAV-Vertreter teil und konnten Erfolge feiern, so 1954 am Bayerischen Jugend-Skitag oder 1964 am Harzer Jugend-Skitag, wo elf norddeutsche Sektionen immerhin 105 Wettkämpfer meldeten.

Die Gemeinde Bad Kohlgrub war Austragungsort der „Ersten Skimeisterschaft des DAV" im Jahr 1970.
Foto: Günter Sturm

[13] Weitere Infos unter www.mountain-attack.at
[14] Nähere Infos unter www.vavoe.at bzw. www.astc.at.
[15] Siehe Mitteilungen 1974, 1-37

In den 70er Jahren gingen DAV-Läufer an den Start des *Stubaier Gletscher-Staffellaufs* auf der Franz-Senn-Hütte, bei dem zwischen 150 und 200 internationale Teilnehmer starteten. In der entsprechenden Ankündigung in den Mitteilungen wurde der „alpine Charakter" explizit betont: „Der Stubaier Gletscher-Staffellauf ist in erster Linie gedacht als eine Art internationaler Sternfahrt mit Wettbewerbscharakter ... Jedenfalls soll vermieden werden, dass der Lauf zu einem Profi-Rennen umfunktioniert wird."[16]. Aus diesen Zeilen sprechen deutlich die „Berührungsängste" mit dem „reinen Wettkampfsport" in alpinem Gelände.

Beispiel für eine weitere Sektionsveranstaltung ist die *Rätikon-Ski-Rallye* der Sektion Lindau, die 1978 anlässlich des 100-jährigen Sektionsbestehens auf der Lindauer Hütte ausgetragen wurde und „Aufstiege, Abfahrten und Sonderaufgaben" für die am Start befindlichen Dreier-Mannschaften vorsah[17].

Ab 1970 gab es für einige Jahre dann doch *DAV-Skimeisterschaften*, organisiert von der DAV-Berg- und Skischule unter Günter Sturm. Als Wettbewerbe wurden eine Zweierkombination Riesentorlauf/Langlauf und eine Viererkombination Langlauf/Abfahrt/Spezialslalom/Sprunglauf angeboten und entsprechend stark nachgefragt[18]. (Der Versuch, die DAV-Meisterschaften Ende der 80er Jahre wiederzubelegen, scheiterte an organisatorischen Problemen.) Parallel führte die JDAV *Jugendmeisterschaften* durch, die bis Anfang der 90er Jahre großen Anklang fanden und dann aufgrund mangelnder Schneelage über mehrere Winter hin eingestellt wurden. Die JDAV-Meisterschaften waren weniger durch rein sportliche Wettkämpfe nach der Stoppuhr als vielmehr durch umfassendere alpinistische Aktivitäten gekennzeichnet, wie z. B. Abfahren am Seil, Skischlitten-Bau, Orientieren im Gelände etc.

Inspiriert von italienischen Langlaufrennen wurde 1977 erstmals der *Internationale Immenstädter-Ski-Cross-Mannschaftslauf* veranstaltet, der in den Mitteilungen sogar mit der Trofeo Mezzalama verglichen wurde.[19] Das vom Skiclub Immenstadt-Allgäu organisierte hochalpine Langlaufrennen führte bis in die Mitte der 90er Jahren mit ca. 2300 Hm über die Gipfel der Nagelfluhkette und sah teilweise über 100 Zweiermannschaften am Start. Heute findet im Allgäu nur mehr ein kleines Rennen statt, der *Mittag-Skisprint*, der, privat organisiert, 20-30 hochkarätige Läufer mit Langlauf- oder Tourenski anzieht.[20]

Im Werdenfelser Land wird seit 2000 das *Diamir-Race* in Mittenwald veranstaltet, das auf der Traditionsstrecke des Dammkars ein attraktives Rennen in hochalpinem Ambiente bietet.[21] Organisiert von der Garmisch-Partenkirchener Berg- und Skischule Vivalpin können die Wettkämpfer zwischen einer kleinen Runde (1320 Hm) und einer großen Runde (1900 Hm) wählen. In 2002 wurde das Diamir-Race erstmals unter der sportlichen Leitung wie naturschutzfachlichen Begleitung des DAV ausgetragen.

Daniel Pickl von der DAV Sektion Teisendorf. Bei der Abfahrt durch unpräpariertes Gelände, wie hier im Dammkar, entscheidet sich, wer im Zieleinlauf die Nase vorne hat.
Foto: Georg Hohenester

Den Schwerpunkt in Sachen Skialpinismus-Wettkämpfen nimmt in Deutschland zweifellos das Berchtesgadener Land ein. Hier gab und gibt es die meisten Rennen, die zumeist von den entsprechenden Skiclubs veranstaltet wurden bzw. werden. Zu nennen sind der *Rauschberglauf* (Ruhpolding, ca. 1400 Hm auf 18 km Strecke), ein alpines Langlaufrennen, veranstaltet vom Skiclub Ruhpolding mit bis zu 80 Zweiermannschaften am Start, das zwischen 1955 und Ende der 90er Jahre stattfand; der *Saghäusl-Gedächtnislauf*, (Berchtesgaden Rossfeld, ca. 650 Hm, Teilnehmerzahl ca. 50, Organisation SC Au, durchgeführt seit 1988); der *Götschenfuchs* (Bischofswiesen, ca. 700 Hm, Teilnehmerzahl ca. 50-80, Organisation SC Bischofswiesen, durchgeführt seit 2000); das *Loferer Schitourenrennen* (Schigebiet Lofer, ca. 750 Hm, ca. 90 Teilnehmer, Organisation SC Lofer, durchgeführt seit 2000); die *Riap-Sport-Dynafit-Trophy* (Predigtstuhl/Bad Reichenhall, ca. 500 Hm, Teilnehmerzahl ca. 60-80, bisher Zweier-Staffel, ab 2003 Einzelbewerb, Organisation Skiclub Bad Reichenhall/Riap-Sport, durchgeführt seit 2000);

[16] Mitteilungen 1976, 4-199.
[17] Mitteilungen 1978, 2-89.
[18] Erstmals als „neue Initiative des DAV" angekündigt wurde die Alpenvereins-Meisterschaft in den Mitteilungen 1969, 6-253. In den Folgejahren finden sich dann ausführliche Berichte über Ablauf und Ergebnisse.
[19] So in den Mitteilungen 1977, 2-90
[20] Herzlichen Dank an Bernd Urlaub für die Informationen zur italienischen Trofeo Parravicini und zum Allgäu. Der extreme Langläufer und Bergwachtmann aus Oberstdorf konnte über lange Jahre auf großen italienischen Rennen ebenso wie in Deutschland bedeutende Erfolge feiern.
[21] Das Dammkar war bereits in den 30er Jahren Schauplatz vielbesuchter Abfahrtsrennen – der „Dammkarwurm" der aufsteigenden Teilnehmer wurde entsprechend berühmt.

Im Dammkar bei Mittenwald findet das Diamir Race statt. Es eignet sich hervorragend für die Austragung eines naturverträglichen Skialpinismus-Wettkampfes.
Foto: Wolfgang Ehn

Während des Diamir Race 2002 wurde erstamls eine Tragestrecke eingebaut, die den Athleten einiges an Kondition abverlangte. Im Bild: Manfred Dorfmann aus Südtirol.
Foto: Wolfgang Ehn

der *Hinterstoißer Lauf* (Reiter Alpe/Jettenberg, Teilnehmerzahl ca. 50, Dreier-Mannschaften – je ein Tourenrennläufer, Alpinskifahrer, Langläufer –, Organisation Skiclub Bad Reichenhall, durchgeführt seit 1952; 2002 vorläufig letzter Hinterstoißer-Lauf – möglicherweise ab 2003 mit neuem Organisationsteam und neuen Strecken); die *Watzmanngams* (Watzmannkar/Berchtesgaden, ca. 850 Hm, die Teilnehmerzahl von ca. 70-100 auf lokaler Ebene soll nicht wesentlich erhöht werden, Organisation Sektion Berchtesgaden, durchgeführt seit 1970 mit Ausnahmegenehmigung des Nationalparks Berchtesgaden); es besteht weiterhin eine Ausnahmegenehmigung des Nationalparks Berchtesgaden für das *Watzmannsilberschild-Skitourenstaffel-Rennen* zur Watzmanngugel, ein Rennen mit langjähriger Tradition, das aber in den letzten Jahren aus organisatorischen Gründen nicht mehr durchgeführt wurde; das *Flying Sushi* (Untersberg/Grödig, 1250 Hm, Teilnehmerzahl ca. 70, nur Aufstieg, Organisation Bergschule Salzburg-alpin, durchgeführt seit 2001).[22]

Aktuelles Engagement des DAV

Angesichts der wachsenden Nachfrage nach Skialpinismus-Wettkämpfen in den Ostalpen und auch unter DAV-Mitgliedern musste der Deutsche Alpenverein in jüngster Zeit zu diesem Thema Stellung beziehen. Skialpinismus-Wettkämpfe sind eine Variante des Skibergsteigens und der DAV ist im Deutschen Sportbund (DSB) zuständiger Fachverband für das Bergsteigen und die alpinen Sportarten und hat die Fachkompetenz für alle Bereiche des Alpinismus, zu dessen Kerngebieten auch das Skibergsteigen gehört. Gleichermaßen ist der DAV als in Bayern anerkannter Naturschutzverband dem Schutz des Alpenraums, seiner Flora und Fauna und einer naturverträglichen Entwicklung des Bergsports verpflichtet. Natur- und Umweltschutz gehören ebenso wie der alpine Bergsport zu den vorrangigen Vereinszielen und satzungsgemäßen Aufgaben. Vor diesem Hintergrund ist auch die Frage nach der Naturverträglichkeit von Skialpinismus-Wettkämpfen für das Engagement des DAV vordringlich.

Mit dem Projekt „Skibergsteigen umweltfreundlich" hat sich der DAV zum Ziel gesetzt, die Naturverträglichkeit des Skibergsteigens sicherzustellen und seine Fachkompetenz unter Beweis gestellt. Durch differenzierte Lösungen ist es gelungen, Sport und Naturschutz in den Skitourengebieten der deutschen Alpen zu vereinen und ein vertrauensvolles Miteinander der mitwirkenden Behörden und Verbände zu schaffen. Diese Basis vermag das Erholungs- und Erlebnispotenzial des alpinen Tourenskilaufs dauerhaft zu sichern.

Im Berchtesgadener Land wird seit über 30 Jahren die „Watzmanngams" ausgetragen. Der lokale Rahmen soll auch künftig beibehalten werden. Im Bild: „Gams 2002" Franz Graßl und Wolfgang Palzer (rechts).
Foto: Stefan Winter

[22] Herzlichen Dank an Martin Dufter von Riap-Sport/Bad Reichenhall für die Informationen zu den Rennen im Berchtesgadener Land.

Was ist aber nun mit den ökologischen Auswirkungen von Skialpinismus-Wettkämpfen und dem damit verbundenen Trainingsgeschehen? Kann der DAV auf nationaler oder internationaler Ebene Einfluss nehmen und sind Skitourenrennen mit dem „DAV-Grundsatzprogramm zur umwelt- und sozialverträglichen Entwicklung und zum Schutz des Alpenraumes" vereinbar? Soll der Alpenverein Skialpinismus-Wettkämpfe unterstützen oder soll er sie ablehnen und damit die Kompetenz und die Einflussmöglichkeiten aus der Hand geben – mit dem Risiko, dass zukünftig ein anderer Verband die Zuständigkeit für das Wettkampfgeschehen im Skibergsteigen erlangt? Diese grundsätzlichen Fragen stellten sich dem DAV, als er Anfang 2001 angefragt wurde, Mitglied im internationalen Verband für Skialpinismus-Wettkämpfe, dem ISMC, zu werden.

Mit Augenmaß gestalten

Um eine solide Grundlage für eine DAV-Position zum Thema zu schaffen, setzte der Verband umgehend eine interne Projektgruppe ein, deren Leitung der Dritte Vorsitzende des DAV, Ingo Buchelt, übernahm. Weitreichende Recherchen insbesondere zur Frage der Naturverträglichkeit von Skialpinismus-Wettkämpfen im In- und Ausland führten im Sommer 2001 zu einer ersten Entscheidung: Der Deutsche Alpenverein wurde ISMC-Mitglied und nahm damit die Chance wahr, die internationale wie nationale Entwicklung von Skialpinismus-Wettkämpfen in sportlicher und naturschutzfachlicher Hinsicht aktiv mitzugestalten. Bereits im Winter 2001/2002 konnten DAV-Mitglieder offiziell an internationalen Wettkämpfen teilnehmen und in der Folge gründete sich eine DAV-Nationalmannschaft (siehe oben). Weitere Entscheidungen, vor allem die zur Beteiligung des DAV an Skialpinismus-Wettkämpfen auf nationaler Ebene, wurden erst nach eingehender interner Diskussion getroffen. Auch mit externen Partnern von Behörden und Verbänden und den Alpenvereinen der Nachbarstaaten wurde das Thema behandelt. Es stellte sich heraus, dass sich nationales und internationales Engagement des DAV aufgrund unterschiedlicher Rahmenbedingungen im In- und Ausland unterscheiden müssen.

Im Juli 2002 entschied schließlich der DAV-Hauptausschuss über den weiteren Fahrplan. Dem-

Von Rettungsflügen abgesehen muss bei Skialpinismus-Wettkämpfen aus Naturschutzgründen auf Hubschrauberflüge verzichtet werden.

Ingo Buchelt vom DAV im Gespräch mit Félicien Morel (rechts) vom SAC.

Umweltschonende Maßnahmen während der Trophée de Gastlosen: Säuberung der Strecke nach dem Rennen und Materialtransport per Rettungsschlitten (unten).
Fotos: Manfred Scheuermann

Skialpinismus-Wettkämpfe im Bereich von Pistenskigebieten sind für Zuschauer und Medienvertreter leicht zugänglich, wie hier beim „Sci Alpinistica dell' Adamello" am Passo Tonale (Italien).
Foto: Manfred Scheuermann

nach fördert der Deutsche Alpenverein die Wettkampfsportart Skialpinismus und setzt sich dabei zum Ziel, die Entwicklung dieses Bergsports in natur- und umweltverträgliche Bahnen zu lenken (im folgenden der Inhalt des Hauptausschuss-Beschlusses).

Internationale Ebene

Der DAV setzt sich im Rahmen seiner Mitgliedschaft im ISMC dafür ein, dass Skialpinismus-Wettkämpfe nach folgenden Grundsätzen durchgeführt werden. Er stimmt dabei sein Vorgehen eng mit dem Österreichischen Alpenverein (OeAV) ab:

❑ Skialpinismus-Wettkämpfe sollen alpen- und weltweit naturverträglich durchgeführt werden. Natur und Umwelt der Bergregionen dürfen durch sportliche Wettkämpfe nicht zusätzlich belastet werden.

❑ Bei der Austragung von Skialpinismus-Wettkämpfen erhalten Pistenskigebiete den Vorrang, auf bestehende Infrastruktur wird zurückgegriffen und auf die Durchführung von Wettkampfveranstaltungen in Schutzgebieten wird verzichtet.

❑ Bei Skialpinismus-Wettkämpfen werden verbindliche Umweltstandards eingehalten. Diese Standards sollen in die ISMC-Richtlinien für die Austragung von Skialpinimus-Wettkämpfen integriert werden, ihre Einhaltung überwacht und Verstöße sanktioniert werden.

Die sportfachliche Entwicklung von Skialpinismus-Wettkämpfen wird auf internationaler Ebene folgende Maßnahmen enthalten:

❑ Meldung der deutschen Athleten/innen wie bislang unter dem Titel „DAV-Nationalmannschaft" zu den internationalen Wettkämpfen.

❑ Begleitende Trainingssteuerung nur für die Athleten, die für den DAV bei internationalen Wettkämpfen starten.

❑ Mitarbeit im ISMC, u.a. mit dem Ziel, bei der Durchführung von Wettkämpfen entsprechende Umweltstandards durchzusetzen.

❑ Kein internationaler Wettkampf in Deutschland (Europacup/Weltcup).

Nationale Ebene

Das nationale Engagement des DAV bei Skialpinismus-Wettkämpfen orientiert sich an den speziellen Rahmenbedingungen in den deutschen Alpen. Deutschland hat nur einen marginalen Alpenanteil. Dort bedrohen vielfältige, sich überlagernde Raumansprüche in ihrer Gesamtheit die ökologische Funktionsfähigkeit des Gebiets, so dass es von größter Bedeutung ist, die verbliebenen Naturpotenziale zu schützen und zu erhalten. Die Skitourenberge der deutschen Alpen reichen meist nur in Höhenlagen von 1700 bis 2000 Meter, die Skirouten verlaufen häufig durch Waldgebiete und führen sehr oft an ökologisch sensible Gebiete heran. Unter Berücksichtigung der Routenempfehlungen des DAV-Projekts „Skibergsteigen umweltfreundlich" sind weite Teile der Region für das individuelle, naturverträgliche Tourenskifahren geeignet. Für organisierte Sportveranstaltungen wie Skialpinismus-Wettkämpfe eignen sich in den deutschen Alpen aus naturschutzfachlicher Sicht nur Bereiche, die durch Lifte und Seilbahnen erschlossen sind. Diesen Gegebenheiten trägt der DAV-Beschluss mit folgendem Grundsatz für Wettkämpfe in Deutschland Rechnung:

❑ Der DAV beteiligt sich an Skialpinismus-Wettkämpfen in Deutschland, wenn diese innerhalb noch in Betrieb befindlicher (Stand 2002) Pistenskigebiete stattfinden. Dies umfasst auch unpräparierte Bereiche, sofern keine naturschutzfachlichen Gründe dagegen sprechen. Dies ist in jedem Einzelfall naturschutzfachlich zu prüfen und muss mit den Ergebnissen des DAV-Projekts „Skibergsteigen umweltfreundlich" in Einklang stehen. Voraussetzung für eine Beteiligung des DAV an Skialpinismus-Wettkämpfen in Deutschland ist auch, dass verbindliche Umweltstandards eingehalten werden und für die jeweilige Veranstaltung eine behördliche Genehmigung vorliegt.

Der Schutz der Rauhfußhühner, hier ein Birkhahn, und ihrer empfindlichen Biotope ist für den DAV ein vorrangiges Ziel.
Foto: Georg Hofmann

Für die sportfachliche Entwicklung von Skialpinismus-Wettkämpfen auf nationaler Ebene sind folgende Maßnahmen vorgesehen:

❑ Durchführung von maximal drei Wettkämpfen Damen/Herren durch den DAV bzw. in Zusammenarbeit mit dem DAV (Deutsche Meisterschaft).

❑ Im Jugendbereich können maximal drei Wettkämpfe durchgeführt werden, die JDAV ist daran zu beteiligen. Die Jugendwettbewerbe sollen möglichst in räumlichem und zeitlichem Zusammenhang zu den Wettbewerben Damen/Herren veranstaltet werden.

❑ Führung von Ranglisten.

❑ Eingliederung der Disziplin in den entsprechenden Ausschuss.

Die Berichterstattung des DAV zum Thema Skialpinismus-Wettkämpfe in den internen und externen Medien wird zurückhaltend betrieben.

Verbindliche Umweltstandards

Für die Austragung von Skialpinismus-Wettkämpfen wird der DAV in Zusammenarbeit mit dem OeAV verbindliche Natur- und Umweltschutz-Standards entwickeln, die auch mit dem Club Arc Alpin (CAA), der europäischen Vereinigung der Alpenvereine, abgestimmt werden sollen. Diese enthalten neben den dargelegten Kriterien für die Auswahl geeigneter Austragungsorte vor allem Bestimmungen für die Planung und Durchführung der Veranstaltungen. Voraussetzung ist, dass Skialpinismus-Wettkämpfe so naturverträglich wie möglich ausgetragen werden. Die Umweltstandards definieren z. B. den zeitliche Rahmen von Wettkämpfen, einen naturverträglichen Streckenverlauf, Wildtier- und Vegetationsschutz auch in den Randbereichen, den Verzicht auf Hubschrauberflüge, Abfallvermeidung, Richtlinien für Beschallung, mechanische Präparierung und Beschneiung, Anregungen für die Anreise mit öffentlichen Verkehrsmitteln zum Wettkampfort etc. Hinzu kommen Kommunikationsmaßnahmen, um die Athlet/innen an den DAV zu binden, ihr Trainingsverhalten zu beeinflussen und sie möglichst als Meinungsbildner für eine natur- und landschaftsverträgliche Ausübung der Sportart Skibergsteigen, insbesondere für das DAV-Projekt „Skibergsteigen umweltfreundlich" zu gewinnen.

Herzlichen Dank an Heidi Schwaiger für die tatkräftige Hilfe bei der Recherche.

Nicht nur der Aufstieg zählt: Gute Abfahrer können in anspruchsvollem Gelände viel Zeit gut machen, doch ist auch Vorsicht geboten.
Foto: Georg Hohenester

„Graue Panther“ am Fels

Klettern – ein idealer Alterssport

Von IRMGARD BRAUN

ALS RUDL BORCHERT Mitte fünfzig war, machte er eine Erstbegehung im Frankenjura. Sie war glatt 10 (8b). Helmut Antz (74) steigt locker on sight 7+ vor. Seine 75-jährige Schwägerin Johanna Antz hat vor einigen Monaten zum ersten Mal Fels angefasst. Jetzt steigt sie ohne Seilhilfe bis 6a nach. Vor vielen Jahren traf ich den 84-jährigen Fritz Wiessner in St. Jeannet (Südfrankreich); er stieg gerade ein 4+ hinunter – im Solo. Freunde berichteten von einer Senioren-Seilschaft in der Route „Nur Mut Johann“ (3+, A0) in den Tannheimern; der Jüngere war 85, der Ältere im Team 95 Jahre alt. Als der in Amerika lebende Richard Hechtel 81 Jahre alt war, stieg er in City of Rocks 5.10a/b (7-) nach. Das macht Mut.

Einige dieser Leistungen sind – auch bei jüngeren Kletterern – sicher eine Ausnahme und nicht für ältere Durchschnittskraxler zur Nachahmung zu empfehlen. Es soll hier auch nicht um Leistungen gehen, sondern um Vorurteile. Und Fakten. So wird sich dieser Artikel mit folgenden Fragen befassen:

- ❑ Ist das Klettern für Ältere gesund?
- ❑ Was motiviert sie?
- ❑ Wie erhalten oder steigern sie ihre Leistungsfähigkeit?
- ❑ Wie gehen sie damit um, wenn die Leistungsfähigkeit nachlässt?
- ❑ Wie ist das Image der Senioren im hippen Trendsport Klettern?

Antworten gaben Gespräche mit älteren Kletterern, mit Medizinern, Trainingsexperten und Psychologen sowie einschlägige Fachliteratur. Außerdem haben viele Kletterer über 50 einen langen Fragebogen ausgefüllt und Anregungen zum Thema gegeben.

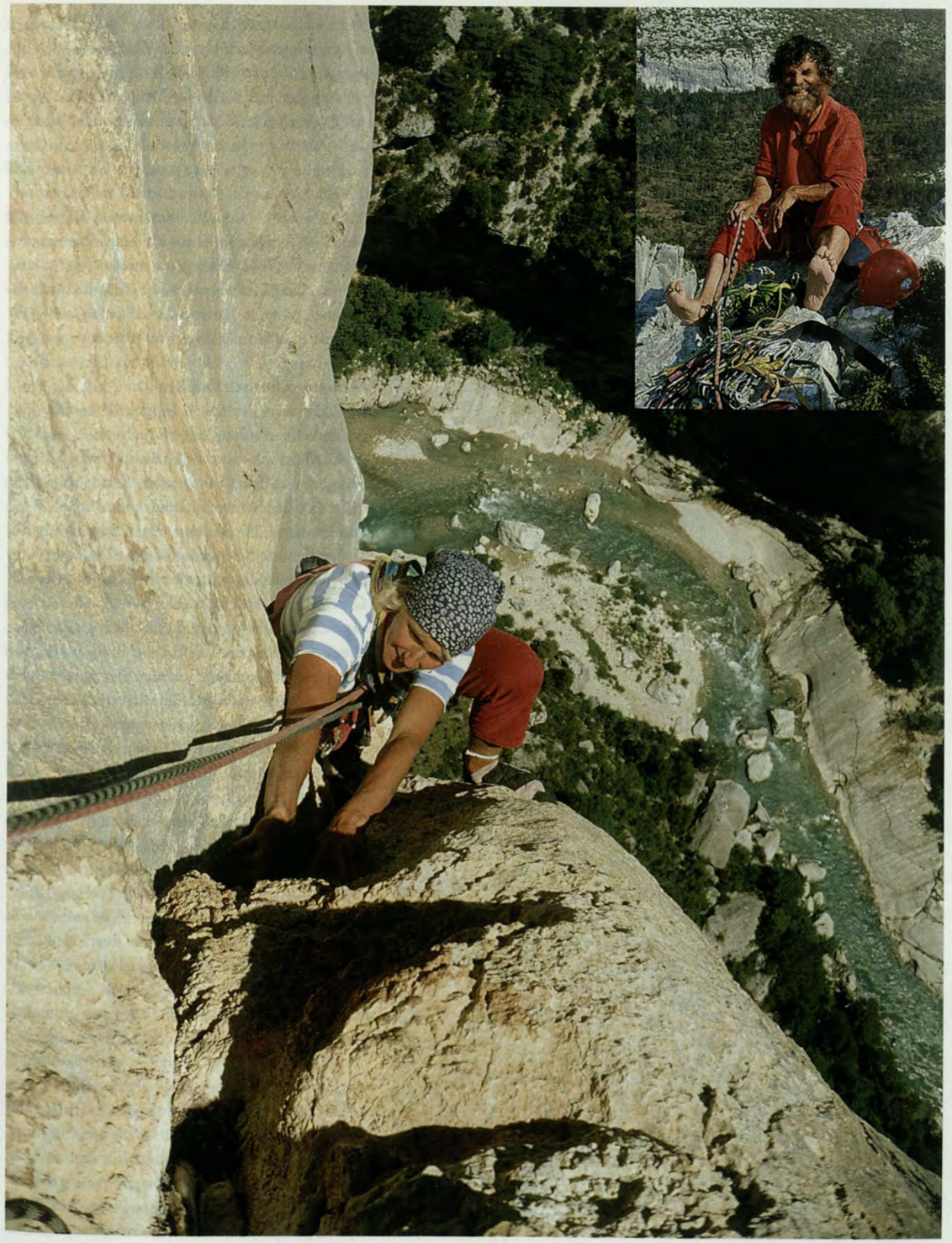
Nichtstun macht alt

Zuerst die schlechte Nachricht: Statistisch gesehen nimmt mit dem Älterwerden fast alles ab, was man zum Klettern braucht – Kraft, Beweglichkeit, Gleichgewichtsgefühl, Koordination. Ebenso ist es mit der allgemeinen Ausdauer, die man für Gebirgstouren benötigt. Was unerwünscht ist, nimmt zu: die Regenerationszeiten nach Belastungen oder Verletzungen und das Gewicht. Nur: Statistiken zeigen den Durchschnitt. Von den über 50-Jährigen treiben nicht einmal fünf Prozent wenigstens zwei Stunden pro Woche moderat Sport. Die große Masse hockt nach der Pensionierung fast nur noch vor dem Fernseher oder macht mal eine Spazierfahrt mit dem Auto.

Nun die gute Nachricht: „Was bisher als Alterungsprozess verstanden wurde, ist in hohem Maße Auswirkung mangelnden Trainings.“ Training ist ein Reizwort für die meisten kletternden Senioren: Sie verbinden damit extremen Ehrgeiz und systematische Plackerei. „Das habe ich nicht nötig“, sagen fast alle – egal ob sie einmal pro Woche zwei Stunden klettern oder fast jeden Tag. Sie tun es, weil es ihnen Freude macht, nicht, um zu trainieren. Aus sportwissenschaftlicher Sicht handelt es sich aber um Training, das große Auswirkungen auf den Körper hat.

Noch vor zehn Jahren galt Krafttraining als generell gefährlich für Ältere; heute raten Sportmediziner dringend dazu. Nur Schnellkraftübungen gelten als bedenklich: Die Muskeln verlieren im Lauf des Lebens an Elastizität und bei schnellen, explosiven Bewegungen können sie reißen oder gezerrt werden. Beim Klettern ist diese Verletzungsgefahr jedoch gering, weil man sich normalerweise langsam bewegt. Und weil alle Muskeln gebraucht werden, stellt es ein – allerdings nicht gezieltes – Krafttraining dar und beugt vielen Leiden vor, die oft dem Alter zugeschrieben werden statt dem Mangel an Bewegung.

- ❑ Starke Muskeln schützen die Gelenke und beugen Arthrose vor;
- ❑ die vor allem durch Klettern in steilem Gelände entwickelte Rumpfmuskulatur beugt Haltungs- und Rückenschäden vor, wenn durch gezielte Dehnübungen der bei extremen Kletterern häufige Rundrücken vermieden wird;



Eine Seilschaft von zusammen 118 Jahren am Eperon Sublime (6b), Falaise des Escales, Verdon. Helga und Rudi Lindner sind nicht nur Seilpartner, sondern eine eingespielte „Seilschaft fürs Leben“ und seit vier Jahrzehnten in den Bergen der Welt unterwegs.
Fotos: Rudi Lindner

❑ durch Krafttraining wird die Knochendichte verbessert (gute Osteoporose-Prophylaxe);
❑ Krafttraining erhöht den Testosteronspiegel, wirkt dadurch zentralnervös aktivierend und stimmungsaufhellend.

Ohne Training nimmt die Muskelmasse im Lauf des Lebens stark ab: Mit 25 Jahren ist sie am größten, bis 60 Jahre nimmt sie um 20 Prozent ab, bis 75 Jahre um 30 bis 40 Prozent. Das kann jemandem, der sein Leben lang klettert, nicht passieren: „...Muskelkraft ist umso stabiler gegen Rückbildung, je länger sie trainiert wurde. Deswegen sind auch bei älteren Menschen gelegentlich gut entwickelte Kraft und ein deutliches Muskelprofil zu sehen."[1]

Aber auch Menschen, die erst in der zweiten Lebenshälfte mit dem Klettern anfangen, haben gute Chancen, Muskeln zu entwickeln. „Etliche Studien mit untrainierten 63- bis 90-jährigen Probanden belegen eindrucksvoll, dass sich Muskeln jederzeit wieder aufbauen lassen. So steigerten dreimal wöchentlich betriebene Kraftübungen nach nur acht Wochen die Muskelkraft um 50 Prozent."[2] Solche Aussagen sind jedoch mit Vorsicht zu genießen: Ein großer Teil des gemessenen Kraftzuwachses ist wahrscheinlich der verbesserten Koordination beim Umgang mit den Geräten zuzuschreiben. Und gut Trainierte erreichen einen Muskelzuwachs ohnehin viel schwerer. Je höher das Niveau, desto mehr muss man sich abrackern, um es zu halten oder zu verbessern – ein Phänomen, das auch jüngere Sportler ärgert.

Rudl Borchert in seiner Erstbegehung „Erinnerungsweg" (9-) am Zehnerstein/Nördlicher Frankenjura.
Fotos: Irmgard Braun

Klettern schützt vor Unfällen

Es gibt Frauen, die keinen Klimmzug schaffen und an einem Nachmittag zehn Routen im 7. Grad abspulen. Wichtiger als rohe Kraft sind beim Klettern Koordination und Gleichgewicht. Diese Fähigkeiten helfen, die bei Senioren häufigen Unfälle im Alltag zu vermeiden. Ein Kletterer fällt nicht so leicht die Treppe hinunter und wenn er ausrutscht, dann fängt er sich eher als ein Untrainierter. Koordination und Gleichgewicht sind bis ins hohe Alter sehr gut trainierbar; dasselbe gilt für die „Fähigkeit zum Neulernen von Bewegungen"[3]. Eine Verbesserung der Klettertechnik ist also in jedem Alter möglich und verspricht gute Erfolge: Ein halber oder ganzer Schwierigkeitsgrad mehr ist bei gezielter Technikarbeit auch bei erfahrenen Kletterern durchaus drin.

Über nachlassende Beweglichkeit klagen viele Senioren. Kletterer haben damit meist keine großen Probleme. „Solange ich klettere, kann ich mir auch selber meine Schuhbandel binden", sagt Doris Ohngemach (60). Ein sehr effektives Beweglichkeits-Training ist das Klettern jedoch nicht. Vor allem Männer wirken am Fels manchmal steif wie tiefgekühlte Hähnchen. Meist gelingt es ihnen, ihren Mangel an Beweglichkeit durch Kraft auszugleichen. Wer gelenkig ist, klettert jedoch besser und verletzt sich nicht so leicht. Deshalb sollten Ältere – und auch Jungmover! – vor und nach dem Klettern spezielle Dehnübungen machen. Damit können sie ihre Beweglichkeit verbessern oder erhalten. Dehnen ist sowieso das A und O, wenn man beim Klettern gesund bleiben will. Das zeigt sich auch bei den folgenden Ratschlägen von Dr. Thomas Hochholzer, zu dem Kletterkrüppel aus ganz Europa pilgern, um sich kurieren zu lassen. In seinem neuen Buch „So weit die Hände greifen"[4] erklärt Hochholzer genau, was man tun muss, um nicht in seiner Praxis zu landen. Über Ältere sagt er: „Nach meiner Erfahrung haben sie eher weniger medizinische Probleme als Jüngere. Sie haben wesentlich größere Erfahrung im Klettern und mit der Belastbarkeit ihres Körpers. Jüngere müssen die Grenzen bezüglich der Belastbarkeit von Muskeln und Sehnen erst erlernen."

Häufige Fragen an und Antworten von Dr. Thomas Hochholzer

Welche Beschwerden treten bei älteren Kletterern besonders häufig auf? Sind sie aufs Alter zurückzuführen?

T. H.: Die meisten Beschwerden entstehen aus einer Kombination von degenerativen Veränderungen und Überlastungsbeschwerden. Bei langjährigen Kletterern sind mit Sicherheit degenerative Veränderungen der Fingergelenke (Arthrosen) häufiger als bei Jüngeren. Weiterhin treten bei den Älteren bei langjährigen Überlastungen Beschwerden auf wie zum Beispiel Muskelverkürzungen. Dazu kommen degenerative Erkrankungen der Lendenwirbelsäule; hier können sich harte Stürze ins Seil negativer auswirken als bei jungen Kletterern.

Sind ältere Kletteranfänger besonders verletzungsgefährdet?

T. H.: Nein – falls keine größeren Verschleißerscheinungen vorliegen und sie sich gut aufwärmen, sich nicht maximal belasten und langsam steigern.

Gibt es fürs Klettern wichtige körperliche Fähigkeiten, die durchs Älterwerden stark eingeschränkt werden?

T. H.: Je älter man wird, desto geringer kann die Beweglichkeit der Gelenke werden. Auch die Dehnungsfähigkeit der Muskulatur ist etwas eingeschränkt. Wenn man auf diese Probleme achtet und ein entsprechendes Beweglichkeits- und Dehntraining durchführt, können auch hier sehr gute Leistungen erzielt werden.

Wie können sich Ältere vor Gesundheitsschäden beim Klettern schützen?

T. H.: Für sie ist es noch viel wichtiger als für Junge, sich vor dem Klettern gut aufzuwärmen. Zusätzlich sollten sie eventuell ein allgemeines Konditionstraining und ein begleitendes Krafttraining durchführen.

Ist es für Ältere schädlich, an die Leistungsgrenze zu gehen?

T. H.: Nicht schädlicher als für die Jungen. Man muss nur bedenken, dass die Erholungszeiten für Ältere an der Leistungsgrenze und bei maximalem Krafteinsatz wesentlich länger sind. ‚An die Leistungsgrenze gehen' bedeutet immer eine maximale Belastung der Gelenke (Beispiele: Aufstellen der Finger, Schnap-

Rudl Borchert, 64, *pensionierter Lokführer, ist im Frankenjura eine bekannte Persönlichkeit und machte dort viele Erstbegehungen im 8. bis 10. Grad. Er betreibt intensiv Ausdauersport, klettert in der Halle, im Klettergarten und Gebirge.*

Wie alt du bist, daran denkst du am besten gar nicht

Schon in den 60er Jahren, lange vor der Rotpunkt-Ära, hatte er seine eigenen Ideen: Bei alpinen Klassikern wollte er sich möglichst wenig an Haken hochziehen. „Und beim Schnipplriss – der war mies gesichert – da hab ich noch nicht gewusst, was toprope ist, aber gemacht habe ich's." Dass seine Kumpels Zeter und Mordio schrien, war ihm egal. 1981 sah er dann beim Klettertreffen in Konstein, wie die Amis und Engländer frei kletterten, was bis dahin nur mit Fiffi möglich schien. Nun versuchte er das auch, obwohl ihn seine Freunde belächelten. 1990/91 wollte er dann beim Alpinathlon mitmachen. Gefordert waren 56 km Radfahren, 16 km Laufen und eine Route am Weißenstein – an einem Tag. Um zu gewinnen, hätten seine Kletterkünste nicht gereicht. Rudl schloss sich einer Clique junger Leute an, die richtig schwer kletterten und boulderten. Mit 47 Jahren stieg er seine erste Route im 8. Grad, und bald turnte er den „Entsafter" am Weißenstein (9-) ohne Pause mehrmals auf und ab. Den Alpinathlon hat er natürlich gewonnen – dreimal. Als eine Kletterhalle in seiner Nähe aufmachte, war er begeistert dabei. „Das gab mir einen Schub", sagt er. Nun gelang ihm „Hart Neun" (10) am Student – „Ich glaube, damals war ich etwa Mitte 50, ich hab es nicht so mit den Daten."
Ob seine Leistungen inzwischen nachgelassen haben, weiß er nicht. „Einmal wollte ich eine 10- anschauen, ob das was für mich wäre, da kamen ein paar junge Leute, die mich nicht kannten. Die sagten: ‚Du, die Felsen mit den leichteren Touren sind da drüben'." Solche Situationen erinnern ihn, dass er nicht mehr ganz jung ist. Beim Klettern merkt er nichts davon. Er warnt vor Barrieren im Kopf: „Wie alt du bist, daran denkst du am besten gar nicht!"

pen an kleine Griffe, endgradige Bewegungen der Kniegelenke). Dies sind alles maximale Belastungen für den Knorpel im Gelenk und bei bereits vorhandenen degenerativen Veränderungen wird das diese Beschwerden aktivieren.

Welche positiven und negativen gesundheitlichen Effekte hat das Klettern auf den Körper?

T. H.: Positiv ist sicher eine Entwicklung der Kraft, bei längeren Routen der Kraftausdauer. Klettern bringt auch positive Effekte für die Wirbelsäule, insbesondere wird die rumpfstabilisierende Muskulatur gut trainiert. Negativ sind sich bei stereotypen Bewegungen entwickelnde Muskelverkürzungen, vor allem der Beugemuskulatur an Unterarmen, Oberarmen und Schultern sowie die Verkürzung des großen Brustmuskels; das kann man aber durch ein adäquates Dehnprogramm ausschalten.

Eignet sich das Klettern als Alterssport?

T. H.: Es spricht nichts dagegen, dass das Klettern bis ins hohe Alter fortgeführt wird – falls keine ernsten Erkrankungen vorliegen. Natürlich muss die Intensität aufgrund der meist bestehenden degenerativen Veränderungen im Vergleich zu jungen Jahren reduziert werden. Ein echtes Alterslimit gibt es nicht.

Welche sportlichen Aktivitäten sind für ältere Kletterer als Ergänzung sinnvoll?

T. H.: Klettern ist in erster Linie ein Kraftsport. Es wäre sinnvoll, zusätzlich eine Ausdauersportart wie Laufen, Radfahren oder Schwimmen zu betreiben – und auf alle Fälle beim Klettern ein intensives Dehnprogramm durchzuführen.

Jung im Kopf

Wer mit seinem Körper vernünftig umgeht, hat also durchaus Chancen, noch jenseits der 70 im Gemäuer herumzuturnen. Klettern ist als Lifetime-Sport sogar besser geeignet als zum Beispiel Golf oder Wandern, weil die Belastungen dabei auf den ganzen Körper verteilt werden. „Günstig ist auch, dass man nicht – wie etwa beim Bergabgehen – die Bewegung abfangen muss, sondern sie aktiv ausführt", sagt Evi Schmidt, Sportdozentin und Reha-Spezialistin an der TU München. „Man kann sich nicht so leicht dabei verletzen."

Und wie jede intensive körperliche Tätigkeit wirkt das Klettern auf Geist und Psyche. „(Dabei)....wird das Zentralnervensystem – auch das Gehirn – noch in erheblich größerem Maße aktiv als bei geistiger Arbeit. Die Ursache dafür ist in der komplexen Aufgabe der Bewegungssteuerung und ihren zahlreichen Teilfunktionen zu sehen."[1]

Also lieber klettern als Kreuzworträtsel lösen! „Der wichtigste Muskel beim Klettern ist das Hirn", sagte schon Wolfgang Güllich. Aber leider funktioniert gerade dieser Muskel bei den wenigsten Kletterern perfekt. Wer zum Beispiel unter Sturzangst leidet, seine Begehung schlecht vorausplant oder zu wenig entschlossen an schwere Stellen herangeht, kann sich allein durch taktische und psychische Vorbereitung gewaltig verbessern – in jedem Alter (gute Tipps hierzu findet man in „Lizenz zum Klettern" von Udo Neumann und Dale Goddard). Umgekehrt wirkt das Klettern auf die Psyche. „Ich bin mit mir zufrieden und ausgeglichen – spätestens am Abend eines harmonischen Klettertages", sagt der 61-jährige Hans Klinge. Das bestätigen auch wissenschaftliche Untersuchungen: Ältere Sportler sind entspannter als Couchpotatoes und neigen weniger zu Depressionen, die im Alter besonders häufig auftreten.

Die meisten Seniorenkletterer sind rundum gesund. Die Frage ist nur: Sind sie gesund, weil sie klettern, oder klettern sie, weil sie gesund sind? Eine Portion Glück gehört wohl dazu. Eines ist jedoch sicher: Klettern wirkt wie ein Breitband-Medikament gegen eine ganze Reihe sogenannter Altersleiden wie etwa Osteoporose, Rückenleiden, Arthrose; es fördert die Beweglichkeit und Koordination und beugt Alltags-Unfällen vor; das Gehirn wird besser durchblutet, die Stimmung verbessert. Und es macht einfach Spaß.

Warum hören so viele in den mittleren Jahren damit auf? Lebenspartner, Ehefrauen und -männer „morden" den Alpinismus, dazu kommen Kinder, Hauskauf, Arbeitsstress. Die Felskontakte werden seltener, die Bizepse nehmen ab, der Bauch zu, und viele sagen: „In meinem Alter lässt's eben nach." Dann sind die Kinder groß, die Berufsphase ist vorbei. Nun hätte man Zeit. Doch viele glauben, Klettern sei „in dem Alter" nicht mehr drin. Sie versanden vor dem Fernseher oder stricken Strampelhöschen für die Enkel. „Nichts macht schneller alt als der immer vorschwebende Gedanke, dass man älter wird", schrieb Georg Christoph Lichtenberg schon vor mehr als 200 Jahren.

Jene, die in der zweiten Lebenshälfte immer noch klettern oder (wieder) damit anfangen, sind anders: „Als ich zu klettern anfing – mit 54 – habe ich gar nicht daran gedacht, wie alt ich bin", sagt Marlies Oberbeil (62). Das ist typisch. Und ein unkonventioneller, eigenwilliger Kopf gehört auch dazu. Senioren-Kletterer scheren sich nicht darum, was „man" in einem bestimmten Alter als passend oder normal betrachtet. Klettern gilt ja traditionell als „Jugendtorheit" starker, wilder junger Männer. Otto Normalverbraucher denkt dabei an heroische Trenker-Filme: Einarmig hievt der sturmumtoste Held den Gefährten aus Abgründen, Haken brechen grundsätzlich aus. Und in den Medien hängen sogenannte Freeclimber seilfrei und einarmig in ausladenden Dächern. Klar, dass sich viele Ältere das körperlich nicht zutrauen. Und sie sind auch weniger bereit als Jüngere, sich auf Risiken einzulassen. Der kletternde Psychologe Dr. Martin Schwiersch sagt: „17-Jährige werfen ihr Leben mit großer Leichtigkeit weg. Ältere Menschen wissen, wie leicht man sterben kann."

Anlässlich des 50-jährigen Jubiläums seiner Route an der Nordostwand des Piz Badile (Bergell) wiederholte 1987 der damals 77-jährige Riccardo Cassin seine Tour zum vierten Mal. Links neben Cassin sitzt Gianni Rusconi, Erstbegeher der „Via del Fratello" an der Badile-Nordostwand.
Foto: Ewald Weiß

Foto: Irmgard Braun

Doris Ohngemach (60) und Dietmar Ohngemach (65)
sind pensioniert. Beide klettern seit ihrer Jugend. Viele Bergsteiger kennen Dietmar, weil er oft in Walter Pauses Buch „Im extremen Fels" als Experte zitiert wurde.

Mit 60 hat man noch Träume

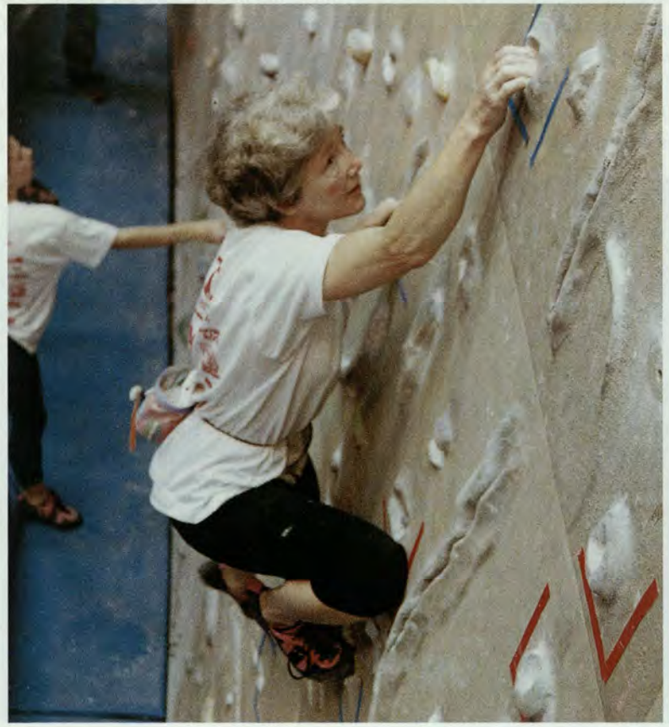
„Wir klettern als Rentner viel mehr als früher", sagt Doris. „Wir haben Zeit – das ist eine große Chance." Die beiden machen viele Kletterreisen, und wenn sie zu Hause sind, gehen sie zwei bis drei mal pro Woche in die Halle.
„Das hat uns einen tollen Kraftzuwachs gebracht", sagt Dietmar.
Vorbei sind die Zeiten, in denen große Bergtouren das Ziel waren.
Doris erklärt: „Das alpine Klettern war gar nicht immer schön. Heute geht es mir darum, Spaß zu haben; ich hab's jetzt mehr mit dem Sportklettern.
Die alten Traumtouren hab ich schon fast alle gemacht. Gefahren und einen anstrengenden Zu- und Abstieg brauch ich nimmer und pack ich nimmer."
Dietmar: „Genau. Ich ginge zum Beispiel auch nicht mehr in die Civetta, diesen Bruchhaufen. Den klassischen Alpinismus möchte ich nicht missen, aber ich möchte es nimmer machen." Doris meint, das klassische Klettern hätte sich sowieso irgendwann totgelaufen. „Wir haben großen Auftrieb bekommen durch die Rotpunkt-Bewegung, da war das Klettern plötzlich wieder neu und kreativ. Gute Bohrhaken sind für uns dabei sehr wichtig."
Dietmar hat auch mal Spaß daran, selber zu sichern, aber „der Kletterfluss leidet dabei", sagt er.
Wollen die beiden Rentner einfach Spaß – oder haben sie auch Träume und Ziele? Doris, die durch die Kletterhalle in Thalkirchen viel gelernt hat, möchte jetzt Routen vorsteigen, die sie bisher nachgestiegen ist, weil sie das spannender findet. Und Dietmar? „Vor 30 Jahren habe ich eine ganze Menge Ziele gehabt. Was ich damals für Stress gehabt habe mit den Pausetouren! Man hatte nur Wert, wenn man einen guten Tourenbericht vorgelegt hat. Heute ist das nicht mehr so." Gut klettern ist für ihn nach wie vor wichtig, aber aus einem anderen Grund: „Wenn ich deutlich schlechter werde, dann höre ich auf. Denn ich mag zum Beispiel keinen klassischen Vierer gehen – solche Routen sind glatt poliert, man erlebt Massen und Gebrüll. Es gibt einfach zu wenig schöne leichte Routen." Wie wird es für ihn sein, wenn seine Gesundheit nicht mehr mitmacht? „Na ja, in München gibt's doch so viele Museen, Baudenkmäler...." Doris hakt nach: „Könntest du dich wirklich dafür interessieren?" Dietmar: „Ja da muss ich mich halt zwingen!" Ohne das Klettern würde schon „eine große Lücke entstehen", sagt Doris. „Früher habe ich gedacht, ich werde im Alter noch lange daran zehren, dass ich die und die Tour gemacht habe. Ich hätte mir nie vorstellen können, wie egal mir das jetzt ist. Heute zählt zum Beispiel, dass ich bald nach Thailand fahre. Wir leben jetzt. Alles andere ist ein Schmarrn."

Angela Soper, 60, *pensionierte Physik- und Mathematiklehrerin. Klettert seit fast 40 Jahren im Gebirge, Klettergarten und in der Halle.*

Bouldern im Pensionsalter

Auf den ersten Blick wirkt die silberhaarige, zierliche Engländerin, als ob sie ihre Freizeit nach der Pensionierung mit Teetrinken und Kulturreisen verbringen würde. Zum 60. Geburtstag bekam sie von ihrem Mann eine Bouldermatte, die sie mit viel Spaß benutzt. Offenbar denkt sie sich nichts dabei, mal kräftig anzureißen – sie hat keinerlei Zipperlein, auf die sie aufpassen müsste. Es ist amüsant, die Leute zu beobachten, wenn sie in einem Klettergarten auftaucht und Routen im oberen 7. Grad vorsteigt – da kommen Vorurteile über ältere Frauen ins Wanken. Und erst recht, wenn sie im englischen Gritstone free solo hinauftänzelt. Wobei sie das Risiko gut im Griff hat, ebenso wie bei Gebirgsrouten, in denen sie selbst die Sicherungen legen muss. Alle Formen des Kletterns machen ihr Freude, und am meisten freut sie sich, „wenn ich eine Route, die für mich schwer ist, in gutem Stil klettern kann. Oder wenn ich ein Boulderproblem lösen kann, das ich früher nicht geschafft habe." So richtig losgelegt hat sie beim Klettern ohnehin erst, als sie pensioniert war: In den letzten zehn Jahren hat sie ihre härtesten Routen geklettert – bis englisch E5, das entspricht etwa einer mäßig gesicherten 8+ oder einer normal gesicherten 9-. Etwa zwei Mal pro Woche ist sie am Fels oder im Winter in der Halle aktiv. Was ist, wenn sie eines Tages nicht mehr klettern kann? „Ich würde nicht nur das Klettern, sondern auch die Szene vermissen. Aber ich wäre nicht sehr unglücklich."

Foto: Mandy Glanvill



Bohrhaken als Chance

Abenteuer und Gefahr gehörten noch vor 20 oder 30 Jahren zum Klettern dazu. Günter Steiner (61), ehemaliges Mitglied der Gruppe „Bergteufel" um Helmut Dumler, erklärt: „Jedes Jahr ist einer ums Leben gekommen bei dem Schmarrn – das war für mich ein Grund zum Aufhören." Dass er vor ein paar Jahren wieder angefangen hat, hängt mit guten Bohrhaken und modernen Sicherungstechniken zusammen. Dabei klettert er – was den reinen Schwierigkeitsgrad betrifft – eher härtere Routen als früher. Der einst extreme Alpinist und Himalaya-Mann Manfred Sturm (65) bevorzugt heute Routen um 6b, die im Plaisirstil abgesichert sind: „Wenn ich denke, was wir in den 60er Jahren geklettert sind, dann traue ich mir das nicht mehr zu." Für ihn – und viele andere Ältere – ist es gut, dass sich das Klettern vom exklusiven Abenteuer zum risikoarmen Sport für Jedermann gewandelt hat.

Doris Ohngemach (60) sagt: „Das Sportklettern kommt dem Alter entgegen. Gefahr und unnötige Anstrengung sind nicht mehr erwünscht. Ich liebe zum Beispiel Chateauvert, das ist so gemütlich, zum Klettern brauche ich kein Gebirge mehr. Ich sehe es ja beim Wandern und Skilaufen."

Ein eher kleiner Teil der Senioren-Kletterer denkt anders. Max Niedermann, berühmter Schweizer Erstbegeher der 50er und 60er Jahre, klettert mit 74 Jahren nach heutigen Maßstäben schlecht abgesicherte Gebirgsrouten im 5. und 6. Grad. Er erklärt: „Risiko gehört zum Erlebnis. Diese Einstellung hat sich bei mir nicht geändert. Man muss immer einschätzen, was man gehen kann und was nicht. Jetzt gehe ich altersgemäß eben leichtere Routen." Was für ihn „leichter" ist, wäre für die meisten älteren Alpinisten gnadenlos; sie steigen eher den zweiten bis vierten Grad und legen Wert auf ordentliche Sicherungsmöglichkeiten. Für sie ist es besonders schwierig, ihren Sport bis ins hohe Alter zu betreiben: Die sogenannten Genusstouren, die sie mögen, sind im Gebirge und vor allem im Klettergarten dünn gesät und meistens abgespeckt und überlaufen. Für Schlechtwetterphasen und einfach für den Spaß am Steigen wäre das Hallenklettern ideal, aber: „Die Alten gehen kaum in die Halle. Ich glaube nicht, dass es daran liegt, dass es ihnen dort zu künstlich ist. Das ist ein Vorwand. Ich glaube, sie sind frustriert, wenn 12-Jährige besser abheben", meint Rudl Borchert, der mit weit über 50 Jahren auch in der Halle den 10. Grad geklettert ist.

Warum Ältere klettern

Wenn der Leistungsvergleich mit anderen die Hauptmotivation für das Klettern ist, kommt irgendwann in den späteren Lebensjahren die Zeit zum Aufhören. Der Körper reagiert nicht mehr so gut wie früher auf das Training, auch wenn er nach den neuesten Erkenntnissen der Sportwissenschaft und -medizin ein Leben lang trainierbar bleibt. „Wenn man älter wird, muss man mehr tun, um nur den Standard zu halten", sagt Manfred Sturm – eine Einschätzung, die die meisten Seniorenkletterer bestätigen. Für Max Niedermann ist das kein Problem: „Ehrgeiz spielte damals bei meinen Erstbegehungen eine Rolle. Aber das hat nachgelassen. Ich bin einfach weitergeklettert und habe die Schwierigkeit zurückgestuft, dem Alter entsprechend." Wie bei Niedermann tritt bei den meisten Senioren die Leistung mit fortschreitendem Alter immer mehr in den Hintergrund. Wenn es nicht der Ehrgeiz ist – warum klettern sie dann? Hier die Gründe:

- „Freude an der Bewegung." (Walter Bien, 51)
- „Teamgeist, Verantwortung dem Partner gegenüber, Natur." (Hans Klinge, 61).
- „Natur, harmonischer Bewegungsablauf. Ich bin immer ein wenig stolz, wenn ich eine Tour geschafft habe!" (Maria Klinge, 64)
- „Nachvollziehen einer klassischen Führe." (Udo Banczyk, 50)
- „Nirgendwo sonst empfinde ich eine solche Losgelöstheit und Freiheit des Seins wie beim Überwinden der Schwerkraft." (Helmut Antz, 74)
- „Es ist ein Ausgleich nach der Schule – man vergisst alles dabei." (Marlies Oberbeil, 62)
- „Bewegung im Freien, zusammen mit Freunden." (Peter Laubert, 60)

Bewegungsfreude, Naturerlebnis und Gemeinschaft – diese Motivationen zum Klettern werden von den Älteren bei weitem am häufigsten genannt. Doch sie freuen sich durchaus, wenn sie dazulernen oder eine schwierige Stelle meistern. Dabei geht es aber eher um einen Vergleich mit sich selbst als mit anderen. Und sie genießen es, wie fit sie noch sind. „Noch" – das ist bei Senioren ein häufiges Wort, in dem viel Angst vor dem Nachlassen oder gar Aufhörenmüssen steckt.

Die Kletterleistung geht aber nicht zwangsläufig mit 40 oder 50 Jahren zurück, wie viele glauben. Auch in diesem Alter hat man gute Chancen, sich zu steigern – es gibt viele Beispiele dafür. Wie es später damit aussieht, lässt sich schwer sagen, denn Seniorenkletterer jenseits der 70 oder 80 sind eine ganz

Foto: Irmgard Braun

Marlies Oberbeil, 62, *Lehrerin, arbeitet auch schriftstellerisch (zum Beispiel schrieb sie ein Buch über Kant). Klettert vor allem in der Halle.*

Ich übe wie beim Klavierspielen auch

„Ich klettere erst, seit meine Kinder erwachsen sind. Bis dahin habe ich – schon aus Zeitmangel – nie Sport getrieben, allerdings immer Yoga", sagt die vielbeschäftigte Hauptschullehrerin. Mit 54 Jahren hat sie mit dem Klettern angefangen, weil ihre Tochter es lernen wollte und eine Seilpartnerin brauchte. „Ich habe damals nicht an mein Alter gedacht, ich bin ja ständig mit jungen Leuten zusammen." Seitdem klettert sie mit ihrer Tochter zwei mal pro Woche fast nur in der Halle. „Draußen klettern kostet viel Zeit. An der Kunstwand bin ich nach zwei Stunden fertig", sagt sie. Dabei hat sie viel Freude an der Bewegung und gewinnt Abstand zum Schulstress. Wie viel sie bei geringem Zeitaufwand erreicht hat, ist erstaunlich: Immerhin steigt sie den 7. Grad sicher vor. „Ich lerne viel mental. Zum Beispiel klettere ich eine Route vorher im Kopf, vor dem Einschlafen, immer wieder. Ich beobachte viel. Und ich bouldere, um die Bewegung zu verbessern. Dabei übe ich wie beim Klavierspielen auch." Wie sieht es mit extra Training für den Muskelaufbau aus? Auf diese Frage lacht sie und krempelt ihren Ärmel hoch, um einen schönen Bizeps zu zeigen. „Mir reicht, was ich habe. Ich denke, vom Alter her lege ich keine Kraft mehr zu. Ich möchte eleganter klettern, vollkommener, und dabei vielleicht den Grad ein bisschen erhöhen. Mein Ehrgeiz ist da, wo er Erfüllung finden kann."

Hubert Abele, 64, *pensionierter Maschinenschlosser,*
Günter Steiner, 61, *Diplomingenieur mit eigener Firma.*
Beide gehörten früher zur Sestogradisten-Gruppe „Bergteufel" um Helmut Dumler und machten wilde Touren in den Alpen.

Erst Bergteufel, dann Plaisir

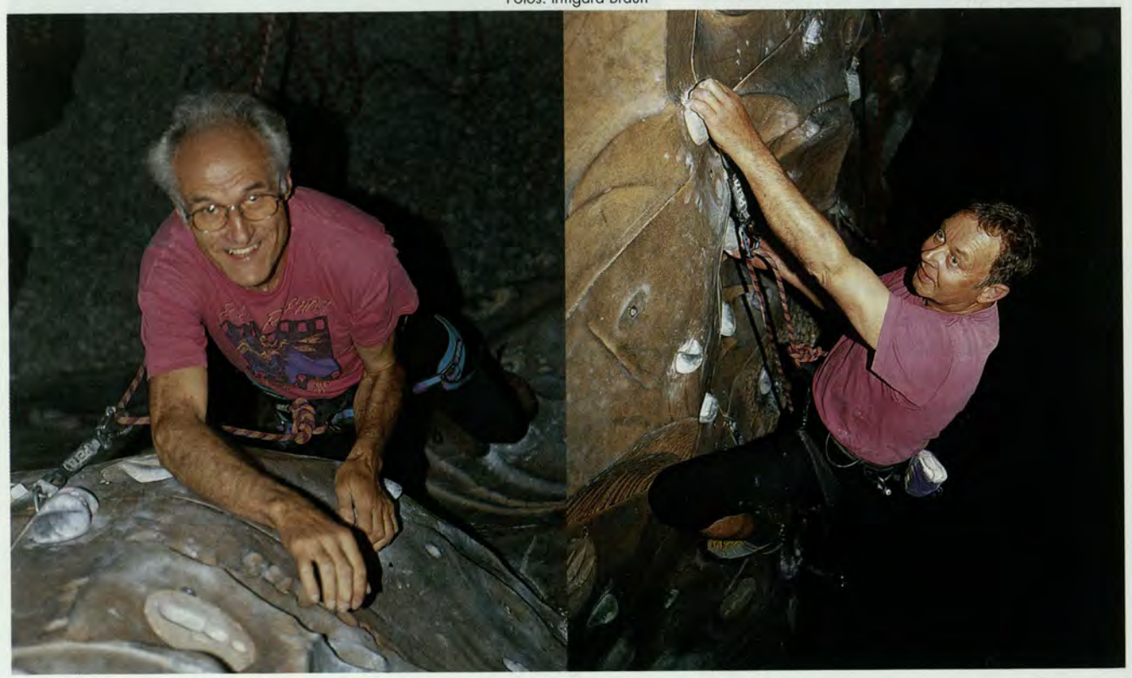
„Es ist schon einige Male im Gebirge passiert: Die Jungen eilen sich, dass sie vor uns am Einstieg sind – sie haben Angst, dass wir ewig brauchen – und nach zwei oder drei Längen lassen sie uns vorbei", sagt Hubert. Auch wenn man Hubert und Günter in der Augsburger Halle beobachtet, sind sie wieselflink und klettern in drei Stunden rund 20 Routen von elf Meter Höhe im 6. und 7. Grad. Dabei ist Hubert, der on sight 7+ draufhat, das Klettern und Skifahren vom Arzt verboten worden wegen seiner Herzschwäche.

Nach der jugendlichen Sturm-und-Drang-Phase hat Günter mit dem Klettern aufgehört; erst seit fünf Jahren ist er wieder am Fels – zusammen mit Hubert, der etwa 25 Jahre lang Solotouren im Gebirge gemacht und sich in der Bergwacht engagiert hatte.

Heute klettert das Team zwei- bis dreimal pro Woche in der Halle, im Klettergarten und Gebirge – am liebsten lange, gut gesicherte Routen im Plaisirstil. „Wir machen nur, was wir locker drauf haben", da sind sie sich einig.

Und: „Wir gehen nie ans Limit." Günter erklärt: „Ich glaube, als Älterer darf man das nicht, die Verletzungsgefahr ist zu groß, vor allem für die Gelenke." Die beiden trainieren nicht, machen keine Gymnastik; eine Leistungssteigerung streben sie nicht an, sie wollen vor allem Spaß haben. Günter meint dazu: „Heute kann ich locker klettern, was ich früher auch geklettert bin – das ist doch ein Erfolg." Und Hubert ergänzt: „Ich will vor allem, dass wir gesund ins Altenheim gehen."

Fotos: Irmgard Braun



große Ausnahme. Man sollte sich jedoch davor hüten, davon auszugehen, nun sei der Abbau unausweichlich. „Eines der erstaunlichen Ergebnisse der Alterssportforschung besagt, dass die Höhe sportlicher Leistungen weniger vom Alter als von Dauer, Intensität und Umfang des Trainings abhänge."[1]

Die Engländerin Angela Soper (60), die seit 1963 regelmäßig klettert, erklärt: „Ich wurde besser, als ich zu arbeiten aufhörte – meine härtesten Routen (bis englisch E5, das entspricht etwa einer mäßig gesicherten 8+) habe ich in den letzten zehn Jahren gemacht." Jacques Le Menestrel, der Vater der berühmten Kletterer Antoine und Marc, kletterte mit 59 Jahren 10-, seine Frau Heléne mit 54 Jahren 9-/9. „Wir werden jedes Jahr besser", sagt sie.

Am Ende des Berufslebens steht „die Freiheit, aufzubrechen, wohin ich will" (Titel der Messner-Biografie 89). Viele Kletterer freuen sich darauf. Ins „Rentenloch" fallen sie nicht, sie füllen ihre Zeit mit Klettern aus. Mehrmals pro Woche sind sie in der Halle oder am Fels, kurven mit dem Wohnmobil durch Europa, reisen nach Thailand oder ins Yosemite, immer auf der Suche nach den besten Felsen und schönem Wetter. Sie klettern mehr als früher – und oft schwerer. Allerdings kommen die wenigsten über ein Niveau von 6a bis 6b hinaus, wie die Mehrheit der Jüngeren auch. Gezieltes Training lehnen sie ab. Zum Teil, weil sie denken, dass es „in diesem Alter" sowieso nichts bringt, zum Teil, weil sie keine Lust dazu haben. „Wer trainiert, unterstellt eine Differenz zwischen Training und dem ‚Eigentlichen'", erklärt Dr. Martin Schwiersch. „Das erleben Ältere eher nicht. Sie sind mehr in dem präsent, was sie gerade tun, und begreifen es nicht lediglich als Vorbereitung."

Keine Trainingsmuffel sind jedoch jene Senioren mit besonders hohem Leistungsstand. Helmut Antz: „Ich mache richtiges Bodybuilding und bouldere an meiner eigenen Kletterwand." Angela Soper: „Bouldern macht mir Spaß, aber es ist auch ein sehr gutes Training, um neue Bewegungen zu lernen." Außerdem gehen die Extremen unter den Senioren oft an ihre Grenze. „Nach meiner Erfahrung geht das auch im Alter, wenn man gut im Training ist, aber das muss jeder für sich entscheiden, ich weiß nicht, wie das bei den anderen ist", sagt Max Niedermann (74), der zwar hauptsächlich im Gebirge unterwegs ist, aber auch zu Hause etwas Krafttraining macht, um für den Vorstieg fit zu bleiben.

Keiner will alt sein

Doch egal, ob Ältere lieber gemütlich klettern oder extrem: Sie wirken meist viele Jahre jünger als ihre nicht Sport treibenden Altersgenossen. Einige reagieren erstaunt, andere verärgert, wenn sie als „Ältere" oder „Senioren" angesprochen werden.

Simone de Beauvoir schreibt in „Das Alter": „Der gealterte Mensch fühlt sich alt auf Grund der anderen, ohne entscheidende Veränderungen erfahren zu haben; innerlich ist er nicht einverstanden mit dem Etikett, mit dem man ihn versieht." Was verständlich ist: „Das Alter wird bei uns gering geachtet. Die Bezeichnung ‚Senior' ist bloße Kosmetik", sagt Dr. Martin Schwiersch. „Für die meisten bedeutet ‚alt werden' Gebrechlichkeit, keine Aufgabe mehr, an den Rand gestellt werden. Ob Ältere dann tatsächlich Randfiguren der Gesellschaft werden, hängt von ihrem Aktivitätsgrad ab – was viel mit Gesundheit zu tun hat – und von ihrer sozialen Einbindung."

Hauptfaktor des Soziallebens ist bei Älteren normalerweise die Familie. Doch Seniorenkletterer haben auch andere Chancen auf Kontakte und sogar neue Freundschaften. „Die Kletterhalle Thalkirchen in München ist ein toller Treffpunkt", sagt Doris Ohngemach. Kletterer jenseits der 50, darunter viele Rentner, sind dort an Vormittagen manchmal die Mehrheit. Eine weitere Möglichkeit zeigt z. B. Hein-

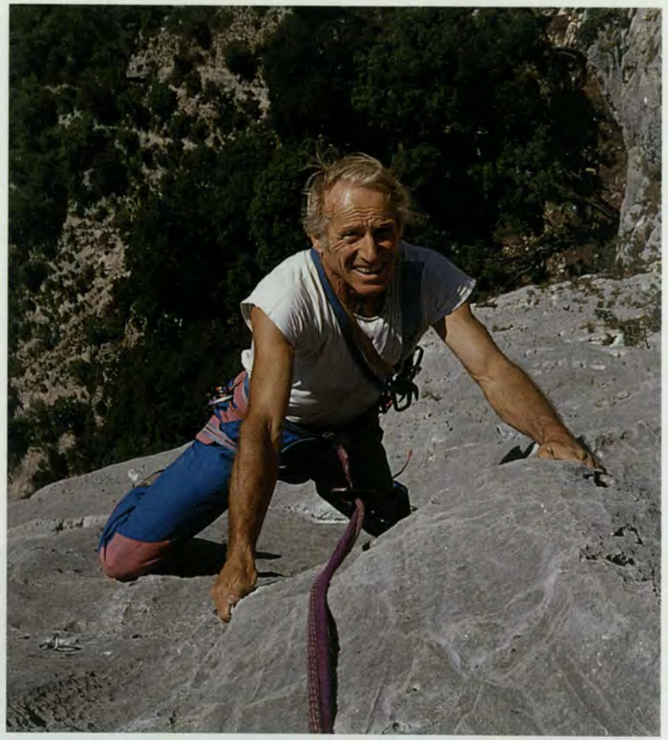


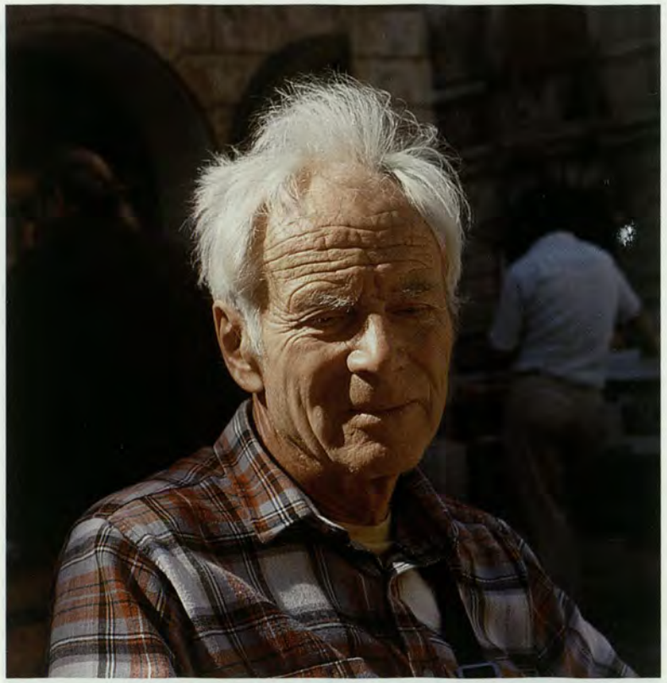
Foto: Helmut Antz

Helmut Antz, 74, *pensionierter Sportlehrer.*
Klettert – mit Pausen – seit 60 Jahren im Klettergarten und Gebirge.

Das Alter ist nur eine Zahl

Früher war Helmut Antz zusammen mit seinem Sohn sehr viel in alpinen Klassikern 6. Grades unterwegs, auch kühne oder technische Routen (A2, A3) waren selbstverständlich für die beiden. Als dann der 7. Grad und die Rotpunkt-Bewegung kamen, hat Helmut sofort mitgemacht. Mit 62 Jahren meldete ihn sein Sohn ohne sein Wissen zum internationalen Kletterwettbewerb in Köln an. Helmut machte zum Spaß mit und ließ zur Freude des Publikums eine ganze Reihe von Jungmovern hinter sich. Heute steigt er 7+ souverän vor, obwohl er seit einem 20-Meter-Sturz einen lahmen Unterschenkel hat. Außerdem joggt er, radelt und wandert lange Strecken. 2002 will er zu Pferd Deutschland durchqueren.

Helmut lebt seit zehn Jahren in Südfrankreich im Esterel, wo er viele Erstbegehungen gemacht hat, einige davon im 9. Grad. An fast jedem Klettertag geht er einmal an die Leistungsgrenze. „Leichte Routen machen mir Freude, aber dann will ich was Schweres machen. Wenn ich es geschafft habe, gibt mir das ein Hochgefühl. Dabei soll das Klettern leicht aussehen – mir geht es um die Harmonie von Koordination und Kraft." Für die Kraft tut das 74-jährige Powerbündel einiges: Zu Hause übt er an einer kleinen Boulderwand, außerdem stemmt er Gewichte. „Das Klettern zwingt mich, in Form zu sein, jung zu bleiben", sagt Helmut. „Das Alter ist nur eine Zahl. Ich genieße es als Lebensabschnitt. Das Jetzt ist für mich das Leben." Das Klettern, so glaubt er, wird er nie aufgeben. „Wenn ich nicht mehr klettere, bin ich tot."



Max Niedermann, 74, *pensionierter Betriebsleiter, klettert seit mehr als 50 Jahren. Der Schweizer ist berühmt wegen seiner grandiosen Erstbegehungen klassischer alpiner Routen. Die schwerste Tour: Direkte Wetterhorn-Nordwand (1300 m Wandhöhe); mehrere Seillängen wurden damals mit VI bewertet. Heute sagt man, die Route hätte Passagen im 7. und unteren 8. Grad. Berühmt sind auch seine Scheienfluh-Westwand und der Drusenturm-Südpfeiler.*

An die Grenze gehen

Junge Bergsteiger haben großen Respekt vor seinem Namen, aber wenn er am Fels auftaucht, erkennen sie ihn nicht. „Ich mach mich nicht bemerkbar", sagt der bescheidene ältere Herr, den man neuerdings auch in Plaisirrouten im Tessin antrifft, obwohl er das klassische Alpinklettern liebt und das Risiko als Teil des Erlebnisses sieht. Er steigt auch in wenig bekannte, schlecht gesicherten Routen ein – wobei er genau abschätzt, was er sich leisten kann. Bis 5+ steigt er vor, wenn er die Route nicht kennt, 6+ ist im bekannten Gelände kein Problem für ihn. Je nach Wetter ist er an sechs bis zehn Tagen pro Monat beim Klettern. Und manchmal geht er auch an die Grenze. „Sonst baut man psychisch schneller ab und auch körperlich. Natürlich darf man dabei nicht stürzen!"

In den letzten zehn Jahren hat er technisch einiges dazugelernt, er ist gesund, nicht mal Kniebeschwerden hat er. Offenbar erholt sich sein Körper schnell: Mit 73 Jahren hatte er einen Unfall (keinen Kletterunfall), wurde im September operiert und ist im Mai wieder geklettert. Ans Aufhören denkt Max Niedermann nicht: „Mir ist es sehr wichtig, in der Natur zu sein. Und ich habe Freude an der Bewegung. Deshalb wollte ich immer klettern, solange es geht – auch wenn ich im Schwierigkeitsgrad mehr und mehr zurückgestuft werde. Klettern ist ein Teil meines Lebens."

rich Burgtorf (60), Ausbildungsreferent der DAV-Sektion Barmen, der viele Jüngere ins alpine Klettern eingeführt hat und Vorsitzender des „Bergsportvereines Remscheid" ist. Ein solches Engagement im Verein bringt viele Kontakte zu jungen Kletterern, die einen Ehrenamtler in der Rolle des Mentors voll akzeptieren.

Image der „Uhus"

Wie sieht es aber sonst aus mit dem Image der Uhus (neudeutsch für „unter 100-Jährige")? Wie fühlen sie sich neben den Jungmovern im hippen Trendsport Klettern?

Die Antworten der Senioren reichen von „manchmal saublöd" bis „respektiert", und viele erklären, was die anderen dächten, sei ihnen egal. Dennoch fällt die Minderheit der Oldies auf; sie müssen damit klarkommen, beobachtet zu werden, genau wie vor zwanzig Jahren kletternde Frauen. Auch die Vorurteile sind ähnlich. „Rein biologisch", erklärt beispielsweise der 24-jährige Marc, „können die Alten nicht sehr schwer klettern. Wer über 70 ist, schafft höchstens einen Vierer." Mit dieser Meinung ist er nicht allein. Andere Jüngere glauben jedoch, dass Senioren Beachtliches leisten können. Der 30-jährige Christian, der im 9. und 10. Grad zu Hause ist, schätzt, dass Männer und Frauen über 70 Grad 9/9+ klettern könnten. Und er freut sich, wenn er sehr gute ältere Kletterer trifft: „Es ist beruhigend für mich selbst." Wie ihm ergeht es recht vielen Jungmovern und vor allem jenen, die um die 30 sind oder noch älter. Extrem kletternde Senioren werden zu Vorbildern fürs eigene Alter. Und man kann sicher sein, dass der Anteil an Älteren in der Kletterszene in den nächsten Jahren gewaltig steigen wird.

Kein Platz für „Graue Panther"?

Bis jetzt tun die meisten Alpenvereins-Sektionen so, als gebe es beim Klettern ein Höchstalter von etwa 30 Jahren. Wo sollen Kletterer mit Familie oder Rentner hingehen, etwa in die „Jungmannschaft"? Oder in die „Bergsteigergruppe", in der normalerweise Hochtouren gemacht werden?

Zumindest ein gutes Beispiel gibt es: In der Sektion Erlangen gründete Dr. Guido Köstermeyer eine Klettergruppe für über 40-Jährige. Die meisten sind zwischen 50 und 70 und klettern zwischen dem 4. und unteren 7. Grad. Treffpunkt ist die Halle, dort wird unter Anleitung des ehemaligen Trainers der deutschen Nationalmannschaft vor allem die Klettertechnik verbessert. „Die Oldies haben immer noch den Ehrgeiz, an den Henkeln im Dach zu bouldern", sagt Köstermeyer. „Und die Trainierbarkeit von Senioren in allen Bereichen ist relativ hoch." Zumindest große Sektionen könnten ähnliche Trainingskurse oder Treffs und Ausfahrten organisieren. Wie kann man jene vielen Älteren ansprechen, die im 4. bis 7. Grad unterwegs sind und sich durchaus nicht „alt" fühlen? Jedenfalls nicht so, wie es die Werbeindustrie auf der Ispo 2001 versucht hat – mit dem lächerlich flotten Namen „Silver Kids". Wie wäre es zum Beispiel mit der Bezeichnung „Klettern 50 plus", wenn entsprechende Kurse oder Gruppen ins Leben gerufen werden sollen? Damit könnte man assoziieren: Klettern jenseits der 50 ist ein Gewinn. Oder, wie es der 74-jährige Max Niedermann sagt: „Wer im Alter weiterklettert, hat mehr vom Leben."

Literatur:

[1] Gerontologie Geriatrie, Bewegung, Sport und Gesundheit im Alter, Heinz Meusel, Quelle & Meyer Verlag, Wiesbaden, 1996

[2] GEO Nr. 8/2001, Warum der Griff zur Hantel auch in hohen Jahren lohnt

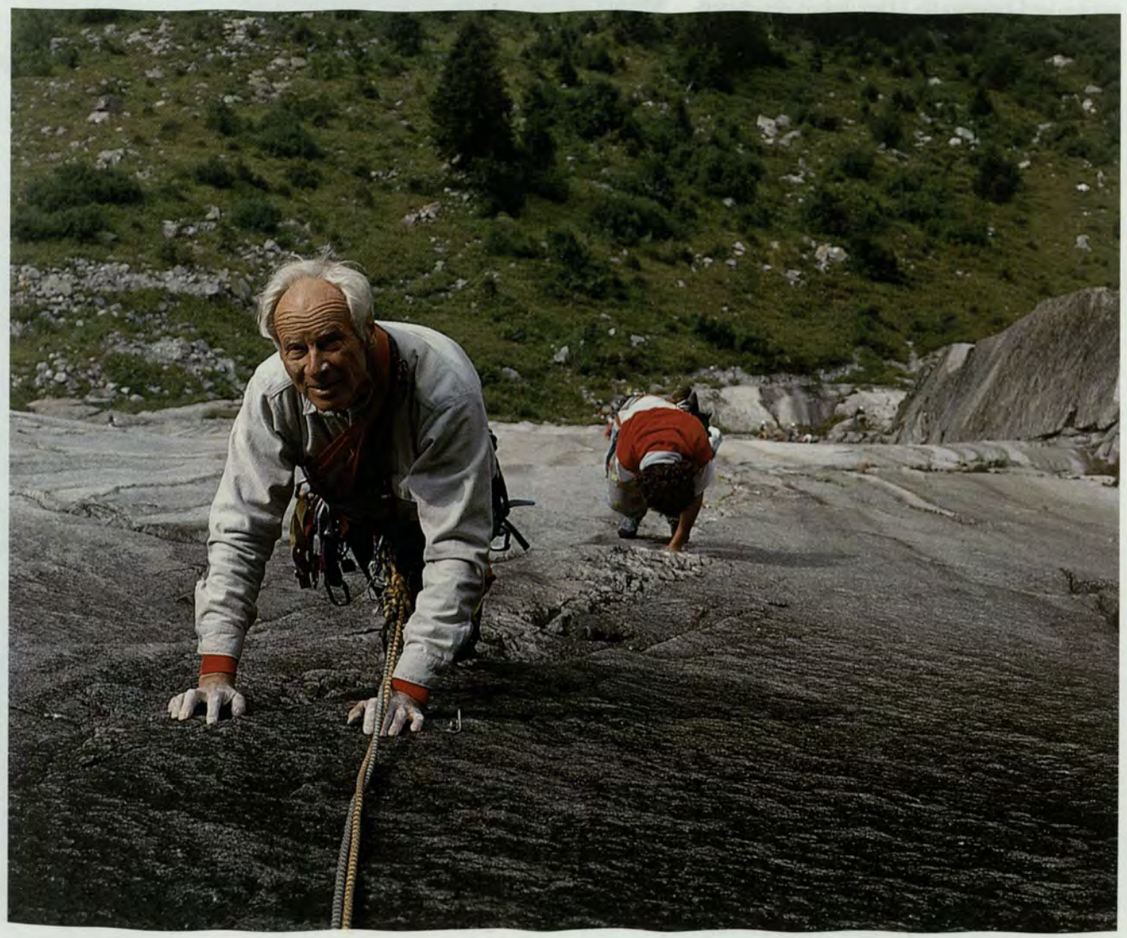
[3] Bewegtes Altern, Grundlagen und Perspektiven einer Sportgeragogik, Michael Kolb, Verlag Hoffmann Schorndorf, 1999

[4] So weit die Hände greifen, Thomas Hochholzer, Volker Schöffl, Sportklettern – ein medizinischer Ratgeber, Lochner Verlag, Ebenhausen, 2001

Weitere Literatur:

Climbing Mai 1998, Ageing ain't for sissies (Trainingsempfehlungen für Ältere)
Rock & Ice Nr.82, Climbing can be a life-long sport
(Vorstellung über 40-jähriger Kletterer, ihre Ernährung, ihr Training)
Climbing Februar 2002, Over 40 and firing (Trainings- und Ernährungstipps)
Optimales Training, Beiträge zur Sportmedizin, Band 10, Jürgen Weineck, perimed Fachbuch-Verlagsgesellschaft mbH, Erlangen, 1990, Kapitel: Faktoren, die die sportliche Leistungsfähigkeit beeinflussen, Gesundheitstraining im mittleren und höheren Lebensalter
Hartmut Baumann, Altern und Körperliches Training, Verlag Hans Huber, 1992
Broschüre „Sport und Gesundheit", herausgegeben vom Bundesministerium für Soziale Sicherheit und Generationen

Nach wie vor im VI. Grad unterwegs: Max Niedermann im Quarzriss, Handegg.
Fotos: Archiv Max Niedermann



Lust auf neue Kletterperspektiven!

Klettern im Schulsport – sportpädagogische Grundlagen

Text und Fotos von ROLAND ULLMANN

WER ERFAHRUNGEN mit dem Fotografieren hat, wird es wissen: Trotz Kenntnis der Bedienung und technischen Funktionsweise der Kamera, fehlt so manchem Urlaubsschnappschuss die kreative Intuition und emotionale Lebendigkeit des Augenblicks. Es wirkt eintönig, wenn alle Fotos aus Augenhöhe gemacht wurden. Neben mechanischem Know-how spielen beim Fotografieren die Motivwahl und Bildgestaltung, der richtige Moment eine wesentliche Rolle. Insbesondere sollte man stets an die Möglichkeit denken, einen anderen Blickwinkel zu verwenden. M. Langford, ein anerkannter britischer Fotoexperte, ist gar der Auffassung, dass man „aus der Betrachtung und bewussten Einnahme anderer Perspektiven sehr viel lernen kann"[1]. Das Zauberwort heißt also „Perspektivenwechsel".

Das Phänomen des „Perspektivenwechsels" als ein wesentlicher Faktor für sportliche und persönliche Weiterentwicklung wurde von Stefan Winter für das Klettern ins Spiel gebracht: „Langfristig kann auf der Basis eines Perspektivenwechsels die Lebensqualität, gemessen an der Eigenrealisierung von nachhaltigen Klettererlebnissen, zunehmen."[2] Was hindert dennoch viele, die in enger Beziehung zum Klettern stehen, daran, das Klettern einmal aus einem anderen Blickwinkel zu betrachten?

Das erste Problem ist: Perspektivität als komplexes Gefüge von „Standort-Blickwinkel-Horizont" strukturiert, legt gewissermaßen die individuelle Sichtweise auf eine Sache fest. Um einen anderen Horizont beim Klettern wahrnehmen zu können, ist (geistige) Bewegung angesagt, muss man seinen vertrauten Standpunkt verlassen. Es bedarf einer flexiblen Einstellung im Sinne von Offenheit, Neugierde und der Fähigkeit zur Um-Orientierung. Daraus folgt: Um in den Genuss neuer, ungewöhnlicher oder veränderter Kletterperspektiven zu gelangen, kann es durchaus sinnvoll sein, „gewohnte" Sichtweisen zu hinterfragen und „fremdes" Gebiet zu betreten.

Das zweite Problem ist: Vermeintlich „gute" Kletter-Gewohnheiten und „sicher" geglaubte Standpunkte werden nicht so schnell aufgegeben. Hierzu sind schon gewisse Anstrengungen und Vermittlungshilfen notwendig. Der in der Sportpädagogik – also der Wissenschaft, die sich u.a. mit Erziehungs- und Bildungsfragen im Sport auseinandersetzt – zur Zeit stark diskutierte Ansatz der Mehrperspektivität setzt genau an dieser Aufgabe an und zeigt, was man unter „Perspektivenwechsel" verstehen und wie man perspektivisches Handeln inszenieren bzw. realisieren kann.

Der Ausgangs- und Bezugspunkt folgender Ausführungen ist im Handlungsfeld Schulsport verankert. Doch das mehrperspektivische Grundanliegen eröffnet für alle im Klettersport Tätigen interessante Denkanstöße. Verbands- wie Schulfunktionäre, Kletteranfänger wie -profis, Trainer wie Fachübungsleiter, Kletter-Schüler wie Hobbykletterer können in der Praxis davon profitieren. So jedenfalls die Hoffnung des Autors. Von den Lesern verlangt dies jedoch die Bereitschaft, sich auf sportpädagogisches Denken einzulassen.

Mehrperspektivität und Klettern

Wer klettert oder gerne klettern lernen will, tut dies vornehmlich aus individuellen Beweggründen, wie folgende Kletter-Statements belegen:

Jan (23 Jahre, Freizeitkletterer)

„Für mich bedeutet Klettern, sich an ein Hindernis herantasten und nach und nach Erfolge verzeichnen zu können, die im Team erzielt werden – Vertrauen pur in sich selbst und in den Sichernden. Noch habe ich nur Erfahrungen in der Halle gemacht, freue mich aber riesig auf die Frischluftkletterei. Die Abwechslung zwischen dem Blick nach oben und dem Blick nach unten, das angenehme Müdigkeitsgefühl. Ein Natursport, der herausfordert und zu mehreren angegangen werden kann. Keine Konkurrenz, keine Fouls... nur ein wenig Nervenkitzel, der manchmal zu viel sein könnte?! Die nächste Wand wartet!"

Holger (27 Jahre, unregelmäßiger Hobbykletterer)

„Klettern macht mir einfach Spaß. Es gibt keinen Schiedsrichter, der mit ständig sagt, was ich machen darf und was nicht. Ich kann mich meiner eigenen Tagesform anpassen und suche mir, je nach dem wie ich drauf bin, meinen eigenen Weg. Klettern ist kein Mannschaftssport und dennoch ein Teamsport!"

Diese Äußerungen bestätigen die Auffassung, dass beim Sporttreiben prinzipiell die Möglichkeit besteht, individuell bedeutsame Sinnzuweisungen selbst vorzunehmen. Neben dem hohen Grad an Selbstbestimmung und Entscheidungsfreiheit scheint für viele insbesondere der Hauch von Abenteuer, das Austesten körperlicher und psychischer Grenzen, das gemeinsame Indoor- und Outdoor-Klettern reizvoll zu sein. Die Frage „Was reizt mich am Klettern?" kennzeichnet in diesem Fall die subjektive Perspektive. In den Kletter-Statements kommt ebenfalls zum Ausdruck, dass Sportarten über ein vielfältiges Sinnpotenzial verfügen (z. B. Grenzerfahrungen, Naturerleben, soziales Handeln, sportive Fitness). Empirische Untersuchungen unterstützen nachhaltig die Annahme, dass sich über Sport, sprich klettersportliche Aktivitäten ein tieferer Wert, im Sinne von „Entwicklung, Bildung, Lebenssinn"[3] vermitteln lässt. Entsprechend kommt es darauf an, das Klettern auch so auszuwählen und zu gestalten, dass Kletterer bzw. „Kletter-Schüler die wichtigsten dieser Sinnperspektiven erfahren und für sich bewerten lernen"[4].

Vor dem Hintergrund des schulsportspezifischen Erziehungs- und Bildungsauftrages, Schüler im, durch und gegenüber Sport handlungsfähig zu machen, erwächst daraus für den Lehrenden die pädagogische Aufgabe, Klettern unter verschiedenen (Sinn-)Perspektiven zu thematisieren. Gemäß dieser Vorstellung will ein mehrperspektivischer Kletterunterricht Kletter-Schülern die mehrdimensionale Bedeutung des Kletterns erschließen. Klettern, mehrperspektivisch interpretiert, lässt sich in Anlehnung an D. Kurz über folgende exemplarische Thematisierungen verdeutlichen[5]:

- ❑ Kletterkompetenz realistisch einschätzen, reflektieren und akzeptieren

In vielen deutschen Schulen hat sich das Klettern als fester Bestandteil des Schulsports etabliert.
Fotos: Georg Hohenester

[1] Langford, M.: Langfords Fotokurs. Hallwag Verlag. Bern 1980, 45-46.
[2] Winter, S.: Ich sehe was, was du nicht siehst! In: AV-Jahrbuch Berg '99, 164 und 168.
[3] Kurz, D.: Pädagogische Perspektiven für den Schulsport. In: Körpererziehung 50 (2000) 2, 72.
[4] siehe Kurz, 72.
[5] siehe Kurz, 74.

❑ Verantwortungsbewusster Umgang mit riskanten Klettersituationen
❑ Kletter-/Körpergefühle aussprechen und verstehen lernen
❑ Umweltbewusstes Klettern entwickeln und fördern
❑ Körperliche Fitness und kletterspezifische Beweglichkeit steigern
❑ Spielerisches und gestalterisches Experimentieren mit Kletterbewegungen
❑ Miteinander klettern, mit dem Kletterpartner kooperieren, sich absprechen

Die Frage „Wie kann Klettern zum Unterrichtsthema gemacht werden?" verweist auf die pädagogische Perspektive. Die Aufbereitung verschiedener Bedeutungsaspekte des Kletterns im Unterricht umfasst also individuelle Interessen und Möglichkeiten der pädagogischen Gestaltung gleichermaßen, schließt klettermotorisches Lernen und erzieherische Absichten gleichberechtigt mit ein. Im privaten Kletteralltag kommt die ein oder andere Perspektive mehr oder weniger über sportliche Aktionen oder persönliche Verhaltenseinstellungen zum Ausdruck. Im Kletterunterricht dagegen können die Perspektiven bewusst in Szene gesetzt werden.

Klettern mehrperspektivisch vermitteln – die Frage nach dem „Wie"?

Erster Grundsatz: Dynamisch-selektiver Umgang mit Sinn-Vielfalt

Trotz prinzipieller Gleichwertigkeit der Perspektiven haftet manchen Teilaspekten wie „reflektieren", „sich verständigen" und „etwas verantworten" ein übergeordneter Status an. Aufgrund ihres existentiellen Charakters sind sie in allen Perspektiven präsent und wirksam (kletteruniverselle Perspektiven). Die Kletterpraxis selbst ist von einer „wechselhaften Perspektivenlandschaft" gekennzeichnet. Als Ergebnis der persönlichen Wahlfreiheit werden einige dem Klettern näher stehende und scheinbar attraktivere Perspektiven favorisiert (kletterzentrale Perspektiven). Fremde, noch ungewohnte Perspektiven dagegen werden weniger beachtet oder gar ignoriert, wobei ihnen jederzeit eine andere Gewichtung widerfahren kann (kletterperiphere Perspektiven). Unter diesen „dynamischen Vorzeichen" ist mehrperspektivischer Kletterunterricht bzw. mehrperspektivisches Klettern nicht so zu verstehen, dass immer stets alle Perspektiven gleichzeitig zu berücksichtigen sind. Der Lehrende, der Kletterfreund oder der Kletternde selbst kann eine gezielte Auswahl vornehmen oder perspektivische Anlässe auch situativ aufgreifen. Die Einteilung und Zuordnung in „Perspektivenkomplexe" soll dazu eine alltags- bzw. unterrichtspraktische Strukturierungs- und Entscheidungshilfe darstellen. Im Rahmen einer privaten Kletterunternehmung oder einer Unterrichtseinheit Klettern bietet es sich bspw. an, mit den „kletterzentralen Perspektiven" einzusteigen. Je nach persönlichem Interesse oder Verlauf des Unterrichtsprozesses können ebenso „kletterperiphere Perspektiven" thematisiert werden. Die „kletteruniversellen Perspektiven" sind jeweils bei der Planung und Durchführung mitzudenken, wenn möglich zu integrieren oder bei Bedarf explizit in den Vordergrund zu stellen (s. Grafik).

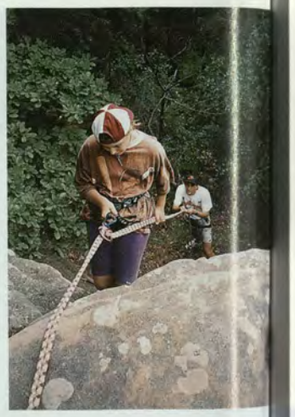
Zweiter Grundsatz: Zwischen erfahrungsoffenen und (vor-)strukturierten Lernsituationen variieren

Aspekte wie Bewegungs- und Sinnvielfalt des Kletterns, eigensinnige Lernstrategien des Ausprobierens und Nachahmens von Kletterbewegungen, das Einschleifen bestimmter Klettertechniken mit Hilfe des Kletterpartners, Übungsleiters oder Lehrers sowie notwendige Sicherheits- und Kontrollvorkehrungen münden in die Forderung, das breite Methodenspektrum von der „Erfahrungsmethode"[6] bis zur „Schulmethode"[7] zu nutzen. Es gilt, Formen des selbstgesteuerten, entdeckenden Lernens mit Formen des systematischen, vorschreibenden Lernens angemessen zu kombinieren und methodische Figuren aufzugreifen, die die Auseinandersetzung mit unterschiedlichen Perspektiven des Kletterns unterstützen.

Wenn Kletter-Schüler sich mit eigenen Zielstellungen und Handlungsabsichten einbringen sollen, kann dies eher im Rahmen offen ausgerichteter Bewegungs- bzw. Themenangebote gefördert werden. Die Lehrkraft, der Kletterpartner nimmt die Rolle des Beraters ein, gibt Anregungen, stellt Bewegungsaufgaben. Neben der Konfrontation mit Problem- und Spielsituationen dominieren „offene" Vermittlungsimpulse:

❑ Probiere einmal eine schwierige Kletterstelle auf eine andere Art zu klettern!
❑ Wo kannst du einen „No-Hand-Rest"[8] einlegen?
❑ Verspürst du Angst? Wie gehst du damit um?
❑ Wann gibt dir dein Sicherungspartner ein großes Gefühl von Sicherheit?

Ungewöhnliche Kletterherausforderungen stellen die Kletternden vor neue (Bewegungs-) Probleme, evtl. verbunden mit Risiken und Gefahren, die sie auf Anhieb noch nicht so abschätzen können.



[6] Erfahrungsmethode: Die Erfahrungsmethode ermöglicht den Schülern das spontane, selbstständige und unmittelbare problemlose Eingehen auf die arrangierte Bewegungssituation. Umwege, Zeitverlust, unökonomisches Bewegungshandeln werden in Kauf genommen.

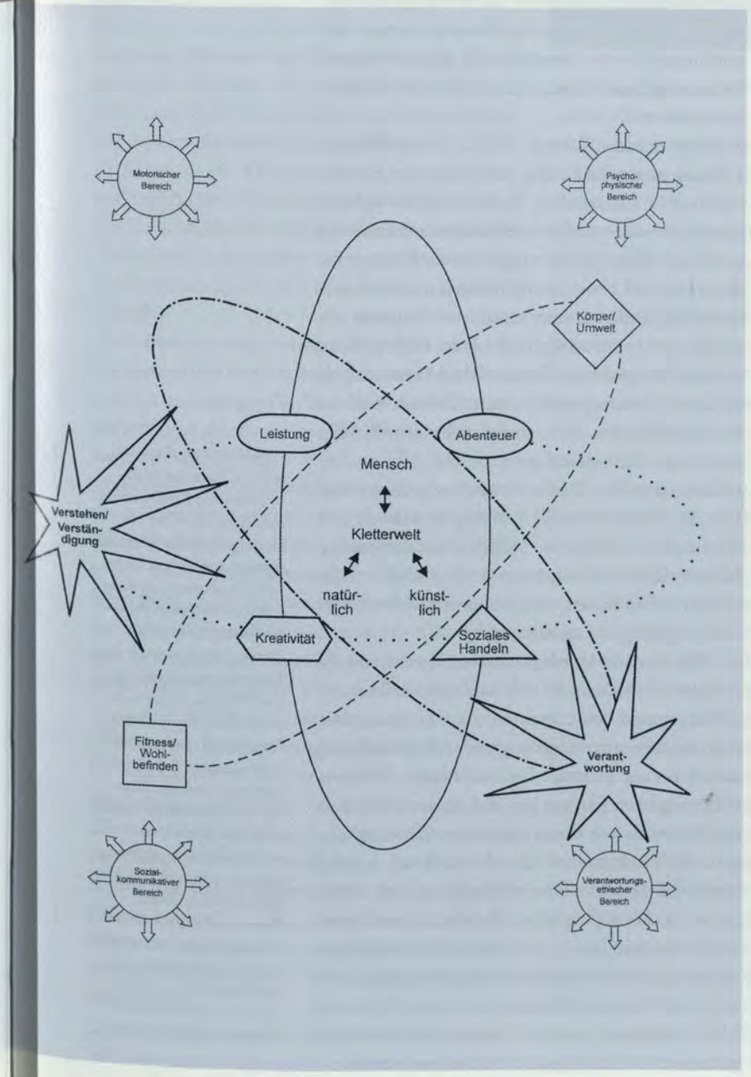
[7] Schulmethode: Ein bewegungstechnisch und organisatorisch stark formalisierter Lehrgang, der über ein planmäßiges strukturiertes Vorgehen systematisch und zielstrebig zur Ausbildung anspruchsvoller Klettertechnikvariationen bzw. zur effektiven Bewältigung schwieriger Kletterrouten führt.

[8] No-Hand-Rest: Klettertechniken bzw. Kletterpositionen, die dem Kletternden das Loslassen beider Arme erlauben.

[9] Toprope-Klettern: Klettern mit Seilsicherung von oben.

Zur Überwindung dieser Schwierigkeiten kann systematisches Lernen und Üben, das Angebot „(vor)strukturierter Lern- und Übungsarrangements" im Rahmen eines mehr geschlossenen Vermittlungskonzepts notwendig werden. Der Übungsleiter, Lehrer oder Kletterfreund nimmt die Rolle des Fachmanns ein, demonstriert und gibt Erklärungen, stellt Bewegungsanweisungen. Die Einführung in grundlegende Sicherungsprinzipien und Sicherungstechniken oder das Einüben spezieller Klettertechniken zur Lösung schwieriger Kletterprobleme sind Themenbeispiele, die häufig zunächst den Einsatz „geschlossener" Vermittlungsformen erfordern:

Die Grafik stellt die Perspektivenkomplexe des Kletterns dar.

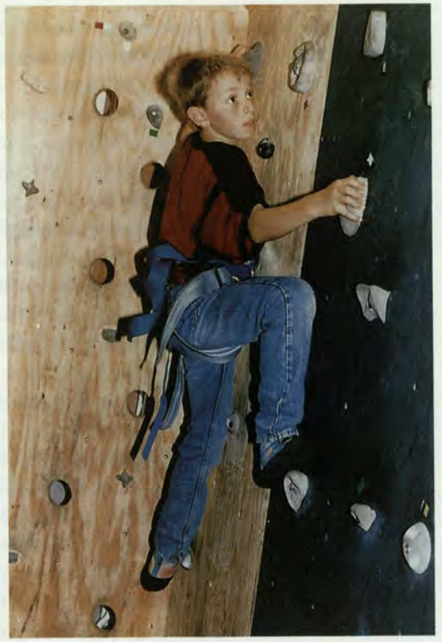


❑ Vormachen des Knotens mit Ansagen der Teilschritte. Schüler führen die Teilschritte synchron aus.
❑ Schüler bekommen den Toprope-Vorgang[9] anhand einer „echten" Seilschaft demonstriert. Schüler üben in Kleingruppen.
❑ Der Freund erklärt und demonstriert unterschiedliche Klettertechniken zur Bewältigung typischer Kletterstellen. Der Kletterpartner versucht, die Bewegungsanweisungen umzusetzen.

Dritter Grundsatz: Über unterschiedliche Sinnbezüge zur individuellen Sinnfindung

Der Umgang mit Sinn-Vielfalt und Verschiedenheit ist einerseits durch die Vorgabe eindeutiger Bewegungs- und Sinnvorschriften nicht zu erreichen; andererseits bedarf das Aufzeigen ungewohnter Sinnbezüge gezielter Sinn-Anregungen. Die selbstständige oder professionell angeleitete Auseinandersetzung und Bewertung unterschiedlicher Kletterperspektiven lässt sich insbesondere über die drei methodischen Leitfiguren „Akzentuieren", „Kontrastieren" und „Integrieren" verwirklichen:

❑ Beim Akzentuieren (sinnbetonendes Lernen) werden anhand spezifischer Aufgabenstellungen bestimmte Sinnbezüge des Kletterns hervorgehoben. So können bspw. Erlebnisqualitäten im Zusammenhang mit "Abenteuer/Spannung/persönliche Grenzerfahrungen" über typische Aktionen mit Wagnischarakter gezielt und intensiv thematisiert werden (z. B. Abseilen, Falltest, Sturztraining).
❑ Kontrastieren (sinnunterscheidendes Lernen) dagegen bedeutet, aufgrund von Kontrastaufgaben unterschiedliche Sinnbezüge zu erfahren. So kann Klettern bspw. einmal verstärkt „leistungsorientiert" (Klettern am Limit, Klettern als Wettkampfsituation) und im Vergleich dazu betont „ästhetisch orientiert" (verschiedene Kletterstile „gestalterisch" nachahmen) inszeniert werden. Die daraus resultierende Differenzwahrnehmung erleichtert das Erkennen und Erleben der spezifischen Besonderheit der jeweiligen Perspektive.
❑ Beim Integrieren (sinnverknüpfendes Lernen) sollen durch komplexere Aufgabenstellungen verschiedene, aber ineinandergreifende Sinnaspekte berücksichtigt und aktiviert werden. Beispielhaft hierzu folgendes Situationsarrangement: Gemeinsame Absprache über die geeigneteste Kletterroute für die Seilschaft, Bewältigung an der Leistungsgrenze unter verantwortungsvoller Mithilfe des wechselnden Sicherungspartners, Herausfiltern der schwierigsten Passagen, Lösungsmöglichkeiten für Kletterprobleme besprechen.



Klettern kann Könnens- und Leistungserfahrungen erschließen

Klettern kann Abenteuer, Spannung und Grenzerfahrungen vermitteln

Hauptanliegen aller Vermittlungsstrategien ist, möglichst viele Kletternde – unabhängig von ihrem jeweiligen Können – in den Genuss reiz- und sinnvoller Klettererfahrungen kommen zu lassen. Ob Kinder, Jugendliche oder Erwachsene die Kletterangebote als reiz- bzw. sinnvoll erachten, wird jedoch immer „ihre" persönliche Entscheidung bleiben. Attraktivität und Sinnhaftigkeit kann niemandem aufgezwungen werden – weder von guten Kletterfreunden noch von kompetenten Lehrkräften!

Klettern, mehrperspektivisch inszeniert, kann...

Die folgenden, in verdichteter Form dargestellten *„Perspektivenskizzen Könnens- und Leistungserfahrung"* sollen jeweils sinntypische Besonderheiten, vermittlungsrelevante Aspekte und kletterbezogene Praxisanregungen für mehrperspektivisches Klettern hervorheben[10].

Perspektivenskizze Könnens- und Leistungserfahrung: Leistung zeigen heißt, den nächst höheren Schwierigkeitsgrad zu erreichen, bedeutet Schwierigkeitskletter-, Boulder- und Schnellkletterwettkämpfe zu gewinnen. Wenn jedoch möglichst viele Kletterer für Könnens- und Leistungserfahrungen motiviert werden sollen, bedarf es eines sensibleren Umgangs mit der Idee des Leistungsvergleichs. Jedes Mehr an Können und Wissen beim Klettern ist den Lernenden als „relative" Leistungsverbesserung bewusst und erfahrbar zu machen. Dazu gehört, sich eigene Ziele zu setzen und diese durch systematisches Üben zu erreichen versuchen. Das beinhaltet auch, das persönlich „Beste" als wertvolle Leistung zu erleben und die Leistung anderer im Vergleich zu akzeptieren. Kletternde sind dahingehend zu sensibilisieren, das rechte Maß zu finden, zwischen unerreichbar hohen oder zu geringen Anforderungen.

Wer verstärkt leistungsorientiert klettert, soll die Fähigkeit entwickeln, für sich angemessene Themenstellungen und Leistungsnormen zur Leistungsüberprüfung, Leistungssteigerung und Selbstbewährung auswählen zu können. Die realistische Selbsteinschätzung beim Klettern lässt sich fördern, indem jeder Kletternde sich seinen maximalen Schwierigkeitsgrad selbst aussucht und diese Einschätzung sogleich überprüft. Spezielle Kletterfähigkeiten und -fertigkeiten zur Lösung typischer Kletterprobleme immer wieder zu üben, weckt die Einsicht für den Zusammenhang von Leistungsverbesserung als Ergebnis konsequenten Trainings. Klettern unter dem Aspekt der Mitverantwortung rückt die Leistung des Sicherungspartners in den Mittelpunkt der Aufmerksamkeit.

[10] Bei den „Perspektivenskizzen" mit ihren didaktisch-methodischen Konsequenzen handelt es sich weder um kletterfachliche Einführungen oder gebrauchsfertige Unterrichtsrezepte noch um detaillierte (sport-) pädagogische Analysen. Eine konkrete Planung und Gestaltung von Kletterinszenierungen, die institutionelle, situative, personale und kletterspezifische Rahmenbedingungen sowie unumgängliche Sicherheitsaspekte zu berücksichtigen hat, wird diese Möglichkeiten aufgreifen können, sie situationsbezogen verändern, ergänzen oder auch ausschließen müssen. In diesem Zusammenhang soll darauf aufmerksam gemacht werden, dass das Kultusministerium von Baden-Württemberg in Zusammenarbeit mit dem Deutschen Alpenverein und der Pädagogischen Hochschule Heidelberg noch in 2002 beabsichtigt, ein Handbuch mit dem voraussichtlichen Titel „Klettern im Schulsport" zu veröffentlichen. Dort sollen die hier aufgeführten „Perspektivenkomplexe" durch ein gezieltes Angebot perspektivisch orientierter Aufgabenstellungen praxisnah umgesetzt werden.

Perspektivenskizze Abenteuer, Spannung und Grenzerfahrung: Das Erlernen neuer Klettertechniken, deren experimentierende Anwendung an ungewohnten oder schwierigen Kletterstellen, Stürze ins Seil, Klettern mit langen Run-outs, die Steigerung des Schwierigkeitsgrades, Kletterwettkämpfe, das Abseilen über einen Felsabsatz stellen typische Handlungssituationen des Kletterns mit Abenteuer-, Wagnis- und Risikocharakter dar. Pädagogisch bedeutsam sind diese erlebnisintensivierenden Situationen insofern, als dass sie wichtige Selbststärkungseffekte erzeugen, emotionale Befriedigung ermöglichen und identitätsstiftende Merkmale fördern können. Die Kletter-Schüler lernen, ihre persönliche Kletterkompetenz vor einem ernsten Hintergrund zu prüfen. Leichtsinn, Übermut und Übereifer sind der „Ernstfallsituation Klettern" nicht angemessen und führen nicht zum Ziel. Notwendige Sicherheitsstandards sind verantwortungsvoll zu integrieren.

Wagnisse im Kletterunterricht oder im Kletteralltag können insbesondere über folgenden Dreischritt nachhaltig für die Schüler realisiert werden[11]:

„Aufsuchen" – Konfrontation mit typischen Wagnissituationen im Klettern (Annäherung an die Abseilstelle),

„Aushalten" – wechselseitiges Verhältnis zwischen Kompetenz und Bedrohungswahrnehmung erleben, erfahren und ertragen (Verbleiben im Abseilbereich/Vorbereitung des Abseilens/Abseilen über die Felskante bis zum Boden),

„Auflösen" – Erlebniseindrücke erzählen, reflektieren und verarbeiten (Gefühle, Gedanken mitteilen).

Perspektivenskizze gemeinsames Handeln, soziales Wohlgefühl: In der Seil-Partnerschaft erfahren Kinder, Jugendliche und Erwachsene am eigenen Leib, wer in der Seilschaft teamfähig und sozial zuverlässig handelt. In unterschiedlichen Klettersituationen immer wieder damit konfrontiert, können sich daraus folgende „soziale Beziehungsqualitäten" entwickeln[12]:

„Elementares Interesse" aneinander im Zuschauen bei Kletteraktivitäten, innerliches Mitklettern, gegenseitiges Nachahmen von Kletterbewegungen,

„Elementares Kooperieren", indem man gemeinsam das Anlegen der Klettergurte und das Einbinden kontrolliert, mit vereinten Kräften knifflige Kletterstellen „auscheckt", jedem Einzelnen zu Erfolgserlebnissen verhilft, sich immer wieder auch bei der Partnersicherung ablöst, damit jeder ausreichend klettern kann,

„Elementare Fürsorge" füreinander, indem man aufmerksam seinen Kletterpartner beobachtet und auf ihn aufpasst, ihn verantwortungsvoll sichert und ihn vor Gefahren schützt.

Klettern kann gemeinsames Handeln und soziales Wohlgefühl fördern

Um sich beim Klettern gegenseitig unterstützen zu können, ist die Beherrschung grundlegender Sicherungs- und Klettertechniken Voraussetzung. Psychische Überforderungen können ebenfalls soziale Lernprozesse blockieren, wenn Kletter-Schüler eine zu hohe Verantwortung für den Kletterpartner verspüren und Ängste entwickeln.

Perspektivenskizze Kreativität, Ästhetik und Gestaltung: Im Klettern gehören Kreativität, Ästhetik und Gestaltung zusammen. Bereits Kinder führen auf dem Niveau der Alltagsmotorik beeindruckende Kletterbewegungen aus. Freizeit- oder leistungsorientierte Kletterer sind ständig auf der Suche, die passende Klettertechnik für ein Kletterproblem zu finden. Dieses kreativ-ästhetische Spiel mit der Bewegung, mit dem Körper und der Schwerkraft wird von Emotionen begleitet: die Freude über einen gelungenen Zug, das Gefühl von Ausgeglichenheit ausgelöst durch einen fließend-ästhetischen Bewegungsrhythmus. „Danse Verticale", eine noch recht unbekannte Ausprägung des Sportkletterns, verbindet das Klettern mit Musik und tänzerischen Elementen. Die Kletterszenarien verdeutlichen: In der Auseinandersetzung mit realen Kletterproblemen oder choreografischen Kletterthemen ist einerseits Kreativität, Ästhetik und Gestaltungskraft gefordert, andererseits aktivieren und fördern solche Klettergelegenheiten bzw. Kletterinszenierungen dieses Potenzial.

Wer das Klettern eher als kreativ-ästhetisches und gestalterisches Bewegungshandeln betreiben möchte, wird die rein funktional-technisch orientierte Sichtweise des Kletterns um-interpretieren müssen. Voraussetzung hierzu ist allerdings, dass

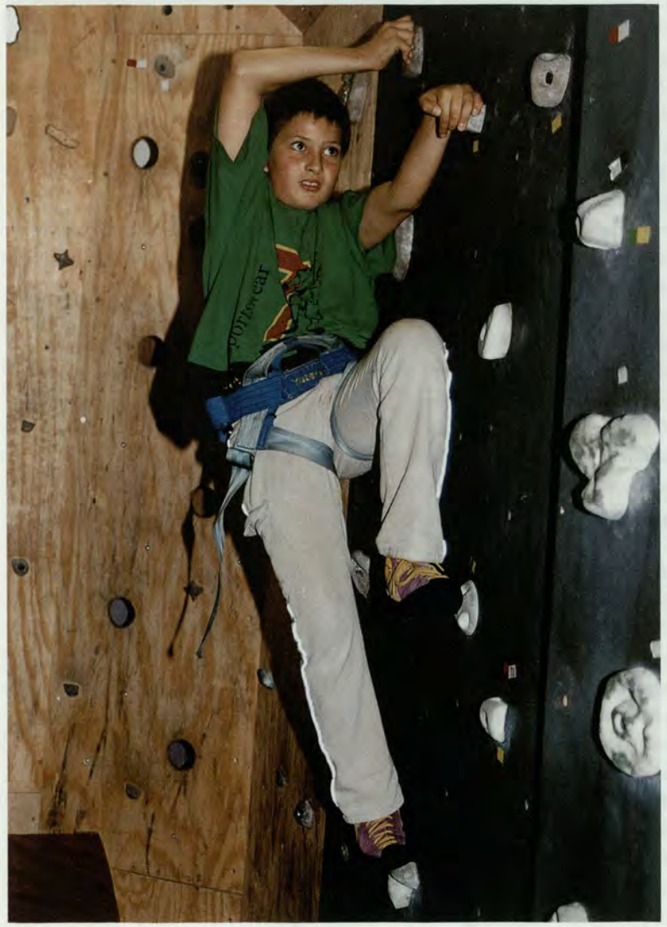
[11] vgl. hierzu Neumann, P.: „No risk no fun" oder: Wagniserziehung im Schulsport. In: Sportunterricht 47 (1998) 1, 4-12.

[12] Funke-Wieneke, J.: Konflikte spielend lösen – damit Gewalt keine Schule macht. In: Schulsport 3/1997, 4.

(Lern-)Klima und (Lern-)Situation angstfrei und von gegenseitiger Toleranz geprägt sind. Dazu einige Anregungen hinsichtlich:
Partner und Gruppe (z. B. synchrones Partnerklettern/Gruppenbild nach Motivvorlage);
Konstruieren (z. B. Routenbau unter der Vorgabe, möglichst viele Trittwechsel zu provozieren);
Bewegungsfaktoren (z. B. rhythmisch/unrhythmisch klettern);
Raumwege (z. B. gerade/diagonal klettern);
Zeitfaktor (z. B. schnell/langsam klettern);
Körperformen (z. B. groß-/kleinräumig klettern);
darstellendes Klettern (z. B. zur Musik/Geschichte passende Kletterbewegungen/Gruppierungsformen im Rahmen einer Partner- und Gruppengestaltung entwickeln).

Klettern kann Kreativität, Ästhetik und Gestaltung zum Ausdruck bringen

Perspektivenskizze Körper- und Umwelterfahrung: Das „Abenteuer in der Senkrechten" – insbesondere an Naturfelsen – fordert auf zum Dialog, „verlangt den ganzen Menschen mit allen seinen Sinnen, jeden Schritt und Tritt gilt es zu ertasten, das Gestein benötigt Prüfung. Und keine Aktion bleibt ohne Rückmeldung"[13]. Mit Klettern können Kinder, Jugendliche und Erwachsene sich ihre (Kletter-) Umwelt erschließen, die Natur „begreifen" und erfahren (Außensicht). Sie können aber auch ihre Körperlichkeit und ihre Körpergefühle (Innensicht) entdecken und erleben. Möglichkeiten für einen sensibleren Zugang zu Stein/Fels/Gebirge/Natur/ Umwelt eröffnen sich – „Umweltlernen und Körperlernen sind eins"[14]. Auf körpererfahrungsbezogenen Wahrnehmungen und emotionaler Betroffenheit basiert die Hoffnung, dass Kletterer mehr Interesse für ökologische Zusammenhänge entwickeln.



Wer in den Genuss eines solchen Beziehungsdialoges zwischen Innen und Außen kommen möchte, der muss zuerst über die Körper-Selbsterfahrung beim Klettern ansetzen („in-sich-gehen"), um darauf aufbauend einen neu vermittelten Kontakt zur Natur und Umwelt einleiten zu können („aus-sich-herausgehen"). Körperwahrnehmungsbezogene Zentrierungen wie muskuläre Spannungszustände erspüren oder natur-/umweltbezogene Fokusierungen wie Felsformen und deren Beschaffenheit ertasten unterstützen diese besondere Art, mit Kletterräumen in Kontakt zu treten[15].

Perspektivenskizze Wohlbefinden und Fitness: „Subjektives Wohlbefinden" ist für Kinder, Jugendliche und Erwachsene ein wichtiger Indikator des Gesundheitserlebens[16]. Gesundheit im Kletterunterricht zu thematisieren bedeutet deshalb und insbesondere im Hinblick auf die jüngere Klettergeneration, den Wert von Gesundheit subjektiv – als „aktuelle Situationszufriedenheit" – erleb- und greifbar zu machen. Grundlegende Voraussetzung für „Sich-Wohlfühlen" ist, dass Kletteranfänger wie Kletterfortgeschrittene immer die Chance sehen, zwischen Kletterherausforderungen und individuellen Möglichkeiten ein Gleichgewicht herstellen zu können.

Wer dem Klettern eher einen gesundheitlichen Wert zuschreibt, bedarf spezifischer Erfahrungen[17]. Das eigene Wohlbefinden können Kinder, Jugendliche und Erwachsene dann günstig beeinflussen, wenn sie ihre Körpersignale/-gefühle bewusst wahrnehmen, verstehen und einschätzen können („Sensibilisierung"). Das Streben nach Wohlbefinden schließt Gesundheitseffekte im funktionalen Sinne nicht aus. Gegebenenfalls sind entsprechende Aufwärm-, Übungs- und Fitnessprogramme anzubieten

Klettern kann Körper- und Umwelterfahrungen ermöglichen

Klettern kann Wohlbefinden und Fitness erzeugen

(„Funktionalität"). Wenn Kinder, Jugendliche und Erwachsene etwas für ihr Wohlbefinden tun wollen, können sie auf Kenntnisse, Einsichten und Hintergründe über gesundheitsrelevantes Verhalten bzw. über gesundheitsschädigende Klettergewohnheiten nicht verzichten („Aufklärung").

Perspektivenskizze Verstehen und Verständigung: Der Kletteralltag beinhaltet eine Fülle von Situationen, die geradezu existenziell auf „Verstehen" und „Verständigung" angewiesen sind: Gemeinsamer Sicherheits- und Materialcheck, Einschätzung der Schlüsselstellen, Festlegung von Verhaltensregeln beim Klettern an Naturfelsen, kreative Anregungen für eine ungewohnte Bewegungsgestaltung, Verbalisierung eigener und fremder Klettergefühle, Interpretation des Bewegungsverhaltens des Kletterpartners etc. Die Begebenheiten verdeutlichen: Einerseits geht es um das Verstehen von Sachzusammenhängen und um zwischenmenschliches Verstehen, andererseits aber auch um Verständigung im Rahmen kommunikativer Austauschprozesse[18]. Aspekte der „Körpersprache" wie Mimik, Gestik, Körperhaltungen und deren „richtige" Entschlüsselung spielen hierbei ebenfalls eine nicht unwesentliche Rolle.

Wer klettert, ist auf Verstehen, Verständnis und Verständigung, ist auf (non-)verbale Kommunikation angewiesen! Kletter-Schüler wie versierte Seil-Partnerschaften bedürfen der Fähigkeit der angemessenen Kommunikation in unterschiedlichen Klettersituationen. Deshalb müssen neben Beobachtungsaufgaben auch Gespräche im Kletterunterricht zur Gewohnheit werden. Aus methodischer Sicht bieten sich zur Einübung kommunikativer Erfahrungen im Sinne des „Sach-Verstehens" bzw. „empathischen Verstehens" zwei unterschiedliche Kommunikationsformen an.

Zum einen „rational akzentuierte Kommunikationsformen", z. B.:

- ❑ die Arbeit mit Fotos/Bildern (sich zu vorgegebenen Kletterfotos äußern),
- ❑ das Sechs-Augen-Gespräch (3-K-Kontrolle: Knoten – Karabiner – Kameradensicherung),
- ❑ die Sachverständigenbefragung (Simulation einer Expertentagung zum Thema „Klettern in ökologischer Verantwortung"),

zum anderen „emotional akzentuierte Kommunikationsformen", z. B.:

- ❑ die Gefühlsprovokation (vor dem Einstieg in eine Kletterroute wird Konzentration, entschlossenmutiges Handeln, aggressives oder geduldiges Herangehen gefordert. Diese Einstellungen und Gefühle

[13] Schulz-Algie, S.: Sport und Natur. Chancen von ökologischer Bildung und Erlebnis pädagogik. In: Olympische Jugend. Schorndorf 38 (1993) 9, 6.

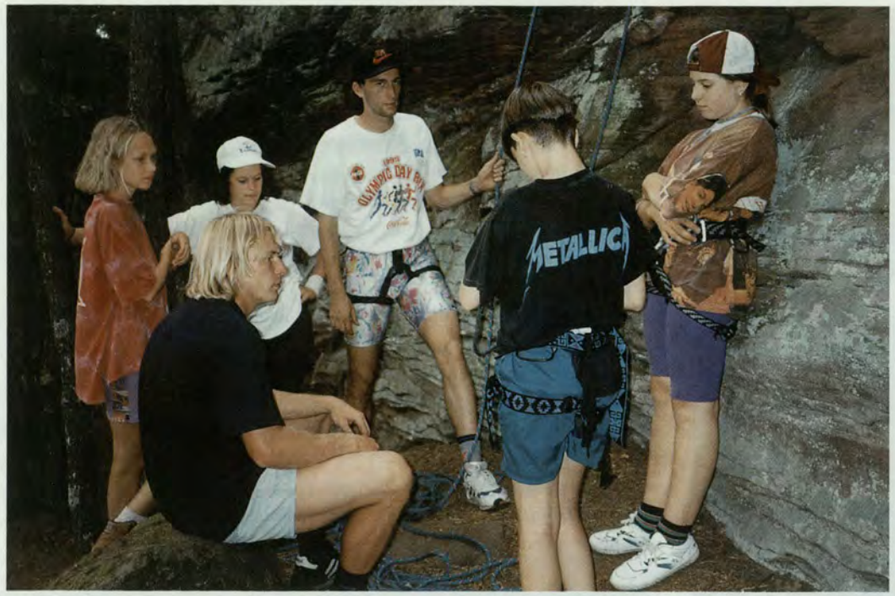
[14] Kuckhermann, R.: Von der Umweltpädagogik zur humanökologischen Pädagogik. Überlegungen zum Verhältnis von (Sozial-)Pädagogik und Ökologie, Teil 2. In: Erleben und Lernen 4 (1996) 1, 7.

[15] vgl. hierzu Neuerburg, H.-J./Sperle, N./Wilken, T.: Dialog mit Innen und Außen. Körper- und Umwelterfahrung im alpinen Skiunterricht. In: Hochschulsport 1/1994, 7f

[16] Brehm, W.: Wohlbefinden durch Sport – eine Kategorie des Schullebens. In: Günzel, W./Laging, R. (Hrsg.): Neues Taschenbuch des Sportunterrichts. Baltmannsweiler 1999, 360 f.

[17] Balz, E.: Gesundheitserziehung: Sport als Element der Lebensführung. In: Balz, E./Neumann, P. (Hrsg.): Wie pädagogisch soll der Schulsport sein? Schorndorf 1997, 118-120.

[18] Meinberg, E.: Hermeneutische Methodik. In: Bette, K.-H./Hofmann, G./Kruse, C./ Meinberg, E./Thiele, J. (Hrsg.): Zwischen Verstehen und Beschreiben. Forschungsmethodologische Ansätze in der Sportwissenschaft. Köln 1994, 21-24.



Klettern kann Verstehen und Verständigung bewirken

sollen mit der Aufgabe oder dem emotionalen Gehalt der Bewegungsausführung übereinstimmen).

Perspektivenskizze Verantwortung: Klettern ist hervorragend geeignet, Verhaltensweisen wie „Verantwortungsgefühl" oder „Verantwortungsbewusstsein" einzufordern. Die Fähigkeit zur Verantwortungsübernahme beim Klettern äußert sich in dreifacher Hinsicht[19]:

- als Fähigkeit, für sich selbst(-kritisch) in Klettersituationen verantwortlich handeln zu können (Selbstverantwortung),
- als Fähigkeit, für sachliche Gegebenheiten (z. B. Sicherheitstechniken/Ökologie) urteils- und handlungsfähig zu sein (Sachverantwortung),
- als Fähigkeit, im Miteinanderklettern sensibel und verantwortungsbewusst handeln zu können (Sozialverantwortung).

Der existenzielle Stellenwert dieser Sinnkategorie wird sichtbar: Achtsamkeit gegenüber sich selbst, Mitmenschen und natürlichen Kletterräumen; Toleranz gegenüber Kletterpartnern; solidarisches Handeln in der Klettergruppe; couragiertes Eintreten für umweltschonendes Verhalten beim Klettern; Gewissenhaftigkeit im und ordentlicher Umgang mit Klettermaterialien etc. Verantwortungsbewusstes Handeln im Klettern heißt, für gewisse Werte und Pflichten ethischer Art einzustehen.

Wer klettert, übernimmt in jeglicher Hinsicht eine hohe Verantwortung. Die Entwicklung von Verantwortungsübernahme und die Einbindung in Verantwortungsaufgaben hat auf freiwilliger Basis zu geschehen. Entscheidend hierbei ist, dass bspw. Kletteranfänger im Kletterunterricht nicht mit zu „globalen Verantwortungsaufgaben" konfrontiert werden. Im Blick auf Verantwortungsübernahme beim Klettern sollen Kletter-Schüler zunächst dazu angeleitet werden, kleinere Pflichten gewohnheitsmäßig zu übernehmen. Mit zunehmender Zeit und der Entwicklung von Verantwortungsgefühl, „guten" Gewohnheiten und entlastender Routine kann dann der Verantwortungsspielraum behutsam weiter ausgreifen.

Abschließende Betrachtung

Klettern beinhaltet verschiedene Perspektiven, die im Alltag autodidaktisch oder im Unterricht unter fachkundiger Anleitung inszeniert werden können. Entscheidend ist dabei nicht die Fülle möglicher Sinnaspekte, sondern eine „dosierte" sinnvermittelnde, dem Interesse und Können angemessene Thematisierung.

Klettern ist nicht nur mit pädagogisch wertvollen Wirkungen gesegnet! Wer die (Sport)Kletterszene aufmerksam beobachtet, weiß um so problematische Entwicklungstendenzen wie: extremes Konkurrenz- und Leistungsverhalten, Fixierung auf den Schwierigkeitsgrad als die entscheidende Kletterkomponente, Zentrierung auf technisch-funktionalen Unterricht, Selbstüberschätzung, Reduktion der Naturfelsen auf den standardisierten Gebrauch von Sportgeräten.

[19] vgl. hierzu Klafki, W.: Konturen eines neuen Allgemeinbildungsgesetz. In: Ders.: Neue Studie zur Bildungstheorie und Didaktik. Weinheim/Basel 1985 und Roth, H.: Pädagogische Anthropologie. Band 11: Entwicklung und Erziehung. Hannover 1971, 180.
[20] Siehe Fußnote 2, 168.
[21] Siehe Fußnote 1, 46.
[22] Winter, S.: Sportklettern mit Kindern und Jugendlichen. BLV-Verlagsgesellschaft, München 2000

Nur darauf zu hoffen, dass sich über Kletterangebote die gewünschten erzieherischen Wirkungen wie von selbst einstellen, reicht nicht aus und entspringt eher naivem Transferglauben. Beabsichtigte erzieherische Bemühungen sind in ihren Auswirkungen ebenfalls zurückhaltend zu beurteilen.

Die vorliegenden Ausführungen bekennen sich zum Primat der mehrperspektivischen Inszenierung des Kletterns im Schulsport und im Verein – ein zugegebenermaßen anspruchsvolles Unterfangen! Doch wer die Entwicklung des Kletterns als Leistungs- und Breitensport vorantreiben will und wer von Berufs wegen Trainings- bzw. Erziehungsaufgaben innehat, um Menschen in ihrer sportlichen und persönlichen Weiterentwicklung zu fördern, der kann auf die eigene professionelle Entwicklung nicht verzichten. Der bewusste und kompetente Umgang mit dem „Prinzip des Perspektivenwechsels" kann für Kletterer aller Leistungsstufen profitabel sein. Ungewohnte Kletterfahrungen oder ungewöhnliche Kletterbewegungen können im Bereich Wettkampfklettern konstruktiv in den Trainingsprozess eingespeist und in der Wettkampfsituation gewinnbringend verwertet werden. Im Bereich des Breitensports besteht für die Kletter-Schüler die Möglichkeit, ihre persönliche Beziehung zum Klettern einbringen und entwickeln zu können. So leistet ein mehrperspektivisch inszenierter Trainings- oder Kletterkurs seinen Beitrag zu einer umfassenden Handlungskompetenz und ist zugleich Ausdruck einer modernen Ausbildungskonzeption.

Gesellschaftliche Trends wie Individualisierung, Lifestyle-Orientierung, Pluralismus der Lebensstile etc. sowie bewegungs- und sportkulturelle Veränderungen stehen in enger Beziehung zur Verbandsarbeit. Im Sinne einer zeitgemäßen Dienstleistung bietet der Ansatz der Mehrperspektivität den Verantwortlichen der Sportverbände die Chance, noch zielgruppenangemessener auf die Wünsche, Bedürfnisse und Interessen seiner Mitglieder eingehen zu können. Gleichzeitig wird das Bewusstsein für sensible Problembereiche des Kletterns „geschärft".

Doch die Einsicht in das „Prinzip des Perspektivenwechsels" bedarf oft „eines Anstoßes von außen, um sich innen zu vergegenwärtigen, das Klettern aus unterschiedlichen Seiten zu betrachten."[20] Womit der eingangs skizzierte Bezug zur fotografischen Praxis und zu den Fragen der Motivwahl und Bildgestaltung wieder relevant wird: „Erst müssen Sie sehen lernen, und dann können Sie auswählen und verwerfen, hervorheben und unterdrücken, um ihr Motiv in einer visuellen Sprache zu schildern, die der Ausdruck Ihrer Persönlichkeit ist."[21]

Deshalb: Probieren Sie es aus, wechseln Sie Ihre Perspektive, beim Fotografieren und beim Klettern, als Trainer, Fachübungsleiter oder Verbandsfunktionär. Entwickeln Sie Ihre eigene Kletter-Philosophie und genießen Sie die Lust auf neue (Kletter-)Perspektiven!

Danksagung: Für wertvolle Hinweise danke ich insbesondere Stefan Winter (DAV-München). So sind einige kletterspezifische Hinweise seinem Buch „Sportklettern mit Kindern und Jugendlichen" entnommen.[22]

Klettern kann Verantwortungsbewußtsein entwickeln

Vertikale Quantensprünge

Bedeutendes aus dem internationalen Alpinismusgeschehen 2001

Von ANDI DICK

FORTSCHRITTE IM SPITZENBERGSTEIGEN sind klein. Dennoch scheinen 2001 einige kleine Quantensprünge auf ein höheres Energieniveau geschehen zu sein – vor allem im Sportklettern. Deshalb beginnt die Reise durch das Universum des Bergsports bei den „Elementarteilchen", beim Bouldern. Die Konzentration auf eine vermeintlich minimalistische Teildisziplin hat letztlich auch Konsequenzen für große Unternehmen. Wer extreme Boulderprobleme löst, tut sich leichter an den bisher schwersten Routen der Welt und in den anspruchsvollsten Kletterstellen in großer Höhe. In den Spezialdisziplinen wird die Leistungsspirale weitergedreht und in den großen Bergen wird die Ernte der gesteigerten Fähigkeiten eingefahren – so ungefähr lassen sich zwei Trends im Jahr 2001 beschreiben. Wobei nicht etwa das Bouldern oder M-Klettern zur Trainingsform für „echte" bergsteigerische „Herausforderungen" herabgewürdigt werden sollen. Jede Disziplin hat ihren Lohn in sich für den, der sich ihr widmet, – und damit ihren Wert. Durchstreifen wir also die Welt des Alpinismus auf der Suche nach dem Besonderen: vom kleinen Felsbrocken zur großen Wand und vom Eiszapfen bis zum Achttausender.

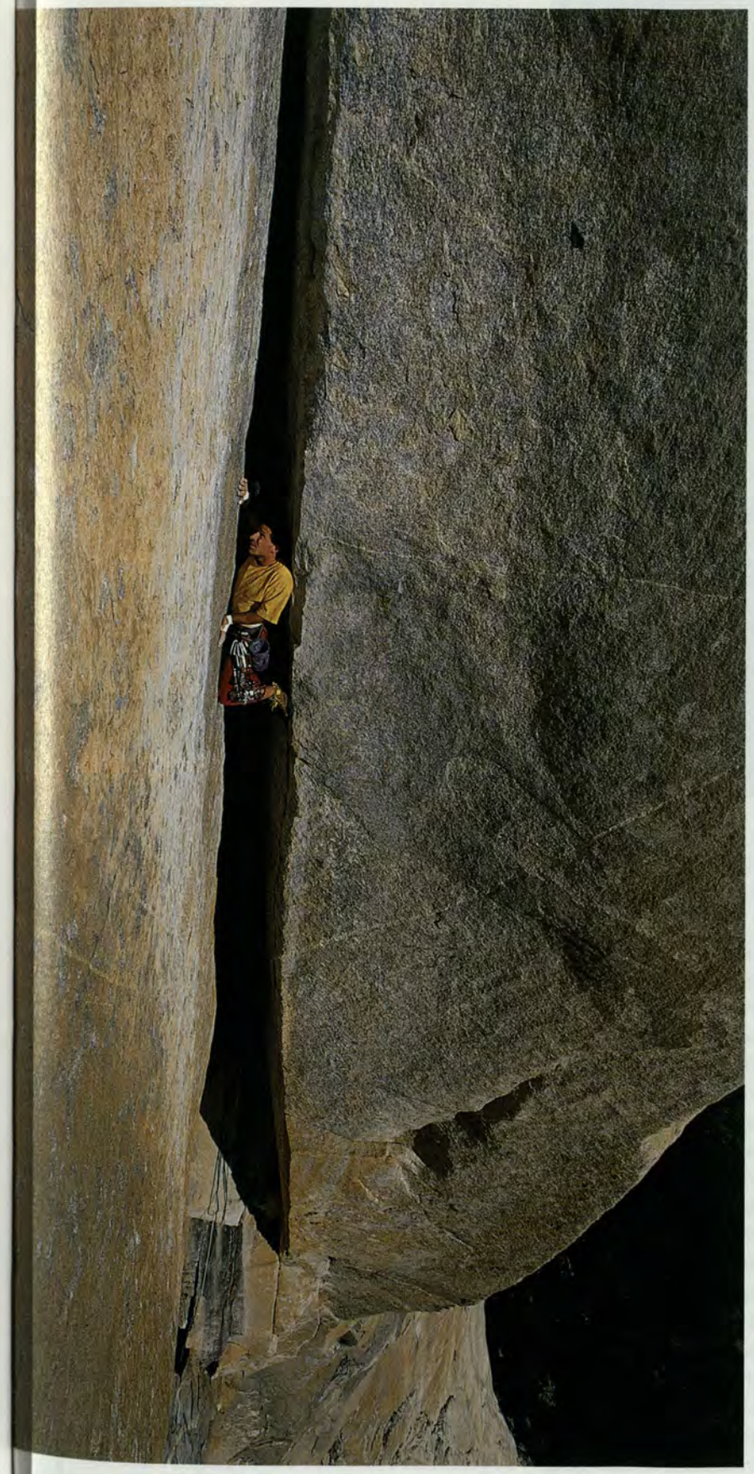
Bouldern

12.000 Kilometer – das ist Bernd Zangerls Maß an Motivation für die schwersten Züge der Welt: 24-mal musste der Österreicher ins Tessin fahren, bevor ihm die erste Wiederholung von „Dreamtime" (Fb 8c) gelang. Erst nachts hatte es so weit abgekühlt, dass ihm die Finger nicht mehr von den Griffen rutschten, und bei Gaslampenlicht schaffte er den Boulder des Schweizers Fred Nicole, der inzwischen in Hueco Tanks (Mexiko) „Esperanza" (Fb 8b+) fand. Ebenfalls auf Fb 8b+-Niveau bewegten sich 2001 Toni Lamprecht (D), John Gaskins (GB) und Luke Parady (USA), während der Amerikaner Dave Graham mit „Circadian Rhythm" (Chaos Canyon, Rocky Mountains) ein Problem löste, das „Dreamtime" Konkurrenz als schwerster Boulder machen dürfte. Leider machte Graham bislang keinen Bewertungsvorschlag.

An der Spitze mit dabei: Toni Lamprecht (D). – Foto: Wolfgang Ehn

Sportklettern

Graham gelang auch im Sportklettern ein Quantensprung: die vierte Begehung von „Action Directe" (9a, Frankenjura), erstmals ohne spezielles Training. Alle bisherigen Begeher (Wolfgang Güllich 1991, Alexander Adler 1995 und Iker Pou 2000) hatten mindestens einen Winter lang ein spezifisches Trainingsprogramm absolviert, um die Minilöcher im 45-Grad-Überhang halten zu können. Graham brauchte zwar auch noch 20 Versuche an sieben Tagen, verteilt über einen Monat – doch immerhin scheint seine Grundkraft so hoch zu sein wie die des damals weltbesten Frankenjura-Kletterers Güllich nach monatelangem Spezialtraining. Faszinierend auch, dass Graham am gleichen Tag wie „Action Directe" noch „Downset" (8c) gelang, außerdem bei seinem Aufenthalt weitere fünf 8c-Routen, und schwerste Routen weltweit wie „Ice Cream" (8c+, American Fork, USA), „Necessary Evil" (8c+, Virgin River Gorge, USA) und eine 8c+/9a-Route in St. George (F). Die härtesten Routen in allen Gebieten, mit unterschiedlichem Fels und Kletterstil, maximalkräftige Boulder und steile Ausdauerrouten – hier zeigt sich der Fortschritt. Graham, der die Griffe in Fb 8b-Bouldern als „groß" bezeichnet, ist überzeugt davon, dass noch lange nicht die Grenze erreicht ist: „Es ist schwer vorstellbar, was das nächste ‚härteste Ding' sein wird, aber es ist da draußen. Ich weiß es."



„El Corazon" an der Südwestwand des El Capitan (Yosemite Valley), die letzte Freikletterlinie der Huber-Brüder. Foto: Heinz Zak

Es könnte zum Beispiel so etwas wie „Realization" in Ceüse (F) sein, an dem Graham seinen Landsmann Chris Sharma bei der Erstbegehung sicherte: die erste völlig natürliche 9a+. Vier Jahre lang war Sharma zu seinem Projekt gepilgert, der Fortsetzung der Route „Biographie" (30 m, 8c+) um weitere 20 Meter im Grad 8b+ mit einer Fb 8a-Boulderstelle. „Biographie" selbst gelang bisher nur vier Wiederholern; Sharma kletterte sie zwanzigmal und scheiterte immer wieder in der Verlängerung, bis endlich der erlösende Durchstieg gelang. Experten loben an „Realization", dass kein Griff geschlagen oder verändert wurde, während die anderen beiden derzeit existierenden, aber umstrittenen Spitzenrouten „Orujo" (9a+?) und „Akira" (9b?) angeschraubte oder geschlagene Griffe enthalten.

Nicht halten ließ sich die 9a+-Bewertung von Fred Nicoles „Elfe" am Grimselpass; nach Begehungen von Iker Pou (E), Dave Graham und Luke Parady (USA) läuft sie nun „nur noch" als 8c/8c+. Das Niveau im Sportklettern ist gewaltig angestiegen: Begehungen von 8c/8c+ Routen (UIAA XI-) lassen kaum noch aufhorchen, auch 9a (XI) wird regelmäßig geklettert (2001 mindestens fünfmal), – doch ob Sharma mit „Realization" schon ans Tor zum zwölften UIAA-Grad geklopft hat, wird sich noch erweisen müssen. Interessant erscheinen die dritte Onsight-Begehung im Grad 8b+, „Mortal Kombat" (F) durch Christian Brenna (I) und der gar nicht so weite Abstand zu den kletternden Frauen, deren unumstrittene Spitze die Spanierin Josiune Bereciartu vertritt, mit „Noia" (8c+, Andonno), „Azken Baso-Oilarra" (8c/8c+), vier 8c-Routen und zwei 8a+-Routen onsight. Als weitere Frau im exklusiven 8c-Klub profilierte sich die Deutsche Marietta Uhden mit ihrer Erstbegehung „Sonne im Herzen" in der Jachenau.

Alpines Sportklettern

Das gestiegene Können aus dem Sportklettern kann in Kombination mit einem alpinen Ansatz Fortschritt in zwei Richtungen bringen: Schwierigkeit und Schnelligkeit. Um lang anhaltende Schwierigkeit geht es beim alpinen Sportklettern. Eine mit Bohrhaken perfekt gesicherte Route findet sich nun sogar in der Eiger-Nordwand: „Deep Blue Sea" (300 m, 9 SL, 7b+) von Reto Ruhstaller und Bernd Rathmayer (CH). Rolando Larcher und Roberto Vigiani (I) erschlossen in der Marmolada-Südwand mit

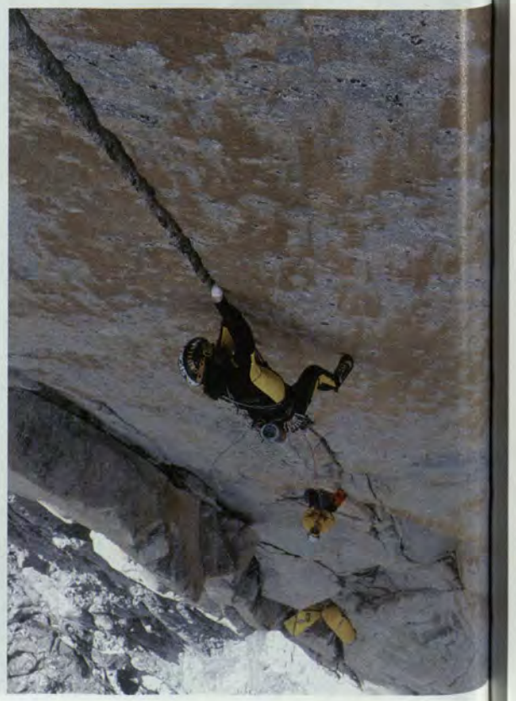
Bohrhaken in kühnen Abständen eine 600-Meter-Route mit Schwierigkeiten bis 8a; den gleichen Grad hat „Akut" von Kurt Astner (I) in der Nordwand der Westlichen Zinne. Beat Kammerlander (A) wiederholt „Hotel Supramonte" (8 SL, 8b, Sardinien) in zwei Tagen, Yann Ghesquiers (F) schafft sie in einem Tag und onsight bis auf eine Seillänge, die er dann im zweiten Versuch durchstieg. Die „Trilogie" der drei schwersten Alpenrouten aus dem Jahr 1994 vollendete Stefan Glowacz (D). Der Erstbegeher von „Des Kaisers neue Kleider" (8 SL, 8b+, Wilder Kaiser) konnte nach „Silbergeier" (7 SL, 8b+, Rätikon) nun auch „End of Silence" (11 SL, Berchtesgaden) nach fünf Tagen wiederholen, korrigierte die Schwierigkeit aber nach unten auf 8a+/8b, einstimmig mit dem Zweitbegeher Jörg Andreas (D); die beiden haben eine leichtere Variante entdeckt. Der Vorschlag des Erstbegehers Thomas Huber (D), für lange Routen eine höhere Gesamtbewertung anzugeben, hat sich auch nicht durchgesetzt: Es zählt die schwierigste Seillänge, auf dem günstigsten Weg geklettert.

Selbst unter diesen Bedingungen könnte die Route „Bellavista" von Alexander Huber (D) an der Westlichen-Zinne-Nordwand einen neuen Markstein bedeuten: Mit 8c bewertet Alex die 55-Meter-Seillänge über das große Dach, das er im Winter 99 solo technisch erstbegangen hatte. Ob der Grad stimmt, werden erst Wiederholer einschätzen können. Auf sie wartet allerdings ein herbes Stück Arbeit. Rund 20 Tage lang hatte Alex mit Fixseilhilfe und Rasten an Cliffhängern in der Schattenwand geübt, Bruch ausgeputzt und sich um relativ optimale Absicherung (nach seinen Maßstäben) bemüht. Bohrhaken setzte er dabei nur an den Ständen; sonst kamen nur klassische Sicherungsmittel von teils geringer Verlässlichkeit zum Einsatz. Ob bei dieser Absicherung und der englischen Kühnheits-Bewertung E9 noch von „Sportklettern" gesprochen werden kann, muss sich ebenfalls weisen. Jedenfalls stellt die Kombination von (falls bestätigt) höchster alpiner Schwierigkeit mit nervenaufreibender Absicherung eine besondere Leistung dar.

Sportklettern an großen Bergen

Nicht so schwer wie „Bellavista", aber mindestens so eindrucksvoll und ähnlich kühn gesichert ist Alexander Hubers neueste Freikletterlinie am El Capitan im Yosemite Valley: „El Corazon" (35 SL, 8a/8a+). Knapp daneben befreiten Tommy Caldwell und Nick Sagar (USA) die „Muir Wall" (33 SL, 8a+/8b); interessant Caldwells Motivation, der, nach drei Tagen am Ausstieg angekommen, gleich wieder in die Salathé-Route hinein abseilte, um die Gipfelwand (8a+) zum Freiklettern auszuchecken.

In der gleichen Schwierigkeitsdimension, aber eine Etage höher, bewegte sich der Italiener Mauro „Bubu" Bole: Onsight von unten und ohne Bohrhaken eröffnete er „Women and Chalk" (1150 m, 29 SL, 8a) in der Südostwand des 5852 Meter hohen Shipton Spire im Karakorum. 8a (UIAA IX+/X-) auf 5000 Metern war 1996 von einem amerikanischen Team am Trangoturm geklettert worden, aber erst nach technischem Erschließen und intensivem Üben, seillängenweise von verschiedenen Teammitgliedern. Bole stieg, dank Fixseilhilfe jeden Tag frisch ausgeruht, jede Seillänge auf Anhieb vor und sicherte dabei hauptsächlich mit Friends; in der Schlüsselseillänge riskierte er einen weiten Sturz, weil er keine Kraft zum Legen von Sicherungen mehr übrig hatte. Nur einmal stürzte Bole: nach Griffausbruch 15 Meter in den Stand. Indem er die Linie als Verhauer deklarierte und die Seillänge auf anderer Strecke kletterte, rettete er jedoch seinen Onsight-Status. 13 Seillängen sind 7b oder schwerer, nur neun leichter als 7a, 13 Klettertage in drei Wochen war Bole an der Arbeit und verdiente sich damit eine Nominierung zum „Piolet d'or".

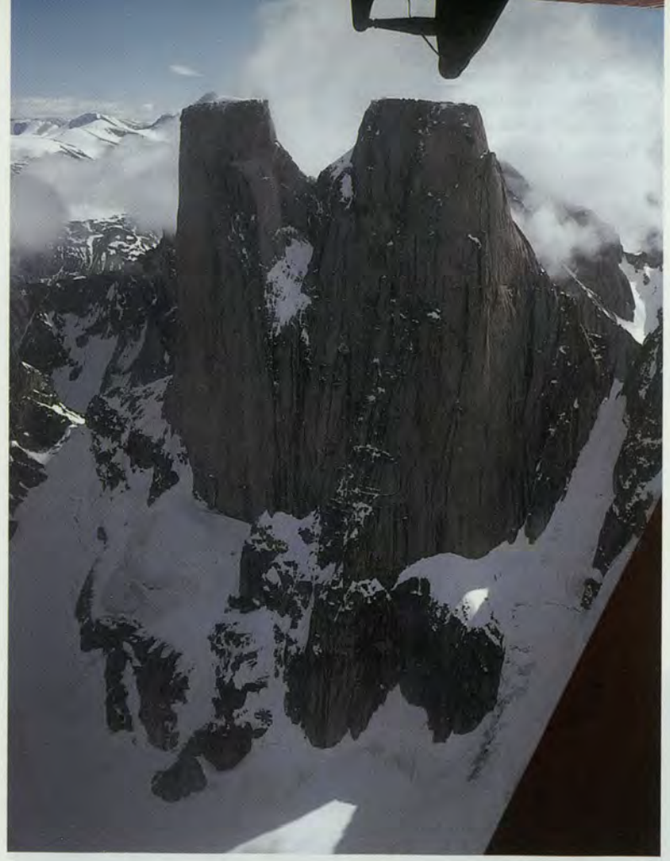


„Women and Chalk", Bubus neue Errungenschaft an der Südostwand des Shipton Spire (5852 m) im Karakorum
Fotos: Mauro Bole

Speedklettern

Wer gut klettert, ist oft auch schnell. Im Yosemite hat sich das „Speedklettern" zu einer eigenen Disziplin entwickelt, mit speziellen Taktiken, Sicherungsmethoden und Routentopos. Sogar ein Elfjähriger namens Scott Corey schaffte die „Nose" (1200 m, BW VI, 6a, A2) am El Capitan in einem Tag: zusammen mit Beth Rodden und Tommy Caldwell war er 13:40 Stunden unterwegs, um Geld für die Opfer der Anschläge vom 11. September zu sammeln. Timmy O'Neill und Dean Potter kletterten erstmals an einem Tag drei Grad-VI-Bigwalls – Routen, für die Normalsterbliche mehrere Tage brauchen: Half Dome Regular (BW VI, 6a, A2), Mount Watkins South Face (BW VI, 6a, A3) und die Nose. In diesem El-Cap-Klassiker schlugen sie auch den alten Geschwindigkeitsrekord, der seit 1992 auf 4:22 Stunden stand. Ihre 3:59:35 Stunden wurden aber postwendend vom Ex-Rekordhalter Hans Florine mit Jim Herson in 3:57:27 Stunden unterboten – was wiederum nicht lange hielt, denn vier Tage danach legten Potter und O'Neill mit 3:24:04 Stunden richtig nach, schließlich waren sie ja auch nach einem 15-Meter-Sturz im unteren Teil mit dem nötigen Adrenalinschub versehen. O'Neill hält 3:15 Stunden noch für „leicht machbar. Das echte Ziel ist jetzt, unter drei Stunden zu kommen. Dann wird's erst richtig spannend!" Für solche Leistungen klettern die Akteure gleichzeitig am langen Seil; der Vorsteiger hängt immer wieder selbstblockierende Geräte in gute Sicherungen, die den Sturz des Nachsteigers halten; nach einem „Block" von vier bis acht Seillängen wird gewechselt. Mit dieser Technik sind nun auch grusligste Technorouten zu Speedzielen geworden, etwa „Get Wacked" (BW VI, A5, 12:49 Std.) und „Plastic Surgery Disaster" (BW VI, A5, 21:37 Std.) durch Brian McCray und Aamon NcNeely. Einer der profiliertesten Exponenten, Russ Mitrovitch (USA), verwendete Speedtaktiken auch bei der Erstbegehung von „Under the knife" (1000 m, BW VI, 6b, A4, M4) in der Ostwand des Sword in Patagonien, die ihm mit den Kanadiern Sean Leary und Jimmy Haden in nur fünf Tagen gelang. Mitrovitch bezeichnet das Yosemite-Speedklettern als Training und spekuliert: „Manche der unbestiegenen Wände der Sieben- und Achttausender haben einen 1000 Meter Bigwall und darüber 1500 Meter alpines Klettern. Man könnte 15 Tage im Bigwall verbringen und dann im Alpinstil in drei oder vier Tagen zum Gipfel gehen. Das ist der Trend für die Zukunft."

Das Ausgangsniveau für diese Zukunftsvision belegen einige Beispiele für schnelle Begehungen in abgelegenen Regionen. Jonathan Copp (USA) erledigte mit verschiedenen Partnern fünf Erst- und erste freie Begehungen von 700-Meter-Wänden im achten und neunten UIAA-Grad rund um den Lotus Flower Tower – jeweils onsight in einem Tag. Stephanie Davis und Dean Potter eröffneten eine Route durch die Nordwand (550 m, 7a, A1) der Aguja Poinçenot (3002 m, Patagonien) in 25 Stunden. Die Franzosen Jérôme Arpin und Sylvain Empereur huschten in 6:15 Stunden den Normalweg (15 SL, 6b, A1) am Zentralen Paineturm und in 4:45 Stunden die „Aste" (17 SL, 6c, A1) am Südturm hinauf. Und mit der ersten Wiederholung der Porter-Route durch die Nordwand (1300 m, BW VII, 6b, A4) des Mount Asgard auf Baffin Island gelang Cedar Wright und Jason „Singer" Smith die erste Durchsteigung eines Grad-VII-Bigwalls (die schwerste und längste Kategorie) in einem Zug: in 38 Stunden. Auch sie glauben, so Wright, „dass unser Speedklettern im Valley nur Training für Größeres ist; wir hätten es als Verschwendung empfunden, diese Bewegung nicht nach Baffin hinüberzutragen."



Mount Asgard auf Baffin Island, eine der spektakulärsten Bigwallrouten, Charlie Porters Nordwandroute am nördlichen Turm, wurde in einem Zug durchklettert.
Foto: Reinhard Karl

Zackentanz in „The Young Spider" von Ueli Steck und Stefan Siegrist; die Spinne in der Eigerwand hat Nachwuchs bekommen.
Foto: Robert Bösch

Mixed-Sportklettern

Bei solch größeren Zielen – in „alpinem" Gelände – mischen sich zum reinen Felsklettern oft Eis- oder kombinierte Schwierigkeiten. Und auch auf diesem Terrain profitieren die Akteure von Grenzerfahrungen in neuartigen Schwierigkeitsbereichen, die sie in klettergartenähnlichem Gelände machen. Beim Sportklettern erlaubte es vor allem die perfekte Absicherung durch Bohrhaken, sich ohne Sturzangst der reinen technischen Schwierigkeit zu widmen – eine Erweiterung der Schwierigkeitsskala um fünf Grade in fünfundzwanzig Jahren war die Folge. Die gleiche Entwicklung durchlief das Eis- und Mixedklettern – aber im Zeitraffertempo. In kaum zehn Jahren ging es hier von M6 oder M7, das von Spitzenleuten damals gelegentlich geklettert wurde, hinauf zu M11 – eine Grenze scheint hier eher dadurch gegeben, im natürlichen Gelände ausreichend schwierige Probleme zu finden; zumal die Felsleisten und -löcher, in denen die Pickelspitze beim „Dry Tooling" platziert wird, durch Wiederholungen oft größer werden und die Tour damit leichter. Robert Jaspers „Tomahawk" (M10+/11-, Berner Oberland) und Mauro "Bubu" Boles „Mission Impossible" („M Bubu", M11-/11) stellen die derzeitige Spitze in dieser Disziplin dar. Hier ist meist die Absicherung mit Bohrhaken üblich und das Einrichten und Üben „von oben" – die Bezeichnung „M-Sportklettern" scheint sinnvoll für diesen Stil.

Auch in Schottland, dem Mutterland kühner Mixedkletterei, kommt zwar noch nicht der Bohrhaken auf, aber das Absichern von oben und das Einüben der Züge – Neil Gresham und Mark Garthwaite realisierten so „The Tempest" (M9) und „Logical Progression" (M10); Gresham dazu: „Das wird Schottlands Mixedklettern den Arschtritt geben, den es seit zehn Jahren braucht." Klassischer kletterte Alan Mullin seinen „Demon Direct" (IX, 9, entspricht etwa M9 mit kühner Absicherung): Nach mehreren Begehungen mit Ruhen stieg er in die Route ein, in der er nur zwei Haken belassen hatte, und setzte alle weiteren Sicherungen im Vorstieg – bemerkenswert bei vier einarmigen Klimmzügen in der Schlüsselstelle.

Mixedklettern klassisch

Quicklebendig ist jedoch auch der Gegenpol zum M-Sportklettern: die klassische schottische Ethik, „von unten", also im Vorstieg ins Neuland zu steigen und die Absicherung mit Keilen, Friends und Haken beim Durchstieg zu setzen. Wobei wildes Klemmen mit den Eisgeräten und heikles Balancieren auf dünnen Eisglasuren oft weit über mäßigen Sicherungen stattfinden. Der Slowene Marko Prezelj (mehr von ihm später) bringt den Unterschied auf den Punkt: „Während der Kletterei schwierige Entscheidungen zu treffen ist ein wesentliches Element des schottischen Winterkletterns. Die beste Linie finden, die Bewegungen aneinanderreihen und Sicherungen legen: das ist oft schwieriger als die technische Schlüsselstelle. Es ist ein forderndes Spiel aus Unsicherheit und Selbstvertrauen. Ein Bohrhaken oder sonstiger Fixpunkt kann diese einzigartige Erfahrung zerstören. Beim ‚M-Stil'-Klettern dagegen geht es hauptsächlich darum, nahe an guter Sicherung extreme Bewegungen zu machen." Die Schotten setzen mit ihrem zweijährlichen Eisklettertreffen weltweit Anregungen, ihr Stil wurde nach Grönland, Norwegen, Nepal und Alaska getragen – und auch die Franzosen finden Gefallen daran. Immerhin wurde „One step beyond" von François Marsigny und Thierry Renault, eine dünne Eisglasurroute an den Aiguilles von Chamonix, mit dem französischen Alpinismuspreis Cristal FFME (Kategorie Alpin) ausgezeichnet.

Alpinismus in allen Facetten

Solche Leistungen wachsen aus einer Synthese: Gesteigertes Können aus dem M-Sportklettern und Stressresistenz aus dem Abenteuer-Mixed erlauben Fortschritte in der Disziplin Alpinismus. Wobei die alpinistischen Zehnkämpfer in den Einzelfaktoren natürlich nicht die Höchstleistungen wie in den Spezialdisziplinen erreichen: So kletterten Ueli Steck und Stefan Siegrist in „The Young Spider" in der Eiger-Nordwand „nur" 7a, A2, WI 6 und M7 – aber das in einer 1800-Meter-Wand mit berüchtigtem Wetter, üblem Fels, und gewürzt mit Abenteuerschmankerln wie dem Zwang, einen 40 Meter langen, 15 Zentimeter dicken Eiszapfen ohne Sicherung wieder abklettern zu müssen, weil die Bohrmaschine streikt, oder dem Erlebnis, mit 25-Kilo-Rucksack am frei hängenden Seil hochzujümaren und oben festzustellen, dass es nur am Gurt des Kletterpartners befestigt ist, der ohne Sicherung im Eisfeld steht. Wie am Eiger gab es auch an der Zmuttnase der allzeit publicityträchtigen Matterhorn-Nordwand gleich zwei Neutouren: Robert Jasper und Rainer Treppte (D) kämpften sich in fünf Tagen mit Portaledge und Bigwallgepäck durch „Freedom" (1000 m, 6c+, A2, M5+), während die Franzosen Patrick Gabarrou (50) und Cesare Ravaschie im Alpinstil drei Tage für „Free Tibet" (1000 m, streng 6b, A2+) brauchten. Ihr Landsmann Jean-Christophe Lafaille nagelte sich in neun Schönwettertagen im Februar durch die Westwand des Petit Dru im Mont-Blanc-Massiv. 21 Seillängen bis M7 und A5, darunter fünfmal A4, sind das Ergebnis seiner Suche nach einer „möglichst technischen" Route, die „volle Ausgesetztheit während 90 Prozent der Zeit, sehr yosemite-ähnlich" bot; dafür zog der 50-Kilo-Mann einen 70-Kilo-Haulbag hinter sich her.

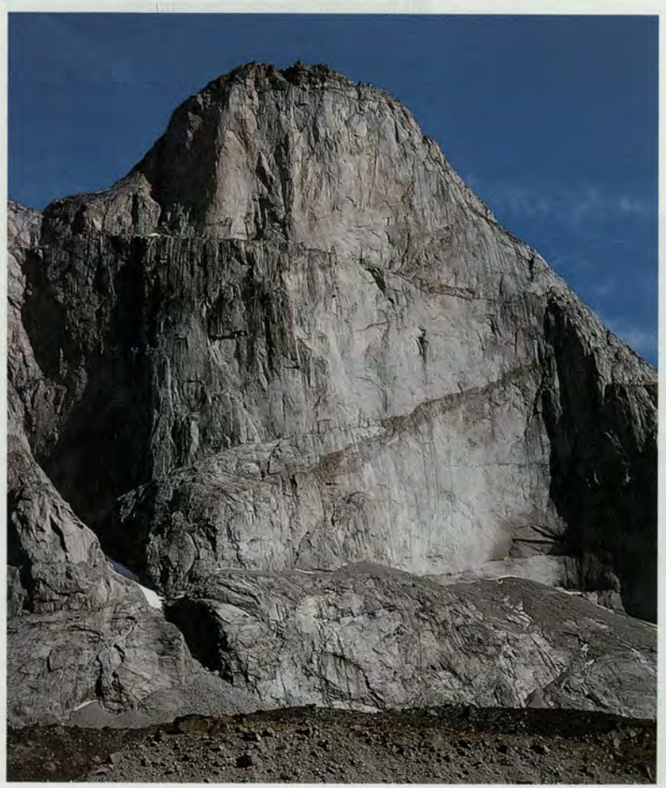
Eher optisch und durch Kälteresistenz als durch höchste Schwierigkeit besticht der Südpfeiler (23 SL, 6b, A2+) am Holtanna Süd (2650 m, Queen Maud Land, Antarktis), den der Belgier Alain Hubert, Ralf Dujmovits (D), André Georges (CH), Daniel Mercier, René Robert (F) und Fabrizio Zangrilli (USA) mit Fixseilhilfe erstbegingen; in der Antarktis auf der Schattenseite zu klettern ist eine coole Erfahrung. Frisch hält auch ständiger Schneefall, den Andy Parkin und Simon Yates (GB) auf der vielleicht schwersten Route von Feuerland hatten: bei der Erstbesteigung des Mount Ada (ca. 2000 m) über die Nordostwand (900 m, ED 2, 5c, A1, 90°).

Den Spaß harter Bigwalls kosteten Gabor Babcsan, Leslie Fucsko (Ungarn) und Stéphane Bauzac (F) im patagonischen Badertal aus: In ihrer Neutour „Fragile Faces" (800 m, 17 SL, A4+, 6c) am Mascara kletterten sie die schwersten Technolängen meist ohne Hammer, weil die brüchigen Felsschüppchen nur marginale Technohilfsmittelchen aushielten.

Noch dubioser war der Fels am Mount Barrille (2332 m) in der Ruth Gorge (Alaka), wo die Kanadier Conny Amelunxen, Sean Easton und Dave Marra in elf Tagen „Feeling Randy" (850 m, 15 SL, ca. BW VI, 6b R/X, A2+) eröffneten: ein Technospiel an aufgestapeltem Geröll, an Haken, die wie Zeltheringe in Löcher gesteckt wurden, die sie mit dem Hammer aus dem Schrott geklopft hatten. Einen Zehn-Millimeter-Bohrhaken zogen sie von Hand heraus, nachdem sie daran ihren Haulbag hochgehievt hatten.

„Eine Route, die es wert ist, dafür zu sterben": So charakterisiert der Amerikaner Jim Beyer seine angeblich „schwerste Bigwallroute des Planeten", das „Project Mayhem" (29 SL, 6b, A5) in der Westwand des Mount Thor auf Baffin Island, die er im Kapselstil in drei Monaten, über zwei Jahre verteilt, solo erstbegangen hat. Die Crux wartet in der 22. Seillänge mit einem 30-Meter-Runout im A5-Gelände an Cliffhängern.

Robert Jasper in der Schlüsselstelle von „Freedom" (VIII-A2) an der Zmuttnase der Matterhorn-Nordwand.
Foto: Rainer Treppte



Eine der mächtigsten Granitwände weltweit: die Westwand des Mount Thor auf Baffin Island.
Foto: Reinhard Karl

Ogre (7285 m), der „Menschenfresser". Die Licht-Schattengrenze markiert die Aufstiegsroute über den Südpfeiler.
Fotos: Thomas Huber

Schwer hoch oben

In größerer Höhe wird vielleicht etwas weniger schwer geklettert – immerhin BW VI, A4, Fb 6a durch Matt Maddaloni (Kanada) am Denbor Brakk (4870 m, Husheregion) oder 7c, A2 durch Italiener am Ogre's Thumb (ca. 5500 m, Karakorum) – dafür steigt der Anteil an kombiniertem Gelände und oft sind die objektiven Gefahren größer.

Einen schönen Erfolg hatten die Franzosen Christophe Profit, Dédé Rhem und Olivier Besson am 1200 Meter hohen Ostpfeiler des Kangtega (6779 m, 6a, M5) in vier Dezembertagen im Alpinstil; die Tschechen Jan Doudlebsky und Radek Lienerth hatten bei der Erstbegehung von „Cheap Wine" (37 SL, ED 4, 7a, A2, 80°) am Kwangde Nup (ca. 6100 m, Nepal) mit dem kompletten Schwierigkeitensortiment zu tun. Und Mark Richey und Mark Wilford (USA) erlebten bei der Erstbesteigung des Yamandaka (ca. 6250 m) in Nordindien über die Route „Barbarossa" (1300 m, BW VI, 6b, A3, M5) Alpinstilfreuden wie Bruch, Schneefall, Blizzard, Lawinengefahr – und einen Notabstieg auf der Rückseite durch eine Gletscherschlucht, in deren Wasserfällen sie beim Abseilen fast ertranken.

Etwas weniger dramatisch verlief die Erstbegehung der Westwand (1400 m, 80°, M4, meist 55°) des Pumori (7145 m, Nepal) durch die Schweizer Ueli Bühler und Ueli Steck in einem 43-Stunden-Rundtrip: Nur ein Schneebrett kurz vor dem Gipfel sorgte für Aufregung; sie konnten aber ihren Absturz selbst bremsen. Solche Beinahe-Katastrophen brauchten Jules Cartwright und Rich Cross (GB) nicht bei der Erstbegehung des oft versuchten, 3000 Meter langen Nordwestgrates an der Ama Dablam (6812 m, Nepal), für die sie elf Tage im Alpinstil bis

schottisch VI unterwegs waren. Für sie war das Weiterklettern allein Risiko genug, denn von dem ausgesetzten, überwächteten Schneegrat mit seinen vielen Abseilstellen war kaum ein Rückzug denkbar. Bestechend souverän sahnten Thomas Huber (D), Iwan Wolf und Urs Stöcker (CH) ab: Nachdem ihre geplante Route am Ogre (7285 m) im Karakorum durch ein anderes Team belegt war, zogen sie sich vornehm zurück und ernteten als Ersatzziel die Erstbesteigung des Ogre III (ca. 6800 m), mit Fixseileinsatz und zuletzt in einem Drei-Tages-Trip, bei Schwierigkeiten bis 6b, A3, M6. Die Konkurrenten mussten aufgeben, das Team wandte sich wieder dem Ogre zu und konnte den unteren Teil des Südpfeilers frei (7a+) klettern und fixieren. Nach einer Schlechtwetterpause gab ihnen die Innsbrucker Wetterberatung am Satellitentelefon grünes Licht, und in drei Tagen schafften sie die zweite Besteigung des Gipfels, 25 Jahre nach Chris Bonington und Doug Scott. Huber lobte die zwei Briten für kühne und schwere Kletterei am Gipfelaufbau (6a, A2); die Weiterentwicklung des Bergsteigens zeigt sich allerdings darin, dass die Zweitbegeher bei ihrer Gipfeletappe gute zwei Tagesetappen der Erstbegeher zusammenfassten. Faszinierend, wenn auch eine andere Disziplin, ist die erste Skiabfahrt vom Shivling (6543 m) durch den Franzosen Emmanuel Ratouis; mit einer Abseil- und einer gesicherten Passage.

Die Ogregruppe mit Ogre Thumb (links unten), Ogre, der obere Teil des Südpfeilers ist von der Licht-Schattengrenze markiert; rechts oben Ogre III, der scharfe Grat rechts wurde erstbegangen.

Single Push

Eine neue Taktik verbreitet sich unter den Protagonisten des Alpinismus: „Single Push" – vielleicht mit „Am-Stück-Begehung" zu übersetzen. Mit absolutem Minimalgepäck – meist kein Biwakmaterial, nur ein dünnes Seil und wenig Sicherungsmittel, dazu Kocher und Verpflegung – werden größte Wände schnell und ohne große Pausen durchstiegen. Es gibt kein Biwak, höchstens mal ein kurzes Dösen und regelmäßige Päuschen zum Schnee schmelzen und Trinken. Wer seinen Schlafbedarf unterdrücken kann, erreicht so dank leichten Rucksacks ungeahnte Geschwindigkeiten. In diesem Stil verbinden sich technisches Können, Nervenstärke und taktische Erfahrungen aus dem Speedklettern zu einer neuen Qualität.

So stiegen Max Berger (A), Erwan LeLann und Jérôme Blanc-Gras (F) in 26 Stunden im Winter durch die „Supercanaleta" (2400 m, WI 5, 6a) am Fitzroy. Bis zurück ins Hotel dauerte der Rundtrip 46 Stunden.

36 Stunden dauerte der Rundtrip von Steve House, Barry Blanchard (USA) und Rolando Garibotti (Argentinien) durch „Sans Blitz" (800 m, V, 4b, WI 7) am Mount Fay in Alberta (Kanada), die der profilierte Blanchard als „meine härteste Eistour" einstuft. Ideal für single-push-Aktionen ist Alaska: Der Polartag mit 24 Stunden Licht macht völlig frei in der Zeitplanung und erlaubt, die oft kurzen Schönwetterperioden optimal auszunützen. Kelly Cordes und Scott DeCapio (USA) eröffneten am Thunder Mountain (ca. 3400 m) „Deadbeat" (1100 m, WI 5, M6) in acht und „Ring of Fire" (1100 m, WI 6, M7) in 17 Stunden. 26 Stunden hin und zurück brauchten Ben Gilmore, Kevin Mahoney und Bruce Miller (USA) für ihre Erstbegehung „Common Knowledge" (1600 m, WI 6 R) in der Washburn Wall des Denali (6194 m). Wieder waren es Rolando Garibotti und Steve House, die die fünfte Begehung des „Infinite Spur" (2750 m, Alaska Grad 6, 5a, WI 5) am Mount Foraker (5303 m) in 25 Stunden bewältigten, mit 20-stündigem Abstieg über den elf Kilometer langen Sultanagrat; vorherige, starke Begeher hatten acht Tage für die Tour und drei für den Abstieg gebraucht. Ian Parnell und Kenton Cool (GB) eröffneten am Mount Hunter (4442 m) „Kiss me where the sun don't shine" (650 m, ED 2, schottisch VII,7) in 18 Stunden (30 hin und zurück), stiegen den klassischen Moonflower Buttress (ED 3) fast frei in drei Tagen und fanden am Denali „Extraterrestrial Brothers" (2200 m, Alaska Grad 5/6, ED 2, M7, meist leichter) in 46 Stunden hin und zurück. Parnell definiert seine „genetische Veranlagung für Alpinismus: Als fette Sau gehen mir die Energiereserven nicht aus. Ich habe einen 32er-Ruhepuls und ein kleines Hirn, so werde ich nicht zu ängstlich."

Die Landepiste auf dem Kahiltna-Gletscher mit dem Mount Hunter im Hintergrund.

Eine Klasse höher noch spielte der Slowene Marko Prezelj, wohl einer der besten Allround-Alpinisten überhaupt, mit dem Amerikaner Stephen Koch. Zuerst eröffneten sie „Luna" (650 m, WI 7, M7, 15 Std., 23 hin und zurück) am Mini-Moonflower Buttress des Hunter, dann gelang ihnen die erste freie Begehung des Moonflower Buttress (1300 m, ED 3, M7) in 25 Stunden (36 hin und zurück). Eine Unterhaltung nach 18 Stunden am Ende der Schwierigkeiten, als der Kocher seinen Geist aufgibt, illustriert den Geist von „commitment" und die Klettergier, mit denen vor allem Prezelj seine Routen angeht: Stephen: „Wir lassen die Sachen hier, seilen ab und kommen in ein paar Tagen wieder." Marko: „Wenn ich abseile, komme ich nie wieder her. Ich möchte noch andere Touren klettern." S: „Was schlägst du vor?" M: „Weitergehen. Ohne Pause." S: „Ohne trinken!? Wir haben achtzehn Stunden geschwitzt wie die Schweine und unsere fünf Liter sind aus." M: „Wir gehen weiter. Wir versuchen zum Pfeilergipfel zu gehen und dort entscheiden wir. Umkehren können wir immer noch." S: „O.k., aber nur wenn du vorsteigst." Nach ein paar Ruhetagen setzten sie noch eins drauf: Über die Wickwire-Route stiegen sie ab zum Wandfuß der Denali-Südwestwand, in der zwei Routen existierten, in 11 und 17 Tagen erstbegangen. Nach 26 Stunden Kletterei pausierten sie sieben Stunden lang zum Essen, Trinken und Kleidertrocknen, stiegen weiter zum Gipfel und waren nach einem dreistündigen Abstieg und insgesamt 51 Stunden wieder im Basislager. Ihre Route „Light Traveller" (2700 m, Alaska-Grad 6, drei SL M8) dürfte eine der schwersten Alaskas sein; der Stil, in dem sie eröffnet wurde, weist in die Zukunft.

Im Mixed-Gelände während der ersten freien Begehung der „WPOD-Route" am Mount Hunter.
Fotos: Marco Prezelj

Ganz hoch oben

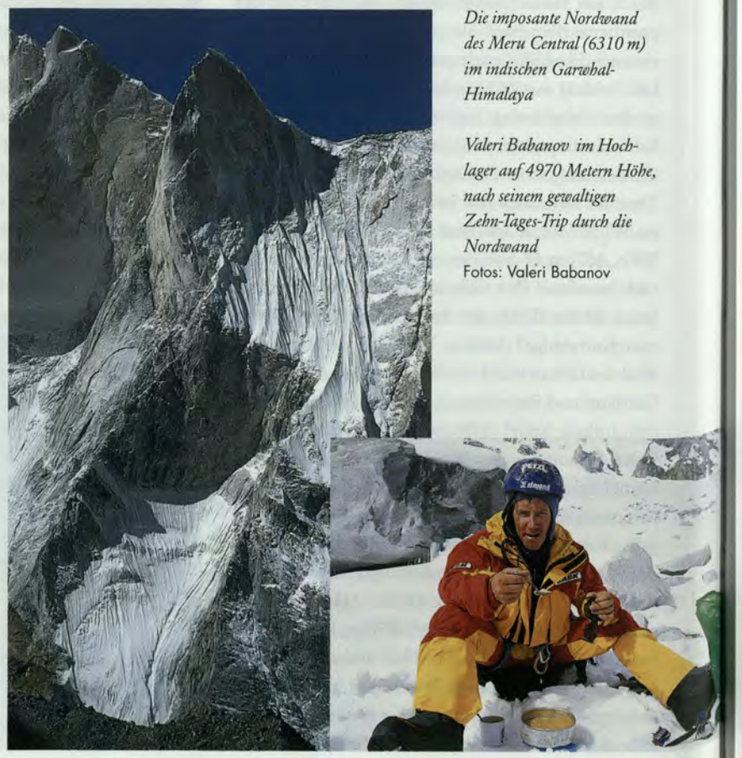
In der Achttausenderregion sind schwerste Leistungen oft noch mit klassischen Techniken verbunden; kompromisslose Alpinstil-Abenteuer wie Tomaz Humars Solo in der Dhaulagiri-Südwand sind die großen Ausnahmen. Die zwei herausragenden Leistungen des letzten Jahres wurden im traditionellen Expeditionsstil mit Fixseilen erbracht: Ein russisches Team (unter anderen mit Jewgeni Vinogradski und Yuri Koschelenko) bestieg erstmals den höchsten noch unbemannten Achttausender-Nebengipfel, den Lhotse-Mittelgipfel (8414 m). Dafür verwendeten sie 1400 Meter Fixseile und Flaschensauerstoff ab dem Everest-Südsattel, kletterten aber am Gipfelaufbau in 65 Grad steilem Schnee und eine Zwölfmeterstufe im sechsten Grad.

Ukrainer legten eine direkte Linie durch die Südostwand des Manaslu (8163 m); 4000 Meter Fixseile sicherten die Kletterei, die häufig Stellen von 60-80° mit Mixedkletterei an dünn verschneitem Fels bot und mit dem höchsten russischen Schwierigkeitsgrad 6B bewertet wurde. Sergej Kovalew, Vadim Leontiew und Vladislaw Terzyul erreichten den Gipfel, für Terzyul war es der neunte Achttausender. Jean-Christophe Lafaille (F) hat zwar „nur" sieben, erhielt aber für seine Besteigung des K2 (8611 m) über die Cesenroute am Südsüdostsporn, die er sich alleine erarbeitete, den französischen Alpinismuspreis Cristal FFME, Kategorie Himalaya.

Der Piolet d'Or

Während der „Cristal" französischen Alpinisten gewidmet ist, wird mit dem „Piolet d'or", dem „Goldenen Pickel", die schönste Leistung im weltweiten Alpinismus ausgezeichnet. Eine bunte Mischung an Kandidaten war angetreten: Mauro Bole mit „Women and Chalk" (1150 m, 8a, onsight) am Shipton Spire (5850 m, Karakorum), Marko Prezelj und Steve Koch mit „Light Traveller" (2700 m, M8) am Denali (6194 m). Mit 56 Jahren hatte die Bigwall-Legende Jim Bridwell, gemeinsam mit Spencer Pfingsten (USA), am Mooses Tooth (3150 m) eine Neutour durch die Ostwand eröffnet – in 30 Tagen, nach 29 bei einem Versuch im Vorjahr. „The Beast" (1500 m, BW VII, A5, 6a+, WI 4+, M6) ist laut Bridwell die härteste Route, die er je begangen hat, mit einer Schlüsselseillänge in steilem, wegbröckelndem Schnee, der „nur einmal belastbar war", 60 Meter ohne Zwischensicherung, und Technokletterei an bröseligem Fels, „wie Nageln in Holz, aber nicht so leicht." Klassischer Alpinismus mit moderner Perspektive prägte die „Voyage Alpine" von Patrick Berhault, bei der er in viereinhalb Monaten zu Fuß 140.000 Höhenmeter durch die Alpen gezogen war und unterwegs 22 bedeutende Extremrouten begangen hatte, viele davon bemerkenswerte Leistungen an sich (Jorasses, Desmaisonführe, vierte Begehung) oder bei miserablen Verhältnissen. Auch die Russen, die den Lhotse Mittelgipfel erstbestiegen hatten, standen zur Wahl; vermisst unter den Kandidaten wurden jedoch Huber / Stöcker / Wolf (Ogre und Ogre III), Cartwright / Cross (Ama Dablam) und Garibotti / House (Mt. Foraker).

Doch der begehrte Preis ging an Valeri Babanov, der schon in den letzten beiden Jahren nominiert war. Für seine Solo-Erstbesteigung des Meru Central (6310 m) im indischen Garwhal Himal musste der Russe gleich zweimal an den Berg fahren. Im Juni kämpfte er sich etwa 1000 Meter nach oben, musste dann aber eine Schlechtwetterphase aussitzen und danach wegen Verpflegungsmangel abbrechen. „Mein Gegner ist dabei: Er ist in mir. Er flüstert mir all diese Spinnereien ein von Angst und der Verletzlichkeit des Lebenden auf der Erde. Mein Ziel ist, ihn nicht mitzunehmen." Gleich im Herbst kam der Heroe wieder und erreichte endlich den Gipfel; seine 2000-Meter-Route „Shangri La" bietet Schwierigkeiten bis A2, 6a, M5 und 75°. Können und Biss, das sind Tugenden im extremen Alpinismus, die die Franzosen mit ihrer begehrten Trophäe belohnen.



Die imposante Nordwand des Meru Central (6310 m) im indischen Garwhal-Himalaya

Valeri Babanov im Hochlager auf 4970 Metern Höhe, nach seinem gewaltigen Zehn-Tages-Trip durch die Nordwand
Fotos: Valeri Babanov

Die Ama Dablam (6856 m) erhielt eine neue Route über ihren drei Kilometer langen Nordwestgrat (rechts), eine der bedeutendsten alpinen Touren 2001 in der Welt des Extrembergsteigens.
Foto: Jürgen Winkler

Leistung für Andere

Doch nicht nur auf den Gipfeln spielen sich große Leistungen ab. Zu Recht Schlagzeilen machte die Rettungsaktion der „Mallory-Irvine-Suchexpedition" am Mount Everest (8850 m), bei der Dave Hahn (USA) und einige Sherpas einem amerikanischen Führer mit Gast und zwei Russen von 8600 Metern Höhe ins sichere Lager hinunter halfen. Viele Führer am Everest haben den Gipfel schon mehrfach bestiegen, so dass sie nicht mehr so leicht der Versuchung erliegen, für den persönlichen Erfolg die Hilfe zu verweigern – was alle anderen Gipfelaspiranten an diesem Tag taten.

Ein hohes persönliches Ziel hatte sich der Italiener Simone Moro gesetzt: die erste Überschreitung vom Lhotse zum Everest. Dennoch brach er abends aus dem letzten Lager (ca. 7700 m) auf, um einen 19-jährigen Briten zu retten, der beim Abstieg vom Gipfel gestürzt war und sich verletzt hatte. Moro half ihm, teilweise tragend, ins Lager, organisierte Sauerstoff und Sherpahilfe. Für sein Projekt reichte danach die Kraft nicht mehr; aber er bekam den David A Sowles Memorial Award des American Alpine Club, einen Preis für selbstlosen Einsatz zu Gunsten in Not geratener Bergsteiger.

Sammler und Rekorde

Am Lhotse waren auch die koreanischen Achttausendersammler Um Hong-Gil und Park Yeoung-Seok erfolgreich; Park hatte den Italienern de Stefani und Martini dereinst vorgeworfen, nicht ganz zum Gipfel gegangen zu sein. Anscheinend jedoch war er mit seiner damaligen Besteigung auch nicht ganz zufrieden, jedenfalls wiederholte er sie nun; im Sommer machte er mit dem K2 die Sammlung komplett. Um Hong-Gil sah wohl ein, dass bei der Shisha Pangma nur der Hauptgipfel wirklich zählt, denn ihn bestieg er im September. Damit haben nun neun Menschen ihr Sortiment komplett: Reinhold Messner (I), Jerzy Kukuczka (Pol), Erhard Loretan (CH), Carlos Carsolio (Mex), Krzysztof Wielicki (Pol), Juanito Oiarzabal (E), Sergio Martini (I), Park Yeoung-Seok und Um Hong-Gil (Kor). Juanito Oiarzabal merzte einen Schönheitsfehler seiner Sammlung aus und stieg ohne Flaschensauerstoff auch auf den Everest. Abele Blanc (I) und Alberto Iñurrategi (E) fehlt jeweils noch die Annapurna, Hans Kammerlander hörte nach seinem zwölften Gipfel, dem K2, auf; an den Manaslu, wo zwei seiner Freunde starben, möchte er nicht mehr fahren, an der Shisha Pangma begnügt er sich mit dem Zentralgipfel. Elf Gipfel haben die Tibeter Cering Joje, Ren Na und Bianba Zaxi, dem Südtiroler Christian Kuntner fehlen noch Annapurna, Kantsch und Lhotse. Vier Achttausender in sechs Monaten schaffte der Italiener Silvio Mondinelli: Everest, Gasherbrum I und II, Dhaulagiri. Flott war der Russe Denis Urubko am GI: 11 1/2 Stunden vom Lager 1 (6000 m) zum Gipfel und zurück.

Bemerkenswert ist der Erfolg der kommerziellen Expedition von Ralf Dujmovits und Hajo Netzer (D), die an einem Tag zwölf Teilnehmer auf den Nanga Parbat (8125 m) brachte, über die schwierige Diamirflanke. Mit entscheidend dafür war – wie am Ogre – die zeitlich exakte Vorhersage eines mehrtägigen Schönwetterfensters aus dem Wetteramt Innsbruck via Satellitentelefon: Mit dieser Gewissheit im Rücken fällt es leichter, zu warten, bis sich der Neuschnee gesetzt hat, und dann die Motivation zum Durchsteigen aufzubringen.

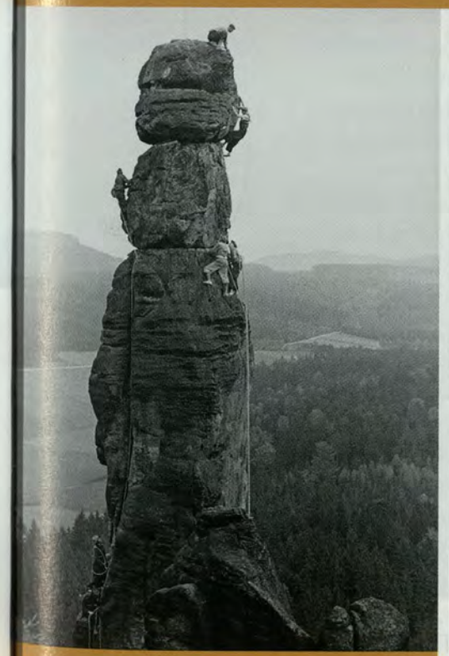
Trotz solcher Maßstäbe denken einige Bergsteiger immer noch, sich mit einer Achttausenderbesteigung brüsten zu können. So verkündete der Italiener Giampaolo Corona multimedial seinen Erfolg am Makalu, der von anderen Bergsteigern, die am gleichen Tag auf dem Gipfel waren, jedoch bestritten wurde. Dubiosen Ehrgeiz bewies auch die Französin Anna Collet, die ihren Führer Marc Batard verklagte,

Der Mount Everest ist ein beliebtes Ziel für kommerzielle Expeditionen.
Foto: Jürgen Winkler

weil er sie nicht zum Gipfel des Cho Oyu geführt habe – dessen Grund: gefährliche Bedingungen und die Erschöpfung seiner Klientin. Der Cho Oyu ist nach wie vor ein Paradegipfel kommerzieller Höhenreisen: 18 Gruppen mit 110 Kunden waren im Frühling am Berg, 36 Teams mit 233 Teilnehmern im Herbst. Größerer Auftrieb herrscht nur noch am Everest, wo sich im Vormonsun 50 „Expeditionen" mit rund 1000 Leuten tummelten; an fünf Tagen Ende Mai wurden 182 Besteigungen registriert, am 23. Mai alleine 89 (47 von Nepal, 42 von Tibet) – insgesamt standen bisher 1111 verschiedene Menschen aus 61 Nationen auf der „Göttinmutter der Erde". Diese Leistung relativierte der Sherpa Babu Chiri, zehnmal am Gipfel, mit einem seiner letzten Worte: „Den Everest zu besteigen ist so einfach wie ein Spiegelei zu machen, nur ist es eine gefährliche Arbeit." Wie wahr – im Western Cwm starb er in einer Spalte. Auch Rekorde blieben nicht aus: Erik Weihenmayer (32, USA) war der erste Blinde am Gipfel, er folgte einem Glöckchen am Rucksack seines Begleiters; übrigens steigt er 6b vor, die Nose am El Cap und WI 6-Routen nach, stand auf Denali und Mt. Vinson. Den Altersrekord hält derzeit Sherman Bull (USA), der mit 64 am Gipfel stand. Der Sherpa Temba Tsheri erreichte mit 16 Jahren und 16 Tagen als jüngster Mensch den Gipfel – allerdings mit fünf Fingern weniger, die ihm nach einem misslungenen Versuch im Vorjahr amputiert werden mussten. Mit dem Doppel-Gleitschirm flog das französische Paar Bertrand und Claire Bernier-Roche vom Gipfel zum North Col; bis auf die Carstenszpyramide haben sie alle „Seven Summits" beflogen. Der Österreicher Stefan Gatt trug sein Snowboard zum Gipfel, konnte aber nicht die komplette Südcolroute befahren. Mehr Glück hatte Marco Siffredi (F), der sich das Brett hinauf tragen ließ, dafür aber die erste komplette Befahrung der Nordflanke (bis 45°, felsdurchsetzt) realisierte. Den höchsten Golfabschlag der Welt machte Giuseppe Martignago (I) leider nur am Cho Oyu, und nur von 7050 Metern aus; immerhin eröffnete er eine weite Perspektive auf mögliche Sportarten (Billard, Squash, Mikado), für die es auf den Seven Summits noch Erstdurchführungsmöglichkeiten gibt.

Mein Dank für Unterstützung gilt wieder Lindsay Griffin, dessen Chronik in „High" eine wesentliche Informationsgrundlage bietet, der Redaktion von „Alpin" für die Nutzung des Archivs und den freundlichen Damen der Bibliothek des Deutschen Alpenvereins.
Ausführlichere Zusammenstellungen der recherchierten Routen versende ich gerne per E-Mail (i.braun-a.dick@t-online.de) oder gegen Rückporto (1,53 Euro, Germeringer Str. 12 g, 82152 Planegg). Für Mitteilungen über ambitionierte Unternehmungen und Leistungen bin ich dankbar.

Was ist was?
Schwierigkeiten zu vergleichen ist problematisch. Es ist ein Unterschied, ob man einen „Sechser" an einem Boulderblock klettert, in der zehnten Seillänge oder auf 8000 Metern, ob mit Bohrhaken gesichert oder an wackligen Normalhaken. Doch habe ich versucht, zumindest die rein „technischen" Schwierigkeiten einheitlich anzugeben. Fürs Felsklettern gilt die französische Skala (zum Vergleich mit der UIAA-Skala: VI = 5c, VII = 6b, VIII = 7a, IX = 7c, X = 8b, XI = 9a), Boulderbewertungen sind durch vorangestelltes „Fb" gekennzeichnet und fallen etwa eineinhalb Stufen härter aus (Fb 8b+ entspricht ca. 9a). Künstliche Kletterei wird mit A0 bis A5 bezeichnet, die meisten Angaben dürften (die verschärfte) „New Wave"-Bewertung sein. Schwierigkeiten im Eis werden in Grad-Steilheit angegeben oder nach der WI- (Winter Ice-) Skala, die irgendwo bei WI 7 ihr natürliches Ende erreicht. Dort wird nämlich das Eis so dünn, dass die Kletterei meist kombiniert wird, wofür die nach oben offene „M"-Skala gilt.
Diverse Systeme bewerten die Gesamtanforderungen von Routen. „BW" (hier VI und VII) stehen für Bigwallkletterei, „ED 1 - ..." differenziert die höchste Stufe „extrèmement difficile" alpiner Unternehmungen. Russischen (bis 6B) und Alaskanischen (bis Alaska 6) Bewertungen sind Angaben zur technischen Schwierigkeit beigestellt. E-Grad-Systeme zur Bewertung der Gefährlichkeit und psychischen Anforderungen existieren in England und wurden für Eiskletterei, alpines Klettern und für die Dolomiten in verschiedenen Formen vorgestellt – leider existiert dazu (außer bei den Briten) noch kein allgemeiner Konsens.



WISSENSCHAFT UND KULTUR

Eberhard Neubronner
Helmuth Zebhauser
Andreas Dick
Helmut Schulze
Rudi Kübler
Franz Mandl
Hans Eckart Rübesamen
Peter Grimm
Klara Esters

Der zehnte Buchstabe

Von EBERHARD NEUBRONNER

HANS LOEWEN KOMMT NACH MADRILL. Ein Sommerfrischler, erklärt sein Begleiter den Bauern und die gucken verwundert: Trotz Krieg? Doch ihr Informant winkt ab und meint, das gehe schon alles in Ordnung, wenn er nur gute Luft habe, reichlich Schlaf, nicht zuletzt aber kein Gerede rundum. Und so wird Loewen einquartiert Ende Februar fünfundvierzig, hoch im hinteren Tirol unweit des Engadins; etwa zwei Dutzend alte romanische Häuser drängen sich dort um ein Kirchlein mit spitzem Turm. Für dieses Milieu hat bisher kein Ferienprospekt groß geworben, nur Obermadrill war populär, aber das schon beim k. & k. Hof- und Geldadel beliebt gewesene Kurbad überm Ort ist seit dem Herbst neununddreißig *spezieller Ereignisse wegen außer Betrieb.*

Am Stammtisch fragen die Leute, wie alles geschehen sei. Sie hocken vor Gläsern mit Wein, reden sich in Hitze oder bewegen stumm ihre Kiefer, als kauten sie Tabak. Es sitzen eh nur Männer im Gastraum der Burg, dem Wirtshaus des Dorfs. Jene, die sonntags während der Messe erst kurz vor Schluss am offenen Kirchenportal stehen und zum Altar blinzeln, um vom dreimal geschlagenen Kreuz zu profitieren: Gott segne euch – Vater, Sohn und Heiliger Geist.

Also dieser Fremde aus ... „...wo saids haint herkemmen?" forschen sie. Werner Kley schluckt. Er nimmt plötzlich etwas wie eine Filmszene wahr, sieht zwei schattenhafte Figuren, vergisst die Stimmen der Bauern und hört andere. Doktor Hans Loewen erscheint im Kontor, sein Laborleiter: ein blasser Mensch nahe vierzig mit dunklem Haar, gepflegt, gebildet, scheuer Blick. Lauscht niemand? Nein. „Herr Chef", sagt er und dann weniger distanziert: „Lieber Freund, ich melde mich ab. Morgen werde ich fahren. Alles ist geregelt, das Nötige darf jeder mitnehmen, ich schreib Ihnen bald." Kley stutzt. Dann steht er vom Sessel auf und tritt vor, bis der kleine Chemiker so nahe ist, dass die roten Äderchen in den Augen gut zu erkennen sind. Aber noch etwas bemerkt Werner Kley. Loewen hat sich heute nicht rasiert; es fehlt der feine Geruch von *Johann Maria Farina.*

„Wissen Sie wirklich nichts, Hans?" fragt Kley.

Farina und Loewen. Wann immer Werner Kley mit ihm durchs Werk geht, ist dieses vertraute Kölnisch ein Teil ihrer Konversation. Es zählt dazu wie der kochende Stahlbrei beim Guss oder die grellen Geräusche draußen im Hof, wenn wieder Schrott abgeladen wird, Beutegut aus Frankreich für den Kampf gegen das bolschewistische Russland. Kriegswichtige Ware! Denn *der Sieg wird unser sein.*

Und nun sitzt er, der Betriebsführer Kley, unter den Mannsbildern von Madrill statt im Büro. Die Luft am Ofen ist feucht. „Trink no a Viartele!" stößt ihn sein Nachbar Engelbert Schranz an, schenkt ein und brummt: „An söllenen Vougl hobn mir long nimmer gsechn. Wo ischt nocha dear dahuam?"

Werner Kley hebt sein Glas, der kräftige Kalterer steigt ihm zu Kopf. Zuhaus hat man längst Loewens Name auf einer Liste gestrichen, die Lücke gefüllt, den Zug abgefertigt, Hans aber schläft und weiß nichts. Oder wacht er? Hinter seinem Fenster in Pius Kortschers Hof brennt kein Licht. Kley sieht das, als er vor der Burg Luft holt: kein gelber Fleck mehr, nur noch die dunk-le Mauerfront. Vor dem schindelgedeckten Stall steht ein Wagen, jemand raucht dort und verrät sich durchs Glimmen der Zigarette. Werner Kley denkt: Leuchtfeuer im fremden Strom.

Kortschers Stube wird hernach zum Treff zweier konspirativer Gestalten. Der Gasslbauer, ebenso wortkarg wie schlau, hat seine dürre Lina mit schnippenden Fingern des Raumes verwiesen und Kley den Platz unterm Herrgott gezeigt, wo man ungestört ist. Er öffnet die Kredenz, greift eine Flasche heraus, füllt zwei Kurze, rutscht auf der Bank näher und sagt: „Zwetschgn." Sie prosten einander zu. „Stark", lobt Kley. „Sall woll", antwortet Kortscher. Dann stecken sie ihre Köpfe zusammen und reden von damals, als ein Mensch im Sommer vierzig die Kehren zum Kastell Egg hinaufgekeucht war, erschöpft, durch Furunkel gequält. Bei Pius hatte er nach dem berühmten Schwefelbrunn gefragt und blieb schließlich wochenlang in Pension. Den Eiter, schmunzelt Kortscher jetzt, habe nicht etwa das faulige Wasser verjagt, sondern der Rauchspeck und Linas Rosenkränze. Vielleicht auch die Mahd am Hang überm Dorf: „Bisch a gonz a guater Knecht gwesn."

„Hör mal, Pius. Meinen Freund ..."

„Dear im Goschtzimmer?"

„... lasst bitte in Ruhe. Er hat schwache Nerven und braucht Erholung. Gib auf ihn Acht. Keine Neugier! Kein Wer und Warum! Dieser Krieg, weißt du, macht krank. Ich komme und hole Hans Loewen, wenn alles vorbei ist."

Sie kurven bergab, der Karrenweg stäubt. Hinter ihnen sinkt Madrill so rasch ins Dunkel, als habe man Kirche und Häuser mit Teer geschwärzt. Den jungen Fahrer fordert Werner Kley zu höherem Tempo auf und fügt hinzu, Firmen wie sein Schmelzwerk könnten ihren ersten Mann jetzt

nicht lang entbehren: „Räder müssen rollen." Vor Jahren hätte Kley lieber morgens die Arlbergstraße benutzt und am Abend das Tannheimer Tal, um zu vermeiden, dass man da oder dort wieder erkannt wird, doch seit Adolfs Heimatruf gibt es ja zwischen Österreich und Deutschland keinen Unterschied mehr; keine Grenze trennt Doppeladler und Hakenkreuz. Obwohl, denkt er, manches nun schlechter ist. Heute hebt in fast jedem Ort ein Soldat den Arm und fragt nach Papieren.

Werner Kley schreckt hoch. Ihm kommen die beiden Tage nach Loewens unerwarteter Meldung entgegen, er sieht sich bei Kreisleiter Rupp seinen Antrag vorbringen und empfindet den scharfen Ton des Funktionärs wie einen Schlag: „Dienstreise Ostmark genehmigt, alter Kämpfer! Hier ist Ihr Wisch. Prokurist Morschek begleitet Sie?" „Jawoll", winkelt der Zivilist die erhobene Hand ab. „Heil Hitler!" Und alsbald brechen sie trotz dieser Antwort ohne Erich Morschek in Richtung Bodensee auf – das Parteimitglied Kley, Hans Loewen mit Koffer sowie der Chauffeur Kraft aus dem eigenen Stall. Zu Peter Kraft sagt Kley leise: „Doktor Loewen ist nervenkrank, klar?" Diesmal wird er schneller sein, denn ein Fall Brenn darf sich nicht wiederholen. Man hatte den erfahrenen jüdischen Stellvertreter Ende August zweiundvierzig vom Fleck weg *dringender Arbeit* zugeführt, und trotz persönlicher Proteste im Stuttgarter Hauptquartier der Gestapo war Alexander Brenn von heute auf morgen verschwunden.

Wenn nur Morschek nichts wittert, hofft Kley. Rupp hat mit ihm einen Bluthund vor mein Büro gesetzt; die falsche Fährte mag aber nützen, Kraft plaudert nie. Ich meinerseits werde mich wundern: „Hans Loewen? Ach was ... Den hab ich doch selbst zum Bahnhof befördert und dann im Trubel verloren, dieser Kerl ist wirklich reif gewesen für einen Transport, brachte sowieso keine Leistung mehr. Den Staatsfeind noch fett werden lassen? Danke sehr. Wir haben größere Ziele!"

Sie fahren zu dritt unter grauem Himmel südwärts, quer durch den schwäbischen Forst, nachmittags, auf Nebenwegen bis Ravensburg und dann durch Obstfelder weiter. Bei Tettnang stehen kahle Apfelbäume wie Wachbataillone. Loewen liegt hinten im graugrünen Benz, ein Wollplaid wärmt ihn, doch seine Zähne rasseln.

„Geduld", sagt Werner Kley. Nahe Lindau am Bodensee dämmert es. Weil das Dorf Madrill in Tirol noch mindestens drei Stunden entfernt ist und die Arlbergstraße meist schlecht geräumt wird, beschließt man auf der Insel zu übernachten. „Nein", bittet Hans, aber Kley und Kraft nehmen den Widerstrebenden, haken sich unter und zerren ihn zum Hotel. Schnee stiebt. Im Foyer des Bayerischen Hofs (dort hängt der trotzige Führer als Öldruck, die Faust vorm Koppel) reicht ein Portier dem Trio das Meldeblatt:

„Name, Anschrift, Beruf?"

Hans Loewen tastet nach seinem Herz, Schweiß dringt aus allen Poren. Er dreht langsam den Kopf und nimmt einen Schrank wahr, die Tür, abgelegte Kleidung von gestern, das karierte Federbett und zwei Fenster. Davor auf dem Tisch ein Krug zum Waschen, oben an der Decke die mit Fliegendreck verschmutzte Birne. Warum pendelt sie nur? Jemand hat geräuschlos das Zimmer betreten, ein mageres altes Weib. Es rafft den Rock und sagt:

„Zwelfa."

Da ist Loewen angekommen. Allmählich, während des Frühstücks am Mittag, löst sich Vergangenes in der Gegenwart wie jene Milch, die im Kaffee seltsame Bilder erzeugt, Spiralen und Kringel, an offene Augen oder Ohren erinnernd. Er stiert drauf und begreift nichts, steht wieder im Bayerischen Hof, lauscht dem Inquisitor von Lindau und schreibt 'Hans Isr ...' aufs Formular. Worauf es neben ihm zischt: „Sind Sie toll, Mann? So was kann Kopf und Kragen kosten!" Also streicht er das begonnene zweite Wort durch und kritzelt mit fahrigen Fingern: *Dr. Hans Loewen, Chemiker.*

Die folgenden Wochen vertropfen. Sie gleichen den Eisflöten, deren Lied Tag für Tag heller von Kortschers Dach klimpert. Pius staunt. Dem Bauern fällt auf, dass sich ein fremdes Gesicht strafft, dass sein Gast immer längere Ausflüge unternimmt und die herbe alpine Landschaft genießt, dass er statt Hügel nur noch *Bichl* sagt, mit Appetit in Schweinernes beißt oder Kartoffeln schält und der sonst eher mürrischen Lina manchmal ein kurzes Lachen entlockt. „Warum nennt man Sie Gasslbauer?" will Hans Mitte März wissen. Pius Kortscher antwortet: „Ja woascht, dear kloane Weg vun Brunnan auchi zum Hof, zwischn Gortn und Schtoll ..." In der Burg diskutieren dann sonntags ein paar Dörfler den Sachverhalt. Sie stimmen Pfarrer Severin Köll und dessen Meinung zu, 'unser Allmächtiger' habe dem anfangs so bleichen Besucher wieder rote Backen geschenkt.

Loewen läuft über feuchte Wiesen. Unter seinem Tritt schmatzt es, weiße Krokusse blühen, im Wald schlägt man Holz. Von jeder Tour kehrt der Wanderer später heim und ist manchmal kaum ansprechbar. „A poor Schnapsln zviel", sagt die Lina. Sie muss das Essen aufwärmen, ihren Salat welk werden lassen, glaubt den Städter am Ende verirrt oder gar abgestürzt und bekreuzigt sich, wenn er ausbleibt. Pius indes meint: „Dear kimmt schun wieder, sall woll." Ein warmer Italienwind heult nun immer öfter, besonders nachts. Hans fragt einmal Kortschers Schwägerin, als diese vorm Nebenhaus döst (ins Kopftuch gewickelt wie eine Mumie), was solches Klagen bedeute, und Rosa Kathrein antwortet: „Seeln." Ob ihm denn niemand die Geschichte des Ritters von Egg erzählt habe? Der spuke im Frühling am Dorfweiher und tauche triefend aus dem Schlamm auf mitsamt seinem Ross. „Weil söllener Kaschtellon ausm Heiligen Lond noch Tiroul zruckkemmen ischt, sei Liabschte am Burgfenschter gsechn hot und galoppiert direkt in See eini. Iatzt saifzt er ollaweil, ober das Weib konner nimmermeahr findn."

Wie heute, denkt Loewen, wie hier. Warum weiß ich nichts mehr von Werner? Kein Brief und kein Anruf erreicht Madrill, Kley hat mich aus meinem bisherigen Dasein genommen wie man Figuren vom Schachbrett entfernt: ohne weiteren Wert für das Spiel. Aber bin ich wirklich ein Unterlegener? Wenn dieser Krieg noch länger dauert, wird Pius mir vielleicht helfen mit Proviant, topografischen Hinweisen oder Rat betreffs Schnee. Die Schweiz ... Und er bricht wieder auf zu noch längeren Exkursionen, streift scheinbar ziellos herum, wird in den Grenzdörfern Urg und Tschans gesehen, ja sogar bei der seit Jahren leeren Zollhütte am Tiefen Tobel: eine kleine Gestalt, vorgebeugt. Hans quetscht Kortscher wegen *gewisser Pfade hinüber* aus, nicht ahnend, dass sein treuer Freund Kley bei Bürgermeister Franz Juen wöchentlich einmal das Telefon klingeln lässt und sich nach Loewens Zustand erkundigt. „Gsund", heißt es dann meist, „a bissl viel am Berg droubn." Werner Kley ist erleichtert und sagt: „Passt trotzdem auf. Kein Ton von mir, ja? Er soll mich nicht für misstrauisch halten."

Mittlerweile würde man am warmen Ofen des Wirtshauses maulen, wenn jemand Hans schlecht machte. Der, meinen die Männer, sei doch brav wie ein Lamm. Sie haben sich an ihren schwarzhaarigen *Kurgast* gewöhnt, sein schleppender Gang und der süße Duft nach Rasierwasser, den er verbreitet, kann nicht mehr fremd genannt werden. Das aber wird den Dörflern Krismer, Kompatscher, Jenewein, Wolf oder Senn nur langsam bewusst. Erst als sie Hans Loewen einladen, mit ihnen zu karteln und dieser einen Stich nach dem anderen einstreicht, erst dann guckt der Großbauer Meinrad Wolf in die Runde und sagt: „Reschpekt."

Von nun an ist Hans akzeptiert.

So gehen die letzten Märztage vorbei. Der April kommt, das Vieh poltert aus engen Ställen ins Freie, hinterm Zaun wird gehackt, fahles Kraut wächst zu Kuppen, man refft und schichtet, zieht abends von Platz zu Platz und verbrennt den Winter. Überall glost es, von Madrill ostwärts hinunter zum Inn und wieder hinauf bis nach Köfels am Gegenhang. Rauch legt ein feines Tuch auf den lehmgelben Fluss und Loewen denkt: Unter ihm möchte ich schlafen.

Während jener Zeit schließt er mit sich selbst Frieden. Schritt für Schritt scheint es Hans vorstellbar, seine nächsten Jahre hier zu verbringen – ein Exilant, stets das Gepäck griffbereit und doch nur Gleichmaß erstrebend, Normalität. Wird er denn wieder abgeholt werden? Wann und von wem? Die Bauern am Stammtisch der Burg spüren, was in ihm vorgeht; sie haben noch eine Ahnung von Not, weil ihre Großväter als Buben auf deutsche Märkte zwischen Ulm und Bregenz geschickt worden sind: *Schwabenkinder*, schwerer Landarbeit ausgesetzt und oft schlecht behandelt. Deshalb mögen manche Madriller den Zugereisten. Seine Gewohnheit, stumm vor sich hinzustarren, kommentiert die Burgwirtin (ein resches Wiener Gebäck) ebenso treffend wie kurz.

„Vüleicht hoder sei Herz verlorn?" sagt Zita Wegerer. „Zhaus, an a Madl?"

Loewen indes leidet weder am Schweigen des Werner Kley, der ihn hat los werden wollen, noch entwirft er einen Zukunftsplan. Warum auch? Immer sanfter pendeln seine persönlichen Waagschalen, das Schicksal gewichtet neu, die Balance ist wieder hergestellt.

Hans sitzt Anfang Mai fünfundvierzig im Wald nicht weit vom Kurbad Obermadrill entfernt und hört Spechte hämmern. Ihr Stakkato ruft marschierendes Militär wach; jemand hat etwas mit dem Steckschlüssel aufgezogen, nun trampelt es *(ein-Lied-drei-vier)* von der Etsch bis zum Belt, aber die Welt schießt zurück. „Bald ist alles vorbei", lächelt Loewen erleichtert. Nach kurzer Drehung sieht er Schatten und Licht über ein strenges Profil wandern, wahrscheinlich Bronze: Bart, Stehkragen, Zwicker am Band. Das Medaillon war vor Jahrzehnten an den moosgrünen Fels geschraubt worden und verewigt seither Herrn Josef v. Senestrey, Landgerichtsrat außer Dienst, als *theuren Förderer der Gemeinde Madrill wie auch ihrer Quellen & Wege.*

„Guter alter Vielvölkerstaat", murmelt Hans Loewen. Sein Wachtraum füllt die Promenade rings um Obermadrill mit rosa gekleideten Damen; er gibt, Küssdiehand, ein paar chevalereske Rittmeister hinzu, öffnet bisher verschlossene Türen, lässt frische Luft ins Hotel wehen und Gardinen flattern, lauscht dem Strich eines Stehgeigers, glaubt menschliche Stimmen unterscheiden zu können und ist irritiert, weil das ferne Trommeln der Vögel dazwischenfährt. Es surrt vom Inn herauf. Ketten! Stars and Stripes! Die Amerikaner! Hans schnellt hoch und schwenkt beide Arme, wie um ein Flugzeug in den Hangar zu lotsen.

„Come here, boys!" ruft er. „Come here!"

Sie aber hören sein Notsignal nicht, dringen weiter vom Reschenpass in Richtung Landeck, haben vor Tagen das Terrain zwischen Po und Vinschgau befriedet, werden bald eine Stadt namens Munich erreichen, am Ufer der Isar den Triumph des lachenden, Gummi kauenden Uncle Sam über SS-Rune und Totenkopf feiern (dazu die ‚American Patrol': Glen Miller aus rasch montierten Lautsprechern) und ... Jetzt entdeckt Loewen, dass die Truppe dort unten sich ohne Disziplin bewegt, dass nichts außer gemeinsamer Angst sie zusammenhält auf Panzern, Lastwagen, Fahrrädern: ein metallener deutscher Wurm. Sind Schlangen nicht doppelt aktiv in Agonie? Der letzte Biss sammelt alles Gift und pumpt den Bodensatz hoch. Wenn schon verrecken, dann miteinander. Wer stirbt gern allein?

Als Hans abends in der rauchigen Küche des Bauern von seinem Erlebnis berichtet, fällt Pius auf, dass Loewen keinen Satz ohne Stottern spricht. Er schaut konfus, nennt die mundfaule Lina *Gnädige Frau*, lässt ihren Schmarrn kalt werden und erntet prompt einen kritischen Blick. „Iatzt hear amol", sagt daraufhin Kortscher zu seinem Gast, „do ischt haint wer vom Tol auchakemmen, der waar mit weaniger zfriedn gwen. Beir Zita ischer ogschtiegn, koaner hotn kennt, frisst an Kantn Broat und suacht den 'Herrn Ortsgruppenleiter'. I moan lei, es ischt oaner ausn Reich wia du."

„Aus dem ... Reich", wiederholt Loewen.

Dieser schlanke, hellhaarige Fremde war mittags im Dorf aufgetaucht und hatte sich zu Wort gemeldet, noch bevor jemand fragen konnte, was er hier suche. Der Mann sah ziemlich jung und

trainiert aus, er trug Schaftstiefel, Jacke und Reithose; seine militärische Kluft war einmal dunkel gewesen, wirkte aber jetzt ausgebleicht wie von häufiger Wäsche. Das Hemd stand offen. Die Kleidung saß knapp und passend zum festen Schritt, mit dem der hochgewachsene Blonde den Ort betrat oder genauer: ihn einnahm. Vor dem Brunnen blieb er stehen und schlug Hand gegen Hand.

„Hallo! Keiner da?"

„Da?" rief das Echo vom Kirchturm, und der Mann sagte scharf: „Blödes Nest." Um ihn herum, am Platz zwischen Weiher und Burg, warfen Hausgiebel spitze Schatten. Stille lag über Madrill; außer dem quirlenden Zu- und Ablauf des Wassers kam nichts gegen den großen Gleichklang an. Ein Hallo hatte ihn für Sekunden gestört, aber schon schloss sich wieder der Spalt. Die Tür glitt zu.

Zita Wegerer ist mit diesem Kerl, der ein Essen verlangt und sie angegrinst hat, rasch fertig geworden. „Da hams wos", schneidet die Wirtin trockenes Brot auf und räumt dann Gläser in ihr Regal. Sie sieht zu, wie der Lackl sauren Most trinkt, wie er kaut und sein Adamsapfel während des Schluckens hüpft. Dabei scheint er hin- und her zu denken, kommt schließlich zu einem Ergebnis und fragt: „Wer hält hier die Stellung? Wer leitet die Ortsgruppe? Los."

Einen Bauernführer gebe es, doch der sei gestern nach Innsbruck gefahren. „Vertreter?" Niemand. „Aber es muss doch ..." Herr Hit-ler, sagt Zita sehr langsam und betont beide Silben, könne wegen des Endsiegs auf keinen einzigen Mann verzichten, auch in Tirol, ob das klar sei? „Par-

don. Dann machen Sie mir ein Bett zurecht und rufen den Bürgermeister, ich zahle sofort für zwei Wochen."

Die Wegerer nickt. „Midl", winkt sie einem Mädchen mit dicken Zöpfen, „dem Franz sogscht Bescheid. Oaner wüll an Dischput, tuascht eahm ausrichtn. Meahr waaß i aa nit."

Zita fixiert ihn, der hier wie auf dem Kasernenhof bellt, und prüft sein Äußeres von Kopf bis Fuß. Sie bemerkt, dass rohe Gewalt am Stoff eine Spur hinterlassen hat. Wie sonst sind Löcher und Risse an Schulter, Kragen und Ärmelaufschlag zu deuten? Fehlen diverse Sachen (zum Beispiel der deutsche Adler mit Hakenkreuz), die zuvor andere haben stramm stehen lassen und sich nun ins Gegenteil wenden? Fahne hoch, Fahne nieder. Von welcher Richtung weht es jetzt?

Franz Juen kommt schlurfend daher. Er ist vom ersten Speckknödel fortgeholt worden und wischt sich noch den Mund, wie andere die Krawatte zurechtrücken, wenn etwas ihr Tun unterbricht. Der Blonde empfängt ihn und befiehlt Platz zu nehmen. Sagt: „Sie sind verantwortlich? Gut! Aufgepasst, Mann, unsere Jungs haben gewisse Probleme. Die Front wackelt, demnächst stößt der Ami durch und rechnet ab. Ich denke mal, euch Berglern geht es dann nicht sehr viel besser als meinem Haufen, wir sitzen im selben Boot. Wollen Sie an die Wand gestellt werden?" Franz verneint stumm. „Na also! Schlage vor, man lässt sich was einfallen bis der ganze Zinnober vorbei ist, Tarnung heißt die Devise. Hitlerbild, Bücher und Urkunden weg. Ruckzuck. Öfen heizen! Ich helf Ihnen gegen ne kleine Gefälligkeit. Bisschen umziehen möchte ich mich, weil das alte Kostüm nicht mehr taugt."

Noch einer, denkt Juen. Einer wie Loewen vielleicht, von dem niemand nichts weiß? Jedenfalls kein Ziviler. Warum will der seine Uniform loswerden? Hat bestimmt Dreck dran, aber den gibt er für Gold aus. Mich legt so ein Tschogg, so ein Schwadranierer, nicht rein. Das ist kein ehrlicher Mensch. Hochwürden Severin soll ihn in die Beichte nehmen.

Der Monat Mai wird wärmer und heller. Vom Inntal her dröhnt nach wie vor Motorengeräusch, vereinzelte Schüsse fallen wie bei einer Jagd. Den Bauern nötigen sie weder Angst noch Respekt ab, denn wo hängt nicht der gefettete Zwilling hinter der Stubentür, mit dem man die Gams zur Strecke bringt? Hans Löewen bleibt unterdes in Kortschers Hof. Er duckt sich, als gelte das Feuerwerk ihm, als pfeife es an ihm vorbei, auf einen Hasen gerichtet und daneben getroffen. Pius hat seinem Mieter vom neuen Dorfgast erzählt, steht alle paar Stunden vor Loewens Kammer und wiederholt, was der *Feindsender* meldet: „Haint hobns Neumarkt gnummen, sogt dar Amerikaner im Radio. Salurn isch gfolln. Bozen werd nimma vateidigt. Wearscht schaun, Hons. Morgn!"

Doch dann stockt die Maschinerie. Der Krieg ist zu Ende.

An diesem siebten Mai liegt Oswald Miltner, von Bienen umschwärmt, nicht mehr in Uniform, auf dem Bauch. Er späht durch eine Schießscharte des Kastells Egg. Sein Blick streicht über Fels und gelben Steinbrech und versucht das Tal zu ertasten, den Fluss, die kleinen Gebäude von Flersch, zwischen denen während der letzten Tage und Nächte ein Monster gekrochen ist: manchmal zerstückelt und dann wieder elastisch bewegt. Hier oben brennt die Sonne sommerlich heiß. Miltner flüstert „Ossenberg-Ossenberg-Ossenberg" vor sich hin wie eine Litanei. „Manfred Ossenberg, Treptow, Frau und zwei Kinder. Der Pfarrer glaubt mir. Dokumente? Bitte sehr, hier, das Foto im Büttenrand. Sind doch nett alle vier? Zahlmeister Ossenberg kehrt heim, hat den Kanal voll und nicht länger Lust, dem Regime des Antichristen zu dienen." Er hustet. Scheiß Blutgruppe! AB tätowiert und das Reden im Dorf von wegen *a solchana, naa.* Was meint man damit?

Oswald Miltner steht auf, um zur Burg zu laufen. Zwölf Glockenschläge mahnen ihn, Zita Wegerers Beuscherl oder ihren Tafelspitz mit Kren zu probieren. Er spürt das starre Relikt in der Brusttasche seines neuen Jankers und denkt: Mein Soldbuch, nur *das* ohne Verlust über die Zeit retten. Es ist bestimmt richtig gewesen, sich dem Geistlichen anzuvertrauen und ihn um Asyl zu bitten; wer

weiß, ob nicht demnächst das Räumen beginnen wird, eine Abrechnung Rot gegen Braun? Und so ist er gut vorbereitet, denn Pfarrer Severin Köll hat nicht nur passable Klamotten herausgerückt, sondern auch gewarnt. „Herr Ossenberg", hat er vor kurzem verraten, „da lebt noch ein zweiter Heimatloser im Dorf. Seit Ende Februar. Am besten, sie lassen einander in Ruh." Wie bitte? Wo denn? „Bei Pius Kortscher." Merkmale? Raus damit. „No ja – klein eben, welscher Typus, fast ein Zigeuner. Aber nicht dunkelhäutig. Schmaler Kopf, prägnante Nase und schweigsam. Hat nach seiner Ankunft alles stumm mit sich geschehen lassen und dann den Eindruck erweckt, vor etwas zu fliehen."

Zu fliehen? Vorsicht, denkt Miltner. Er schlürft Zitas Frittatensuppe, löffelt schnell, gießt etwas davon über den Kittel des neuen Hauswirts und mag nicht zugeben, dass Nervosität ihm jeden Finger lenkt. Das Gulasch schmeckt fad.

Nachmittags liegt Oswald Miltner auf dem eisernen Bett im Pfarrwidum und zählt tote Fliegen an der Leimfalle, die vorm offenen Fenster schaukelt. Ein Stockwerk tiefer hört er Schritte sich nähern und wieder entfernen; wahrscheinlich formuliert der Gastgeber, zwischen Stehpult und Tür wandelnd, die nächste Predigt. Oder was?

Hans Loewen sitzt zur selben Stunde in seinem Zimmer. Ihm ist Miltner bisher noch nicht begegnet, aber die Worte von Pius genügen schon: *Ein Deutscher vom Reich sucht den Ortsgruppenleiter.* Was heißt das am Anfang des Friedens? Mit hartem Schritt sei der Herr aufgetreten, hat Kortscher gesagt. Er trage unterm Anzug des Pfarrers ein schwarzes Hemd und hohe Stiefel, mustere seine Umgebung wie jemand beim Pferdemarkt, der das Gebiss feiler Haflinger prüft und belle statt normal zu reden. Es sei also angebracht, diesem verkleideten Offizier auszuweichen, solang niemand dessen wahre Absichten kenne.

Nach und nach dämmert hinter Loewens Horizont jenes kurze Gespräch im Büro seines Freundes herauf, dem die Madrillfahrt gefolgt war. Er hört Werner Kleys bekümmerte Stimme: „Weißt du wirklich nichts?" Doch, Hans Loewen weiß. Er wittert den Werwolf, das letzte Aufgebot einer straff gelenkten Macht, deren Handlanger seinesgleichen und somit auch ihn, den Absolventen der Universität Heidelberg, haben ausrotten wollen wie eine Pest.

Und Miltner? Oswald Miltner schmiedet Pläne. Erst mal Gras wachsen lassen, denkt er, das Vertrauen der Leute hier gewinnst du schon irgendwann, naiv wie die sind. Was hab ich getan in Italien? In Rom und Florenz, Borgo San Dalmazzo, Fossoli oder Verona? Nur meine Pflicht. *Miltner?* Jawoll, Sturmbannführer! *Sie organisieren den Sonderzug. Reguläre Personenwagen von Mailand bis Wien und dann Güterwaggons. Begleitmannschaft wie gehabt: vierundzwanzig Mann, keinerlei Aufsehn. Sie stehn mir gerade für einen korrekten Ablauf, Fernschreiben Ostbahn ist gestern eingetroffen. Noch Fragen?* Nein, Sturmbannführer! *Also dann.* Zu Befehl!

Daraus wird man ihm keinen Strick drehen. Das bisschen Teilnahme am Umsiedeln und an der Sonderbehandlung, mein Gott. Er hätte ja nie was verhindern können. War persönlich immer sauber geblieben. Dreckarbeit? Nee. Nichts für den Menschenfreund, der jetzt Manfred Ossenberg heißt.

Miltner grübelt. Seit Ende Februar da, ruft er Pfarrer Kölls Information ins Gedächtnis zurück, *fast ein Zigeuner.* Der ist dem großen Programm entwischt, um hier auszustreuen, dass die politische Wetterlage bald kippt und man besser rasch vorsorgt, um auf der richtigen Seite zu stehen oder wenigstens nicht als belastet zu gelten. Mit den dummen Dörflern hat dieser Koofmich geschachert und Persilscheine offeriert – genau das, was er, Oswald Miltner, nun selbst braucht. Ob man sich ihm einfach nähern sollte am Stammtisch? Ganz normal, etwa so: 'Guten Tag! Darf ich mich vorstellen? Ossenberg, Treptow. Durch Zufall in eure Gegend verschlagen, wie es der Krieg eben will. Auch heil davongekommen? Prima. Adolf is nich mehr. Na denn hoch die Tassen und auf den Frieden!'

Sie umkreisen einander. Loewen, wenn er den Störer von fern sieht, taucht ab hinter Häusern und gestapeltem Brennholz, zieht meist das Zwielicht des Abends für seine Gänge vor oder die ersten Morgenstunden und verschwindet während der restlichen Zeit aus dem Ort. Nur Pius, Lina Kortscher, Pfarrer Köll und die Wirtin Zita Wegerer bekommen ihn zu Gesicht, meist wie auf der Flucht. Aber was ängstigt ihn? Lina sagt: „Er ischt kronk. Mr solltn nochn Medizinalrat schickn, so wie dear schaugt. Gonz fiabrig! Und olls losster stiahn. Insere Teller sein voll, ober naa ..."

Eines Tages steht Pius Kortscher früher als sonst auf, sucht etwas im Haus (ohne zu wissen, weshalb) und weckt dann seine Frau:

„Wo ischt der Hons?" Er hat nachts einen Laden klappern gehört oder die Hoftür, sich jedoch bald beruhigt und weitergeschlafen. Lina zetert. Wie kann man schnarchen, wenn etwas spukt? Sie schaut Kortscher vorwurfsvoll an. Was, wenn Hans wirklich Madrill verlassen hat und jetzt vielleicht Hilfe braucht? Sie kratzen beide wortlos das Mus aus ihren Näpfen. Danach geht Pius zum Bürgermeister. Er meldet den Abgang des Fremden, der ihm vor Monaten durch Werner Kley anvertraut worden ist. Auf dessen Wohl er hat achten sollen und der sich verändert hat, ja: verändert, seit es den Blonden im Dorf gibt.

Auch Manfred Ossenberg wird an diesem Mittwoch nirgends gesehen. Die alte Franziska des Pfarrers vermisst ihn zwar schon beim Frühstück, sie informiert aber ihren Herrn nicht sofort, denn manchmal schläft der Feriengast bis zehn oder elf Uhr und bringt den Tag durcheinander.

„Hast eine Idee, Franzi?" fragt Severin Köll.

Das Faktotum verneint.

„Wie schaut denn sein Bett aus?"

„Kommod."

Ein Gerücht schleicht nun durch Madrill. Es macht abends am Stammtisch die Runde, kriecht in die Häuser und bläht sich auf. Erst heißt es, Hans Loewen sei von dem Schützling des Pfarrers beobachtet worden, dann meinen Engelbert Schranz und Daniel Kompatscher, das Spionieren könne schon eher Verfolgung genannt werden, zuletzt aber zieht die Wirtin Zita einen Strich unter alle Spekulation. Sie füllt leere Karaffen mit Sankt Magdalener: „Stad sein. Suachn miaßts, eh der Schnea follt."

Und er kommt. Ein Nordwind fegt über die Berge, reißt Blüten von den Obstbäumen und vom Spalier, lässt Wasserläufe verkrusten und gibt Zita Wegerer recht, die einen im Dorf kaum für möglich gehaltenen Temperatursturz prophezeit hat. Es scheint, als habe Hans Loewen den Frühling mit sich genommen und wolle ihn nicht mehr hergeben. Oder hat der Teufel persönlich Madrill heimgesucht? Vor ein paar Wochen?

Die Dörfler verharren: einen Tag, eine Nacht und einen weiteren Morgen. Dann löst sich ihre Spannung, denn Ossenberg taucht wieder auf. Wirkt gut gelaunt, bezieht sein Zimmer und wirft beim Dämmerschoppen nebenbei hin, er habe zu tun gehabt, etliche Dinge seien zu regeln gewesen in Landeck und Imst, morgen oder jedenfalls bald möge man ihm die Rechnung schreiben. Für ihn sei der Urlaub vorbei.

Als er dies sagt, fängt sein Gesicht zu glänzen an wie von fettigem Schweiß. Oswald Miltner lauscht in sich hinein, hört aber nichts. Statt dessen sieht er vier Buchstaben *(Milt)* samt Dienstgrad auf einem Papier, entziffert das Kürzel *Ustf* und davor *F.d.R.* als Beglaubigung *für die Richtigkeit.* Den Zettel, aber ja, den hat er abgehakt im Zusammenhang mit etwas, das Italien frei machen sollte von Herumtreibern, unnützen Essern und Schädlingen, jenem Schorf, den von sauberer Volkshaut zu lösen sie im Land des entmachteten Mussolini geblieben waren. Und er, der Untersturmführer aus Berlin, hat die Transportliste gegengezeichnet, mit der man eine neue Ordnung schuf in Europa Tadellos, Miltner!

Doch nun kommen sie plötzlich zurück: die mit den sechs gelben Zacken am Mantel. Wie das? Oswald Miltner vernimmt ihr Schlurfen, riecht den Dunst ihrer Kleider, sieht Koffer und Taschen mit aufgemalter Adresse – Gepäck, das sein Ziel im Osten erreichen muss, wo es dann sortiert und der weiteren Verarbeitung zugeführt wird.

Sie sind da. Fordert man Rechenschaft von ihm? Wer ist dazu befugt? Am besten nicht reagieren, denkt Miltner, steht vom hintersten Ecktisch der Burg auf, ordnet im Kopf ein paar belanglose Sätze für den heikelsten Fall und steuert zum Ausgang. Nein, er wird sich weder bloßstellen lassen noch etwas bekennen, sondern wird sagen: ‚Bin auf der Durchreise, Herrschaften. Meine Familie erwartet mich.'

Er fasst die Türklinke, öffnet und schließt, spürt den Lauf des Geländers, atmet frische Nachtluft ein und tappt dann Stufe für Stufe abwärts. Auf dem Dorfplatz begegnen ihm Pius Kortscher, Meinrad Wolf und zwei weitere Bauern, die er nicht kennt. Zwischen ihnen schaukelt am durchgebogenen Stecken ein Sack. Oswald Miltner eilt grußlos davon.

Wolf fragt: „Do auchi?" Er deutet zur Treppe, aber Kortscher keucht: „Ostelln!" Also laden sie ihre Last ab, Pius und Meinrad wuchten das schwere Zeug von ihren Schultern, Mathis und Ubald tun mit. Mathis, der ältere Sohn vom Sennhof, reibt sich den Hals, weil dort die Stange gedrückt hat. „Kloane Kalbelen sein leichter", sagt er. Man ist Arbeit gewöhnt, doch so etwas macht dich kaputt. Es kostet inwendig Kraft.

Nun stehen sie und blicken auf das, was am Boden liegt. Dieses Ding könnte für ein Trumm Holz ausgegeben werden, einen Stamm, erst vor wenigen Stunden gefällt und zurechtgesägt. Nur: Welche Fichte oder Zirbe wird mit Decken umhüllt? Zwei braune Stiefel schauen drunter hervor, noble Schlupfer, wie sie niemand im Dorf besitzt.

Solche von weither würden jetzt „Santa Madonna" stöhnen. Aber weil er kein Mussolini-Bandit ist, macht sich der Pius Gedanken. Was jetzt? Die Gendarmerie holen? Kommt doch eh kein Polizist nach Madrill, wo alles drunter und drüber geht seit dem Frieden. Weiß Pfarrer Köll vielleicht Rat? Ja, sie müssen ihren Fund dem Geistlichen zeigen, immerhin hat sich die Suche rentiert und man darf das, was heute vom Baum gepflückt worden ist, nicht unterschlagen. Hochwürden soll es sehen.

„Hopp-auf", ruft deshalb Pius. Sie stemmen nochmals die Fracht, marschieren im Gleichschritt vors Pfarrwidum, klopfen dort an und hören den Bass von Severin Köll: „Wos wollts denn nocha. Isch epper kronk?"

Das sei nichts zum Freuen, hat der Seelsorger seine Franziska ins Bett geschickt. Er steht mit den Bauern im Amtszimmer, wo einer aufgetischt worden ist und zur Decke glotzt: noch die Schlinge zwischen Nacken und Kinn, blaues Gesicht, offener Mund. Wie sie ihn gefunden haben am Ast, aber nicht hängend, sondern in Hockstellung. „Lei zum Firchtn", meint Ubald Senn.

Pius nagt an der Unterlippe. Hans wurde aufgeknüpft, buchstäblich hingerichtet. Hat er es selbst vollbracht? Kaum. Oder etwa dieser andere Ausländer? Wer fremde Leute fürchtet, muss nicht gleich morden. Also ist ... Geld im Spiel gewesen? Bei Loewen war wenig zu holen. Pius schnauft, seine Hände zittern. Werner Kley hat den Freund in seine Obhut gegeben und gesagt: Kortscher, gib Acht! Er wird nach Madrill kommen, sobald wieder die Autobusse verkehren. Werner wird ihn büßen lassen für das, was passiert ist.

Zum Pfarrer sagt Pius: „Wer waar nocha dear drobn im Widum, Hochwürdn? I moan, mar solltn a bissele frogn. Schloft er schun?"

„Nein", antwortet Severin Köll und spricht plötzlich hochdeutsch. „Spazieren geht der Herr Ossenberg. Die Franziska hats vorhin gesehn."

„Ja sou." Kortscher rückt seine wollene Kappe zurecht, dreht sich um und sagt: „Pfiat enk."

Den Pius zieht es jetzt heim, denn er muss alles auf einmal loswerden: Was ihm im Hochwald begegnet ist, knieend und von Fliegen umschwirrt. Wie furchtbar der arme Hans Loewen ausschaut mit glasigen Augen. Welche Angst er, Pius Kortscher, schon heute vor Werner Kleys Fragen empfindet. Wie sein Gewissen ihn quält.

Der Pfarrer hat Meinrad, Mathis und Ubald entlassen. Man brauche sie heute nicht mehr, hat er gesagt und hinzugefügt, der Schreiner Jenewein solle bis morgen einen Sarg zimmern, höchstens einssiebzig lang und etwa sechzig breit; die Kirche bezahle und deshalb sei Fichtenholz recht, nicht lackiert und auch keine Beschläge.

Die Bauern haben verstanden und sich entfernt. Meinrad Wolf hat wiederholt: „Feichtnholz, woll."

Nun ist Köll allein. Er geht ans Werk, öffnet die Jacke des Mannes, untersucht sie sorgfältig, zieht ein Notizheft hervor, Geldbeutel, Ausweis, seidenes Taschentuch mit Monogramm ‚HL', zwei stumpfe Bleistifte und eine Fotografie, die Loewen viel jünger als jetzt zeigt. Auf den Rand hat jemand mit zierlichen Lettern geschrieben: „Tag meiner Promotion." Der Anzug des Toten ist eng. Severin Köll versucht ihn vom Körper zu schälen, beginnt bei den Ärmeln und zieht, doch Hans Loewen liegt steif. Also gibt der Statthalter Gottes nach: „Die Ewigkeit werds eahm scho lehrn." Dann nimmt er alle Fundstücke und setzt sich hinter das Pult, von wo aus jener stille gelbe Mensch, den vier Bauern hergeschafft haben, wie eine Wachsfigur wirkt.

„Fangen wir an mitm Heftl", murmelt Köll. „Jesusmaria, sein Tagebuch." Buchstaben drängen sich hintereinander von vorn bis zum letzten Blatt, als habe ihr Schreiber gewusst, dass viel zu sagen sei.

Der Pfarrer liest: „Jemand schnüffelt hinter mir her. Was will er? Für mich wäre es besser gewesen, in den Osten verschickt zu werden, wo eine ganze Stadt für uns reserviert worden ist. Ein schönes Schutzgebiet mit Kino und Park, Zeitung und Sport, Cafés und Theater. Werner, lieber Freund, warum hat man mir das vorenthalten? Sie hätten nicht eingreifen sollen. Aber jetzt breche ich auf. Heute schon, gleich. Ich muss über den Berg laufen!"

Severin Köll entfaltet das Dokument. Es liegt leicht in seiner Hand, gültig bis März fünfundvierzig. Zweifellos – der da ist Loewen: blass, dunkle Haare, gepflegt, violetter Daumendruck links wie rechts. Die Unterschrift weist einen Dr. Hans Israel Levy, Chemiker, aus und wo einzelne Daten von *Name* bis *Unveränderliche Kennzeichen* aufgeführt sind, hat man ein großes, orientalisch wirkendes ‚J' hingestempelt.

„A solchener warst also", sagt Pfarrer Köll. „Alphabet, zehnter Buchstabe. Jot wie Judas! Dein Urahn hat unseren Herrn für Geld angeschwärzt. Dreißig Silberlinge, pfui Teufel. Dafür wirst im Eck liegen."

Am nächsten Tag graben sie ihn ein ohne Vaterunser, ohne Gegrüßetseistduvolldergnaden. Severin Köll denkt: Wendezeit. Keine Behörde intakt, kein Kriminaler zu finden. Ich nehme es auf mich und kann das verantworten, weil mein Amt nur bis dahin reicht, wo einer zu stinken anfängt. Wir alle sind sterblich! Alsdann.

Immerhin steht der Geistliche morgens dabei und schaut, dass diesem Körper die letzte Ruhe zuteil wird im Winkel des Friedhofs nahe dem Haufen mit Abfall, Schleifen und Kerzenstummeln. „Da drüben", zeigt Köll. Während gehackt und geschippt wird, fragt der Pfarrer verwundert, weshalb Pius als ehrenamtlicher Totenbesorger nicht da sei und warum Hubert Jenewein den anderen Mannsbildern helfe. Ein Schreiner wie er, kreuzlahm vom Hobeln, gehöre doch in die Werkstatt? Man antwortet: „Furtgongen ischt inser Kortscher." „Wohin?" Sie schaufeln stumm weiter. Nur Ubald Senn, der wie stets seinem Bruder Mathis gefolgt ist, spricht noch einmal. Als die Kiste versenkt wird, sagt er: „Und das Ewige Liacht laichte ihm."

Am Abend kommt Pius zurück. Still hockt er im Wirtshaus, möchte weder schafkopfen noch Zitas Magdalener trinken, doch sein Blick ist zufrieden. Nun kann der Hans rasten, meinen die Männer untereinander, auch wenn Hochwürden Severin ihm keine geweihte Erde vergönnt hat. Alois Kompatscher zieht Karten und ruft: „Wer tuat gebn?" Von Ossenberg redet niemand.

Werner Kley sitzt im Kontor hinterm Schreibtisch. An der Wand hängt ein Hitlerbild. Weg damit, schnell! Er hat vergessen, es abzunehmen (o Gott); die Sieger werden kurzen Prozess machen. Sind denn die amerikanischen Truppen schon da? Jemand klopft. Kley erhebt sich vom Sessel. Sagt: „Bitte treten Sie ein, ich bin unschuldig. Mein Laborleiter und Freund Doktor Levy kann es bezeugen." Hoppla, hier kommt er ja, siehst du wohl? Aber Hans ist blau im Gesicht und ringt um Luft. Wenn man ihn nur besser verstehen könnte ... „Reisen", röchelt der Besucher, „melde mich ab." Und Werner brüllt: „Wahnsinn, Mann! Wahnsinn! Das kostet Sie Kopf und Kragen!"

Beim Erwachen spürt Werner Kley, dass Pyjama und Leintuch durchgeschwitzt sind. Moment mal – riecht es hier nicht nach Kölnisch? Ein Traum ohne Bedeutung, denkt er, Hans lebt. Wenn ich nur bald telefonieren darf; die Leitung ist seit dem Zusammenbruch tot und wann der Verkehr in Richtung Madrill wieder läuft, kann kein Mensch sagen. Das wird vielleicht Jahre dauern. Tirol gehört wieder zu Österreich, aber von Großdeutschland bleibt nichts als Schrott. Hauptsache, Loewen hat sein Exil bei Lina und Pius gut überstanden. Nein: Levy. Wie man sich an eine Lüge gewöhnt ...

Im Spätsommer achtundvierzig schwemmt der Jochbach bei Flersch am Oberen Inn zwei weiße Knochen aus, sehr klein und dünn. Bald gibt er frei, was dazu gehört: die restliche Hand. Man steigt den Tobel hinauf und findet das ganze Skelett zwischen Felsen verklemmt. Der Gerichtsarzt Professor Schwegerl wird gerufen und kommt zu dem Schluss, dass hier etwas Männliches vorliegt, einsachtundachtzig groß, zirka fünfunddreißig Jahre alt mit Verletzungen, wie sie möglicherweise ein Sturz hinterlässt. Weder Totschlag noch Mord, meint die Innsbrucker Kriminalpolizei nach monatelanger Recherche. Also Unfall? Bei den Bauern von Madrill war nicht viel zu erfahren. Die haben bloß räsoniert, weil im Gebirg immer wieder ortsfremdes Volk abgeht. Solche Depperten halt. Sie werden gewarnt und laufen stur mit Sandalen herum.

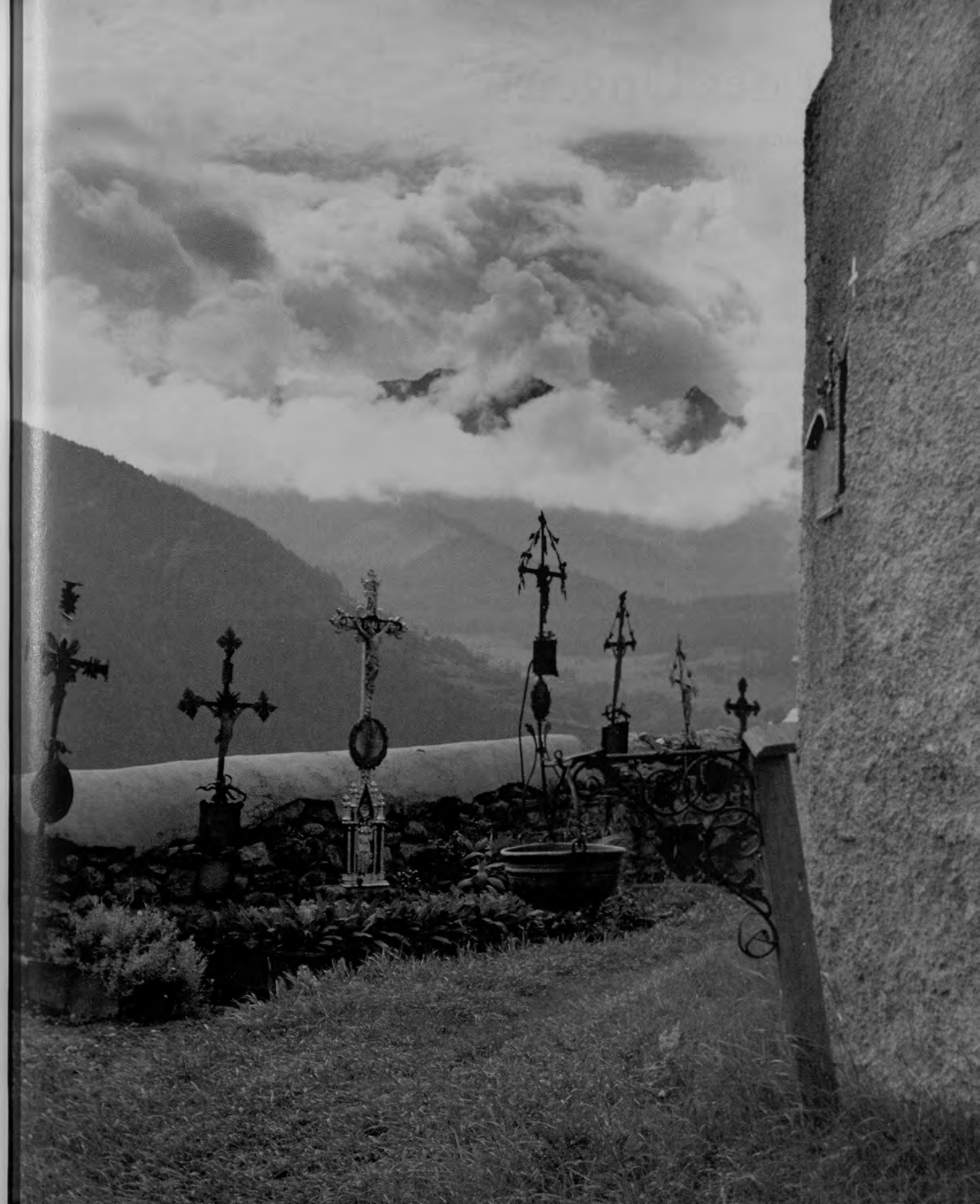
Und der Pfarrer? „Tragisch", seufzt Severin Köll. Nein, den Toten hat niemand gekannt, im Dorf fehlt keine Seele. War er ein Fremder, damals, zur Zeit des großen Wechsels, eine lichtscheue Kreatur eventuell? Gottes Ratschlüsse sind unerforschlich! Immerhin soll das Gebein seinen Frieden haben, neben dem Loewen ist ja noch Platz.

Die Akte ‚Jochbach' verstaubt.

Ende neunundvierzig (längst ahnend, dass Hans nicht mehr lebt) kommt der entnazifizierte Direktor Kley nach Madrill zurück. Werner fährt einen schwarzen Mercedes, er wohnt im Kortscherhaus wie eh und je. Weihnachten wollen sie zusammen feiern, vielleicht noch gemeinsam das neue Jahrzehnt begrüßen. Pius und Lina trinken Sekt an Silvester, Glas um Glas, Jesmarandjosef. Kley hat drei Kisten Rheingold durch den österreichischen Zoll geschmuggelt und darauf bestanden, auch Hochwürden einzuladen: „Prost, Herr Pfarrer!" „Die Ehre. Wohlsein mitanand." Kurz vor Mitternacht möchte Severin Köll sich dezent verabschieden: ein Geistlicher dient seinem Herrn, lächelt er.

Doch Werner Kley stellt sich ihm in den Weg.

Köll selbst hat dann sechs Monate später die aus Deutschland gelieferte Tafel an der Mauer des Kirchhofs befestigt, Messing poliert, dreißig mal zwölf Zentimeter groß – hinten im Eck, wo alte Kränze und Schleifen schimmeln. Sie trägt eine Frakturschrift nach Kleys Verfügung: „Wer unter euch ohne Schuld ist, werfe den ersten Stein".



Zeit des Ungeists

Die Ächtung „volksfremder" Bergsteiger zwischen 1920 und 1945, Rückblicke auf das dunkelste Kapitel der Alpenvereinsgeschichte

Von HELMUTH ZEBHAUSER

Wer über den Hitlerstaat und die Judenfragen schreibt, geht einen gefährlichen Weg auf einem schmalen Grat. Er wird entweder von den unbelehrbaren Sympathisanten der Nazis und von Nationalisten sonderbarer Prägung angegriffen oder andersherum in die rechtsradikale Ecke der Apologeten des NS Regimes gestellt und selbst zum Antisemiten diskreditiert. Es gibt in beiderlei Richtungen immer noch viele Tabus, es wird immer noch gerne verdrängt und es gibt immer noch Antisemiten in unserem Land und unserem Verein. Man muss „ganz offen über die Vergangenheit reden, auch dort, wo es schmerzt" (Klaus von Dohnanyi).

DIE ALPENVEREINE in Deutschland und Österreich wurden zwar nicht von der Elite der Länder, aber doch von Leuten aus dem gesellschaftlich und kulturell gehobenen Mittelstand gegründet. Männer des Bildungsbürgertums und aus anderen etablierten Schichten der Gesellschaft fanden sich zusammen, vielfach junge Männer, deren politische und gesellschaftliche Haltung zum Teil noch in der Herausbildung war. Deutschnationale Gesinnung war dabei von idealisierender Jugendlichkeit einerseits und von gewachsener Herkunft andererseits getragen. Das Gründungsmitglied Hofmann steht exemplarisch dafür. Für den deutschsprachigen Alpinismus hat sich schon bald die Meinung gebildet und bis heute (wenig untersucht) gehalten, seine Formierung zu Vereinen sei von Bildungsbürgern ausgegangen. „Bildungsbürger – das meint zunächst Leute, die ein akademisches Studium absolviert und mit Prüfungen, dem Erwerb von Bildungspatenten abgeschlossen haben, auf Grund dieser Tatsache ihren Beruf ausüben und ihr Einkommen beziehen."[1] Die Alpenvereinsgründer Simony, Haushofer und v. Bezold sind typische solche Bildungsbürger. Nipperdey verweist darauf, dass sie von einem bestimmten Wissen zehren, das mehr ist als Berufs- und Leistungswissen: „Es ist Bildungswissen, aufs Allgemeine, jedenfalls auch bezogen. Der Umgang mit Kultur – mit literarischer Lebensdeutung und -reflexion, mit Künsten, Wissenschaften, mit hochkomplizierten Vermittlungssystemen – ist ein Teil des täglichen Lebens dieser Schicht... Dazu gehört die Trennung der zwei Kulturen, der Welt des Geistes und der Seele von der Praxis, der Ökonomie und der Technik, ja auch der Naturwissenschaft. Da entstehen seltsame Einseitigkeiten und Überlegenheitsgefühle."[2]

Wenn dann noch die Bewährung und die glorifizierenden Erfolge beim Eindringen in die Wildnis der Gebirge dazu kommen, die Tüchtigkeit beim Bezwingen der unbestiegenen Berge, ist die Vorstellung, man gehöre zu den besseren Menschen, man habe sich auserlesen, nicht mehr weit. Paul Bauer schrieb später (1936): „...wir, die wir auf den Höhen stehen sollen, müssen allen anderen voraus sein, das ist alter Bergsteigergeist".[3] Die Nähe zum Herrenmenschen ist unübersehbar, wiewohl sie von den Bergsteigerapologeten selbstverständlich selten so apostrophiert wurde.

Man muss diese Grundhaltung, die sich in Alpenvereinen lange bewahrt und auch immer wieder aufs Neue selbst gespeist hat, im Auge haben, wenn man später mit der Pervertierung solcher Haltung durch das Eindringen von Rassenideologie die Bereitschaft für die Ächtung der Juden durch eine Delegiertenmehrheit verstehen will.

Die Alpenvereinsgründer waren etablierte Bürger – in Amt und Würden oder auf dem Weg dorthin, waren staatsorientiert und den gesellschaftlichen Doktrinen ihrer Zeit unterworfen.

Bis in die 80er Jahre des 19. Jahrhunderts konnten sich die niederen Klassen den teuren Luxus der Reisen in das Gebirge nicht leisten, sie hatten auch das geistige Rüstzeug für solche Unternehmungen

Reinhold von Sydow und Arthur Seyß-Inquart, der „Führer des Deutschen Alpenvereins", bei der Sitzung des Hauptausschusses des DAV in Innsbruck, 6. Mai 1939.
Foto: Archiv DAV

[1] Thomas Nipperdey, Deutsche Geschichte, 1866-1918, Band I
[2] Siehe Zwischen Idylle und Tummelplatz, Alpines Museum des DAV, Zebhauser/Trentin-Meyer
[3] Mitteilungen des Fachamtes Bergsteigen im Deutschen Reichsbund für Leibesübungen, München April 1936

„Der Deutsche Alpenverein erfüllt im Rahmen der vom Nationalsozialistischen Reichsbund für Leibesübungen getragenen Erziehung des deutschen Volkes durch körperliche Ertüchtigung, aber auch über diesen Rahmen hinaus entsprechend dem umfassenden und die Zukunft der Nation bestimmenden Plan und Willen zur politischen und weltanschaulichen Erziehung des ganzen Volkes die Aufgabe, das Bergsteigen als ein wesentliches Mittel dieser Erziehung einzusetzen."

Dr. Arthur Seyß-Inquart

Zitat aus Zeitschrift des Deutschen Alpenvereins 1939, Jahrbuch Band 70

zunächst nicht. Dieses wurde ja gerade erst von den Bildungsbürgern eingerichtet und verbreitet. Als sich dann auch kleine Handwerker und in der Folge noch die Arbeiter „hinaus aus der grauen Städte Mauern" und ins Gebirge aufmachten, fanden sie die geistigen Strukturen des Alpinismus fast fertig vor und fügten sich weitgehend darein.

Eine andere Komponente der Entwicklung kommt vom deutschnationalen Ideengut der Turner. Sie zu untersuchen würde sich lohnen – haben wir doch Alpenvereine und Sektionen des D.u.Ö.A.V., die aus Turn- und Sportvereinen heraus entstanden sind.

Man muss bis vor die Mitte des 19. Jahrhunderts zurückdenken, wenn man die Entwicklung zur Judenächtung in den Alpenvereinen verstehen will. Auch der Deutschvölkische Bund im D.u.Ö.A.V. war in seinen Anliegen keine solitäre Erfindung der Bergsteiger. Es gab vielerlei besondere geschichtliche Vorbelastungen und Gärungskräfte der deutschen Staats- und Nationalidee, lange bevor sie sich in den 20er Jahren manifestierten und in ihrer äußersten Zuspitzung im Nationalsozialismus kristallisierten. Aber der nationalistischen „Weltanschauung", die sich im Alpenverein einnistete, lag keine konkrete Philosophie oder Theorie zugrunde. Es handelte sich um ein eklektizistisches Konglomerat von Ideen, Vorstellungen, Wünschen und Mentalitäten.

Die deutsche Vorgeschichte des Nationalismus und des Nationalsozialismus weist also zurück auf das frühe 19. Jahrhundert. Die nationale Reaktion auf Napoleon tritt am deutlichsten in Fichtes berühmten Reden an die deutsche Nation von 1807/08 hervor, die als Lektüre des Bürgertums in der Folge eine kaum zu überschätzende Rolle gespielt haben. Ihr Grundgedanke war, dass die Deutschen eine besondere Sendung der Menschheit zu erfüllen hätten, die sie von den bisher so viel bewunderten und imitierten Franzosen unterscheide. Der Kampf gegen westliche „Überfremdung" wurde begründet mit der substantiellen Überlegenheit des „deutschen Geistes", der als zukünftiger Fackelträger der germanischen Völker, ja der Menschheit herausgehoben und gefeiert wird.[4] Allein die Deutschen hätten Fähigkeit zu Tiefe und Originalität. Da tauchen bereits Formulierungen auf, die man später bei Oswald Spengler finden kann. Aus Fichtes Vorstellung, dass die Deutschen ein Urvolk schlechthin seien, erwuchs dann ein Volksbegriff – Ausgangspunkt für die Konzeption einer völkischen Ideologie. Der Gedanke einer naturgegeben „organischen Gemeinschaft", die sich von der bloß mechanistisch gefügten Gesellschaft unterscheidet, war geboren. „Gemeinschaft und Gesellschaft"[5] wurden Leitbegriffe und dann auch Schlagworte.

Ein anderer Strang der Entwicklung zieht von „Turnvater" Jahn her. Schon in dessen Frühwerk „Deutsches Volkstum" (1810) findet man den Ausgangspunkt einer deutsch-völkischen Theorie. Die seinerzeitige Ideologisierung der Freiwilligencorps der Freiheitskriege lebt in den Freicorps von 1918 wieder auf. Jahns Turnerschaft auf romantische Weise abgeleitet vom mittelalterlichen Turnier, wollte im Gegensatz zum Sport den Kampfgedanken wieder beleben. Turnen sollte der patriotischen Erneuerung und der nationalen Erziehung dienen. Zudem wurde schon früh im 19. Jahrhundert auch in den studentischen Burschenschaften „das liberale Element von glühendem Nationalismus überwuchert" (Bracher).

Jahn träumte von einem Großdeutschland mit den abgefallenen Niederlanden, der Schweiz, Dänemark und selbstverständlich mit Österreich. Zugrunde lag ein monströser Volkstumsbegriff, der von der Vorstellung der Einzigartigkeit der Deutschen getragen war. Solche Ideen verketteten sich schließlich mit anderen Ideen zur Situation nach 1918. Der Deutschvölkische Bund einerseits und die Bergsteigergruppe des D.u.Ö.A.V. andererseits wurden nun auf zwei verschiedenen Wegen zu programmatischen Trägern der Entwicklung. Gerade die Bergsteigergruppe mit ihrem vehementen Auftreten für einen bergsportlichen Kern im Alpinismus und im Alpenverein und mit ihrem Führungsanspruch lieferte ideelle Grundlagen für die Vorbereitung eines tüchtigen, männlichen, kameradschaftlichen und dann auch selbstverständlich rassereinen deutschen Alpinismus.

Juden

Der moderne Antisemitismus steht in einem engen *„Zusammenhang mit dem Aufstieg des Nationalismus und der industriellen Revolution. Während der moderne Rassismus in Gobineaus Ausprägung zunächst gegen alle Semiten konzipiert war, ist er in seiner praktischen Anwendung doch sogleich auf die Juden konzentriert worden; hier allein waren die religiösen, sozialen, ökonomischen und psychologischen Motive zu mobilisieren, die ihm ideologische Kraft verliehen. In der rasch fortschreitenden Assimilierung erblickten die Antisemiten nicht eine Lösung der nationalen Integrationsprobleme, sondern eine existentielle Bedrohung der Nation. Die starke Beteiligung von Juden an den liberalen und sozialistischen Bewegungen, den Trägern des Emanzipationsprozesses, aber auch ihre willigen Anpassungen an die bestehende Gesellschaft wurden verdächtigt."* Es formte sich die Stereotype, Juden seien *„zersetzende Literaten, raffende Ausbeuter, wurzellose Revolutionäre und Weltverschwörer... Schon vor der Zuspitzung zum biologischen Antisemitismus bildeten soziale Resentiments den Hintergrund und die Motivation für diese Anschauung."*[6]

Im 19. Jahrhundert betrachtete die Mehrheit der christlichen Bevölkerung Deutschlands also zunächst die ihr im Leben wie im Denken fremden Juden mit Argwohn. Die religiös wie wirtschaftlich motivierte Ablehnung war weit verbreitet. Zwar wurden in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts die Kluft und das Misstrauen vorübergehend verringert. Im Rahmen des umfassenden Prozesses der Assimilierung der Juden hatten die judenfeindlichen Stimmen an Gewicht verloren. Die Exklusivität, ihre religiöse Eigenart, ihr wirtschaftlicher Erfolg und ihre Stellung in der geistigen Elite des Landes erregten aber nach wie vor Anstoß und vor allem Neid.

Zum Ende des Jahrhunderts kam die neue radikalere Form von Judenfeindschaft auf, der rassisch begründete (biologische) Antisemitismus. Geistesgeschichtliche Wegbereiter und Wortführer des rassischen Antisemitismus waren z. B. Wilhelm Marr (Der Sieg des Judentums über das Germanentum, 1873), Eugen Dühring (Die Judenfrage als Rassen-, Sitten- und Kulturfrage, 1881) und Houston Stewart Chamberlain (Die Grundlagen des 19. Jahrhunderts, 1899). Dieser rassistisch begründete Antisemitismus hatte mit dem überkommenen religiös und wirtschaftlich motivierten Anti-Judaismus zunächst nichts zu tun. Er war neu und wurzelte in einer naturwissenschaftlichen Denkströmung des 19. Jahrhunderts, die davon ausging, hochwertige Rassen wie die germanisch-nordische oder arische und minderwertige Rassen, zu denen auch die Semiten, also auch die Juden zählten, zu unterscheiden. Den hochwertigen Rassen wurden die Großtaten des Geistes zugeschrieben, die minderwertigen hingegen „hatten sich nur wenig über die Entwicklungsstufe der Vormenschen und der Tiere erhoben". Durch die Juden war nach Meinung der Rassefanatiker die Gefahr gegeben, dass die edle Rasse in ihrer biologischen Substanz zerstört würde. Anfangs wurde die kleine Gruppe der Rassefanatiker eher scheel angesehen und man fand sie ein wenig lächerlich.

Nach dem verlorenen Ersten Weltkrieg änderte sich die Situation völlig. Nun strömten die oben geschilderten nationalistischen, deutschvölkischen und die rechtsradikalen Denkweisen zusammen und bürdeten die Hauptschuld an dem Zusammenbruch von 1918 den Juden auf. Es wurden verleumderische Verquickungen konstruiert. Dr. Frick erklärte rückblickend 1935 als Reichsinnenminister – er war einer der mächtigsten Männer im nationalsozialistischen Staat und übrigens auch Alpenvereinsmitglied – aus Anlass der Nürnberger Gesetze vor dem Diplomatischen Corps: *„In Deutschland war im November 1918 eine artfremde Rasse zur Macht gekommen: die jüdische Rasse. Von den Ärzten waren 48, von den Rechtsanwälten 54 und von den Theaterdirektoren 80 Prozent Juden. Der Anteil an leitenden Stellen in Handel und Verkehr war verhältnismäßig fast zehnmal so groß wie jener der Deutschen. In den wichtigen sozialen und politischen Kreisen hatten sie bestimmenden Einfluss. Dadurch bekam das Ausland ein falsches Bild von dem Wesen des deutschen Volkes. Im Reich wirkten diese Tatsachen vergiftend auf den Geist und die Seele des Volkes..."*[7]

Ludwig Hohlwein (1874-1949), *bekannt als „Münchner Plakatkönig", schuf 1929 dieses Plakat für den „Stahlhelm" (Bund der Frontsoldaten). Wie viele andere Größen des Kulturbetriebs stellte auch Hohlwein sein Können in den Dienst nationalistischer Kreise und später des NS-Regimes. Nach dem Ersten Weltkrieg gründeten sich viele Organisationen, die das Bergsteigen als Wehrertüchtigung und damit nationale Aufgabe förderten, wie z. B. der Münchner Wehrkraftverein, bei dem der junge Toni Schmid erstmals mit den Bergen vertraut wurde.*
Foto: Katalog Hohlweinausstellung 1996, Münchner Stadtmuseum.

[4] Bracher, Karl D.: Die deutsche Diktatur. Entstehung, Struktur, Folgen des Nationalsozialismus. Ullstein 1997
[5] Ferdinand Tönnies, 1887
[6] vergl. Bracher, Fußnote 4
[7] NS-Kurier, 16.2.34, S 1. Entnommen „Dokumente" über die Verfolgung der jüdischen Bürger... I. Teil von Paul Sauer, Stuttgart 1966

Sonderfall Berlin

Wien und Berlin waren besonders große und aktive Zentren jüdischen Lebens. Werfen wir den Blick auf Berlin (über Wien ist in den bisherigen Veröffentlichungen vor allem bei Amstädter ausführlich berichtet).

Die Juden waren eine Minderheit mit eigener Religion und Tradition. Im Kaiserreich und in der Republik nach dem Ersten Weltkrieg bereiteten sie vielen Unbehagen. Sie wurden in der Diskussion nicht zum „Volksganzen" gerechnet, obgleich sie assimiliert derselben Sprach- und Kulturgemeinschaft zugehörten und deutsche Staatsbürger waren. Bis 1932 kann man sagen, dass in Deutschland der Anti-Judaismus weniger ausgeprägt war als in vielen anderen Ländern Europas, vor allem der Oststaaten, Englands, der Niederlande und Österreichs.

Im Reich lebten 1925 etwa 568.000 Juden, also 0,9 Prozent der Gesamtbevölkerung. Dank ihrer Tüchtigkeit stellten sie fünf Prozent der Universitätslehrer, Journalisten und Theaterintendanten, zehn Prozent der Ärzte, 16 Prozent der Rechtsanwälte, 25 Prozent der Einzelhändler, 48 Prozent der Privatbankiers.

Die größte jüdische Gemeinde Deutschlands war in Berlin. 36 Prozent der deutschen Juden lebten in der Metropole. Sie stellten dort 34 Prozent der Universitätslehrer, 42 Prozent der Mediziner, 48 Prozent der Rechtsanwälte und 56 Prozent der Notare. Die Juden schienen geistig, kulturell und wirtschaftlich überlegen. 29 der 100 Reichsten in Preußen waren Juden. Ihre Stellung erregte in erfolgloseren Mittelschichten Anstoß und Neid. Andererseits waren viele Menschen ihren Ärzten persönlich dankbar und verbunden, fühlten sich die Klienten von ihren Rechtsanwälten beschützt. Es gab also auch viel Wertschätzung und Verbundenheit. Viele Menschen lebten mit ihren Juden lebendig zusammen, kannten sie und mochten sie. Unsere Großväter und Großmütter kannten die Juden. Sie hatten fast alltäglichen Umgang mit ihnen. Sie waren ihre Händler, Ärzte, Rechtsanwälte, Professoren, Nachbarn. Sie kannten sie als Freunde und auch als Fremde. Sie waren als Kinder mit Kindern von Juden zur Schule gegangen. Sie lebten als Erwachsene vielerorts mit den Juden in enger wirtschaftlicher und geselliger Gemeinschaft. Sie waren in den gleichen Vereinen.

Wir aber heute haben nur selten Umgang mit Juden. Die katastrophale Ideologie des Hitlerstaates hat das Judentum aus unserem Land vertrieben und ausgelöscht. Nur wenige kamen zurück. Wir reden heute von einem Volk, das wir nur aus den Medien, nur aus der Zeitgeschichtsschreibung, von Vernichtungsbildern, aus öffentlichen Diskussionen oder aus den Berichten über den jetzt brennenden fatalen Konflikt zwischen Israel und den Palästinensern kennen.

1922 und 1923 wurde der Anti-Judaismus plötzlich auf neue Weise virulent und aggressiv. Er verband sich mit dem Rassenhygienewahn. Studentenorganisationen führten 1923 einen Arierparagraphen ein. 1927 forderten 77 Prozent der Studenten in Preußen, den Arierparagraphen in die Verfassung der Universitäten aufzunehmen. Die nun beginnende Einschüchterung und Ächtung der Juden war aber keineswegs nur ein Berliner (oder Wiener) Phänomen. Seit 1923 erschien in Nürnberg „Der Stürmer", eine Wochenzeitung, die auf schmutzige und böse Weise den Juden den Kampf ansagte. Ihr Motto „Die Juden sind unser Unglück".[8]

Noch 1934 erließ Reichssportführer von Tschammer und Osten Richtlinien für den Sportbetrieb von Juden und sonstigen Nichtariern und den sportlichen Verkehr mit Juden. Darin war festgelegt, dass die Bildung und Betätigung von jüdischen Sportvereinen zulässig ist und dass keine Bedenken dagegen bestehen, wenn diese Sportvereine und Vereine des deutschen Reichsbundes für Leibesübungen Training, Spiele und Wettkämpfe miteinander ausführen. Dabei stand auch geschrieben, dass die jüdischen Vereine auch öffentliche und private Übungs- und Kampfstätten wie z. B. Turnhallen, Sportplätze etc. benützen können. Aber Sektionen des D.u.Ö.A.V. haben bereits 1922 versucht, den jüdischen Bergsteigern die Benutzung der für das Bergsteigen notwendigen Stützpunkte, also der Hütten im Gebirge zu untersagen und jedenfalls Juden von Hütten ferngehalten. Erst 1938 wurden die staatlichen Anordnungen verschärft, jedoch immer noch nicht aufgehoben. Erst 1938 wurde Juden verboten, in der Öffentlichkeit Abzeichen ihrer Sportvereine – in unserem Fall wäre es das Alpenvereinsedelweiß gewesen – zu tragen. Diese Betrachtung belegt wieder die vorauseilende Judenächtung in den Bergsteigervereinen.

Nach dem Ersten Weltkrieg bauschten sich in deutschen Bergsteigerkreisen Enttäuschung, Schmerz und Wut über die nationale Schmach, über das „Schanddiktat von Versailles" und über die verlorenen Bergheimaten in Südtirol und Slowenien. National gesinnte Männer wollten den Stolz der Nation retten, wollten Deutschlands Ansehen wiedergewinnen. Viele deutsch national gestimmte Männer wurden wie viele konservativ gesinnte Deutsche von Hitlers Ideen angezogen, von seinen Erfolgen, von seinem Ruf der Revision der Schmach von Versailles, vom Traum vom Wiederaufstieg Deutschlands zu realer Macht und dem „Kampf gegen den Bolschewismus".

Hans von Tschammer und Osten (1887-1943)
seit Juli 1933 Reichssportführer und seit 1936 Vorsitzender des Aufsichtskreises der Deutschen Himalaya-Stiftung.
Foto: Archiv DAV

Rechts: Umschlag des Buches von Fritz Bechtold: „Deutsche am Nanga Parbat. Der Angriff 1934" (nach einer Aufnahme von Aschenbrenner) – es erschien 1935 in der ersten Auflage und war bis Kriegsende ein Bestseller der Alpenliteratur.
Foto: Archiv DAV

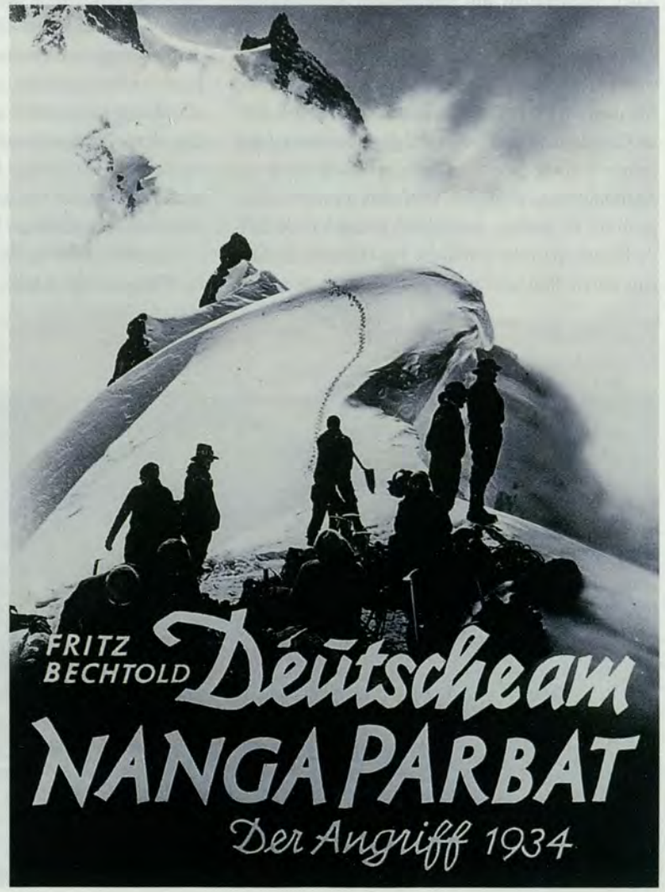
[8] vergleiche hierzu: Binder, Gerhart/Wasser, Hartmut: Deutschland deine Legenden. Berichtigungen zur deutschen Geschichte von Bismarck bis Brandt. Stuttgart, 1974 (gefunden bei Eitner, Hans Jürgen: Deutschland deine Deutschen); Grunberger, Richard: Das zwölfjährige Reich. Der deutsche Alltag unter Hitler. Wien, 1972 (dito); Bronder, Dietrich: Bevor Hitler kam. Eine historische Studie. Hannover, 1964. (dito)
[9] Götz Aly in der FAZ, 14.Februar 2002 Nr.38

Wenn Bergsteiger wie Paul Bauer oder Eugen Allwein solchen Rufen folgten, so machte sie das zunächst noch keineswegs zu Nazis. Die großen Bergsteiger stehen wie andere große Sportler, Wissenschaftler (Heisenberg) und Künstler (Gründgens und Furtwängler) in der Strömung der Zeit. Sie alle fühlten sich von dem „Neuen" angezogen, sahen eine Chance zu „vernünftigerer Ordnung", was sie an eine nationale Selbstverjüngung glauben ließ.[9] Auch später im Hitlerstaat, d. h. von 1933 bis weit in den Krieg hinein, gewährten die „Mächtigen der Politik den Mächtigen des Geistes" und den Großen der Kunst und des Sportes ein bis heute unterschätztes Maß an Freiheit.

Götz Aly schreibt: *„Hitler, Goebbels oder Himmler – und man muss ergänzen Frick [Einfüg. Zeb] – forderten keineswegs bedingungslose Gefolgschaft, wie es die Widerstandsmythen der Nachkriegszeit behauptet haben. Ihnen reichte die fallweise, vielfach gebrochene Zustimmung zu ihrer Politik. ... Die innere Differenziertheit und relative Offenheit, die Gleichzeitigkeit von Altvertrautem und revolutionär Neuem, ja Utopischem, machte die nationalsozialistische Herrschaft effizient. Erst in dem gleichgerichteten, multipolaren System konnte sich die präzedenzlose Gewalt aufbauen, die den nationalsozialistischen Totalitarismus so gründlich vom starren Sowjetkommunismus unterscheidet. ... Die halbüberzeugte, interessengeleitete Mitwirkung der vielen, vor allem auch der großen Geister - das war der Nationalsozialismus."*

Solche Überlegungen und Erklärungen lassen nun auch die Rolle, die z. B. Bauer mit seinen Freunden (Allwein, Fendt, Buckel, Maier, etc.) spielte, verständlich erscheinen. Sie behielten ihre Ziele – hier für eine leistungssportlich ausgerichtete deutsche Bergsteigerschaft – scharf im Auge und arrangierten sich keineswegs als bloße Opportunisten, sondern verbanden Kernelemente ihrer eigenen Weltanschauung ungeachtet persönlich bestimmter Abweichungen mit den Tendenzen und Möglichkeiten des neuen Systems. Die Schwarzweiß-Vorstellung von nutzenorientiertem Opportunismus hier und vollüberzeugtem Nationalsozialisten dort funktioniert nicht zur Erklärung der Verhaltensweisen. Solche Überlegungen erlauben nun auch nicht mehr, das zuweilen NS-großmäulige Verhalten von Leuten wie Georg Leuchs und Adolf Sotier einfach bloß zu entschuldigen. Da waren, zugegeben unterschiedliche, partikulare innere Übereinstimmungen und auch unterschiedliche partikulare Abweichungen von der NS Ideologie. Der Wert von Leuten wie Paul Bauer für den nationalsozialistischen Staat lag gerade darin, dass sie kaum als Nazis auftraten. Von da her wird auch verständlich, warum, als Bauer mit der Neuorganisation des DAV 1938 nicht mehr einverstanden sein mochte, man ihn gehen ließ, ihn aber auch nicht verfolgte. Er war nicht mehr nützlich. Aber da er kein ausgewiesener Gegner des Regimes war – was allerdings durch Gutachten sogleich sorgfältig abgesichert wurde – war er auch nicht schädlich. Man ließ ihn ehrenvoll existieren – Bauer wurde 1938 nach der Neuordnung des DAV als nationalsozialistische Organisation zum Bayerischen Gebirgsjägerbataillon 98 als Hauptmann der Reserve eingezogen.

Paul Bauer (1896 -1990)
Im Auftrag des Reichssportführers organisierte Bauer die Fachsäule XI des Reichssportrings welche Alpinistik, Freikörperkultur, Wandern und Zelten umfasste.
Foto: Archiv DAV



Ein HA Mitglied des DAV hat sich, veranlasst durch die anhaltende Diskussion um den Namen der Eduard Pichl-Hütte gefragt, ob nun auch die Umbenennung anderer Häuser, Wege und Gipfel, welche Namen von ehemals dem Nationalsozialismus verbundenen Bergsteiger tragen, zu bedenken wäre. Da gibt es deutliche Grenzziehungen (was natürlich die Entscheidung im Einzelfall vielleicht dennoch schwierig sein lässt): Menschenverachtung, wie sie sich in der antisemitischen Hetze eines Eduard Pichl oder in der Nürnberger Gesetzgebung, für die der Reichsminister Frick verantwortlich zeichnete, oder auch in der bedenkenlosen Unterwürfigkeit gegenüber Hitler, wie sie Seyß-Inquart praktizierte, oder in einem Soldatentum, wie es General Schörner vertrat, ist allemal verwerflich, man mag sagen verbrecherisch. Solche Männer zu rühmen, z. B. mit Namen von Häusern, Straßen, Plätzen und Spielstätten, ist wohl unzumutbar für die Bürger einer demokratischen Gesellschaft mit entschieden humanitärem Anliegen.

Männer, die 1924 bereits die Juden „weghaben" wollten, weil diese Menschen zweiter Klasse seien, Männer, die 1933 bereits Juden totprügelten (wie z. B. in Creglingen) und Männer, die über zwei Jahrzehnte hinweg (wie Streicher und Pichl) fanatisch Antisemitismus predigten, verdienen wahrlich nicht, gerühmt zu werden, wenngleich sie auch bedeutende Bergsteiger oder nützliche Funktionäre des Vereins waren. Ihre Leistungen zu nennen, mag vertretbar sein, sie jedoch als Menschen oder Bürger auszuzeichnen und zu rühmen, ist unerträglich. Bei Pichls Beerdigung wurden seine letzten Grüße verlesen. Darin kam der Satz vor: „Ich würde genau wieder so leben wollen. Ich bereue nichts."[10]

Männer hingegen wie Sotier, Leuchs, Bauer und Klebelsberg sind anders zu betrachten. Sie haben sich zwar dem Nationalsozialismus zumindest zeitweise dienstbar gemacht, sind einen Weg mitgegangen, den seinerzeit die weitaus größte Mehrheit der Deutschen zumindest anfangs für richtig hielt (dass es ein Irrweg war, steht auf einem anderen Blatt). Aber sie haben sich aus meiner Sicht nicht prinzipiell oder auch persönlich verbrecherisch verhalten, haben auch nicht aktiv die Bergsteigerkameradschaft außer Acht gelassen.

Ächtung volksfremder Elemente im deutschen Alpinismus vor 1933

Der Anti-Judaismus und der Antisemitismus im Alpenverein entstand also nicht unabhängig von den seinerzeitigen Strömungen in der Gesellschaft, sondern eng angelehnt, allerdings zeitweilig vorauseilend und gelegentlich sogar antreibend. Der tüchtige Bergsteiger verstand sich generell als ein besonders lebenstüchtiger Mensch, der sich bei einer stattlichen Anzahl von Individuen als eine der Leitfiguren für ein tüchtiges Volk sah.

Lammer, Zdarsky, Paulcke, Rickmers, Pichl, Bauer, Welzenbach, Rigele, später auch Harrer und

Nach dem „Anschluss" Österreichs 1938 bekundeten manche Zeitgenossen öffentlich ihre politische Einstellung, wie hier mit der Hakenkreuzbeflaggung der Gruttenhütte der Münchner DAV-Sektion „Turner Alpenkränzchen" im Wilden Kaiser.
Foto: Archiv DAV

Heckmair erzielten eminente Wirkung für das Bild des Alpinisten. Die Kultbücher der Bergsteiger der Zeit von etwa 1900 bis 1930, Jungborn (Lammer), Tat und Traum (Meyer), Junger Mensch im Gebirg (Maduschka) und die Bücher von Henry Hoek zeichneten alle das Bild vom idealen Menschen, vom sich vervollkommnenden Individuum, letzlich das Bild vom Herrenmenschen im Gebirge.

Die Situation in den Alpinen Vereinen Österreichs und Deutschlands ist in den bisher erschienen drei Büchern[11] zum Thema einigermaßen ausgebreitet. Chronisten haben auch hie und da die wichtigsten Fakten der „Affäre Donauland" hervorgeholt. Eine objektive geschichtswissenschaftliche Aufarbeitung fehlt allerdings. Zur Erinnerung seien signifikante Daten noch einmal aufgereiht:

1899 Sektion Brandenburg gründet sich. Juden haben keinen Zutritt.

um 1900 Antisemitismus in Turnvereinen und in österreichischen AV-Sektionen.

1905 Die Sektion Wien, die aus einem Turnverein hervorgegangen ist, wird mit einem Arierparagraphen gegründet.

1907 Die Akademische Sektion Wien nimmt den Arierparagraphen auf.

1910 Gründung der Akademischen Sektion München für „akademisch gebildete Herren germanischer Abstammung".

1918 Trauer um die verlorene Bergheimat in Südtirol, Scham wegen des „Schanddiktats von Versailles", Freicorpsgründungen.

1919 Den Juden wird die Schuld am verlorenen Krieg zugeschrieben.

1920 Der Österreichische Touristenklub (ÖTK) führt den Arierparagraphen ein, Juden werden von manchen AV-Hütten ferngehalten. Die Sektionen Bayerland in München und die Sektion Reichenstein in Wien gründen innerhalb des D.u.Ö.A.V. den Gesinnungsverband „Bergsteigergruppe".

1921 Der Österreichische Gebirgsverein (ÖGV) führt den Arierparagraphen ein. Im Österreichischen Alpenklub (ÖAK) wird kein Jude mehr aufgenommen. Pichl wird Vorsitzender der Sektion Austria. Geächtete Juden der Austria und des ÖTK gründen Donauland. Donauland wird mit einer Stimme Mehrheit als Sektion vom Hauptausschuss in den D.u.Ö.A.V. aufgenommen. In der Austria wird mit 98 Prozent der abgegebenen Stimmen der Arierparagraph eingeführt. Die Sektion Austria will Neuaufnahmen von Juden im D.u.Ö.A.V. verhindern. Der Jude Donabaum wird 3. Vorsitzender des D.u.Ö.A.V.

Eduard Pichl (1872-1955)
In Bergsteigerkreisen als Erstbegeher der Langkofel-Nordkante und des Pichlrisses am Delagoturm (Vajolet) bekannt, profilierte sich in den zwanziger Jahre als Antisemit und betrieb maßgeblich den Ausschluss jüdischer Mitglieder aus dem Alpenverein.
Foto: Archiv DAV

1922 Die Akademische Sektion Dresden führt den Arierparagraphen ein. Auf der HV in Bayreuth bringen die Sektionen Oberland und Hochland einen Ausschlussantrag bezüglich Donauland ein. Der Antrag wird mit 910 gegen 512 Stimmen abgelehnt. 45 Sektionen gründen den Deutschvölkischen Bund im D.u.Ö.A.V.. Donabaum legt sein Mandat als 3. Vorsitzender nieder. Reinhard Klebelsberg wird sein Nachfolger.

1923 Auf der HV in Bad Tölz wird gefordert, dass auch auf Antrag einer Minderheit Juden aus einer Sektion ausgeschlossen werden können. Rehlen, 2. Vorsitzender des D.u.Ö.A.V., verteidigt die Juden und brandmarkt den Anti-Judaismus. Reuter, Vorsitzender der Sektion Essen, tritt im Namen dreier norddeutscher Sektionenverbände gegen den „Faschismus" des Deutschvölkischen Bundes auf. Sein entsprechender Antrag wird mit 844 gegen 677 abgelehnt.

1924 Auf der Hauptversammlung in Rosenheim beantragen 98 österreichische und neun reichsdeutsche Sektionen, Donauland solle zum Austritt aufgefordert werden. 50 österreichische Sektionen haben den Arierparagraphen in der Satzung. Am 16. November werden Verleumdungen von Donauland auf der Bischofshofener Tagung der österreichische D.u.Ö.A.V.-Sektionen formuliert. Im November legen Pichl und Rigele ihren Taktikplan zum Ausschluss von Donauland vor. Am 14. Dezember wird auf einer außerordentlichen Hauptversammlung im Deutschen Theater in München die Sektion Donauland mit 1663 gegen 190 Stimmen aus dem D.u.Ö.A.V. ausgeschlossen.

[10] Süddeutsche Zeitung, 02.01.2002

[11] 1. Geschichte des Deutschen und Österreichischen Alpenvereins. Ein Beitrag zur Sozialgeschichte des Vereinswesens von Alfred M. Müller, Münster 1979;
2. Der Alpinismus, Kultur, Organisation, Politik. Von Rainer Amstädter, Wien 1996;
3. Alpinismus im Hitlerstaat von Helmuth Zebhauser; München, 1998

[12] Adolf Sotier: 40 Jahre Oberland; München, 1940

Heinrich Himmler (1900-1945)
Reichsführer SS und letzter Innenminister des Dritten Reichs, war das prominenteste Mitglied der Sektion München. Himmler war entscheidend an der „Endlösung der Judenfrage" beteiligt.

Der „arische Gedanke" im deutschen Alpinismus des Hitlerstaats

1933 wurde in manchen Bergsteigergruppen der „Sieg der Bewegung" frenetisch gefeiert. Viele Sektionen machten sich sogleich betulich, mit bei der Sache zu sein.

Für die Sektion Oberland zum Beispiel schreibt Adolf Sotier anlässlich des vierzigjährigen Bestehens der Sektion: *„Das 35. Vereinsjahr – 1933 – hat seine überragende Bedeutung nicht auf alpinem, sondern auf nationalem Boden gefunden. Unter seinem großen Führer Adolf Hitler ist das deutsche Volk wieder zur nationalen Besinnung gekommen und hat durch sein überwältigendes Bekenntnis zum neuen Staat und seiner Führung gezeigt, dass es entschlossen ist, aus den Niederungen der politischen, kulturellen und wirtschaftlichen Zersetzung der Nachkriegswirren heraus zu hohem, wahrem Volkstum zu gelangen. Wie auf allen Gebieten, so schuf das Dritte Reich auch im Vereinsleben neue Grundlagen. Die außerordentliche Sommerhauptversammlung vom 11.07.1933 hatte deshalb Stellung zu nehmen zu jenen ersten Auswirkungen, welche die nationale Erhebung des März 1933 für Vereine im Gefolge hatte. Es galt, auch in der Sektion dem Führerprinzip und dem Volkstumgedanken Rechnung zu tragen. Die Wahl des Vereinsführers fiel einmütig auf den seitherigen langjährigen Vorsitzenden Adolf Sotier. Da bei der unzweifelhaft nationalen Gesinnung aller Ausschussmitglieder personelle Veränderungen nicht veranlasst waren, berief der Vorsitzende diese wieder zu seinen Mitarbeitern. Selbstverständlich zog diese Hauptversammlung auch die Folgerungen aus den rassemäßigen Gedanken der NSDAP, und beschloss eine Ergänzung der Satzung dahin, dass Personen nichtarischer Abstammung nicht als Mitglieder aufgenommen werden dürfen. Diese Satzungsänderung war um so weniger von einschneidender Bedeutung, als der arische Gedanke seit Jahren praktisch in der Sektion durchgeführt worden war."* Das schreibt derselbe Adolf Sotier, der nach 1945 energisch die Wiedergründung des DAV in München betreibt und seinen Einfluss bis hin zur tatsächlichen Wiedergründung in Würzburg 1950 geltend machen wird.

Schon ein halbes Jahr später brachte die ordentliche Hauptversammlung am 19.12.1933 „die völlige Eingliederung der Sektion in das neue deutsche Vereinsleben". Die Sektionssatzung wurde in dieser Hauptversammlung den Anforderungen des Deutschen Reichsbundes für Leibesübungen angeglichen, *„die Sektion selbst mit dem reichsdeutschen Teil des Alpenvereins in den Deutschen Bergsteiger und Wanderverband (D.B.W.V.) und damit in den Deutschen Reichsbund für Leibesübungen eingegliedert; schließlich das Verhältnis der Jugendgruppe zur HJ einer eingehenden Erörterung – wenn auch ohne abschließende Stellungnahme – unterzogen. Der Führer des D.B.W.V., Notar Paul Bauer, berief die Herren Sotier, Außerbauer und Probst in seinen Führerstab und zwar Sotier zu seinem Stellvertreter, Außerbauer als Sachwart für den Schilauf und Probst als Schatzmeister des Verbandes. So war Oberland auch bei den Arbeiten am Aufbau des D.B.W.V., der nach Ausscheiden der Wandervereine als D.B.V. die gesamten Belange der deutschen Bergsteiger zu betreuen hatte, maßgeblich vertreten."*[12]

Die Hauptversammlung des großdeutschen DAV in Graz am 29. Juli 1939
Foto: Archiv DAV

Nationalsozialistischer Deutscher Alpenverein – judenfrei

Mit zunehmender Einschränkung im Alltagsleben und im Privatbereich wird die jüdische Bevölkerung Deutschlands dem sozialen Tod preisgegeben. Diesem folgt dann der physische Tod in der „Endlösung". Der Hass wird gesät und allüberall gefördert. Zeitungen, Rundfunk und Bücher verbreiten Schauergeschichten über Juden und entwickeln einen grundsätzlichen und vernichtenden Hass, der dann dem Staat die Möglichkeit gibt, die Deportation in Gang zu setzen und eine Methode für den Genozid entwickeln zu lassen, ohne dass noch Einspruch vom Volk zu erwarten ist. Wir müssen uns die soziale Tötung ins Gedächtnis rufen, um die Shoa verstehen zu können.

Am 10. November 1938 wurden im Pogrom gegen die Juden die Geschäfte der Juden zerstört, wurde in Wohnungen eingedrungen, wurde beschimpft und misshandelt. Handgreifliche Judenächtung wurde nun offiziell und öffentlich. Auch wer Juden zu Hilfe kam oder auch nur Mitleid zeigte, verriet das „Vaterland". Am 17. November 1938 schreibt zum Beispiel der Westdeutsche Beobachter, also eine Tageszeitung im Rheinland: *„Als der feige jüdische Mord an einem deutschen Mann (gemeint ist Joseph von Rath), der im Ausland sein Vaterland in treuer Pflichterfüllung vertrat, bekannt wurde, erhob sich das deutsche Volk in Empörung gegen das mörderische Judentum"* [gemeint ist das Pogrom vom 10. November]. Man proklamiert als die eine wahre Menschlichkeit „Die Ausrottung der Weltpest". Die Zeitung schreibt, dass durch die jüdische Hetze 1918 das glorreiche deutsche Heer seine siegreichen Waffen hätte niederlegen müssen, dass die ausländischen Finanzjuden durch die Inflation die deutsche Bevölkerung ihrer Ersparnisse beraubt hätten, dass die deutschen Volksgenossen, die draußen im Ausland auf deutschen Posten stehen, sich jeden Tag den Revolvern und Dolchen jüdischer Mordsöldlinge gegenübersehen müssten. Menschen, die irgendwelchen Pogromopfern zu Hilfe kommen wollten, wurden als Schweine bezeichnet und man drohte ihnen, sie dem Erdboden gleichzumachen.

1938, das Jahr der Judenpogrome, das Jahr des Anschlusses Österreichs, ist zugleich das Jahr der Umwandlung des D.u.Ö.A.V. in den nationalsozialistischen DAV.

Österreich hört auf, als Staat zu bestehen. Großdeutschland ist Wirklichkeit. Jetzt ist der D.u.Ö.A.V. als grenzüberschreitender, volksverbindender Verein nicht mehr dienlich. Er wird gleichgeschaltet. Seyß-Inquart wird Führer des nun gesamtdeutschen DAV. Dieser wird eine nationalsozialistische Organisation und in einem solchen gibt es keine Juden. Die Vorgehensweise ist einfach: Die neue Einheitssatzung für Zweigvereine (Sektionen) des Deutschen Alpenvereins von 1938 sieht in § 4 als Bestimmung über die Mitgliedschaft vor: „Die Mitglieder müssen die Voraussetzung erfüllen, die für den Erwerb des Reichsbürgerrechts durch einen deutschen Staatsangehörigen reichsgesetzlich bestimmt sind."

Am 15. September 1935 waren aber am „Reichsparteitag der Freiheit" die sogenannten Nürnberger Gesetze verkündet worden, welche die Juden endgültig aus der deutschen Lebensgemeinschaft ausstießen. Im § 2 des Reichsbürgergesetzes heißt es: „Reichsbürger ist nur der Staatsangehörige deutschen oder artverwandten Blutes...". Damit war der Deutsche Alpenverein 1938 endgültig „judenfrei".

Verbot und Wiedergründung der Alpenvereine in Österreich und Deutschland nach 1945

Nach dem Verbot des nationalsozialistischen DAV und bei dem Auseinanderfallen in einen Österreichischen, einen Südtiroler und einen Deutschen Alpenverein wurden die Möglichkeiten, welche die Zeit bot, nicht genutzt. Objektiv wäre es möglich gewesen, dass Heimkehrer aus dem Krieg und aus dem Exil zusammen mit ideologiefreien Hiergebliebenen den Alpenvereinsgedanken und dann auch die Organisation geistig völlig erneuert hätten. Da war die Chance der Innovation gegeben. Da hätten die historischen Zwänge abgeworfen werden können, da hätte aus dem Irrweg gelernt werden können.[13]

Aber stattdessen haben sich die Österreicher in Innsbruck und die Deutschen in Stuttgart und München streckenweise von alten Figuren leiten lassen und dann auch noch in Innsbruck und in München ihre Geschäftsführer aus der nationalsozialistischen

[13] Siehe Wolfgang Schivelbusch: Die Kultur der Niederlage

Zeit wieder eingesetzt, haben deren Erfahrungen, das heißt deren Denkstrukturen benutzt, um den Alpenverein wieder konservativ zu rekonstruieren. So schreibt v. Bomhard selbst, wie sie in Würzburg die Satzung des neuen Deutschen Alpenvereins aus der alten Satzung mit Rückblick auf die Vornazizeit „zusammengebosselt" haben.

Das war die Stunde, in der die Minderheiten sich nicht stark genug gemacht haben. Die klassischen mittelbürgerlichen Mehrheiten haben sich gebündelt und Kompromisse ausgehandelt, wo es der Jugendlichkeit, der Aufbruchsstimmung und des Mutes zu Neuem bedurft hätte, wie sie einst die Gründergeneration hatte. Leute wie Sotier, Klebelsberg und Jennewein durften Wege weisen und die Verfechter eines strikt bereinigten Alpenvereins wie Schmitt, Hübel, Ackermann und Heizer mussten um eines einheitlichen Vereins willen einlenken. Verständlicherweise werden heute die zwölf Apostel von Würzburg und deren Inspiratoren und Adlaten gerühmt und verehrungswürdig betrachtet. Der Rückblick lässt offensichtlich keine Alternative mehr zu.

Verdrängt und vergessen

Parteigenossen mit ihren einst so sehr völkischen Grundeinstellungen saßen wieder in den Gremien und an den Hebeln des Vereinsgeschehens. Die Restauration war im Gange. Auch außerhalb der Alpenvereine versuchten sich die alten Apologeten deutsch-völkischer Gesinnung wieder breit zu machen. Der Bayerländer Julius Trumpp – er war Schriftleiter des Fachamtes und im Führungsstab des Bergsteigerverbandes gewesen – versuchte z. B. eilends in einer Münchner Tageszeitung eine Bergsteigerspalte zu organisieren und schrieb mit denselben schwülstigen Vokabeln vom Bergsteigen wie einst (junge Freunde von Fritz Schmitt stoppten ihn allerdings). Erhard leitete die Geschäfte des DAV auf der Praterinsel mit der eingeübten Routine. Seine in der Nazizeit erworbene Grundhaltung schimmerte dann nur in grundsätzlichen Ausführungen durch. Deutsch-völkische Formulierungen und „arische" Haltung wurden hinten angehalten. Der Judenausschluss wurde nicht erwähnt, verdrängt und vielleicht sogar vergessen. Grassler konnte sich seiner Tätigkeit in Warschau und seiner Rolle bei der Gettoisierung der Juden nur noch schwerlich erinnern. Entnazifizierte ehemalige Parteigenossen – Mitläufer – waren am Aufbau des Nachkriegsalpinismus als Erfahrungsträger unmittelbar neben entschiedenen Gegnern der Nationalsozialisten fleißig für den Verein tätig. Die Alpenvereine mussten sich dann Entsprechendes von der Presse vorhalten lassen.

Als 1937 eine deutsche Expedition am Nanga Parbat umgekommen war, hatte der Deutsche Bergsteigerverband den „Opfertod" der „Bannerträger einer großen vaterländischen Aufgabe" gerühmt. Bergfilme waren NS-Kultfilme, Bergsteiger die Avantgarde „des harten Geschlechts künftiger Edelmenschen"... Nach dem Krieg hat der Deutsche Alpenverein solche Zitate als „Beweis einer aufgezwungenen Gleichschaltung abgetan".[14]

Ungeliebte Erinnerungen

Als 1979 Alfred M. Müller an der Westfälischen Wilhelms-Universität zu Münster als Dissertation eine „Geschichte des Deutschen und Österreichischen Alpenvereins – ein Beitrag zur Sozialgeschichte des Vereins" vorlegte und den DAV um einen Druckkostenzuschuss bat, wurde er abschlägig beschieden (Franz Grassler war damals der zuständige Referent und Raimund Zehetmaier der VA-Vorsitzende). Die Arbeit von Müller warf ungeliebte Erinnerungen auf. Da gab es ein Kapitel Antisemitismus, die „Donaulandaffäre", die anrüchige „Reichsratsvorlage Preußens"[15] und die Verflechtung des Alpenvereins mit dem Nationalsozialismus wurden aufgegriffen. Das mochte man nicht. Man war ja jetzt „unpolitisch", maßte sich also auch das Recht an, die politische Vergangenheit zu verschweigen.

Mahnen, erinnern, aufarbeiten

Wäre das Mahnmal, das der DAV 2001 beim Alpinen Museum auf der Praterinsel in München errichtet hat, der einzige Denkanstoß, wären nicht auch Gedenksteine im Gebirge an relevanten Plätzen errichtet, könnte einer sagen, sie haben das Mahnmal ins Museum gestellt. Historie also – Angelegenheit ordentlich erledigt. Aber dem ist glücklicherweise nicht so. Es handelt sich auf der Praterinsel tatsächlich um eines von vier Malen, die der Deutsche Alpenverein dem Bergsteiger an den Weg stellt. Das Mahnmal beim Alpinen Museum, wo ja eine Ideengeschichte des Alpinismus ausgebreitet ist, ist an einem guten Platz: Wenn man die Geschichtsdarstellung des Alpinismus betreten will, steht das Mal vor einem und wenn man die Geschichtsdarstellung wieder verlässt, steht es wieder bei einem. Man kommt auf normalem Weg nicht daran vorbei.

Wir kommen, wenn wir über die Geschichte des Alpinismus nachdenken, an dem Ausschluss der Juden, der mit der sogenannten „Donaulandaffäre" schon ab 1922 einen ersten Höhepunkt erreichte, nicht vorbei. Affäre ist eine verharmlosende, gedankenlose, ja böse Bezeichnung. Das nationaldeutsche Rassen-Theater von 1922 bis 1924 mit dem Schlussspektakel im Deutschen Theater in München bei der damaligen außerordentlichen Hauptversammlung des Deutschen und Österreichischen Alpenvereins war nicht bloß ein unanständiges Einzelereignis von 1924. Es war ein früher Höhepunkt einer Katastrophen vorbereitenden Agitation. Intoleranz, Hochmut, Rassenwahn und eine merkwürdige Ideologisierung der Bergsteigerei haben lange bevor Hitler eine politische Figur war, einen antijüdischen und antisemitischen Gesinnungskrieg gegen Bergkameraden geführt. Der spätere Diktator Hitler hat zu dieser Zeit gerade mal begonnen, in der Festungshaft in Landsberg „Mein Kampf" zu diktieren, d. h. sich in Theorie und Programm versucht und die Vision vom Ausschluss der Juden aus der Volksgemeinschaft artikuliert, als der D.u.Ö.A.V. bereits handelte und die Sektion Donauland 1924 wegen „volksfremder" Zusammensetzung als untragbar erklärt und dann tatsächlich aus dem Verein ausschloss. Donauland hatte sich vorwiegend aus jüdischen Mitgliedern gebildet, welche die Sektion Austria und der ÖTK geächtet hatte.

Es ist in den meisten Veröffentlichungen zu diesem Thema die Rede von der speziellen Situation der Juden in Wien und vom Zustrom der galizischen Juden nach dem Zusammenbruch der K.u.K.-Monarchie. Aber selbstverständlich war der Antisemitismus nicht nur von Wien ausgegangen und über Deutschland oder gar Europa hereingebrochen. In Deutschland hat er sich im Rahmen der auch von sich aus mehr und mehr verbreiteten Rassenideologie eingenistet und auch alte Ressentiments gab es genug. Zum Beispiel: Beim ostpreußischen Junkertum gab es regionale antislawische Ressentiments und einen latenten Antisemitismus, wie er gerade in ostelbischen Kirchenkreisen verbreitet war.[16] Von den Quellorten und Impulsgebern in Frankreich und England gar nicht zu reden. Wir würden es uns zu leicht machen, wenn wir den im Alpenverein plötzlich ausbrechenden Antisemitismus, der den politischen Entwicklungen erheblich vorauseilte, nur auf eine Person, nämlich Eduard Pichl, den Hetzer, und auf eine Sektion, nämlich die Sektion Austria beziehen würden.

Bergsteigen im Staatsauftrag: Lager II der Deutschen Himalaya-Expedition 1934. Aus alpinistischer Sicht endete diese Expedition in einem Fiasko: Alfred Drexel stirbt an einer Lungenentzündung; Merkl, Wieland und Welzenbach sterben beim Rückzug vom Silbersattel, mit ihnen sechs Sherpas.

Der Kartograf Dr. R. Finsterwalder vermaß die gesamte Nanga-Parbat-Gruppe und fertigte eine Alpenvereinskarte, die bis dato aktuell blieb.
Fotos: Archiv DAV

[14] Elisabeth Höfl-Hielscher in der Süddeutschen Zeitung vom 02.01.02
[15] Alfred M. Müller, Geschichte des Deutschen und Österreichischen Alpenvereins,..., Münster, 1979
[16] siehe Johannes Hüter: Ein deutscher General an der Ostfront; Briefe und Tagebücher des Gotthard Heinrici 1941/42; Erfurt 2001

Zunächst zwar zögernd und mit vielen Gegenstimmen, so aber doch nach und nach war die große Delegiertenmehrheit des D.u.Ö.A.V. für den Ausschluss der „Judensektion". Das war die entscheidende Vorstufe des Ausschlusses auch der einzelnen Juden aus dem Verein überall.

Mahnmale entstehen als Marksteine der Reflektion. Mahnmale sind notwendige Stolpersteine im Gleichtritt des Alltags. Mahnmale unserer Art sind auch Epitaphien, geschaffen zwar als immer neue Aufforderung, aber auch zum Gedächtnis und zur Andacht, d. h. zur Erinnerung und zur Besinnung. Erinnern können wir uns als Gemeinschaft anhand historischer Aufarbeitung. Besinnen aber muss sich darüber hinaus jeder Einzelne. Die Bergsteigergemeinschaft Alpenverein kann mit Aufarbeitung, Stellungnahmen und Proklamationen Verantwortungsethik dokumentieren. Der Einzelne aber muss sich seine Moral aus einer Gewissensethik (Max Weber) entwickeln. Was wir heute tun – und ich spreche nicht von den wenigen Initiatoren, sondern von der gesamten gesellschaftlichen Großgruppe Bergsteiger und AV-Mitglieder – tun wir unterschwellig begleitet von einem Gefühl eines Besserseins, aus einer Art Selbstbestätigung als gute Menschen, und in summa als eine bessere Gesellschaft. Tatsächlich hat die historische Aufarbeitung und insbesondere die Trauerarbeit, wo sie wirklich geschehen ist, ein anderes Bewusstsein im Deutschen geformt. Immer wieder mahnen erwies sich als ein Vehikel zur Erziehung. Dennoch: Viele von uns sehen heute die Angelegenheit „Judenausschluss aus dem Alpenverein" als genügend behandelt und erledigt. Sie meinen, es wäre alles getan und die Historiografie zu dem Problem wäre bereits eine Landkarte ohne weiße Flecken. Eine Schlussstrichmentalität macht sich wieder breit.

Aber was ist denn schon getan? Einige doch eher oberflächliche Aufsätze sind veröffentlicht worden. Zwei Vitrinen im Alpinen Museum des DAV sind 1995 eingerichtet worden und anschließend wurden zwei Bücher herausgebracht, das von Amstädter 1996, das zornig aufdeckt und ins Gericht geht mit dem, was sich vor allem in Wien an grotesker Diskriminierung und bösartiger Intoleranz abgespielte hatte, und das des Deutschen Alpenvereins 1998, das einerseits an ein schmachvolles Verhalten des Alpenvereins erinnert und andererseits punktuell dokumentiert, was sich in deutschen Alpenvereins-Sektionen und im Deutschen Bergsteigerverband an Intoleranz entwickelte. Über beide Bücher wurde in den Medien berichtet, über beide wurde vereinsöffentlich diskutiert. Aber die beschämend niedrigen Abnehmerzahlen (Basis für die Anzahl der Leser) bezeugten sogleich auch das Desinteresse des Bergsteigerpublikums. Danach sind in Österreich, ohne Zutun des Alpenvereins, noch ein paar Fernsehfeatures zum Thema erschienen.

Ansonsten ist es wieder still geworden zu dem Thema, abgesehen von den Nachhutgefechten einiger unverbesserlicher Verheimlicher und dem Geifern einiger ewiger Antisemiten. Aber die Alpenvereine haben bislang immer noch versäumt, z. B. alle Dokumente aus ihren Archiven offen zu legen. Eine gesammelte Veröffentlichung würde die Türen zu mannigfaltigen Auseinandersetzungen und wohl auch zu wissenschaftlichen Arbeiten öffnen.

Wenn z. B. ein Verein einen Teil der Aufwendungen, die er für schnell verpuffende Events ausgibt, für eine solche Dokumentation verwenden würde, wäre Nützliches geleistet. Er würde sich als eine Institution mit moralischer Kultur zeigen. Freilich ist da und dort, in Berlin, in Dresden und an einigen Stellen weiterrecherchiert worden, eher aus persönlichem, d.h. privatem Antrieb als vereinsoffiziell. Freilich erklärt der ÖAV als der offizielle Nachfolger des ehemaligen großdeutschen DAV, also unseres Vorgängervereins, seit geraumer Zeit die Absicht, eine Geschichtsforschung zum Thema an einem Universitätsinstitut in Gang zu bringen und zu fördern. Es werden Jahre vergehen, bis Ergebnisse vorliegen. Aber das sind alles nur Ansätze, sehr verspätete Bekundungen.

Die Bezwinger der Eigerwand, hier Andreas Heckmair und Ludwig Vörg, wurden von den nationalsozialistischen Machthabern als Helden hofiert. „Wiggerl" Vörg starb am 22. Juni 1941 in der ersten Stunde des Angriffs auf die Sowjetunion.
Foto: Archiv Ewald Weiß

Es sei erinnert: Geschichtswissenschaftliche Forschung ist das eine. Eingeständnis und Besinnung ist das andere. Man muss jene Dresdner Bergsteigergemeinschaft erwähnen, die ohne großes Aufheben – sie wollte anonym bleiben – die Schuld ihrer Großväter, die schon um 1900 Juden ausschlossen, durch die Förderung des Wiederaufbaus der Synagoge abtrugen.

Heutige Bergsteiger leben in unserer heutigen Zeit. Sie leben mit der Wirtschaft und der Kultur unserer Zeit. Sie lesen auch die Literatur unserer heutigen Schreiber. Vielleicht hat der eine oder andere anstatt des 127. Himalaya-Buches das kühne Buch von Ernestine Schlant „Die Sprache des Schweigens" in der Hand gehabt. Sie sagt, der Holocaust sei „in der deutschen Literatur von der unmittelbaren Nachkriegsperiode bis zur Gegenwart präsent", konstatiert aber auch viele Versuche, ihn „zu umgehen, zu verdrängen oder zu leugnen". Wenn ich die diversen Festschriften zu Sektions-Jubiläen der Alpenvereine anschaue, finde ich weitgehend den gleichen Zustand. Schlant wirft Leuten wie Peter Härtling (den der Autor dieses Aufsatzes durchaus schätzt) vor, zwischen philosemitischen Schilderungen und einem tiefen Desinteresse hin und her zu schwanken. Selbst Hermann Lenz, Alexander Kluge und Alfred Andersch wirft sie vor, dass zwar jeder auf seine Weise vom Holocaust spreche, aber nicht entschieden und persönlich genug.

Im Sprachrohr der Nazis, dem „Völkischen Beobachter", wurde 1938 die erste Durchsteigung der Eiger-Nordwand mit großen Tönen gefeiert. Die Tat passte in die Regie der Machthaber, als wäre sie bestellt und inszeniert worden. Originalzitat: „Harrer, der SS-Mann aus Graz, holt aus seinem Rucksack einen Hakenkreuzwimpel und pflanzt ihn im Schnee auf. Der Sieg ist unser!"
Foto: Archiv Ewald Weiß

VÖLKISCHER BEOBACHTER

So wurde die Eiger-Nordwand bezwungen

Sonderbericht für den „Völkischen Beobachter" von Andreas Heckmaier

Schlüsselstellung der Nordwand fällt

Ich meine, bei Schlant scharfe Urteile auch über unseren Umgang mit der Judenfrage sehen zu dürfen. Keineswegs ist alles schon gesagt, alles schon bedacht. Sehr wenig ist ernsthaft genug und nachhaltig bedacht. Sehen wir von der Mahnmalinitiative des DAV ab, dann ist nur wenig und auch zögerlich weitergearbeitet worden – an Forschung, wie an Erinnerung, wie an Trauer. Die meisten Bergsteiger und ihre Vereine verfallen immer wieder, wie einst, in ihren Eskapismus. Flucht vor dem Alltag, aus der Arbeitswelt, aus der Politik, aus der gedrängten urbanen Nachbarschaft – hinaus in die Berge, Einssein mit der Natur. Dem Himmel näher. Einsamkeit, Stille und Unendlichkeits-Ahnen in den fernhin verblauenden Gebirgen. Man hörte bei Diskussionen über den Hitlerstaat zu oft: „Wir wollten doch damals nur Bergsteigen." Man hört auch heute zu oft: „Nicht soviel Theorie, nicht soviel Geschichte, nicht soviel Politik, – wir wollen doch nur Bergsteigen." Verbunden mit dem Donaulandgeschehen seinerzeit wurde von den Gegnern des Ausschlusses, sicher mit guter Absicht, aber nach heutigem Verständnis mit unguten Folgen, die Forderung erhoben und zum Vereinsdogma erklärt; der Verein habe nicht politisch zu sein (gemeint war parteipolitisch).

Unser Erster Vorsitzender hatte vor Jahren in einer Fernsehsendung zur Forderung, der Verein müsse politisch engagierter werden, gesagt: „Ja, aber wir tun uns schwer, wir sind darin nicht geübt." Es ging um aktuelle Gesellschaftspolitik.

Der Autor dieses Aufsatzes durfte als Gedenkredner zur Einweihung des DAV-Mahnmals in München mahnen. So mahnte er zur Wachsamkeit und stellte die Frage, ob wir, so wie wir sind – in Sachen Toleranz angeblich so viel besser erzogene Menschen –, ob wir, so wie wir sind – so wenig engagiert, so sehr in Konsum und Angst um den Verlust des Wohlstandes bedacht, um Lebensqualität und persönliches Glück besorgt –, ob wir nicht auch, wenn wir aus einer Notzeit herausfinden müssten, dem Erlebnisangebot eines totalitären Staates, der „Faszination" von Ekstase, Volksgröße, Rasse und Ewigkeit, den schwärmerischen Massenaufmärschen mit den darin verborgenen Gleichschaltungsfaktoren

Klaus Strittmatter und Ingo Buchelt, 2. und 3. Vorsitzender des DAV, Charlotte Knobloch, Vizepräsidentin des Zentralrats der Juden, Dr. Gertraud Burkert, 2. Bürgermeisterin von München und Dr. Peter Grauss, 1. Vorsitzender des ÖAV, bei der Enthüllung des Gedenksteins vor dem Alpinen Museum im Dezember 2001.
Foto: Florian Bischof

und Ausschließungsabsichten unterliegen würden. Seinerzeit unterlag der einfache, politisch ungeübte Mann von der Straße, der sich ja inmitten eines zunehmenden Religionsverlustes, d. h. des Verlustes einer altherkömmlichen Ethik befand, der Versuchung einer neuen Ersatzreligion, einer neuen Volkstumsethik. Nur geistiges Rüstzeug kann uns davor bewahren.

Anti-Judaismus, Rassismus, Antisemitismus und Führerkult gingen seinerzeit im Alpenverein gesellschaftsadäquat und sogar voreilig eine entsetzliche Symbiose ein, die von moralisch entwurzelten Großteilen einer damals naturwissenschaftlich und industriell geprägten Gesellschaft zunächst keineswegs als entsetzlich empfunden wurde. Einige unserer Väter und Vorväter im Alpenverein begannen, eine neue Ideologie des Bergsteigens zu etablieren, die von Härte, Kameradschaft und vor allem von Sportlichkeit geprägt war und die exemplarisch demonstriert wurde am Beispiel von Expeditionsmannschaften. Der Führergedanke wurde da durchexerziert. Eduard Pichl, der fanatische Antisemit, aber auch Paul Bauer, der Familienvater eines christlichen Hauses, dem Judenhass eigentlich fremd war, und viele ihrer vaterländisch geprägten Sinnesgenossen hatten bald nach dem Ersten Weltkrieg geistige Vorarbeit zur Ideologisierung geleistet.

Sieben der „zwölf Apostel" bei der Versammlung zur Wiederbegründung des Deutschen Alpenvereins im Jahr 1950.
Foto: Archiv DAV

Auf diesem Terrain wuchs dann, zäh verfolgt, bald die ausschließende Ächtung der Andersglaubenden, Andersdenkenden, Andersseienden. Der Ächtung folgte der Ausschluss, dem Ausschluss die Verfolgung durch das Regime und der Verfolgung die Vernichtung durch Führer und Handlanger.

Der Alpenverein hat dazu vorauseilend einen fatalen Beitrag geleistet. Der Hitlerstaat hat einen Vernichtungskrieg gegen die Juden geführt. *„Die letzten Denkmäler eines Krieges werden vollendet, wenn die ersten Toten des nächsten Krieges zu beklagen sind... Seit 1989 werden in der Bundesrepublik lauter letzte Denkmäler gebaut – letzte Denkmäler selbst dann, wenn sie mehr als fünfzig Jahre nach Kriegsende zum ersten Mal eine offizielle Erinnerung formulieren."*[17] „Die Vergangenheit stellt sich als eine Erinnerungs-Landkarte ohne weiße Flecken dar – und wird für die Gegenwart zur weißen Weste." (M. Jeismann)

Toleranz – Intoleranz

2001 enthüllte der DAV ein Mahnmal auf der Praterinsel in München, das gegen Intoleranz aufruft. Er stellt sich konträr zur Intoleranz, d. h. wir Bergsteiger wollen nicht intolerant sein. Aber ist das nicht zu wenig? Müssten wir nicht kontradiktorisch stehen, d. h. müssten wir nicht aktiv tolerant sein? Das ist viel mehr, als nicht intolerant zu sein. Achtlose Duldung genügt nicht. Von Achtlosigkeit bis zur Missachtung ist es nur ein Schritt und von der Missachtung bis zur Ächtung ist es wieder nur ein Schritt. Toleranz als die gleichgültige Duldung eines Anderssein ist potenzielle Intoleranz. Nida-Rümelin spricht von „Toleranz als Respekt". Ein positives, teilnehmendes Interesse am Anderssein ist nötig. Teilhabe an seiner Nähe, Interesse an seiner Lebenswirklichkeit.

Wer von uns hat sich denn je um die damals aus dem Alpenverein vertriebenen Juden gekümmert. Welche Alpinschreiber außer Amstädter haben sie denn bis in unsere Tage interessiert. Freilich wurden Viktor Frankl, der berühmte Psychologe, oder Fred Zinnemann, der später berühmte Regisseur, zuweilen erwähnt, ja auch mal gefeiert. Aber was ist mit den vielen anderen Mitgliedern, die unsere Väter ausgestoßen haben, was ist denn aus dem damaligen 3. Vorsitzenden Donabaum geworden? Wer kennt denn wenigstens seinen Namen? Gibt es eine Donabaum-Hütte, eine Donabaum-Straße? Ich weiß nichts davon. Oder weiter gefasst, tiefer gefragt: Wer von uns weiß denn schon etwas vom ehemaligen Leben der gläubigen Juden , von ihren Bräuchen, ihrem Glauben, ihrer Sprache? Bei den einfachsten Begriffen versagen wir schon: Mezuza (am Türpfosten beim Hauseingang), wer weiß davon etwas? Wer weiß denn wirklich, wie Juden den „Sabbat" feiern? Aber wie sollten wir auch. Trennen wir doch den christlichen Sonntag meist nicht mehr vom Werktag, fährt bei uns der Bauer am Sonntag genauso Mist und sprüht Jauche wie am Dienstag oder Mittwoch, gehen doch viele von uns sonntags unserem Sport nach und unserem Vergnügen, ohne den Tag als Tag des Herrn zu denken. Wie sollten wir dann die Habdalah, die Trennung von Wochentag und Sabbat verstehen. Ich kann die Worte Qiddush (den Segen über den ersten Becher Wein) und Haggada (die Erzählung von der Erlösung der Juden aus dem ägyptischen Joch) nicht einmal richtig aussprechen. Ich stehe als ein Fremder neben einem Fremden, den ich dann in seiner Not als meinen Bruder erkennen können müsste.

Ja, sogar aktive Intoleranz nistet überall noch und treibt tagtäglich schwarze Blüten: Im Fußballstadion verprügeln die gelben Fans die blauen. Hören wir doch einmal hin, wie in den Winkeln unserer Provinzen – und nicht nur dort – Katholiken über Protestanten und Protestanten über Katholiken reden. Welche Fehlvorstellungen zwei Anschauungen des gleichen christlichen Glaubens voneinander haben. Von der weitverbreiteten Einstellung gegenüber den türkischen Mitbürgern in unserem Land gar nicht zu reden. Die hilflose Islam-Diskussion derzeit offenbart vollends unsere Distanz zum Anderssein. In unserer Zeit verkriechen sich Millionen mit ihrer Gesinnung ins Abwarten, schauen, was der Fernseher, diese Laterne der Dummen, über die Meinungen der Verantwortlichen berichtet. Passivität prägt unsere Gemeinschaft, die gerade jetzt und in solchen Fragen gar keine Gemeinschaft ist. Partikularismus und Intoleranz nisten überall. Die Mehrheit ist nicht aktiv tolerant. Wir verstecken uns hinter den wenigen, die das Wachsein fordern und das Gedenken vorantreiben. Wir verstecken uns hinter den Mahnmalen, die einige wenige errichten. Wir heften den Juden zwar keinen gelben Stern mehr an, aber wir kennen sie nicht. Sie interessieren uns nicht wirklich. Wir wollen eine offene Gesellschaft sein und wir Bergsteiger wollen eine offene Großgruppe in dieser offenen Gesellschaft sein. Das kollektive Handeln – auch unseres hier und heute – hat nur einen metaphorischen Wert. Legitimiert wird ein solches kollektives Handeln von der Haltung und von den Handlungen des einzelnen Individuums. Nur daraus kommt lebendige Toleranz als Respekt.

Wir sollten möglichst viel Wissen verbreiten und im Denken von vielen verankern, um die Erinnerung an Unrecht, Intoleranz und an die Shoa für die jungen Menschen von heute und für die nächste Generation wach zu halten.

[17] Michael Jeismann in der FAZ vom 2.November 2001

Das Mahnmal am Eingang der Alpenvereinsbibliothek auf der Münchner Praterinsel.
Foto: Rollo Steffens

Auf der Alm, da gibt's koa Sünd…

Heilende, heile Welt der Berge – Wunsch und Wirklichkeit

Von ANDREAS DICK, Zeichnungen von ERBSE KÖPF

Vorspiel

Am 23. September 1993 stiegen die Kroaten Nenad M. (16) und Drazen E. (18), aus einem Erziehungsheim geflohen, zum Reichenhaller Haus am Hochstaufen auf, wo sich abends nur noch das Wirtsehepaar Hannelore und Hans K. aufhielt. Sie bestellten zwei Cola. Als die Wirtin sie bediente, richtete der jüngere eine Pistole auf sie. Sie schrie, er schoss sofort. Ihr Mann kam gelaufen und fiel ebenfalls mehreren Schüssen zum Opfer. Die beiden nahmen 1500 Mark Bargeld aus der Kasse, ein paar Lebensmittel und eine Sofortbildkamera, verschlossen das Haus und stiegen ab. Eine Woche später wurden sie in Zagreb festgenommen.

„Mord im Gebirge!" Schlagzeilentexter und Bergsteiger waren entsetzt von dieser Blasphemie. Dass selbst die dem Himmel nahen Wolkenhäuser nicht gefeit sein sollten vor höllischen menschlichen Niedrigkeiten – dagegen rebellierte das bergsteigerische Ehrempfinden. Reine Luft = reine Seele; mens sana in natura sana: Wie viele Bergsteiger mögen nicht in ihrem Innersten einem Traum anhängen, den Robert Steiner – mit seinem Buch „Selig, wer in Träumen stirbt" die alpinliterarische Entdeckung des Jahres 2001 – so formulierte: „…was ich mit meinen Träumeraugen alles in sie [die Berge] hineinprojiziert hatte: Die Berge als das reine, unbefleckte und faire letzte Abenteuer auf der Erde, ihre Erhabenheit, die Alpinisten als eine Kaste besserer Menschen, denen der Umgang mit der Natur zu einer edleren Einstellung und zu wahrem Menschsein verholfen hat…"

Allerlei Sünd und Schand

Pech gehabt! Die Berge als heile Welt sind eine Illusion, dort menschelt es genauso wie in den Niederungen, also auch mal mehr, mal weniger verbrecherisch. Das braucht gar kein Mord zu sein: Der Ärger geht schon mit kleinen Unfreundlichkeiten los. Wanderer versperren Radfahrern bewusst den Weg; in Kletterhalle oder -garten belegen Seilschaften stundenlang eine Route mit ihrem Seil; in alpinen Routen werden langsamere Teams gefährlich überholt.

Dass es auch wilder und strafrechtlich relevanter geht, beweisen einige typische Beispiele:

Drogenmissbrauch: Den kennt jeder, der schon einmal einen „Hüttenzauber" auf einer leicht erreichbaren Berghütte erlebt hat. Andererseits wird Chris Sharma wegen eines Joints der Boulder-Weltcuptitel aberkannt.

Illegale Müllablagerung: Der Everest-Südcol ist keine offizielle Deponie für leere Sauerstoffflaschen.

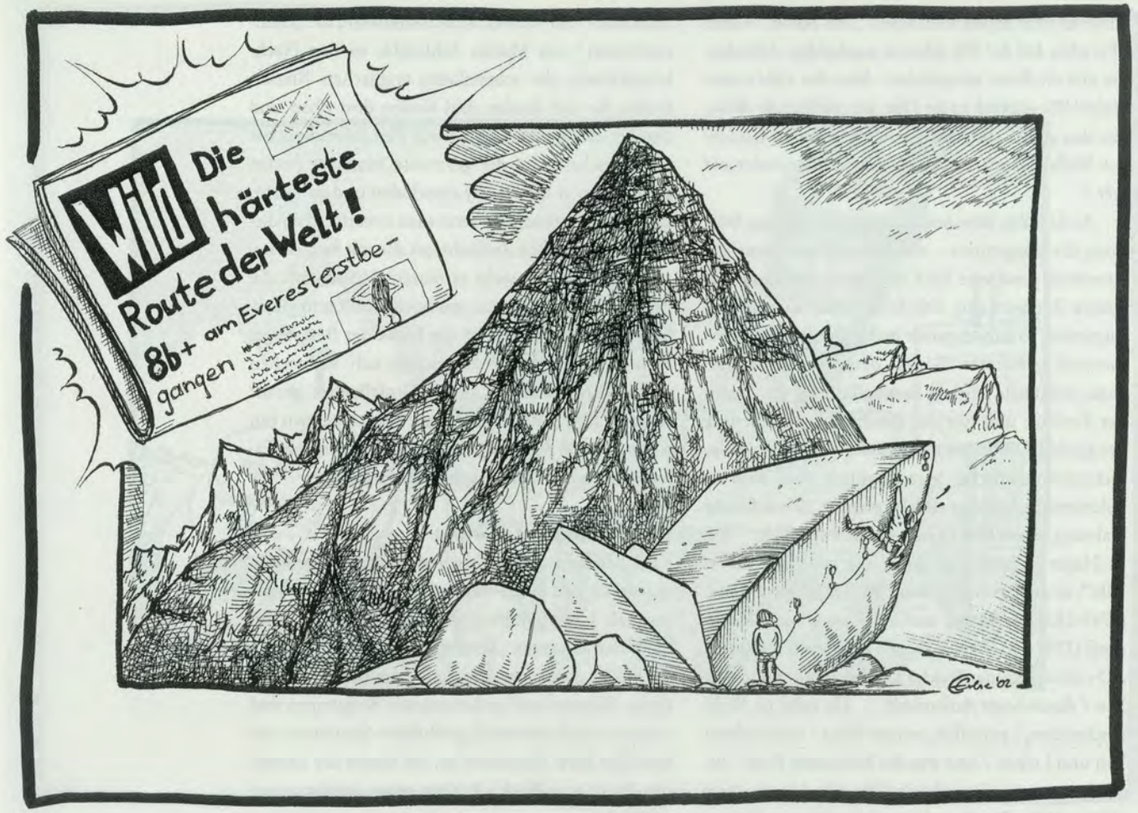
Sachbeschädigung: Der Wirt der Mariandl-Trockenbachalm zersticht die Reifen von Skitourengehern am Trainsjoch in den Bayerischen Voralpen, weil sie angeblich auf Parkplätzen für seine zahlenden Gäste stehen. Ein Salzburger Bergführer wird verurteilt, weil er aus religiösen Gründen (alpine Abenteuerethik) Klebehaken am Untersberg abgesägt hatte.

Diebstahl: Eine Schweizer Skitouristin findet am Skidepot nach dem Gipfelgang ihren Rucksack nicht mehr und stellt enttäuscht fest, dass es „offensichtlich auch unter den Alpinisten schwarze Schafe hat."

Betrug und nicht erfüllte Leistungsversprechen: Ein amerikanischer kommerzieller Everest-Expeditionsveranstalter nimmt zu wenig Sauerstoff und Essen mit an den Berg, baut die Hochlager ab, während noch Kunden aufsteigen wollen.

Unterlassene Hilfeleistung: Japaner steigen 1996 an der Gipfeletappe des Everest an Indern vorbei, die später sterben, und werden daraufhin (angeblich falsch) mit den Worten zitiert: „Oberhalb 8000 Meter kann man sich keine Moral leisten." Dass es auch anders geht, beweisen Mitglieder der Mallory-Irvine-Suchexpedition 2001, die vier Erschöpfte aus 8600 Meter Höhe herunterholen.

Als Unfall getarnter Mord: Wiggerl Gramminger musste einst einen Mann von der Ehrwalder Sonnenspitze herunterbegleiten, der seine Freundin über eine Felsstufe gestoßen, aber erst um Hilfe gerufen hatte,



als sie nach zwei Stunden endlich ihren Verletzungen erlegen war. Auf die direkte Anschuldigung gestand er die Tat.

Wie viele Ehe-, Lebens- oder Geschäftspartner mögen wohl schon Schein-Unfällen im Gebirge zum Opfer gefallen sein? Aus Polizeibergführerkreisen und von Bergwacht-Notärzten hört man Gerüchte über dubiose Unglücksfälle, doch in den vier alpennahen Polizeidirektionen Bayerns wurde in den letzten Jahren „nichts Konkretes nachgewiesen". Freilich liegt es in der Natur der Sache, dass vorsätzlicher Mord im Gebirge nicht immer leicht nachzuweisen ist. Der Schubser hinterlässt weniger Spuren als der Aufschlag. Von Zeugen uneinsehbare Steilstellen sind sogar auf Wanderungen zu finden. Dunkelfeldforscher schätzen, dass jeder zweite Mord in Deutschland unerkannt bleibt, und der Forschungsleiter des Bundeskriminalamtes zählt zu typischen Opfern für unerkannte Morde die Unfallopfer bei „Wanderungen im Hochgebirge".

Der Mythos lebt

Sodom und Gomorrha also in unseren geliebten Bergen? Sind die geschilderten Fälle nur die Gipfel eines monströsen Gebirges, die die Nebeldecke des Bekanntwerdens durchstoßen? Oder sind es Ausnahmen, wie Schmetterlinge auf dem Gletscher? Doch bevor wir dieser Frage nachgehen, schauen wir zuerst einmal, woher der Mythos der „Heilen Welt der hehren Berge" stammt; warum dort oben auf den Gipfeln, näher bei Gott, aus Menschen halbe Engel werden sollen.

Jean-Jacques Rousseau vertrat die These, nur der natürliche Zustand sei rein, Kultur verfälsche ihn. Mit schwärmerischen Naturschilderungen in seinem Roman „Julie oder die neue Héloise" löste er 1761 einen „Zurück zur Natur-Kult" aus, der die Schweiz zum beliebtesten Reiseziel machte. Und schon sieben Jahre vorher hatte Salomon Geßner in seinen „Idyllen" die himmlischen Gefilde der damals wirklich noch von Tourismus und Industrie weitgehend

unberührten Alpen bedichtet: *„Ach Natur! Natur! Wie schön bist du! Wie schön in unschuldiger Schönheit, wo dich die Kunst unzufriedener Menschen nicht verunstaltet! Wie glücklich ist der Hirt, wie glücklich der Weise, der, dem großen Pöbel unbekannt, in lachenden Gefilden jede Wollust genießt, die die bescheidene Natur fordert und gibt.“*

Aufklärung, Revolution, Sturm und Drang, Stärkung des Bürgertums – auf diesem Boden sang die Romantik das Hohe Lied der Natur und ihrer heilenden Zaubermacht. Die freie Natur, so wild und ungestüm, so selbstbewusst im Vergleich zu den geometrisch gestutzten Gärten despotischer Monarchen, diente als schönes Symbolbild für die Macht der Freiheit, und mit der unschuldigen Anbetung des göttlich Schönen in einigen der rührendsten Gedichtzeilen deutscher Sprache wurde wohl auch revolutionärer Geist geschickt getarnt: „Und frische Nahrung, neues Blut / saug' ich aus freier Welt; / Wie ist Natur so hold und gut, / die mich am Busen hält!“, so fasst es etwa Johann Wolfgang von Goethe (1749-1832) in Worte, und bei Joseph von Eichendorff (1788-1857) heißt es: „O Täler weit, o Höhen, / O schöner, grüner Wald, / Du meiner Lust und Wehen / Andächtger Aufenthalt! … Da steht im Wald geschrieben, / ein stilles, ernstes Wort / vom rechten Tun und Lieben / und was des Menschen Hort“. Eine Generation später schreibt Christian Morgenstern (1871-1914): „Du, Berg, bist gut. Auf deinen Matten ruht / das Auge gern und gern auf deinem Wald; / du bist nicht hoch noch stattlich von Gestalt, / doch macht dein sanfter Reiz dem Träumer Mut.“ Heute mag zwar Mario Adorf lästern: „Romantik ist eine typisch deutsche Erfindung und stört nur den Verstand. Sie kommt meist in nordischen Ländern vor, wo es neblig ist…“ – doch die meisten Bergsteiger dürften zu jenen Morgenstern'schen Käuzen gehören, „die oft unvermittelt, nackt / Ehrfurcht vor dem Schönen packt“.

Wunsch und Wirklichkeit

Eine meist unbewusste Gefühlsmischung dürfte also dieser Naturseligkeit zu Grunde liegen: das Empfinden mystischer Teilhabe an göttlicher Schönheit – und das Gefühl der Freiheit, die „auf den Bergen wohnt“. Schon immer waren die abgelegenen Höhen Fluchtplatz: für Outlaws, die sich vor dem Gesetz versteckten, ebenso wie für all diejenigen, die den Rousseau'schen Flüchen der Kultur davonlaufen wollten – Hektik, Gedränge, Termine; oder Arbeitslosigkeit, Not, Verfolgung. Die Bergvagabunden der Inflations- und Weltwirtschaftskrisenzeit, die „Gammelbrüder“ um Martin Schließler in den Nachkriegsjahren, die arbeitslosen englischen Kletterfreaks: Sie alle fanden und finden dort oben und draußen das gleiche Paradies auf Zeit in brüderlicher Gemeinschaft, das der gestresste Manager finden kann, wenn er das Handy ausschaltet und aufbricht. Es ist nur verständlich, wenn man erwartet, dass diesem paradiesischen Zufluchtsort alle mit Respekt begegnen. Wie aber steht es damit? Müssen wir die Brillengläser rosa färben, um noch erholt und glücklich heimzukommen? Ist die Ethik der Bergsteiger vom Zerfall bedroht? Schleichen sich Verbrechen und Zivilisationslaster an die Gipfelkreuze heran? Oder ist alles halb so wild? Und: Was sollte man tun – was können wir selbst tun! –, um die Berge als Paradies auch der Menschlichkeit zu erhalten?

Edelmenschen auf Abwegen

Sind Kletterer die mythischen Heroen eines Edelmenschen bildenden Natursports oder sind sie ganz normale Leute? Wer zur zweiten These neigt, wird die vielen kleineren „Sünden“ verstehen, die als unsterbliche Anekdoten manch Szenetreffen bereichern. Klettern und ambitioniertes Bergsteigen sind intensive und potenziell gefährliche Sportarten und sprechen auch Menschen an, bei denen der natürliche Trieb zum Risiko-Erleben etwas stärker ausgeprägt ist.

So leben junge Bergsteiger intensiv in schlecht gesicherten alpinen Routen, spucken vom nächtlich erkletterten Turm des Freiburger Münsters aufs Establishment oder verstecken aus Gaudi eine Mausefalle im entscheidenden Griffloch eines Frankenjura-Felsens. Sie haben oft wenig Geld, also schmuggeln sie zur Weltkriegszeit Saccharin über die Südtiroler Grenze, wie Luis Trenker in einem Roman dokumentierte, unternehmen Skitouren zu einem in der High Sierra abgestürzten Schmugglerflugzeug oder klauen sich im Supermarkt von Chamonix oder im Yosemite Valley das Nötigste zum Essen oder für die abendliche Fete. Sie stehen im Generationenkonflikt gegen Gesellschaftstrends wie Reinhard Karl, der nach entsprechenden Erfahrungen in der Frankfurter Protestbewegung im Klettern die beste Alternative sah, weil „Bergsteigen doch ehrlicher ist und mehr vom Leben erklärt als der ganze Gesellschaftsverbesserungskäse.“ Sie akzeptieren keine Fremdbeschränkung und gehen schwarz über Grenzen wie Martin Schließler und Hermann Buhl nach dem Zweiten Weltkrieg auf dem Weg zum Montblanc,

oder sie legen ihre Erstbegehungen im Elbsandstein in Zickzacklinien, um bei streng reglementierten Haken-Mindestabständen die Ringe benachbarter Routen zur akzeptablen Sicherung nutzen zu können. Das alles sind kleine Sünden mit begrenztem Schaden, von der Gruppe schmunzelnd geduldet, gleichsam Kreativitätsfünkchen im Dunkel gesellschaftlicher Wohlanständigkeit, und die unvoreingenommene Auseinandersetzung mit richtig oder falsch hat aus vielen dieser „Extremen“ später selbstbewusste Verantwortungsträger gemacht.

Per Handstreich zum Sieg

Auf der Jagd nach alpinistischen Erfolgen dagegen wurden die Grenzen des Anstands oft weit gedehnt. Fritz Schmitt trieb eine Schafherde durch den Wilden Kaiser, um der Konkurrenz auf dem Stripsenjoch nicht zu verraten, dass er ihnen die Erstbegehung der Christaturm-Ostwand weggrapschen wollte. Cassin und Ratti stiegen ganz leise an den schlafenden Hintermeier und Meindl vorbei, um ihnen in der Westliche-Zinne-Nordwand zuvorzukommen. Eine Südtiroler Seilschaft hörte auf der Coldaihütte deutsche Kletterer von einer geplanten Erstbegehung in der Civetta-Nordwestwand reden, stibitzte nachts kurz entschlossen notwendige Haken aus der Hüttendekoration und mit diesen tags drauf die Neuroute, worauf sich die Deutschen an den Autos der Widersacher rächten – oder waren es doch die Kühe von der Coldai-Alm?

Die „großen Probleme“ von nationalem Prestige sterben aus; doch das Phänomen Routenklau tritt vereinzelt immer noch auf – vom Frankenjuraboulder bis zum Trangoturm. Leider ist es nicht leicht, hier Recht von Unrecht zu trennen. Nicht überall kann man so eindeutig den Claim abstecken wie beim Klettern, wo ein rotes Schnürchen im ersten Haken dokumentiert, dass am Projekt noch gearbeitet wird. Wie soll das an einem Boulderblock funktionieren? Oder an einer großen kombinierten

Wand mit vielen verschiedenen Routenmöglichkeiten? Und wie ist es mit Wänden, die noch gar nicht versucht wurden?

Thomas Tivadar und seine Freunde gewannen die „Polartec Challenge" für ihren Plan einer Bigwall-Erstbegehung am Großen Trango; als sie dort ankamen, saßen ihnen zwei andere Expeditionen vor der Nase und okkupierten die günstigsten Linien. Gezieltes Überholmanöver oder unabhängiger Plan und dummer Zufall? Nur die Akteure wissen es. Es gibt keinen juristischen Anspruch auf den ersten Versuch, weder durch Publikationen noch durch rote Schnürchen am Einstieg – aber der Überholer weiß, ob sein Plan eine eigenständige Existenzberechtigung hat oder ob er sich bösen Willens vordrängt. Auf seine Ehrlichkeit kommt es an. Genau so übrigens auf die des Projektanten, der sein Projekt wieder freigeben sollte, wenn er die Lust daran verliert.

Am Abgrund des Erlaubten

Beim Thema Ehrlichkeit wird die Moralfrage spannend, ist die Ethik des Sports im Kern betroffen. Damit ist nicht die Stammtischerzählung gemeint, zu der es auf einem Kongress hieß: „Nirgends wird so viel geschwindelt wie unter Bergsteigern." (Proteste aus Reihen von Jägern und Anglern blieben wohl aus.) Auch John Longs „wasserdichte Lüge" darf noch als gelungener Gag durchgehen: Er hatte eine glatte Wandstelle im Yosemite mit Hilfe einer herabhängenden Luftwurzel überwunden und diese danach abgerissen. Den Coup gab er erst zu, als ein Wiederholer es genauso gemacht, aber die Liane endgültig ausgerissen hatte.

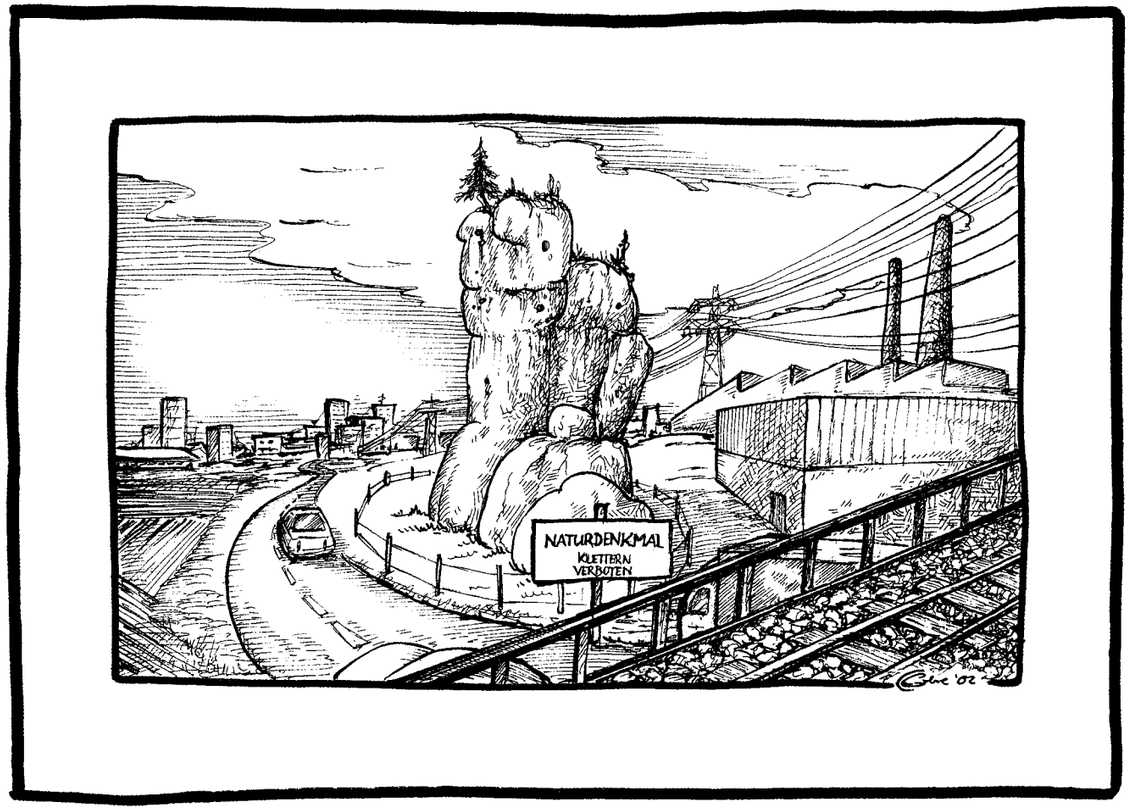
Kreativität bewies auch ein Franzose in einer Verdon-Toptour: Er brach den Ausstiegsgriff ab, um seinem Konkurrenten vorzugaukeln, dass er die Stelle nicht klettern könne. Nach einem Winter Spezialtraining klebte er den Griff wieder an und kassierte die Erstbegehung.

Ziemlich plump dagegen agierte in den fünfziger Jahren eine Seilschaft, die ihre angebliche Eiger-Nordwand-Begehung an eine deutsche Illustrierte verkaufte – mit Bildern, deren Entstehungsort Experten im Wandvorbau identifizierten.

Nicht immer ist die Lüge so frech; manchmal hilft eine kleine Ungenauigkeit oder Übertreibung schon zum gewünschten Medienerfolg – manchmal auf Kosten des bergsteigerischen Ethos. Über Thomas Hubers Bewertung seiner „End of Silence" mit 8b+/8c (also auf gleiches Niveau wie die anderen Toprouten von 1994) entbrannte eine heftige Szene-Diskussion, als spätere Wiederholer sie auf maximal 8a+/8b korrigierten – zu spät erst wurde klar, dass sie eine leichtere Variante entdeckt hatten. Um Hong-Gil (Korea), Hans Kammerlander (Italien) und viele andere werten an der Shisha Pangma den deutlich niedrigeren und viel leichter erreichbaren Zentralgipfel schon als einen der vierzehn Achttausender – Park Young-Seok dagegen fuhr dreimal zur Shisha, bis er auf dem Hauptgipfel stand. Fausto de Stefani (I) ließ sich als Sieger über den Lhotse feiern, obwohl er und Sergio Martini knapp hundert Höhenmeter unter dem Lhotsegipfel umgekehrt waren (Martini stieg später noch einmal ganz hinauf)... Mangelnde Klarheit und Exaktheit verwischen hier Leistungsunterschiede, die – gerade weil sie an der Spitze so winzig ausfallen – für die Beobachtung der Weiterentwicklung entscheidend wären. Einen Hundertmeterläufer stoppt man ja auch nicht mehr per Hand.

Besonders enttäuschend wird es, wenn eine große Leistung nicht überzeugend dokumentiert werden kann. Cesare Maestris und Toni Eggers Erstbesteigung des Cerro Torre wäre ein atemberaubender Meilenstein des Alpinismus – wenn Maestri schlüssige Beweise dafür vorlegen könnte. Tomo Cesens Alleingang in der Südwand des Lhotse elektrisierte die Bergsteigerwelt. Doch da er keine klaren Beweise für seinen Gipfelerfolg vorlegen konnte, wird ihm heute nicht geglaubt. Selbst wenn er „nur" bis hundert Meter unter den Grat gekommen sein sollte, wäre dies eine gewaltige alpine Tat. Doch die darüber schwebende vermutliche Lüge vom Gipfelerfolg verdirbt die Würdigung und – „wer einmal lügt..." – sie ist Dünger für die Saat des Zweifels an Cesens anderen Marksteinen wie der Jannu-Nordwand oder dem Solo in „No Siesta" an den Grandes Jorasses.

Von dem britischen Bergsteiger Harold Drasdo stammt die These: „Lüge und Spielverderberei helfen, die Grenzen des zulässigen Verhaltens zu klären und zu definieren." Sieht man es so, kann man beginnen, einen Wunschkatalog an die Extrembergsteiger aufzustellen. Nur klare Informationen machen Leistung messbar: Wo wurde im Cliffhänger geruht? Wie viele Bohrhaken und andere Sicherungsmittel wurden gesetzt? Wie viele davon wurden wieder entfernt? Wie lange wurde mit Fixseilhilfe oder anderen Mitteln in der Route trainiert? Wurde vor, während oder nach der Begehung am Fels manipuliert, wurden Griffe und Tritte vergrößert, verändert, angeklebt oder ausgebrochen? Welche zusätzlichen Sicherungspotenziale (Weichmatte, Nothelfer von



oben) standen bereit? Auf welchen Vergleich stützt sich der Schwierigkeitsvorschlag? Wurde auf Expeditionen Flaschensauerstoff verwendet, welche Medikamente wurden benutzt? Wo sind die Fotos?

So unelegant ein rigides Regelwerk ist, für eine nachvollziehbare Leistungsdokumentation muss es eingehalten werden. Spitzenbergsteiger, einigt euch! Und der Normalverbraucher sei gebeten, Informationen an andere ehrlich und klar weiterzugeben, ohne Gefahrenverschleierung und ohne Angeberei.

Der Lüge Lohn: Television

Freilich „lohnt" sich die Lüge erst richtig, wenn Publicity und Sponsorgelder winken. Und andererseits – ein klassisches Henne-Ei-Dilemma – brauchen die Medien auch ein vermarktbares Objekt, wozu vielleicht ein wenig nachgeholfen werden muss. Selbst Fachblätter tun sich schwer, die Qualitätsunterschiede zwischen „Silbergeier" und „Bellavista", zwischen Lhotse-Mittelgipfel und Ogre herauszuarbeiten – Fernsehen und Bildzeitung fragen nur noch nach der Umwandelbarkeit der Fakten in Profit. Kein Wunder, dass Leute mit dem richtigen Draht zu dieser Art von Presse und der „richtigen" Einstellung zu Exaktheit, wie Mischa Saleki oder Reinhilde Natterer, mehr Medienpräsenz ergattern konnten als andere, bessere Bergsteiger ihrer Zeit. Das ist leider Marktwirtschaft – genau wie die Tatsache, dass sich vollbärtige „Herr der Ringe"-Heroen leichter verkaufen als blasse Schüchterlinge.

Alle moralischen Bedenken scheinen in manchen Redaktionen zu fallen, wenn über Blut und Leichen zu berichten ist. Der australische Höhen- und Extrembergsteiger Greg Child konstatiert: „Wir geben unser Recht auf Privatsphäre auf und werden Futter für die Höhen-Paparazzi des dritten Jahrtausends." Nicht von ungefähr richtete die Familie von Sandy Irvine, Mallorys verschollenem Seilpartner am Everest, einen Aufruf an die Such-Expedition von 2001, bei einem eventuellen Leichenfund die

Gefühle der Hinterbliebenen zu respektieren; also Fotos nur nach Zustimmung zu veröffentlichen, die Leiche nicht zu beschädigen und möglichst mit Steinen zu bedecken, … ein Anfängerkurs in Anstand.

Kreuziget sie – verurteilt zum Zahlen

Das Thema „Schuld und Wiedergutmachung" entwickelt derzeit gefährliche Wucherungen. Niemand ist gerne sterblich. Keiner will die Zufälligkeit des Schicksals akzeptieren. Also wird für jeden Unfall ein Schuldiger gesucht. Schuld schreit nach Sühne. Und Sühne heißt für Schuld bezahlen. Schadenersatz und Schmerzensgeld winken als Trostpflaster für die Opfer oder als Rache am vermeintlichen Verursacher. Klar: Wer sich grob daneben verhält, muss die Verantwortung tragen. Eine Geldleistung zur Versorgung der Geschädigten ist in diesem Fall korrekt, den seelischen Schmerz kann sie ohnehin nie lindern. Doch man kann es auch übertreiben mit der „Vollkaskomentalität", die der Innsbrucker Staatsanwalt Dr. Robert Wallner in den letzten Jahren überhand nehmen sieht. Da werden Ausrüstungshersteller verklagt, wenn sie nicht umfangreich vor möglichen Fehlbedienungen warnen; eine Gemeinde muss Schadenersatz zahlen, weil auf der im örtlichen Prospekt beschriebenen Skitour ein Stück Weidezaun eine Skifahrerin zu Fall brachte; ein englischer Bergführer wird verklagt, weil er einen Kunden beim Vorstiegstraining nicht zum Legen von mehr Klemmkeilen animierte und dadurch die Sturzstrecke verlängert habe. Immerhin entschied das Gericht in diesem Fall, wer einen hochriskanten Sport wie Klettern mit der Geisteshaltung betreibe, dass der bezahlte Führer automatisch haften müsse, der sei dumm. Doch das war in England.

Im Alpenraum scheint sich derzeit eine Schadenersatzgier nach amerikanischem Muster zu etablieren, wo man sich die Dummheit vergolden lässt – nicht zuletzt weil Lebens-, Haftpflicht- oder Rentenversicherungen um Leistungsfreiheit oder Regressmöglichkeiten kämpfen. Und Dr. Robert Braunias vom Oberlandesgericht Innsbruck stellt gar fest, es gelte nicht einmal mehr „als ungehörig, im privaten Bereich Schadenersatzansprüche geltend zu machen." Von wegen Bergkameradschaft: Hat der Partner einen Aussetzer, geht die nächste Tour vor Gericht. Klar: Wer beim Ablassen das Seilende durchrutschen und den Partner auf den Boden knallen lässt, wer als AV-Sektion Klettersteig-Drahtseile unfachmännisch anbringt, wer als Bergführer seinen Gast im Absturzgelände nicht sichert, der muss die Konsequenzen tragen. Aber wer die eigene Verantwortung, auf die Sicherung oder den Weg zu achten, oder gar die Existenz alpiner Gefahren in Prozessen wegleugnen will, der ist nicht ehrlich. Und wer den Schuldigen grundsätzlich am anderen Seilende sucht, zerstört die Grundlage des Sports, die partnerschaftliche Gefahrengemeinschaft.

In eine ganz üble Richtung zeigen einige Fälle der letzten Jahre. So wurde in der Schweiz über die Haftbarmachung einer Eiskletterin diskutiert, die in eine Lawine gekommen war und bei deren Rettung zwei Helfer in einer weiteren Lawine starben. In Südtirol wurde ein Variantenfahrer zu acht Monaten auf Bewährung verurteilt, weil er und sein Freund ein Schneebrett ausgelöst hatten, in dem der Freund umkam. Tatbestand fahrlässige Tötung und „fahrlässige Auslösung einer Lawine". Das (bisher?) nur in Südtirol existierende Kriminaldelikt Lawinenauslösung – ein Relikt aus Partisanenzeiten – wurde auch einem Südtiroler Bergführeranwärter zum Verhängnis: in Handschellen wurde er abgeführt, nachdem er im Schnalstal eine Lawine abgetreten hatte – obwohl sie keinerlei Schaden angerichtet hatte. Sollte solches Rechtsverständnis Schule machen, darf man bald nur noch alleine auf Tour gehen – nicht mehr unter anderen Gruppen, um nicht verschüttet zu werden, nicht mehr über anderen, um nicht im Gefängnis zu landen.

Von der Lösung zur Gängelung: Standards und Verbote

Der Veranstalter des Jamtal-Events 2000 mit der Katastrophenlawine, der DAV Summit Club, hat sich und seinen Bergführern als Qualitätssicherungsinstrument „Limits" verordnet, die maximal zulässige Hangsteilheiten je nach Lawinengefahr definieren. Solche verbindlichen Standards scheinen Rechtssicherheit zu bringen. Tun sie auch, aber nur im Unglücksfall: Weil sie suggerieren, in der alpinen Grauzone gäbe es klare Schwarz-Weiß-Linien, dürfte es dem „jenseits der Limits" lawinenauslösenden Skitouristen schwer fallen, sich aus Gefängnis und Schadenersatzklage herauszuwinden. Und auch Versicherungen dürften scharf darauf sein, sich mit Verweis auf grobe Fahrlässigkeit aus der Leistungspflicht zu stehlen. Dabei werden allzu primitiv nachrechenbare Verhaltensregeln den komplexen Situationen im Gebirge nur selten gerecht und ebnen den Weg zu restriktiven rechtlichen Beurteilungen. Wie die Gurtpflicht im Auto winkt dann für Skitouristen die VS-, ABS- und Limitpflicht…

Am Gemsstock bei Andermatt soll es vorkommen, dass Skifahrern, die bei erhöhter Lawinengefahr die Tourenabfahrt ins Tal unternehmen, die Tageskarte fürs Liftgebiet weggenommen wird. Man sieht, dass der Weg von der Sicherheitsargumentation zur Kriminalisierung und zum Verbot nicht weit sein muss.

Versicherungsgründe dienten etwa in Tirol als Grund für die Sperrung aller Forststraßen für Bergradler – freilich auch, weil zwei flotte Raser, die vor einem Holzlaster nicht mehr bremsen konnten, für ihre Verletzungen bei der Forstverwaltung abkassieren wollten. Im Zuge des Tannheimer „Hakenkrieges" sperrte die Gemeinde einen Sturzstand, weil er einen Wanderweg durch Steinschlag bedrohe – hier war der wahre Grund wohl eher im Zwist mit dem Einrichter der Anlage zu suchen.

Matterhorn und Finsteraarhorn liegen auf Privatgrund. Was würde geschehen, wenn ein Unfallopfer den Grundeigentümer wegen ungepflegten Terrains als Stolperursache verklagen würde? Oder wenn der Besitzer die Besteigung eben deshalb prophylaktisch verbieten wollte?

Sperrungen und Verbote – und damit die Kriminalisierung von Zuwiderhandelnden – haben nicht immer saubere und logisch überzeugende Gründe. Besonders deutlich wird das bei umweltschutzbedingten Regelungen. Irritierend waren Felssperrungen im Altmühltal in Sichtweite des neu angelegten Rhein-Main-Donaukanals. Schmerzlich war das Erlebnis am Steinbruch Hofermühle, den norddeutsche Kletterer aus seinem Dasein als illegale Mülldeponie befreiten und liebevoll herrichteten. Es entstand ein paradiesisches Biotop, das folgerichtig aus Naturschutzgründen gesperrt wurde – und heute wieder seinen Naturzustand angenommen hat, nämlich als zugewucherte illegale Mülldeponie. Auch bei Verhandlungen im Donautal ließen die Aussagen der Naturschutz-Gutachter nicht immer gesunden Menschenverstand erkennen. Die zuständigen Poli-

tiker haben ja auch einen schweren Job, wenn sie im überbesiedelten Deutschland schützenswerte Flächen finden und sie von jeder Nutzung freistellen müssen. Es leuchtet ein, dass man sich da eher an die nur leise stöhnenden Kletterer hält als an lautstark und mächtig aufbegehrende Streuobstwiesen-Bauern. Konstruktive, sachliche Zusammenarbeit wie etwa im Frankenjura ist leider nicht häufig zu finden.

Macht macht Recht

Oft bestimmt die stärkste Lobby, was Recht ist und was Unrecht. Solche Machtspielchen beherrschen beispielsweise die Jäger perfekt. Schon 1910 wurde ein Klettersteigprojekt von Ehrwald übers Holzereck zur Zugspitze vom Schriftsteller Ludwig Ganghofer vereitelt, der in Ehrwald sein Jagdrevier hatte. Und 2001 wurden am Kompar im Karwendel Wegschilder entfernt und durch ein Schild „Wildfütterungsbereich. Betreten strengstens verboten" ersetzt – mitten im Sommer! Die Jagd war schon immer das Spiel der Könige und Mächtigen, daran hat sich nicht viel geändert, und Jagdfreundschaften funktionieren mindestens so gut wie alpine Seilschaften.

Oder sollte es etwa Zufall sein, dass hochrangige Mitglieder der Tiroler Landesregierung mit dem Großunternehmer Fröschl gelegentlich den einen oder anderen Bock schießen, während in Fröschls Steinbruch Zirl über Jahre hinweg wild drauf los gesprengt wurde, mit destabilisierenden Abbaumethoden und teils ohne Genehmigung. So fraß sich der Steinbruch in die Martinswand hinein, bis am letzten noch stehenden Felsriegel, der zufällig als „Dschungelbuch" einer der traditionsreichsten Tiroler Klettergärten ist, ein neuer Handriss entstand und ein ausbrechender Felsblock zwei Routen in die Tiefe riss. Zur Behebung weiterer Gefahr bestellte Fröschl einen Gutachter, dessen Statement praktischerweise gleich die komplette Entfernung des angebaggerten Bereichs mit 70 klassischen Kletterrouten vorschlug – für den Steinbruch 200.000 Kubikmeter wertvolles großblockiges Abbaumaterial. Ein Gegengutachten der Gemeinde, das mit Bezug auf bestehende Genehmigungen eine Stabilisierung und den Erhalt des Klettererbes gebracht hätte, schoss Fröschl zunächst ab. Nur mit viel Mühe konnte eine Sanierungslösung ausgehandelt werden, die die meisten Routen bis auf einige im „Oberen Stock" erhielt. Außerdem wurde eine Umgehung für die ein halbes Jahr lang gesperrte wichtige Bundesstraße gebaut, für ca. 175.000 Euro – natürlich von einem Bauunternehmen des Herrn Fröschl, der die ganze Misere ausgelöst hatte.

Kaum als Zufall erschienen auch die plötzlichen strengen Forderungen zur Abwasserklärung für Alpenvereinshütten im Lechtal, die der DAV in den achtziger Jahren aus dem Amt des obersten Wasserjuristen, Hofrat Kotter, erhielt. Wenig überraschend für den, der wusste, dass Kotter nebenher Chef der Lechtaler Wasserkraftbetreiber war, die damals eine große Lech-Staustufe planten, gegen die der hüttenbesitzende Alpenverein mit der Aktion „Rettet das Lechtal" mobil gemacht hatte. Sicher waren die Abwasser-Forderungen rechtlich begründbar, aber die Hüter der Gesetze haben viele Wahlmöglichkeiten, wem gegenüber sie ein oder zwei Augen zudrücken – oder eben nicht.

Nach solch zweierlei Maß riecht auch ein Fall aus dem Patscherkofelgebiet. Dort hatte ein Privatinvestor der Stadt Innsbruck die verschuldete Seilbahn nur unter der Bedingung abgekauft, dass sie ihm eine Beschneiungsanlage genehmige. Das dafür verwendete Wasser musste aber Trinkwasserqualität haben. Ein Anspruch, der für das im Einzugsgebiet liegende Meißner Haus erhöhte Anforderungen an die Kläranlage bedeutete, die die hüttenbesitzende DAV-Sektion beinahe ruiniert hätten. Eher zufällig stellte sich später heraus, dass direkt gegenüber der Hütte ein Tiroler Fleisch-Großlieferant eine Alm besaß, auf der er Freunde, Verwandte und Mitarbeiter übernachten ließ. Im Jahr kamen da mehr Übernachtungen zusammen als auf der AV-Hütte – und nach einer Kläranlage suchte man auf des Magnaten Alm vergebens... Großunternehmer sind eben stärker als Bergsteiger.

Almbauern gelten gerade in Tirol und Bayern ebenfalls als besonders schützenswerte Spezies, zu deren Förderung meterbreite Straßen auch durch empfindlichere Naturzonen gebaggert werden müssen. Dass der Mist des wertvollen Almviehs unverdünnt auf die Wiesen gespritzt wird, menschliche Hinterlassenschaften aus Hüttenklos dagegen selbst in geklärter und kompostierter Form ins Tal auf die Mülldeponie müssen – während andererseits wieder Humus für Erosionsprojekte mit dem Heli angeflogen wird –, das mag wohl nur solche Geister verwirren, die nicht den rechten Einblick haben in alpine Sünden und Werte. Und diese Werteabwägung geschieht in politischen Etagen, zu denen Vertreter der Bergsteiger nur selten Zugang finden.

Freilich sind von ihnen auch kaum Gewerbesteuereinnahmen zu erwarten. Und sie bringen nur wenige Finanzmittel in die Verhandlungen ein, die die Entscheidungsfindung schon einmal fördern könnten. So wird im Gebirge munter weiter erschlossen, auch wenn dafür Gesetzesgrundlagen wie der Gletscherschutz „zurechtgeändert" werden müssen. Das Standseilbahnunglück von Kaprun im Winter 2000 wirkt sich für die Pitztaler Hotelbetreiber segenversprechend aus: Da nur eine Tunnelbahn vorhanden ist, muss zur Evakuierung der Skifahrer im Katastrophenfall eine Talabfahrt durchs eigentlich tabuisierte Gletschergebiet angelegt werden – schon sind alle Werte des AV-Grundsatzprogramms Makulatur.

Und wenn man für sein Erschließungsprojekt doch keine Genehmigung erwerben können sollte, bleibt immer noch die „normative Kraft der Fakten": So wurde im Moorgebiet Schwemm bei Walchsee ein Golfplatz gebaut und der Gesetzesbruch nachträglich per Gutachten legitimiert.

Für weitere Beispiele muss man nicht lange in alpinen Zeitschriften blättern. Und dass sich daran nicht viel ändern wird, belegt die Aussage des Tiroler Umweltstaatsanwalts Josef Rauch: „Im Kampf gegen kriminelles Umweltverhalten reichen die Bestimmungen im Strafgesetz keineswegs aus. Man muss das Unrecht in den Vordergrund stellen, nicht das Ausmaß." Doch das Unrecht ist eben meist auf Seiten der Schwachen, selbst wenn deren Sünden im Gebirg' im Vergleich zu denen der „Großkopferten" nahezu vernachlässigbar erscheinen.

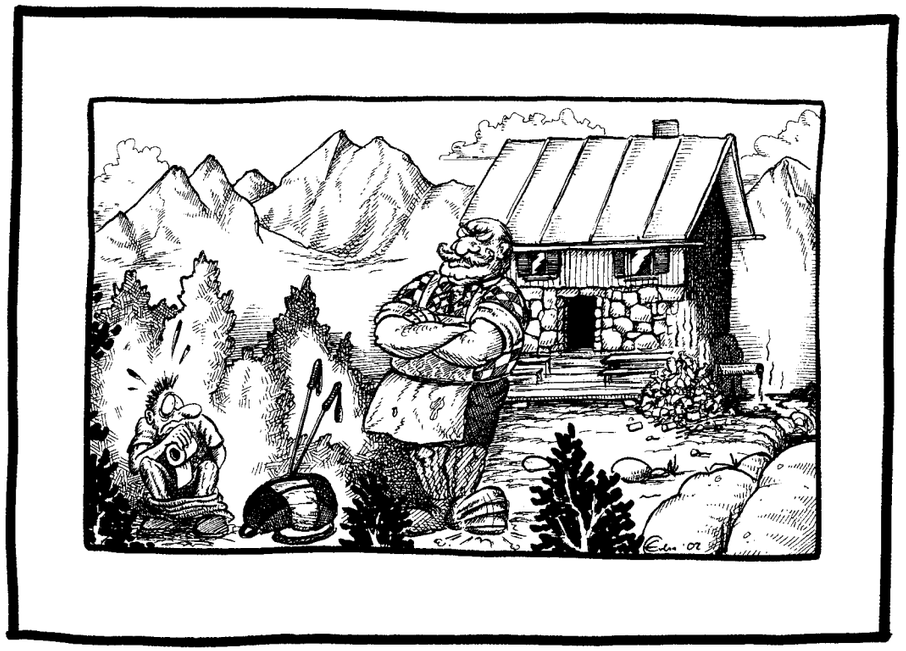
Nachspiel

Trotz des hier aufgeführten (unvollständigen) Sündenregisters sind Partnerschaft, Fairness und Fröhlichkeit im Gebirge immer noch verbreiteter und offensichtlicher als in U-Bahnen und städtischen Kaufhäusern. Auch heute noch sind die Berge ein möglicher Ort für mystische Begegnungen und tatsächlich eine Zufluchtstätte vor den Unmenschlichkeiten der Weltpolitik und den Ungerechtigkeiten des Wirtschaftslebens – vielleicht sogar eine Quelle für Kraft, sich gegen diese großen „Sünden" einzusetzen?

Dass die Berge diese Kraft behalten, dafür kann und sollte sich jeder einsetzen. Dass sie nicht zerstört und übererschlossen werden; dass nicht juristische Fallen, Verbote oder strenge Regeln den Spaß verderben; dass die Ethik des Sports nicht durch Lüge und Angeberei ausgehöhlt wird; dass sich nicht Rücksichtslosigkeit zwischen die Menschen drängt.

Wer sich den Bergen und Mitmenschen mit Sympathie, hilfsbereit und ehrlich nähert, findet dort oben vielleicht Momente wie Friedrich Nietzsche: „... jenseits von Gut und Böse, bald des Lichts / genießend, bald des Schattens, ganz nur Spiel / ganz See, ganz Mittag, ganz Zeit ohne Ziel..."

P.S.: Seit Herbst 2001 gibt es einen Vorschlag für eine übergreifende Ethik des Bergsteigens: den „Mountain Code", diskutiert beim Kongress „Future of Mountain Sports" des Österreichischen und Deutschen Alpenvereins in Innsbruck.
Ich wünsche ihm viel Akzeptanz und Verbreitung – damit es auch morgen noch Spaß macht, in die Berge zu gehen.



Felskletterer – mit Licht gezeichnet

Rudolf Kobach und die Entwicklung der Bergfotografie im Elbsandsteingebirge

Von HELMUT SCHULZE

Ein modern gewordener Uebermuth

„Hermann Krone hic primus luce pinxit MDCCCLIII" (Hermann Krone malte hier als erster mit Licht 1853) steht neben der weltberühmten Basteibrücke in die Felsen der Steinschleuder gehauen. In der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts erschloss Krone die Landschaft des Elbsandsteingebirges fotografisch. Er war der erste Lichtbildner, der sich umfassend diesem Landschaftsraum widmete. Kein leichtes Unternehmen, vergleicht man die damalige mit der heutigen Fotoausrüstung. Die belichteten Glasplatten mussten vor Ort entwickelt werden, zur Ausrüstung gehörten also neben Kamera und Stativ ein Dunkelkammerzelt, Gießkanne, Laterne, Chemikalien, Trockengestell... zusammen über 50 Kilogramm Reisegepäck.

Dass Hermann Krone jemals Kletterer auf seine Platten bannte, ist eher unwahrscheinlich, denn zum Bergsteigen hatte er ein distanziertes Verhältnis. Diese Ablehnung gegenüber dem Klettern – „... ein modern gewordener Uebermuth wahnsinnigen Klettersports, dem die heilige Poesie des Felsenwaldes abhanden gekommen..." – führte er, im Jahr 1909, als Argument seines endgültigen Austritts aus dem „Gebirgsverein für die Sächsische Schweiz" an.

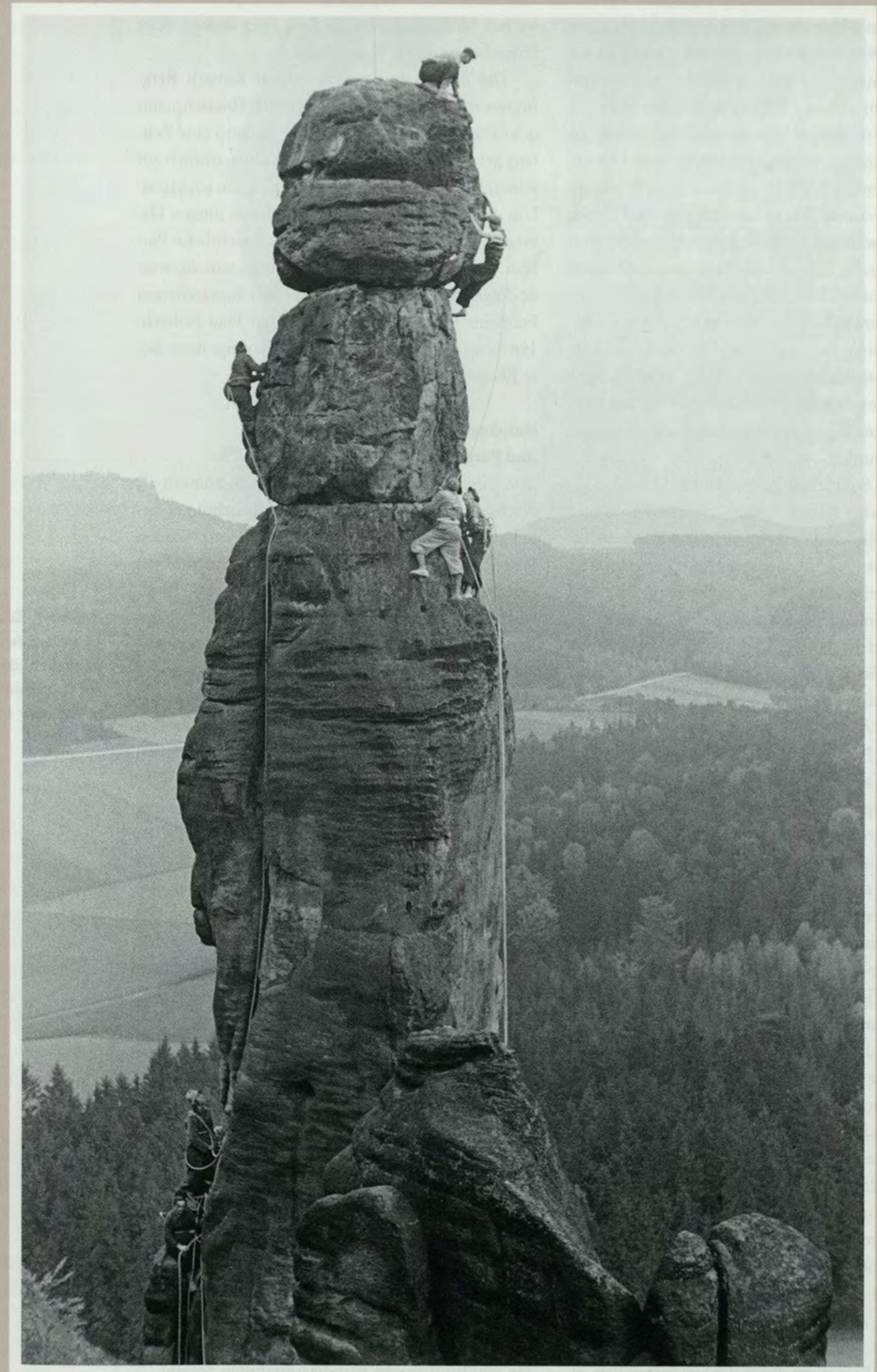
Zur Zierde des Elbthales

Die älteste mir bekannte Kletteraufnahme befindet sich im Heimatmuseum Bad Schandau. 1886 fotografierte der Schandauer Fotograf Emil Lieske (1851-1920), einer der Erstersteiger des Vorderen Torsteins, seine Kameraden auf diesem Felsgipfel. Entstanden ist das Foto vermutlich am 4. Oktober 1886, wenige Tage nach der Erstersteigung. Anders als bereits zwölf Jahre zuvor, als Otto Ewald Ufer und H. Frick anno 1874, bei ihrer Besteigung des Mönchsteins, bewusst auf jedes Hilfswerkzeug verzichteten, kletterten die Schandauer auf einer Holzleiter zum Gipfel. Diese Besteigung erfolgte wohl weniger aus sportlicher Motivation, sondern war dem nationalen Pathos geweiht. Seiner Königlichen Hoheit zur Ehre wurde der Fels an diesem 4. Oktober 1886 von ihnen „Prinz-Friedrich-August-Felsen" getauft, zur Erstersteigung hatte man bereits auf dem Gipfel – „hingepflanzt zur Zierde des Elbthales" – eine Blechfahne errichtet.

Die nach 1850 rasch voranschreitende Industrialisierung, damit einhergehende Arbeitszeitverkürzungen und somit mehr Freizeit lassen gewiss Parallelen zwischen der Entwicklung der Fotografie und des Kletterns erkennen. So fand 1853 Hermann Krones „Erste photographische Landschaftstour durch die sächsisch-böhmische Schweiz" statt, während die Besteigung des Falkenstein 1864 allgemein als die Geburtsstunde des Bergsteigens in Sachsen gilt. Ein Meilenstein in der Entwicklung der Fotografie waren die 1871 erfundenen und um 1880 verbreiteten Gelatine-Bromsilber-Trockenplatten. Sie erleichterten gerade den Landschaftsfotografen die Arbeit, indem sie das Entwickeln der Negative vor Ort ersparten. Die 1888 von der Firma Kodak auf den Markt gebrachten „Jedermannkameras" erschlossen erstmals auch fotointeressierten Amateuren den Umgang mit dem Medium Fotografie. Ab 1891 mit Zelluloidrollfilm ausgestattet, waren diese Apparate ein weiterer wichtiger Schritt zur allgemeinen Verbreitung der Lichtbildnerei.

Mit Fräulein Planitz in den Bergen...

Der zweifellos bekannteste Fotograf der Epoche vor



Barbarine, Seilschaften im Alten Weg und der Talseite (Kurt Hauptmann), 26. Mai 1935

dem Zweiten Weltkrieg war Walter Hahn. Zwischen 1906 und 1925 belichtete er um die 1000 Glasplatten im Format bis 13 x 18 Zentimeter mit Klettermotiven. Vor seinen Objektiven standen viele bedeutende Erschließer der sächsischen Felsen, so Rudolf Fehrmann, Emanuel Strubich, Karl Ullrich, Ehrhardt Renger, Willy Häntzschel, Fritz Wiessner, Oliver Perry-Smith, Max Matthäus und Paul Illmer. Nach 1925 widmete Hahn sich intensiver der Landschaftsfotografie, lichtete seine Heimatstadt Dresden ab, später entstanden Luftbilder von der Elbmetropole und dem Elbsandsteingebirge. Bergsteiger kamen als Motive nur noch selten in Betracht. Diese Lücke schloss Rudolf Kobach. Nach 1932 bis zum Ausbruch des Zweiten Weltkrieges war er der Kletterfotograf im Gebirge, dessen Fotos am häufigsten publiziert wurden.

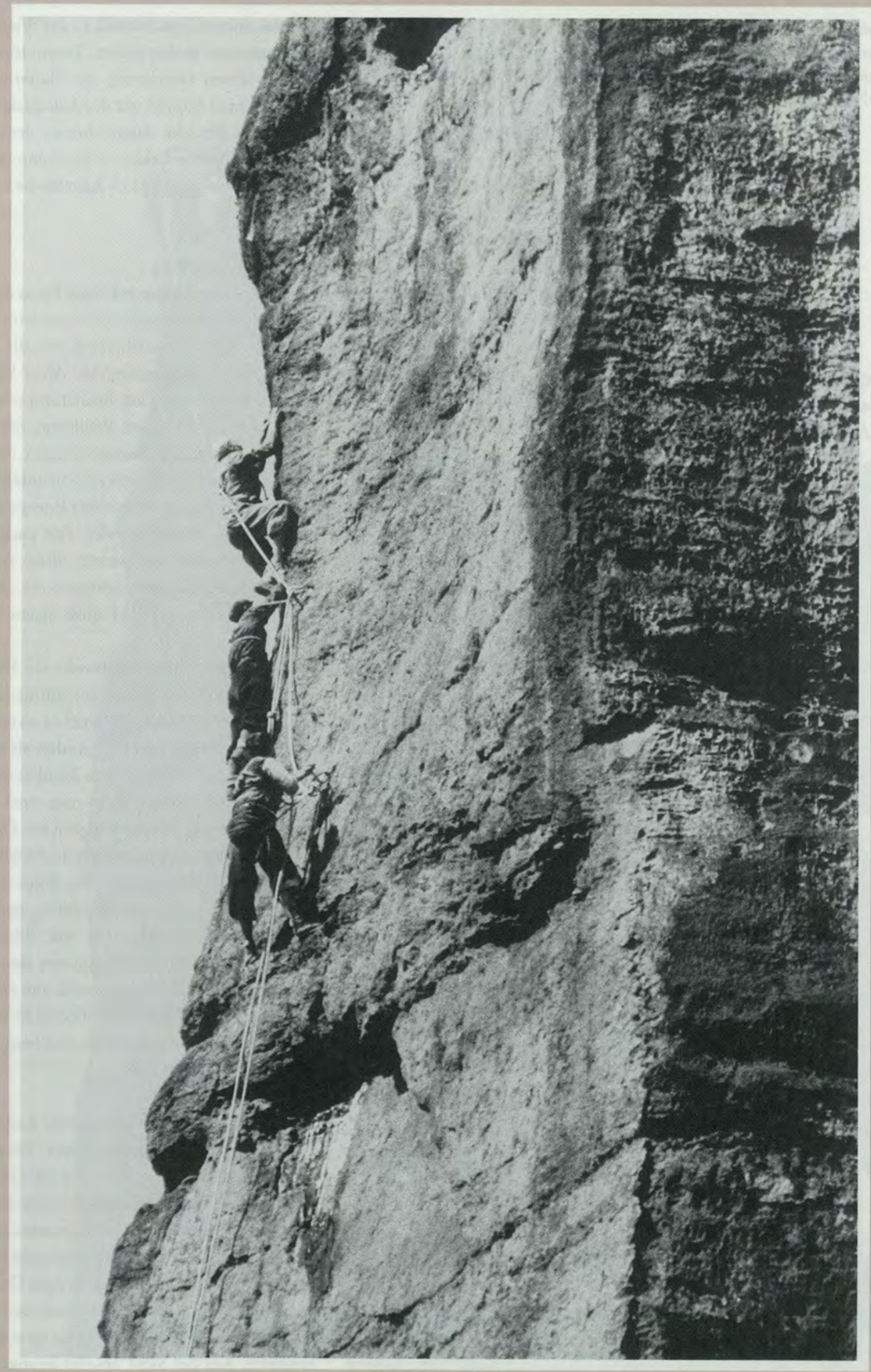
1903 als Sohn eines Postbeamten in Dresden geboren, besuchte Rudolf Kobach zwischen 1910 und 1918 die Volksschule und erlernte anschließend auf der Handelsschule den Beruf des Eisenhändlers. Zum Bergsteigen kam Kobach 1919, sein erster Gipfel war Anfang April der Polenztalwächter. Zu dieser Zeit bestand noch das im Kriegsjahr 1917 für die Sächsische Schweiz erlassene Kletterverbot: „Leben und Gesundheit jedes Einzelnen sind gegenwärtig auch für die Allgemeinheit ein zu wertvolles Gut, als daß es ohne Notwendigkeit aufs Spiel gesetzt werden darf." Aber was kümmerten solche Vorschriften einen 15-jährigen Burschen, zumal in dieser politisch unruhigen, vom Umbruch geprägten Zeit!

Im traditionsbeladenen Elbsandstein-Bergsteigen zählte es seit jeher zum guten Ton, einem Kletterklub anzugehören. Bei der 1907 gegründeten Kletter-Vereinigung „Gamsen" fand Rudolf Kobach seine bergsportliche Heimat. Er führte im ersten Kletterjahr Touren bis zum sächsischen Schwierigkeitsgrad fünf, so auf die Große Herkulessäule und die Ostwand an der Schiefen Zacke. 1921 standen dann einige „Nachstiegssiebener" auf dem Programm, wie Vexierturm-Weinertwand, Vorderer Gansfels-Südwand und Richterschluchtkegel Alter Weg. Am Seilende von Horst Rohleder durchstieg Kobach 1925 die Sieberkante (48. Begehung) am Vorderen Torstein, eine der anspruchsvollsten Reibungsklettereien der damaligen Zeit, heute mit der Schwierigkeitsbewertung VIIc (UIAA VI+) eingestuft. Einige seiner Weggefährten jener Jahre waren Emil Kolb, Alfred Böhme, Paul Gäpel, Kurt und Willy Freier. Gelegentlich war er auch mit lokalen Größen des Bergsports durch das Seil verbunden, etwa mit Willy Ehrlich, Carl Rau, Fritz Birkigt, Kurt Nitzschmann oder Walter Sobe.

Des öfteren unternahm Rudolf Kobach Bergtouren mit Frauen. Fräulein Hertha Thierschmann oder Fräulein Hilde Planitz tauchen dann eine Zeitlang gehäuft im Fahrtenbuch auf – und natürlich auf seinen Fotos. Aus eigener Erfahrung kann ich sagen: Um derartig viele belanglose Fotos von jungen Damen zu knipsen, muss schon eine beachtliche Portion Verliebtheit mit im Spiel gewesen sein. So wurde folgerichtig aus einem dieser viel fotografierten Fräuleins in den späten 30er Jahren Frau Kobach. 1941 kam eine Tochter zur Welt. Allerdings hatte diese Ehe keinen langen Bestand.

Bezwinger von Freundschaftsnadel und Portalturm

Mit seinen Klubgefährten war Kobach, zumeist als Nachsteiger, an einer Reihe von Erstbegehungen beteiligt. Dies waren allerdings keine herausragenden Wege für die damalige Zeit. Erwähnt werden sollten zumindest Aufstiege wie Zwillinge-Talweg, Trautmannsfels-Südwestkante und der Nordwestweg am Hinteren Hickelturm. Immerhin war Rudolf Kobach als Erstbegeher über eine Zeitspanne von 40 Jahren aktiv. Auch drei Erstbesteigungen von Gipfeln stehen in seinem Tourenbuch. Die Gipfel im Großen Zschand, Portalturm und Freundschaftsnadel, fallen allerdings unter die Rubrik „Resterschließung". Würde das Ersteigungsdatum in den September fallen, könnte man glauben, die Bezwinger dieser Felsen wären beim Pilze suchen darüber gestolpert. Bemerkenswert am Portalturm ist jedoch ein Felsbogen, der den Gipfel überspannt und dessen Statik jedem Gesetz der Schwerkraft zu trotzen scheint. Entdeckt hat Kobach diese Felsformationen vermutlich bei seinen heimatkundlich-geologischen Streifzügen. Für das 1959 erschienene Buch „Geologie des Elbsandsteingebirges" erstellte er eine Reihe von Fotos zu geologischen Aufschlüssen und Verwitterungsformen des Sandsteins. Kobachs erste Negative entstanden im Sommer 1930. Belichtet wurden diese Kleinformat-Rollfilme mit einer Leica. Diese Leica-Kameras mit den heute noch gebräuchlichen Kleinbildfilmen traten nach zwölfjähriger Entwicklungsarbeit ab 1924 ihren Siegeszug an. Bereits 1935 schaffte sich Rudolf Kobach eine neuere Leica an. In den 50er Jahren kam dann als Zweitkamera ein russisches Modell hinzu, dessen optische Qualität aber nicht mit der Leica konkurrieren konnte, was man besonders den empfindlicheren Farbdiaaufnahmen ansieht.



Teufelsturm, Talseite VIIIa, 4. Begehung durch Heinz Weinhold, Hellmut Hofmann und Fritz Fröhling, 13. September 1936

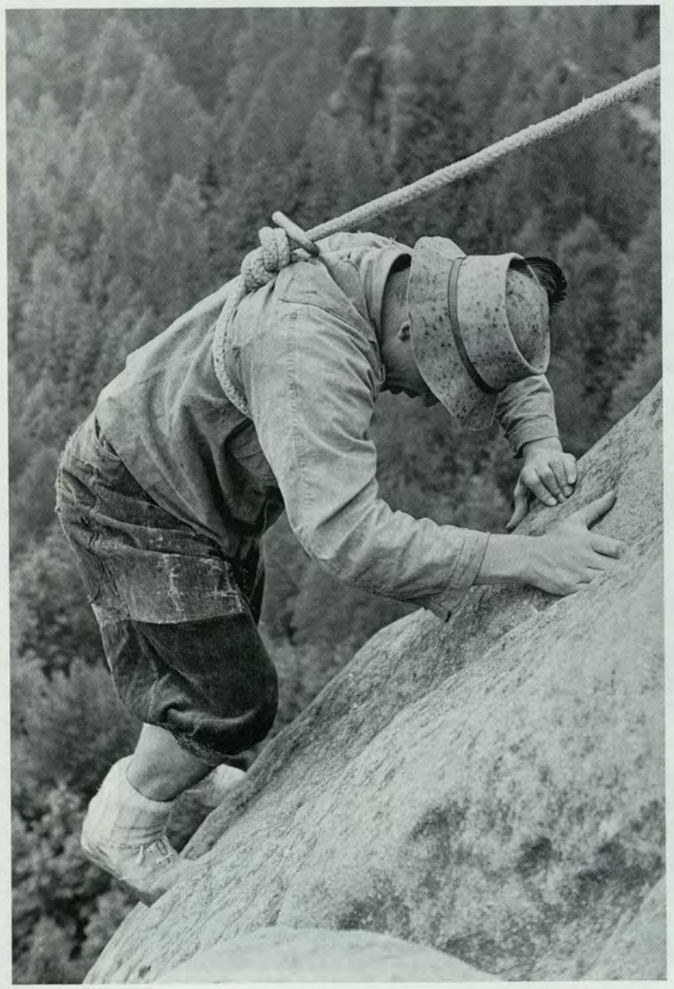
Rechts: Barbarine, Alter Weg VI, Herbert Seidel, Toni Schmid (München) und Willy Ehrlich, 7. Mai 1932

Toni Schmid klettert im Elbsandstein

Als Toni Schmid, Erstbegeher der Matterhorn-Nordwand, im Mai 1932 anlässlich einer Vortragsreise das Elbsandsteingebirge besuchte, war Rudolf Kobach als „Hofphotograph", so Willy Ehrlich in einem Beitrag über diese Begebenheit, mit seiner Leica-Kleinbildkamera zugegen. Schmid stieg am 7. Mai 1932 am Seilende von Herbert Seidel auf die Barbarine, einen Tag später kletterte er den Hohen Riß, eine ausgesetzte Tour im fünften Schwierigkeitsgrad, auf den Falkenstein. Am selben Tag führte Toni Schmid einige Routen in der Schrammsteinkette, an der Löschnerwand auf den Spitzen Turm, an der folgenden Überschreitung zur Unbenannten Spitze und dem Westweg auf Max und Moritz begleitete ihn Rudolf Kobach als Nachsteiger. Kurze Zeit darauf, am 16. Mai, stürzte Toni Schmid an der Wiesbachhorn-Nordwestwand in den Hohen Tauern tödlich ab.

Für seinen Durchstieg der Matterhorn-Nordwand hat man Schmid mit der Adlerplakette geehrt, damals die höchste Auszeichnung der deutschen Sportwelt. Postum bekam er im Sommer 1932 zur zehnten Olympiade in Los Angeles die olympische Goldmedaille.

Jungfer, Emil Kolb an der Ausstiegsreibung des Alten Weges VI, 15. Juni 1933



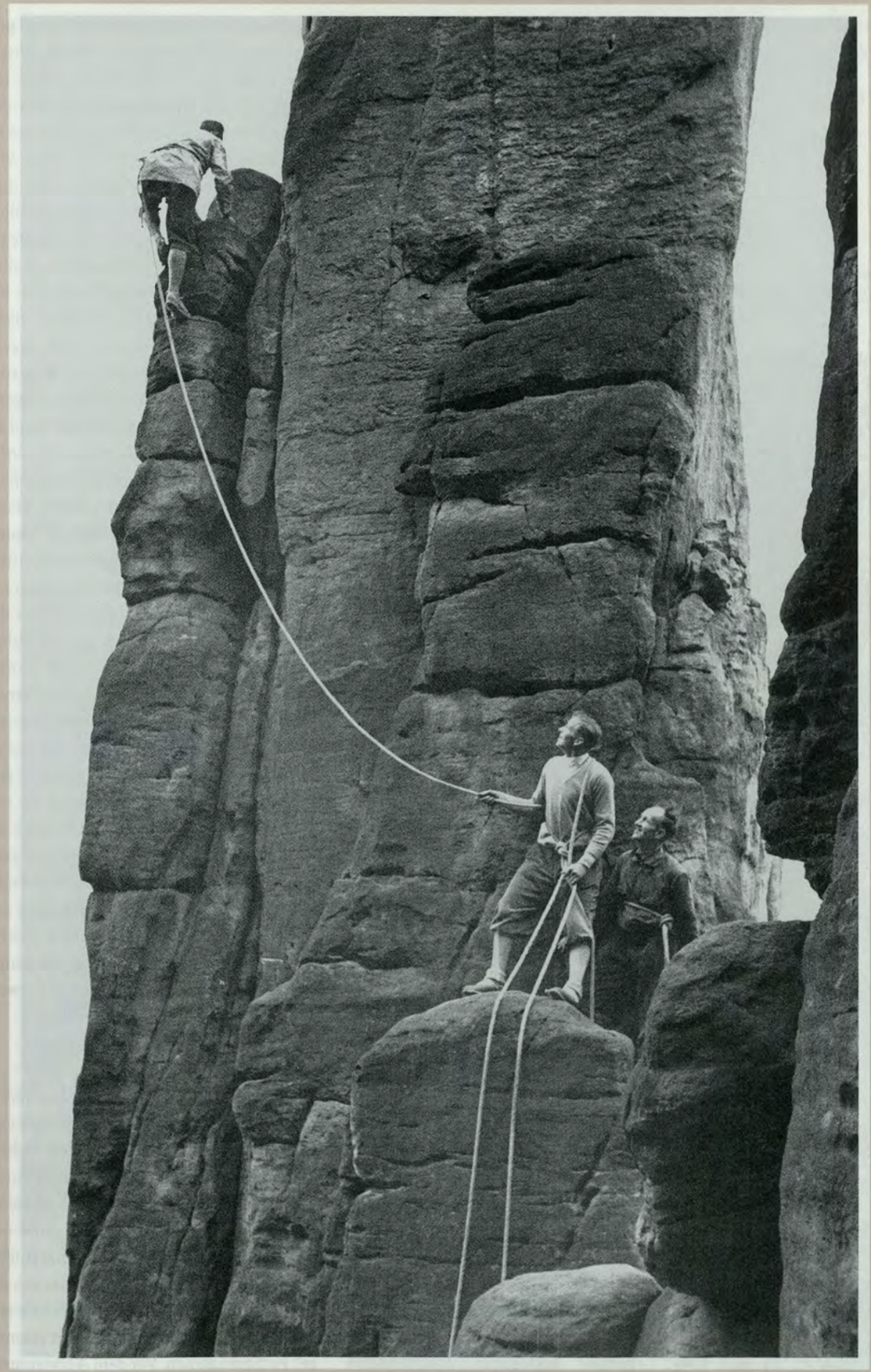
Kampf mit dem Berg

Rudolf Kobachs aussagekräftigste Fotos zeigen nicht die Extremaufstiege seiner Zeit, sondern Touren im mittleren Schwierigkeitsbereich, wie die Löschnerwand auf den Daxenstein, den Alten Weg auf die Jungfer, den Westweg am Kesselturm oder die Hünigwand auf den Großen Wehlturm. Seine Motive erinnern an die Kameraeinstellungen von Trenker und Riefenstahl – der Kletterer von unten gegen den Himmel fotografiert oder voller Energie nach oben blickend, die Hände fest den Fels packend. Dem Zeitgeist entsprechend wurden diese Aufnahmen dann auch mit Bildunterschriften wie „Kampf mit dem Berg" oder „Aufwärts durch eigene Kraft" veröffentlicht.

Betrachtet man beispielsweise die Fotoauswahl in der Bergliteratur jener Zeit aufmerksam, wird deutlich, dass die Fotografie mehr ist als ein rein physikalisch-chemischer Prozess. Anders als einem Text – Geschriebenes ist immer das Resultat der Betrachtungsweise des Autors – misst man einer Fotografie meist eine höhere Glaubwürdigkeit bei. Oftmals werden aber die Interpretationsmöglichkeiten des Lichtbildners beim Betrachten eines Fotos außer Acht gelassen. Es sind jedoch häufig gerade diese Interpretationsmöglichkeiten wie Bildausschnitt, Motivaufbau, Wahl der Brennweite des Objektivs, Farbfotografie oder Schwarzweiß, die ein Bild aus der Masse hervorheben, Emotionen in uns wecken und es in unserem Gedächtnis speichern.

Die letzten Probleme

Zusammen mit Walter Hahn stand Rudolf Kobach kamerabewaffnet am 13. September 1936 am Teufelsturm, als gleich drei Seilschaften die Talseite (3., 4. und 5. Begehung) durchstiegen. Diese Teufelsturm-Talseite war erst wenige Wochen zuvor erstbegangen worden und zuvor einer der heißumkämpften Anstiege gewesen. Wie oft bei derartigen Großereignissen sammelte sich eine bunte Zuschauermenge, was eher an eine Zirkusvorführung als an eine Bergtour erinnerte. Aus der Sicht unseres heutigen Medien-



Rechts: Großer Wehlturm, Hünigwand VI, Hilde Planitz, 29. September 1935

Verlassene Wand, Pfeilerweg IV, Emil Kolb, 7. Mai 1933

zeitalters verwundert es manchmal, mit welcher Schnelligkeit sich Nachrichten über Begehungsversuche oder gelungene Durchsteigungen von Kletterwegen im Gebirge verbreiteten – und das alles ohne Internet, Funktelefon und Fernsehen.

Wenige Kilometer vom Teufelsturm entfernt gelang am selben Tag Willy Häntzschel der Erstdurchstieg der Nordwand des Schrammtorwächters. Damit war ein weiteres der „drei letzten großen Probleme" dieser Ära gelöst. Das letzte dieser Probleme, den Gemeinschaftsweg an der Wilden Zinne, meisterte 1938 Richard Dreßler.

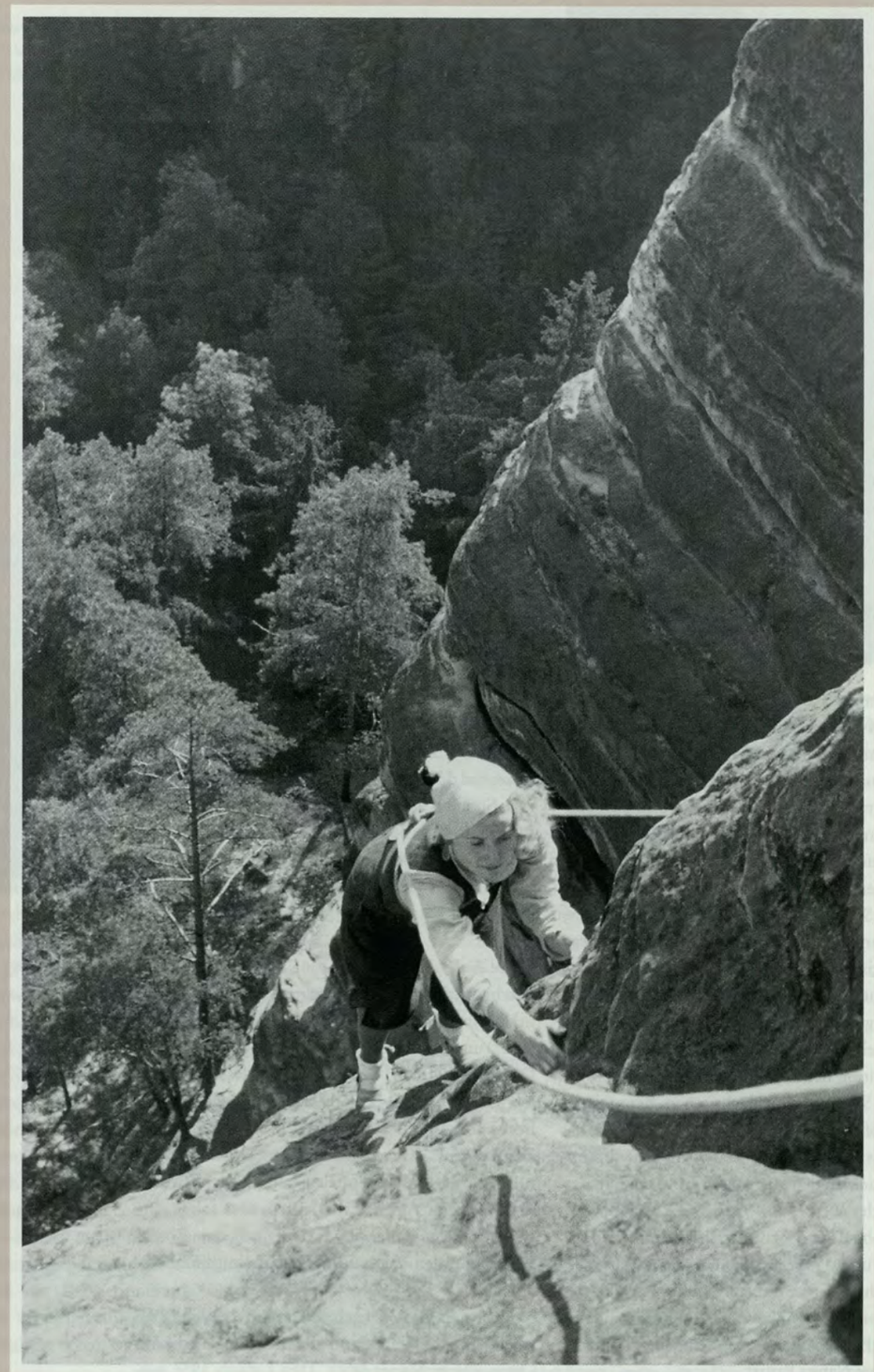
Der Pfaffendorfer Jungfer aufs Haupt gestiegen

Aus dem Ort Pfaffendorf schickte einst eine Frau ihre Tochter zum Gottesdienst. Doch statt dessen begab sich das Mädchen an den Fuß des Pfaffensteins zum Blaubeerensammeln. Als die Mutter, die ihr nachgegangen war, sie hier antraf, verwünschte sie im Zorn ihre Tochter, dass sie auf der Stelle zu Stein werde. Das geschah auch augenblicklich! Seit dieser Zeit steht eine zu Stein gewordene Jungfrau an der Südostecke des Pfaffensteins, um alle ungehorsamen Kinder zu warnen. Nach dem Namen des Mädchens wird dieser Stein heute Barbarine genannt. So jedenfalls berichtet es die Sage.

Die schlanke Felsnadel der Barbarine ist das Wahrzeichen des sächsischen Bergsteigens. Zumindest war sie es in den 70 Jahren, während denen man ihr auf dem Kopf herumtrampeln durfte. Wegen Blitzschlag- und Erosionsschäden ist die Barbarine seit 1975 für den Bergsport gesperrt. Nach umfangreichen Sanierungsarbeiten trägt der Gipfelkopf heute eine wenig auffällige Betonummantelung. Von keinem anderen Klettergipfel existieren so viele Ansichtskarten- und Fotomotive wie von den Durchsteigungen des Alten Weges und der Talseite an der Pfaffendorfer Jungfer. Schon bei der Erstersteigung durch Rudolf Fehrmann und Oliver Perry-Smith am 19. September 1905 war ein Fotograf zugegen. Walter Hahn dokumentierte die zweite Besteigung der Barbarine am 8. April 1906, diesmal geführt von Oliver Perry-Smith in Gefolgschaft von Rudolf Fehrmann und Arthur Hoyer. Natürlich ist auch auf Kobachs Negativen die Barbarine häufiger zu sehen. Im Jahrbuch für Touristik 1955/56 befindet sich ein Foto unter dem Titel „Hochbetrieb an der Barbarine", Alter Weg und Talseite werden gleichzeitig von Seilschaften berannt. Fotos aus der Serie, die Toni Schmid am Barbarinenaufstieg zeigen, wurden in einigen Gedenkschriften veröffentlicht.

Pilzkulturen im Diaarchiv

1933 brachte Agfa den ersten Kleinbildfarbdiafilm auf den Markt, 1936 folgte eine verbesserte Version. Zum Ende der 30er Jahre belichtete Kobach im Elbsandsteingebirge und auf seinen Alpentouren neben Schwarzweißfilmen auch Farbdias. Diese wurden natürlich für Vorträge in Glas gerahmt – der ideale Nährboden für Pilzkulturen. So hat Rudolf Kobach leider den Großteil seiner Farbdias aus der damaligen Zeit noch selbst entsorgt. Erhalten geblieben sind lediglich einige wenige „nicht rahmungswürdige" Farbaufnahmen. Vor dem Aufkommen der Farb-



fotografie fertigte Kobach von einer Auswahl seiner Kletter- und Reiseaufnahmen Schwarzweißdias für Lichtbildvorträge. Neben den unzähligen Toten bei den Bombenangriffen des 13. Februar 1945 auf Dresden gingen viele Kulturgüter unwiederbringlich verloren. Darunter so manches Fotoarchiv. Rudolf Kobachs Wohnung wurde ebenfalls zerstört. Er arbeitete zu dieser Zeit als Hauptbuchhalter bei der Firma Koch & Sterzel. Die kriegswichtige Produktion – Koch & Sterzel stellte Röntgenapparate her – war nach Schirgiswalde in der Lausitz ausgelagert worden. Vermutlich hatte Kobach sein Filmmaterial dorthin mitgenommen, denn es überstand die Wirren des Zweiten Weltkrieges unversehrt. Seine berufliche Position befreite ihn vom Militärdienst.

In den Schriften des Sächsischen Bergsteigerbundes veröffentlichte Rudolf Kobach ab 1932 zahlreiche Fotos und verfasste Beiträge zu bergsportlichen Themen. In den 50er Jahren arbeitete er in der Redaktion der Werbeschrift der Sektion „Empor – Dresden-Löbtau" und an deren Jahrbüchern für Touristik 1954 und 1955/56 mit. Für die „Sächsische Zeitung" schrieb er in diesem Zeitraum Artikel zu alpinistischen Höhepunkten, so zur Erstersteigung des Mount Everest oder zum Alleingang Hermann Buhls auf den Nanga Parbat.

Anlässlich seines 50-jährigen Kletterjubiläums stand Rudolf Kobach gemeinsam mit seinem Freund und langjährigen Seilgefährten Alfred Götze und dessen Sohn Rolf am 27. April 1969 wieder auf dem Polenztalwächter. Klettern ging er zu dieser Zeit nur noch selten. Dem Elbsandsteingebirge blieb Kobach trotzdem verbunden. So arbeitete er, gemeinsam mit seiner Frau Erika, im Arbeitskreis zur Erforschung der Sächsischen Schweiz, oder unternahm Wanderungen. Ganz besonders begeisterte sich Rudolf Kobach für die urwüchsigen Felsreviere des Zschandgebietes in der Hinteren Sächsischen Schweiz.

Fotomodell liebestoller Auerhahn

Auf mehreren Schwarzweiß- und Diafilmen, die Kobach in den Jahren 1956 und 1957 belichtete, ist nur ein Motiv zu sehen: ein Auerhahn – einen Rucksack okkupierend – mit Bergsteigern kämpfend – balzend im Blaubeerkraut... Um das Jahr 1950 existierte in der Sächsischen Schweiz nämlich noch eine Population Auerhühner. Der zunehmende Tourismus in dieser Region verdrängte den Bestand immer mehr. Einer der letzten Auerhähne, er hatte sein Einstandsgebiet auf den Felsriffen über dem Dom in den Affensteinen, war etwas verhaltensgestört. Er balzte und griff Wanderer an. Dies war natürlich unter Bergsteigern und Naturfreunden eine kleine Sensation, und so pilgerten sie in Scharen zum Revier dieses im doppelten Sinne des Wortes seltenen Vogels. So auch Rudolf Kobach. Ausgestorben ist das Auerwild in der Sächsischen Schweiz etwa 1975, im benachbarten böhmischen Teil des Elbsandsteingebirges konnte sich der Bestand einige Jahre länger halten.

Ferne Ziele

Bereits im Jahr 1923 verbrachte Kobach einen Skiurlaub im Allgäu. Dem folgten Fahrten ins Stubai (1927) und in die Ötztaler Alpen (1928), später in die Dolomiten (1934). Ein herausragendes alpines Erlebnis dürfte für Kobach die Besteigung des Matterhorns im August 1935 gewesen sein. Inzwischen Besitzer eines Kraftfahrzeuges Typ Opel Cabriolet fuhr Kobach 1936 abermals in die Dolomiten und die Schweizer Alpen. Zwei Jahre später folgte eine weitere Dolomitenfahrt; vom Sellajoch, dem Rosengarten und den Vajolettürmen sind einige Farbdias erhalten.

Kobachs Reisen nach 1945 sind typische Beispiele für die Generation der Bergsteiger, die im Osten Deutschlands lebte. Den Urlaub 1956 verbrachte er in den Berchtesgadener Alpen, aber Ende der 50er Jahre gab es dann immer größere Einschränkungen für Urlaubsreisen in die Bundesrepublik. Für Unentwegte blieb das Schlupfloch über Westberlin. Der Mauerbau 1961 schränkte dann endgültig, zumindest aber bis zum Rentnerdasein, die Reiserichtung ein: Rumänien, die bulgarischen Gebirge Rila und Pirin, die Hohe Tatra sowie andere slowakische Gebirge waren die neuen Fernreiseziele Kobachs. Mit der Niederschlagung des Prager Frühlings 1968 gab es weitere, zumindest kurzzeitige Reiseeinschränkungen. Um 1970, nunmehr war Rudolf Kobach im Ruhestand, konnte er wieder Richtung Westen reisen. In dieser Zeit war Kobach auch in der Sowjetunion unterwegs, nur war dort das Reisen streng reglementiert. So gelangte er als Teilnehmer einer gebuchten Reisebürofahrt nach Moskau und ans Schwarze Meer, sogar mit einem kurzen Aufenthalt im Kaukasus.

Allerdings hatte die Fotografie in Kobachs späten Lebensjahren nicht mehr jenen Stellenwert wie in seiner Jugend, sondern erfüllte wohl mehr den Zweck der Reiseerinnerung. Oder aber es entstanden spezielle, nur einem engen Personenkreis zugängliche Fotos, wie seine geologischen Aufnahmen.

Rudolf Kobachs nachhaltigste Schaffensjahre waren jene vorm Ausbruch des Zweiten Weltkriegs. Die Schwarzweißaufnahmen dieser Zeit, vom Klettern und der Landschaft des Elbsandsteingebirges, sind von der Bildaussage und der künstlerischen Gestaltung heute unübertroffene Zeitdokumente. Rudolf Kobach verstarb am 28. April 1981 auf einer Urlaubsreise in Bulgarien.

Und fast hätte ich es vergessen: Natürlich bekam Rudolf Kobach fürs Bergsteigen auch einen Orden; 1936 wurde ihm die Silberne Ehrennadel des Sächsischen Bergsteigerbundes verliehen.

Literaturauswahl

Bergsteigen in Sachsen, Festschrift zum 25-jährigen Bestehen des Sächsischen Bergsteigerbundes, Dresden 1936

Jugend in Fels und Eis, Herausgegeben vom Alpenkränzchen Berggeist, München 1934

Jahrbuch für Touristik 1954 und 1955/56, Sportgemeinschaft Empor Dresden Löbtau

Geologie des Elbsandsteingebirges, Hans Prescher, Verlag Theodor Steinkopff, Dresden und Leipzig 1959

Zeitschriften:

Der Bergsteiger, Zeitschrift des Sächsischen Bergsteigerbundes, Dresden 1932-34

Der Sächsische Bergsteiger, Zeitschrift des Sächsischen Bergsteigerbundes, Dresden 1935-38

Werbeschrift der Sportgemeinschaft Empor Dresden Löbtau 1952/53

Links: Daxenstein, Löschnerwand IV, Emil Kolb, 19. März 1933

Blick vom Gipfel der Gans auf das Elbtal mit Lilienstein und Mönch, 17. Mai 1931

„Kemmt's guat umi"

Almabtrieb über den Krimmler Tauern

Von RUDI KÜBLER, Fotos von OLIVER SCHULZ

DIE GIPFEL SCHNEEBEDECKT, der Himmel ohne auch nur ein Wölkchen. Die perfekte Kulisse. Wie aus dem Werbespot für Alpenmilchschokolade. Doch Milka macht ihrer Kollegin, der lila Kuh, keine Ehre. Filmstar wird sie wohl nie – nicht nur der Farbe wegen. Schwerfällig trottet die braun-weiß gefleckte Simmentalerin der Karawane hinterher. Bleibt immer wieder stehen. Glotzt ebenso großäugig wie ungläubig die Treiber an. Käut, Ober- und Unterkiefer verschiebend, wieder. Hebt den Schwanz an und ... platsch. Brüllt mit lang gerecktem Hals ein trotziges „Muuuuh". Und scheint sich lediglich eines zu fragen: Warum nur diese tierische Anstrengung? Weil heute Almabtrieb ist – und der ist für die Ahrntaler Bauern, die den Sommer über im benachbarten Krimmler Achental ihre Almen bewirtschaften, zuerst einmal ein Auftrieb. Fast 2000 Höhenmeter muss das Vieh überwinden. Von 1600 Meter geht's rauf zum Krimmler Tauern, dem Übergang, der auf 2633 Meter liegt, um dann ins Südtiroler Ahrntal auf 1700 Meter abzusteigen.

All das könnten die Treiber der widerspenstigen Kuh erzählen. Allein, es wäre vergebene Liebesmüh'. „Die geistigen Fähigkeiten sind gering", steht schon in Brehms Tierleben geschrieben. Besser, heißt es dort, sei das Gehör entwickelt. „Hüüü" schreit der eine, „hoppla" der andere – Milka bleibt gänzlich unbeeindruckt, geradezu störrisch. Und so gibt's mit dem Stock eins aufs knochige Hinterteil, dass es nur so klappert.

Kniehoch liegt der Schnee. Der Bauer voraus, die Leitkuh hinterher – so geht's hoch zur Scharte auf 2633 Meter.

Südtiroler Almen in Österreich

Ein steiler Anstieg noch, ein paar Serpentinen – dann steht da der Altbauer, der Obermair Franz. Rotbackig. Und strahlt mit der Sonne um die Wette. Der schwierigste Teil ist geschafft, der Aufstieg. Aus seinem Rucksack fischt er den Treber, die Flasche mit Selbstgebranntem wandert von Hand zu Hand. „Prost", sagt der Bauer, die Treiber nehmen einen Schluck. Oder auch zwei. Und weiter geht's – aber nicht ohne das Vieh vorher geherzt zu haben. Jede Kuh, jedes Kalb. Die Relli, die Marbl, die Frech, die Taube und auch die Milka, das Schlusslicht. Fast stürmisch umarmt Obermair seine Kühe und Kälber, als sie hintereinander an ihm vorbeitrotten. Über die breiten Schnauzen streicht er, verpasst den Tieren einen freundlichen Klaps mit der Hand. „Bisch a Guate." Der Bauer kennt seine Pinzgauer und Simmentaler; weiß, wann sie gut oder weniger gut gelaunt sind. Wann sie Zuspruchs bedürfen. Oder gelobt werden wollen und müssen. So wie jetzt, da sie sieben Stunden Aufstieg in den Beinen und noch vier Stunden Abstieg vor sich haben.

„Woll, woll", hat der Obermair Franz am Vortag in seiner Sennhütte gebrummelt, „im Frühsommer auf die Alm, im Herbst zurück auf den Hof. Das ist der Lebenskreislauf von Mensch und Tier", philosophiert er. Holt die Butter aus dem Holzfass, die letzte dieses Sommers. Seit viereinhalb Monaten ist er auf der Schachenalm, von Anfang Juni bis Mitte Oktober. Viereinhalb Monate die gleiche Arbeit: Kühe und Geißen melken, Butter und Käse machen, Schweine füttern. Jetzt ist der Sommer vorbei, „im Winter haben wir hier nichts verloren." Und der Winter fängt früh an, im Krimmler Achental. Die Oktober-Nächte sind oft schon klirrend kalt auf 1600 Meter Höhe: Bis zum Morgen überzieht der Raureif die Weiden, auf dem morastigen Boden bildet sich dünnes Eis. Schnee? „Ja", grummelt der Altbauer. Der Blick knitz – und kein Wort zu viel. Bis zur Schulter taucht sein Arm ein, Wasser spritzt über den Fassrand. „Vor zwei Wochen erst hat es über Nacht zwanzig Zentimeter gemacht", erzählt er und leert das Fass. Dann legt er ein paar Holzscheite ins Feuer. Flammen züngeln am riesigen Kupferkessel empor, der randvoll mit Wasser ist. „Woll, woll", sagt er, schlurft in seinen kniehohen Gummistiefeln aus der Almhütte, die seiner Familie seit etwa 150 Jahren gehört.

Oben: Manchmal ist's auch umgekehrt, dann folgt der Bauer der Leitkuh.

Unten: Ein großer Schluck Vernatsch, morgens um sieben Uhr bei der ersten Rast.

Bereits in der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts hatten mehr und mehr Ahrntaler Bauern begonnen, Almen im Achental zu erwerben – die Gelegenheit dazu war damals günstig. Im Gegensatz zu den Krimmler Bauern, die wirtschaftlich schlechte Zeiten durchlebten, hatten die Südtiroler nur wenig Grund zu klagen. Fleisch und Käse fanden in ganz Oberitalien reißenden Absatz. Das einzige Problem der Ahrntaler: Die Weiden im steilen und engen Ahrntal waren nicht ertragreich genug, um die Viehwirtschaft weiter zu intensivieren. Also kauften sie sich „in der Achen" ein, einem Hochtal, das dank des Südwinds schon früh im Jahr nutzbar ist.

Weist der Eintrag im Kataster in den 30er Jahren des 19. Jahrhunderts nur zwei Südtiroler Bauern als Almbesitzer aus, so wurden bis zum Ersten Weltkrieg etwas mehr als ein Dutzend Sennereien gezählt, die sich in Ahrntaler Hand befanden – von ingesamt 24 Almen im Achental.

Sauber sollen sie sein, die Kühe. Bereits am Vortag sind die Treiber auf die Schachenalm gekommen, um die Tiere zu waschen.

Schönheitsbehandlung für Vierbeiner

Waschen, schneiden, kämmen – die Alm als Schönheitsfarm. Genießerisch reckt Relli den Hals, kneift die Augen zu, der Rest ist ein Schaumbad. Männer in Gummistiefeln und in Plastikschürzen machen sich an ihrem Fell zu schaffen. Mit Bürste, Kernseife und warmem Wasser, um den Dreck eines ganzen Sommers wegzuspülen. Eine Prozedur, die die Kühe lieben. Die alten zumindest, denn „die spüren genau, dass morgen abgetrieben wird". Davon ist Paul Hittler („mit zwei ‚t', bitte") überzeugt. Die Psychologie der Kuh – dafür braucht er, der zehn Jahre lang Senner auf der Schachenalm war, kein Studium. Von wegen beschränkte geistige Fähigkeiten. „Manchmal versteht man die Kühe besser als die Menschen."

Die nächste, bitte! Vorspülen, waschen, kämmen – alles wie gehabt. Nein! Die Taube ist nicht einfach nur eine Kuh, die Taube ist „das Musterstück, die Kranzkuh". Sie wird, geschmückt mit einem Kranz aus Pailletten und behängt mit einer riesigen Glocke, den Treck im Ahrntal anführen. Weil sie erstens die schönste ist, wie der Bauer stolz sagt, und zweitens „würdevoll" daherschreitet. „A jede läuft net gleich", heißt das unter den „Tölderern", den Tal-Bauern, die als gute Rinder-Züchter gelten.

Es ist kurz vor drei Uhr am nächsten Morgen, als der Obermair-Bauer die Almhütte abschließt. „Herr, breite aus Deine Hände über Hirt und Herde" – Stunden später werden er und die Treiber dem gottesfürchtigen Spruch, der über der Tür hängt, wieder begegnen. Dann allerdings in über 2600 Meter Höhe. In der Scharte steht das verwitterte Kreuz mit der gleichen, kaum noch lesbaren Inschrift. Doch zuvor: ein Aufstieg in völliger Finsternis. Vom Mond keine Spur. Die Nacht verschluckt die Berge ringsum. Links und rechts des Wegs irrlichtern lediglich die Taschenlampen, wenn die Treiber hinter einem der mächtigen Schatten herhetzen, die sich aus der Herde gelöst haben. In den Ohren dröhnt es: hell die Glocken der Kälber, dunkel die der Kühe. Und die Nase des Stadtmenschen leidet still – an den Hinterlassenschaften, die den Weg säumen. Ziegenköttel, Pferdebollen und Kuhfladen. Noch steigt der Weg nur gemächlich an ...

Kurz vor vier Uhr. Die Unlaßalm ist erreicht. Der Kamin raucht, die kleinen Fenster sind hell erleuchtet, und alles ist schon auf den Beinen. Hans Leiter, der Alt-Bauer, steht an der Stalltür, um die 18 Tiere rauszulassen. Zusammen mit den Kühen und Kälbern der Schachenalm ist die Herde auf 60 angewachsen. Nichts im Vergleich zu früher: Mehrere hundert Stück Vieh waren keine Seltenheit, dazu weit über tausend Schafe, viele Schweine, Ziegen und Pferde. Aber früher trieben auch 14 Ahrntaler Bauern ihre Tiere nach Südtirol; heute sind es gerade noch drei – die anderen nehmen den bequemeren Weg: die Felbertauernstraße per Lastwagen.

„Ja", sagt der alte Leiter-Bauer vom Mentler-Hof in Steinhaus, „die Zeiten ändern sich." Was sich auch daran ablesen lässt, dass der letzte Almauftrieb vor 30 Jahren stattfand. Nur einmal noch, im Jahr 1987, als in Italien die Maul- und Klauenseuche wütete, trieben die Bauern ihre Kühe vom Ahrntal aus zur „Sömmerung" ins Achental hoch. Heute werden die Tiere in den Viehtransporter verladen und nach Krimml gekarrt – nicht zuletzt ihrer schlechten Kondition wegen. Wer den ganzen Winter über im Stall steht, ohne sich groß zu bewegen, kann verständlicherweise im Frühjahr nicht zu Höchstleistungen auflaufen.

Kulturlandschaft im Nationalpark

Dass die Ahrntaler Bauern vor diesem Hintergrund überhaupt noch die Almwirtschaft im Krimmler Achental betreiben, dazu noch auf traditionelle Art und Weise, mag auf den ersten Blick erstaunen. Sicher, allein wegen des Käses und der Butter machen sie es nicht. „Der Ertrag steht in keinem Verhältnis zum Aufwand", sagt Hans Lerch, der den wohl besten Überblick über die Almwirtschaft im Achental hat. Und darüber hinaus. Das bringt sein Job so mit sich: Lerch ist Gebietsleiter Oberpinzgau des Nationalparks Hohe Tauern, der allein im Bundesland Salzburg rund 805 Quadratkilometer umfasst, mit Kärnten und Tirol zusammen gar beinahe 1800 Quadratkilometer misst. Majestätische Gipfel wie der Großvenediger und der Großglockner gehören zum Nationalpark ebenso wie Dutzende von Gletschern, Geröllfelder und sprudelnde Bäche, Gämsen, Murmeltiere und Steinböcke ebenso wie jahrhundertealte Zirben, Alpenglöckchen oder Edelweiß. Alpines Urland eben. Doch der Nationalpark Hohe Tauern birgt mehr: nämlich auch von Bergbauern geschaffene Kulturlandschaften wie die Almen, die es zu erhalten gilt. Und genau diese Pflege lässt sich der Salzburger Nationalparkfonds einiges kosten: Abhängig von der Rinderzahl erhalten die Bauern Bewirtschaftungsprämien, erklärt Lerch. Wer das Dach der Sennhütte mit den traditionellen Lärchenschindeln deckt, erhält Fördermittel. Gleiches gilt für Bauern, die die unansehnlichen Stacheldrahtzäune gegen Holzzäune austauschen. Kurz: „Weg mit Blech, Beton und Draht."

Wie oft er den beschwerlichen Weg über den Krimmler Tauern gegangen ist, daran kann sich Hans Leiter beim besten Willen nicht mehr erinnern. Viele Male. Mit der Kraxe auf dem Rücken, Käse und Butter drin, denn die Südtiroler Bauern durften früher in Österreich nichts verkaufen. Alles mussten sie ins Ahrntal tragen. Und oben auf dem Tauernübergang kontrollierten die Zöllner die Papiere genau. Ganz genau? Na ja, meint er, „es kam auf den Schnaps drauf an. Die haben die Rinder gezählt, und konnten doch nicht Männlein von Weiblein unterscheiden." Hans Leiter, ein Manndl mit müden Bewegungen, aber wachen Augen, grinst verschmitzt. Das sind die Geschichten, die sich die Bauern immer wieder gern erzählen. So auch am Vorabend des Almabtriebs, als der Altbauer zusammen mit seinen beiden Söhnen und dem Schwiegersohn im Krimmler Tauernhaus einkehrt, der „Taferne in der Achen", die seit Jahrhunderten – die erste Ein-

Die Sonne erhellt das Panorama, die Karawane zieht noch im Schatten durch die ersten Schneefelder.

Achtung Gegenverkehr: Die Herde veranstaltet mit ihren Glocken einen Heidenlärm.

tragung ist für 1389 beurkundet – den Reisenden als Raststätte und Zufluchtsort dient.

Den Abschied vom Achental zu begießen, das ist gute Tradition. Ein, zwei oder drei Biere, ein Schnaps dazu, vielleicht auch zwei – und sie lassen die alten Zeiten wieder aufleben. Die Rede ist von den Unbilden des Wetters, von Sturm und Schnee, denen es zu trotzen galt. Oder von Notschlachtungen, als drei Kühe, oder waren's gar vier, abgestürzt sind. „Das kommt immer wieder vor", erzählt Adolf Geisler, der Wirt des Tauernhauses, der in einer solchen Situation selber schon zum Messer gegriffen hat. Der Alt-Bauer nickt, holt mit seinen großen Händen, die ein Lebtag lang hart gearbeitet haben, eine weitere Filterlose aus der Packung. Zündet sie an. Und irgendwie wirkt er traurig, unendlich traurig, wie er da mit krummem Kreuz am Tisch sitzt. Er geht auf die 70 zu, die Knie wollen nicht mehr so recht, und morgen findet der erste Almabtrieb ohne ihn statt. Morgen früh wird er aber im Stall stehen und die Kühe losbinden. Dann wird er seinen Söhnen und dem Schwiegersohn das sagen, was der Tauernhauswirt jetzt, da sie sich bis zum nächsten Frühsommer nicht mehr sehen werden, mit auf den langen und mühsamen Weg gibt: „Kemmt's guat umi!"

Der Krimmler Tauern und seine Opfer

Steil steigt der Weg an ins Windbachtal. Verglichen mit dem, was Herde und Treiber weiter oben erwartet, ist der erste Teil fast gemütlich. Nur Milka will nicht so recht. Sie hat den Anschluss verloren, was den Jungbauern erbost. Er schreit, er flucht. Die blöde Kuh. Sie gibt sich unbeeindruckt störrisch. „Muuuuh!" Erst als er zum Stecken greift, trottet sie ein paar Meter, um wieder stehen zu bleiben. Zu zweit mühen sie sich ab, der eine schiebt am Hinterteil, der andere zieht an den Hörnern. Und dann läuft sie plötzlich, schließt auf zur Herde.

„Im Windbachthale läßt sich das allmähliche Ersterben der Natur vorzüglich gut studiren", heißt es in einer Wegbeschreibung aus dem Jahr 1864. Auch ohne etwas zu sehen – die Unwirtlichkeit des Tales ist durch die Sohlen der Bergschuhe zu spüren. Steine, Blöcke, Felsen. Wasser, das sich dazwischen seinen Weg bahnt. Pflanzen haben hier keine Chance. Mensch und Tier stolpern in der Dunkelheit vorwärts. Die Windbachalm, der, wie es scheint, letzte Außenposten der Zivilisation, liegt bereits mehr als eine Stunde zurück. Glitschig sind die Steine, teils mit Eis, teils mit Schnee überzogen. Ein ums andere Mal rutschen die Hufe der Kühe jetzt ab. Der Aufstieg kostet Kraft. Der Speichel hängt von den Lefzen, die Tiere schnaufen, ihre Felle dampfen. Ein romantischer Almabtrieb, wie ihn Touristen vor Augen haben, sieht anders aus – das ist ein Kampf mit dem Berg, wie noch vor Jahrhunderten.

Milka mag nicht mehr – auch der Stecken vermag die störrische Kuh keinen Meter mehr zu bewegen.

„Am 13. Mai 1724 wollte die Sophia Reiterin, 43 Jahre alt, als ein Pilgramin über den Crimler Tauern gehen, um nach Rom und S. Compostella in Spanien zum Grabe des hl. Apostels Jakobus zu wallfahren. Auf dem Crimler Tauern geriet sie in das übelste Wetter, ist im Schneesturm liegen geblieben und erfroren", schreibt Udo Kühn in seinem kenntnisreichen Abriss über die Geschichte des alten Tauernwegs. Unglücksfälle sind auf dem Tauernweg keine Seltenheit – nicht nur Reisende, wie Giovani Lenzi aus Sermona (1834) oder William Whittacker aus London (1877), unterschätzten die Gefahren. Waren aller Wahrscheinlichkeit nach nur unzureichend ausgerüstet und erfroren in der Eis- und Steinwüste. Die Sterbebücher lassen die Tragödien, die sich dort in der Höhe abgespielt haben, im Dunkeln. Auch unter den Einheimischen forderte der Krimmler Tauern immer wieder unbarmherzig seine Opfer: Am 8. August 1926 wurden Johann Hofer – der Bauer aus St. Jakob im Ahrn bewirtschaftete eine Alm im Achental –, sein zehnjähriger Sohn Hermann und die Flachsbauerntochter von einem Schneesturm überrascht. Mitten im Sommer. Tags darauf wurden sie nur noch tot geborgen und „in ihre Heimat hinabgebracht".

Stunde über Stunde durch die Nacht

Immer noch ist es finster, der sternenklare Himmel verspricht aber einen wunderschönen Tag. Glück mit dem Wetter? Obermair, der den Treck anführt, nickt: „Ja, schon. Aber, ob das Wetter gut oder schlecht ist, so ist's halt", sagt er. Dass das Wetter von jetzt auf nachher umschlagen oder sich eine der Kühe das Genick brechen kann, wird beiseite geschoben. Warum sich Gedanken machen? Der Bauer und die Treiber können sowieso nichts ändern – der da oben wird's schon richten. Oder wie der Jungbauer fatalistisch meint: „Wenn's kimmt, dann kimmt's."

Es dämmert. In engen Serpentinen zieht der Weg steil nach oben am Ende des Windbachtals, 20 bis 30 Zentimeter hoch liegt der Schnee neben dem Pfad, auf dem die Kühe vor sich hin trotten. Die alten voraus – sie haben den Instinkt, „kennen bei viel Schnee die Route besser als wir", erklärt Franz Obermair. Die Kälber, im Februar erst geboren, hinterher. Dann und wann brechen sie im jugendlichen Überschwang aus. Zum Ärger der Treiber, die ihnen im verharschten Schnee hinterherhetzen müssen. Nicht nur, dass diese Arbeit schweißtreibend ist, die Männer brauchen auch ein Händchen. „Draufschlagen nützt nichts, da streiken sie", weiß Gottfried Niederkofler, der seit etlichen Jahren bei der „Almabfahrt", wie die Bergbauern sagen, mit dabei ist. Ruhe, Geduld und vor allem Fingerspitzengefühl braucht's. Und den richtigen Ruf. „Kuisla, Kuisla, Kuisla." Niederkofler schürzt die Lippen. „Kuisla", immer mehrmals hintereinander ausgestoßen, ist der Lockruf des Treibers. Ein lautes „Hoppla", ein „Hüh", die letzte Warnung für das trotzige Vieh. Dann droht der Stecken, „manchmal geht's net anders".

Wenn die Kuh sich verweigert, hilft nur noch eins: der Griff zum Schwanz.

Über fünf Stunden dauert nun der Aufstieg. Zeit für die erste, kurze Pause – eine deftige Brotzeit mit Speck und Rotwein. Ein Schluck aus dem Flachmann, ehe der Rucksack wieder geschultert wird. Für den Eissee, der unterhalb des Seekarkopfs auf der anderen Talseite liegt, hat keiner ein Auge übrig. Die Zeit drängt. Die Karawane zieht weiter. Noch ein gutes Stück Weg bis zum Kreuz steht der Herde bevor, die sich Meter für Meter in engen Serpentinen hochmüht.

Der Abstieg vom Krimmler Tauern: 300 Höhenmeter und das Tiroler Ahrntal ist erreicht.

Fluchtweg Tauern

Der Schnee wird tiefer, aber was sind schon 50, 60 Zentimeter? Oft genug schon hatten die Bauern beim Almabtrieb Schnee. Richtig viel Schnee – kuhhoch. Vor ein paar Jahren musste die Ahrntaler Feuerwehr zu Hilfe kommen; 40 Mann mit Schaufeln, um den Weg freizumachen. Von den Steinpyramiden, die den Weg säumen, ist dann nichts mehr zu sehen. „Steinmanndln" heißen sie. Was, könnten sie reden, könnten sie erzählen? Von römischen Legionen, die schwerbewaffnet von ihrer Provinz Noricum ins Reich zurückkehrten – über den „superato altissimo et rigidissimo monte Tauern", den „ungemein hohen und steilen Krimmler Tauern". Von Säumern oder Samern, die „Etsch-Wein" auf Pferden oder dem eigenen Rücken ins Salzburger Land transportierten und sich mit dem in Tirol begehrten Salz auf den Rückweg machten. Von Herzögen, Königen und Kaisern, die sich mit ihrem Gefolge über den Tauern nach Italien quälten – wie Karl IV., der anno 1340 trotz großer Kälte und stürmischen Wetters den Tauern überwand. Von Schmugglern oder Wilderern, die dort oben bei Nacht und Nebel ihr Leben riskierten, um ihre Familien zu ernähren. Und von 8000 osteuropäischen Juden, für die der Krimmler Tauern im Sommer 1947 den Beginn eines neues Leben verhieß – ein Leben in Palästina. Dem Holocaust entgangen, wurden sie von der „Brichah" (zu deutsch: Flucht), einer jüdischen Hilfsorganisation, die den Exodus 200.000 jüdischer Flüchtlinge aus Europa organisierte, durchs Achental nach Italien geschleust. Ziel: der Hafen in Genua. „Es war wieder ein trauriger Anblick, wie diese gehetzten Menschen mit großer Mühe ihre Kleinkinder über den Tauern tragen mussten, dabei aber die Unbilden der Hochgebirge nicht kannten und auch nicht hiezu ausgerüstet waren", heißt es in einer Aufzeichnung. Gruppen mit bis zu 300 Personen wurden im Flüchtlingslager in Saalfelden zusammengestellt und auf Lastwagen nach Krimml gefahren. Von dort ging der beschwerliche Fußmarsch gegen Mitternacht los – in sechs Stunden bis zum Tauernhaus. Dann erholten sie sich ein paar Stunden auf den Matratzenlagern, ehe die Bergführer wieder zum Aufbrauch mahnten. Für etliche der Flüchtlinge war der Aufstieg allerdings vergebens – die italienischen Grenzposten schickten sie, kaum oben angekommen, wieder zurück.

Gemächlich trottet die Kranzkuh der Herde voran.

Endlich zu Tal

Kurz vor elf Uhr, die Scharte ist erreicht. Der Tratter Hans jodelt lautstark, die Stimmung ist gelöst. Ein grandioses Panorama breitet sich aus: mit der Dreiherrnspitze und der Rötspitze, die mit ihren fast 3500 Metern alles andere überragen. Und Kasern im Ahrntal, das in der Herbstsonne vor der Herde und den Treibern liegt, scheint nur einen Steinwurf entfernt. Aber vier Stunden Abstieg sind es allemal; vor allem die ersten hundert Höhenmeter haben es noch einmal in sich. „Herr, breite aus Deine Hände über Hirt und Herde" – das Kreuz mit der Inschrift haben sie soeben passiert. Ein wenig Beistand von oben könnten sie jetzt noch gebrauchen. Steil fällt der Weg; schmal, verdammt schmal, ist der alte Römerweg, und die Sonne hat den Schnee sulzig gemacht. Gefährlich für die Vorderhufe, die die bis zu 600 Kilo schweren Tiere halten müssen. Ein Rutscher – und schon ist's passiert. An dieser Stelle sind die Kühe des Mentlerhof-Bauern vor ein paar Jahren abgestürzt. Über die Felskante, und weg waren sie. Am nächsten Tag wurden die Rinder auf Kraxen ins Tal transportiert. In handlichen Portionen.

Heute geht alles gut. Fast alles. Als die Treiber gedanklich schon vor der Kneipe beim ehemaligen Zollhaus sitzen, hat eine Kuh einfach genug. Milka – wer sonst? Die Fünfjährige ist völlig erschöpft, nichts kann sie mehr bewegen. Kein „Kuisla", kein „Hoppla", und selbst der Stock beeindruckt sie nicht. Hans müht sich ab, schiebt und drückt und drückt und schiebt, bis er erkennen muss: Schluss für heute. Nichts geht mehr, und Milka schon gleich gar nicht. Sie bleibt zurück, in einer Mulde auf 1900 Metern. Die Aufregung darüber hält sich in Grenzen – morgen ist ja auch noch ein Tag.

Der zweite Tag des Almabtriebs. Oder der gemütliche, gleichsam folkloristische Teil – die zwölf Kilometer bis zum Obermair-Hof sind ein Klacks, verglichen mit den Strapazen des Vortags. Die

Der Hüterjunge, der den Sommer über auf die Herde aufgepasst hat, hat alle Hände voll zu tun.

Glockenriemen, verziert mit Kupfernieten oder mit bunten Wollfransen an den Rändern, glänzen in der Sonne. Alt sind sie, teilweise uralt. Die Jahreszahl „1738" steht auf dem dunklen Riemen, den Relli um den Hals trägt; doch der Stolz des Bauern ist die Taube – gelassen erträgt sie, wie der Kranz aus Pailletten zwischen ihren Hörnern befestigt wird. Und dann geht's los. Die Kranzkuh mit dem Hüterbub voraus, Relli, Marbl und der Rest folgen in gebührendem Abstand. Ein wildes Getöse setzt ein, laut schellen die Glocken. Wanderer bleiben stehen, Einheimische kommen aus ihren Häusern – und wer seine Hände aufhält, bekommt ein paar Topfnudeln. Wieder und wieder greift der Jungbauer in seinen Rucksack, um kleine, aus Rahm und Mehl geformte Kugeln, die in Butter herausgebacken wurden, zu verteilen. So war's immer schon Brauch beim „Küekemma", wie die Ahrntaler sagen. Und so soll's auch bleiben, denn der Altbauer Obermair will die Tradition auf jeden Fall fortsetzen – der Almabtrieb gehört zur Almwirtschaft wie die Milch zur Kuh. „Dass man die Tiere heimbringt, ist doch selbstverständlich. Das ist der Abschluss der ganzen Arbeit."

Ein anderer Brauch: Beim Klammwirt wird eingekehrt, das Vesper mit Schinken und Käse ist schon gerichtet – und der Obermair lässt sich nicht lumpen. Der Bauer zahlt, das Vesper ist des Treibers Lohn. Während die Weinflaschen im Nebenzimmer kreisen, stehen die anderen Gäste an der Theke oder sitzen um den Stammtisch. Küekemma – das sind nicht nur Topfnudeln, die auf der Straße verteilt werden. Küekemma – das ist auch ein riesiges Stück Almkäse, das der Bauer auf den Tisch stellt. 14 Kilogramm Käse, frisch von der Alm. Und jeder kann sich bedienen.

Eine Stunde später. Die Platten sind leer geputzt, noch vier Kilometer liegen vor dem heimischen Stall in St. Jakob. Die Klammwirtin setzt der Taube den Kranz, den sie ihr bei der Ankunft abgenommen hat, wieder auf. Zum letzten Mal heißt's „Hoppla". Relli, Marbl, Frech und die anderen Kühe trotten mit lautem Gebimmel hinter der Kranzkuh drein. Und Milka? Sie erlebt den Abtrieb aus anderer Warte – vom Viehwagen aus. Wie hat der Hittler Paul gesagt: „Runtergebracht haben wir sie noch alle."

Bei der Klammwirtin einzukehren ist Tradition. Bevor es weitergeht, befestigt sie den Kranz.

Aus der Geschichte der Almen rund um den Dachstein

Teil 2, Mittelalter und Neuzeit

Von FRANZ MANDL

Der im Jahrbuch Berg 2002 erschienene erste Teil meiner Arbeit behandelte die urgeschichtliche und die römerzeitliche Almwirtschaft. Gegenstand des zweiten, abschließenden Beitrags zur Geschichte der Almwirtschaft rund um das Dachsteingebirge sind das Mittelalter und die Neuzeit. In dieser über tausendjährigen Phase bildete sich die uns bekannte traditionelle Form der Almwirtschaft mit Sennerei heraus. Sie erlebte ihren Höhepunkt im Spätmittelalter und in der Neuzeit und verlor nach einer von den Launen des Klimas bedingten wechselhaften Geschichte im 20. Jahrhundert ihre Bedeutung fast völlig.

Neubeginn im Frühmittelalter

Nach der Römerzeit kamen Jahre der Unsicherheit über unser Land. Die Stürme der Völkerwanderungszeit ermöglichten keine stabile Bevölkerungsentwicklung. Über die Geschichte unseres Raumes im 6. und 7. Jahrhundert wissen wir aus Mangel an schriftlichen Quellen sehr wenig. Die ersten Siedler, die greifbar werden, sind die Slawen, die sich wahrscheinlich schon im 7. und vor allem 8. Jahrhundert in unserer Region angesiedelt haben.

Viele Ortsbezeichnungen in der Almregion um den Dachstein weisen auf eine slawische Besiedlung im Frühmittelalter hin[1]. So gehen etwa folgende Almnamen auf slawische Wurzeln zurück: *Berillen, Finitz, Goseritz, Luser, Planer, Sill, Stainitzen und Stoder.* Im Tal sind ebenfalls mehrfach ursprünglich slawische Ortsnamen nachweisbar. In Krungl (*Chrvngil* = Dorf/rund) bei Bad Mitterndorf im Nordosten des Dachsteinstockes wurde ein karolingisch-ottonisches Gräberfeld aus dem 9. bis 11. Jahrhundert entdeckt und archäologisch untersucht[2].

Einzelfunde lassen vermuten, dass die frühmittelalterliche Almwirtschaft auf dem Dachsteinplateau schon im 7. Jahrhundert einsetzte. Die Radiokohlenstoffdatierung von Holzkohle aus einem Rastplatz weist in die Zeit um 645 n. Chr. Dieser Nachweis ist insofern von besonderer Bedeutung, weil es sich um Spuren einer frühen slawischen Weidewirtschaft handeln könnte. Die erste frühmittelalterliche Almhütte konnte in der Steiniggrube auf dem Dachsteingebirge entdeckt werden. Das Steinfundament des Blockbaues umfasst 5,5 m x 9 m Fläche, an der Nordseite war sehr wahrscheinlich ein Vordach angebracht – vielleicht ein Viehunterstand – und möglicherweise waren auch an den anderen Seiten der Hütte die Dachfronten vorgezogen. Die 14-C-Datierung der Probe erbrachte ein Alter von 1295 Jahren. Dieses Ergebnis ist als wichtiger Beleg für diese vom Fundbestand her schwer greifbare Kultur im hochalpinen Bereich zu werten. Bei einer Sondierung in der Steiniggrube konnten eine stark verrostete, 72 Millimeter lange Messerklinge, eine Pfeilspitze aus Eisen und eine dickwandige Wandscherbe aus braunem, grob gemagertem Ton gefunden werden. Einige Knochenreste von Rind, Schaf, Ziege, Hirsch und Reh aus der Feuergrube wurden dankenswerterweise von Herrn Dr. E. Pucher (Naturhistorisches Museum Wien) bestimmt.

Pfeilspitze (9 cm) aus dem 8. Jahrhundert

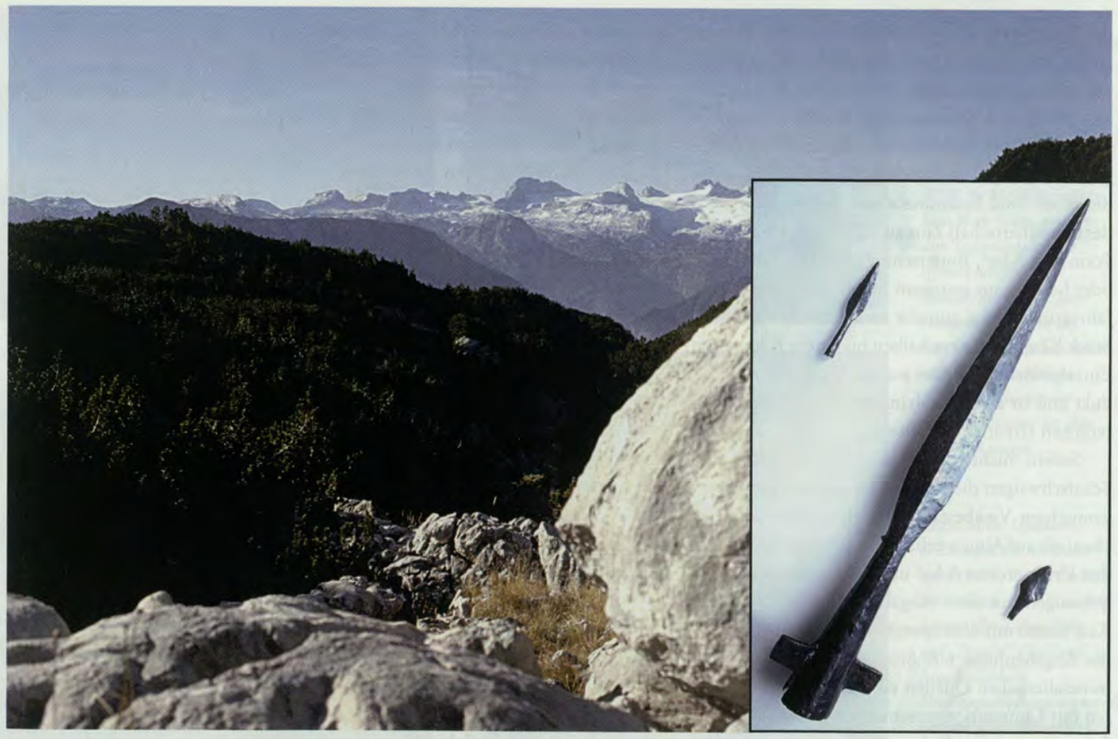
Wahrscheinlich ab der Mitte des 8. Jahrhunderts ist eine allmähliche bayerische Besiedlung im Dachsteingebiet anzunehmen. Diese nahm zur Wende des 9. zum 10. Jahrhundert intensivere Formen an und erreichte im 11. Jahrhundert ihren Höhepunkt. Bayern und Slawen lebten anscheinend friedlich nebeneinander. Die temporäre Besiedlung des hochalpinen Raumes fand – unerwartet früh – zeitgleich mit den ersten urkundlichen Nennungen von Siedlungen im Talbereich statt.

[1] Mader, Brigitta: Die Alpenslawen in der Steiermark. Eine toponomastisch-archäologische Untersuchung. Wien 1986. (= Schriften der Balkankommission. Linguistische Abteilung 31. Österr. Akad. d. Wiss. phil./hist.-Klasse), S. 37.

[2] Gleirscher, Paul: Karantanien. Das slawische Kärnten. Klagenfurt 2000. S. 110ff.

[3] Gstirner Adolf: Die Schwaighöfe im ehemaligen Herzogtume Steiermark. In: Zs. d. Historischen Vereines f. Steiermark. 31 (1937), S. 3ff.

[4] Marchetti, Heinrich: Gosau. In: Der Bezirk Gmunden und seine Gemeinden. Von den Anfängen bis zur Gegenwart. Hrsg. v. Verein zur Herausgabe eines Bezirksbuches Gmunden. Linz 1992, S. 966ff.



Blick vom Toten Gebirge zum Dachstein. Die frühmittelalterlichen Pfeilspitzen und die 456 Millimeter lange Flügellanzenspitze aus Eisen wurden auf dem Dachsteinplateau gefunden.

Das Hoch- und Spätmittelalter: Schwaigenzeit

Im Hochmittelalter wuchs die Bevölkerung, weshalb man bestrebt war, noch nicht erschlossene Gebiete urbar zu machen. Diese Rodungs- und Erschließungstätigkeit nennt man *Binnenkolonisation*. Durch die klimatische Entwicklung begünstigt drangen damals die Dauersiedlungen in immer größere Höhen vor.

Die vierte Phase der Almwirtschaft – die eigentliche Blütezeit dieser Wirtschaftsform – setzte mit der Gründung von Viehhöfen, so genannten *Schwaigen*, in abseits gelegenen Gebirgstälern ein. Da die natürlichen Weidegründe nicht mehr ausreichten, begann man zusätzlich Wälder in Höhen von 1200 bis 1600 Metern zu roden, wobei Rodungsalmen entstanden. Schwaigen wurden von den Grundherrschaften vor allem im 12. und 13. Jahrhundert[3] in wenig besiedelten alpinen Landstrichen gegründet[4]. Sie waren das Ergebnis geplanter landesfürstlicher Besiedlungspolitik mit wirtschaftlichen Interessen[5]. Schwaigen waren dauernd besiedelte und selbstständige Bauerngüter mit großen Weideflächen, die sich in erster Linie der Vieh- und Milchwirtschaft widmeten. Sie befanden sich an den Grenzen des Getreidebaues, benötigten aber für die Eigenversorgung auch Ackerfläche.

Schwaigen wurden reichlich mit Almen ausgestattet, die zur Futterergänzung und Entlastung der Wiesen und Äcker rund um den Hof lebensnotwendig waren. Dort wurde das Winterheu gewonnen sowie Getreide und Feldfrüchte angebaut, während die Almwirtschaft auf Milchproduktion ausgerichtet war. Teilweise konnte sogar ein Teil des Heuvorrats für den Winter auf den Bergweiden gewonnen werden. Die Alm stand deshalb in den Sommermonaten im Mittelpunkt des bäuerlichen Lebens und Interesses. Die Anlage von Schwaigen endete um 1300. Vereinzelte spätere Schwaigengründungen sind nicht auszuschließen, da in jüngeren Urbarien (Grund- und Hypothekenbücher) aus dem 14. und 15. Jahrhundert noch Schwaigennennungen hinzukommen[6]. Zu Ende des 15. Jahrhunderts werden in den Urbarien Schwaigennennungen unkenntlich,

[5] Cerwinka, Günter: Nothwendige Quelle. Die Alm Schildenwang und Planken und ihre Heimhöfe. In: Dachstein. Vier Jahrtausende Almen im Hochgebirge. Bd. 2. Hrsg. v. G. Cerwinka u. F. Mandl. (= Mitt. d. ANISA 18, 1998, H. 1/2), S. 8f.

[6] Gstirner, Adolf: Die Schwaighöfe im ehemaligen Herzogtume Steiermark. In: Zs. d. Historischen Vereines f. Steiermark. 31 (1937), S. 9f.

[7] Ebda, S. 11.

[8] Lang, Johannes: Die Almwirtschaft in früher Zeit. In: Strobl am Wolfgangsee. Naturraum, Geschichte und Kultur einer Gemeinde im Salzkammergut. Hrsg. v. J. Stehrer. Strobl 1998, S. 391

der Begriff verbleibt aber bei so manchem Bauerngut als Vulgoname[7]. Orts-, Hof- und Familiennamen wie *Schwaig*, *Schwaighofen* und *Schweiger* sind Relikte aus der älteren Schwaigenzeit. Dagegen erinnern Orts-, Hof- und Almennamen mit den Endsilben *-gschwend*, *-gseng*, *-brand* an die große Rodungstätigkeit des Hoch- und Spätmittelalters[8]. Schwaigen hatten der Grundherrschaft Zins zu entrichten, vor allem in Form von Käse[9], Butterschmalz, Flachs, Schafwolle oder Loden – in geringem Maße auch Fleisch. Der Jahreszins betrug zumeist zwischen 100 und 300 Stück Käse von einem halben bis einem Kilogramm Einzelgewicht. Der Käse war das wichtigste Almprodukt und ist als Naturalzins bereits in frühmittelalterlichen Urbarien enthalten[10].

Sofern nicht ausdrücklich von Rinder- oder Schafschwaigen die Rede ist, muss man von einem gemischten Viehbestand ausgehen. Ziegen wurden ebenfalls auf Almen gehalten. In diesem Fall wird in den Urbarien von *Schaf-* und *Geißvieh* gesprochen[11]. Schwaigen mit einer Abgabenhöhe von 300 Stück Käse hatten mindestens sechs Kühe zu halten, betrug die Abgabenhöhe 600 Stück Käse, war nach spätmittelalterlichen Quellen ein Bestand von 60 Schafen mit Lämmern vorgeschrieben. Für je fünf Schafe konnte auch eine Kuh mit Kalb eingestellt werden, was hochgerechnet eine Zahl von zwölf Kühen ergab. Bis in das 14. Jahrhundert hinein dürften laut Quellenangaben im Gebirgsland die Schafe überwogen haben. Die Intensivierung der Rinderzucht erfolgte hier erst im ausgehenden Mittelalter.

Die Sonderentwicklung im Salzkammergut

Im Bereich von Goisern, Hallstatt und Aussee entwickelte sich seit dem 13. Jahrhundert eine kleinstrukturierte Landwirtschaft[12]. Die Arbeiterbauern waren in erster Linie im Bereich der Salinen als Salinenarbeiter und Holzknechte beschäftigt und betrieben nebenbei Landwirtschaft zur Eigenversorgung. Im Pflindsburger Urbar von 1447 sind bereits folgende Hochalmen im Toten Gebirge erwähnt: Wildensee, Augstwiesn, Hennar, Brunnwiesn, Breitwiesn und Schoberwiesn. Da die von vielen kleinen Seitentälern zerschnittene Gebirgslandschaft sehr früh besiedelt worden war, erfolgten Schwaigengründungen in der Kernzone des Salzkammergutes nur selten. Es gab vielmehr eine Vielzahl kleiner Betriebe, die Maria Zierler wie folgt charakterisiert: *Die wenigsten konnten sich bei ihren kleinen Sachln erhalten, wenn sie nicht in kaiserlichen Dienste stünden. Die Männer waren vielfach die ganze Woche nicht daheim, Frauen und Kinder mussten die Arbeit auf dem Acker und der Weide verrichten*[13]. Da mit den kleinen Höfen aber auch Almrechte verbunden waren, resultierte daraus eine hohe Dichte an Almen mit volkstümlichen Eigenheiten wie sonst kaum anderswo in den Alpen[14]. Im Unterschied zu den Vollerwerbsbauern der Schwaigen in Hinterberg, Gosau und Strobl brauchten diese Arbeiterbauern weder Barzins noch Naturalabgaben an den Grundherrn zu entrichten. Die Ausseer Herrschaft Pflindsberg verlangte jedoch für die Almweiden von 22 Niederalmen und 44 Hochalmen einen Almgroschen[15]. An die 400 Almen und Almwüstungen (aufgelassene Almen) konnten bisher im Salzkammergut gezählt werden. Einige der Almen entwickelten sich zu regelrechten kleinen Dörfern, da jeder der vielen Almfahrer bestrebt war, sich eine eigene Hütte zu bauen. Auf einer 1845 von Friedrich Simony angefertigten Zeichnung der Vordernbachalm können wir z. B. 32 Hütten mit kleinen Nebengebäuden zählen.

Almhütten

Die Behausungen auf den Almen bestand nach den bisherigen Forschungsergebnissen im Hochmittelalter und zu Beginn des Spätmittelalters aus einfachen, einräumigen Holzhütten in Blockbauausführung. Sie wurden auf rechtwinkeligen Steinkränzen, die als Fundament dienten, errichtet[16]. Ab dem 15./16. Jahrhundert wurden die Hütten in drei bis vier Räume mit verschiedenen Funktionen unterteilt. Die so genannte *breite Hütte* integrierte auch den Stall. Im Ramsauer Bereich wurde der Stall auch als *Scherm* bezeichnet. Diese Bezeichnung leitet sich vom Schirm ab und weist auf eine einfache, an die Hüttenwand angebaute offene Überdachung für das Vieh hin. An einer aus dem Spätmittelalter oder der frühen Neuzeit stammenden Hütte auf der Gjaidalm konnte diese Bauweise anhand einer fotografischen Abbildung aus der Zeit um 1890 nachgewiesen werden. In der Mitte der dreigeteilten Hütten befand sich der Raum mit der offenen Feuerstelle, zur linken Seite schloss sich die *Stube* für die Sennerin an und zur rechten Seite war der *Kasten* für die Milchprodukte und Geräte[17]. Für die Kühe gab es einen eigenen Stall, den so genannten *Trempel*, an den meist noch ein kleiner Schweinestall (*Sautrempel*) angefügt war. Auf einigen Almen wurden auch kleine Steinkeller oder Höhlen in der Nähe für das Frischhalten der Milchprodukte verwendet[18].

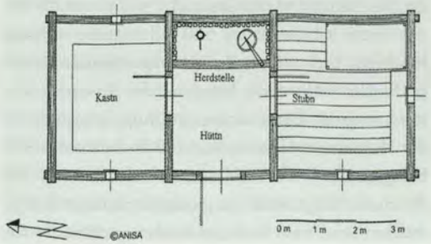
Sowohl die breite als auch die dreiteilige Hütte waren in der Neuzeit in den Niederen Tauern und

[9] Riedmann, Josef: Wirtschaftsleben im hohen Mittelalter. Siedlungsausbau und Produktion. In: Geschichte des Landes Tirol. Bd. 1, Bozen 1985, S. 343.
[10] Werner, Paul: Bäuerliches Wirtschaftsleben in der Gebirgsregion. München 1981, S. 47f.
[11] Mandl-Neumann, Herta: Die Lackenmoosalm in historischer Sicht. In: Dachstein. Die Lackenmoosalm. Eine interdisziplinäre hochalpine Wüstungsforschung zur Begehungs- und Besiedlungsgeschichte des östlichen Dachsteinplateaus. Hrsg. v. F. Mandl/H. Mandl-Neumann, Gröbming 1990 (= Mitt. d. ANISA 11, 1990) S. 104f u. S. 116ff.
[12] Pesendorfer, Johann: Streiflichter aus der Wirtschaftsgeschichte von Alt-Goisern. Landwirtschaft, Almwirtschaft, Bergbau, Waldwirtschaft, altes Handwerk und Gewerbe. In: Heimat Goisern. Bad Goisern in Vergangenheit und Gegenwart. Hrsg. v. Marktgemeinde Bad Goisern. Bad Goisern und Linz 1990. S. 67ff.
[13] Zierler, Maria: Die bäuerlichen Lehen in Ischl. In: Bad Ischl. Ein Heimatbuch. Hrsg. zur 500-Jahr Feier der Markterhebung v. Ischler Heimatverein. S. 395ff.
[14] Zwittkowitz, F.: Die Almen Österreichs. Zillingdorf 1974. Ders.: Almen und Almwirtschaft in Österreich. In: Volkskundeatlas. 5. Lieferung. Wien 1975
[15] Hollwöger, Franz: Das Ausseer Land. Geschichte der Gemeinden Bad Aussee, Altaussee, Grundlsee, Mitterndorf und Pichl. Bad Aussee 1956, S. 185.
[16] Mandl, Franz, Hochmittelalterlicher Horizont. Zwischenwiesmahd, Plankenalm. In: Dachstein. Vier Jahrtausende Almen im Hochgebirge. Bd. 1: Das östliche Dachsteinplateau. 4000 Jahre Geschichte der hochalpinen Weide- und Almwirtschaft. (= Mitt. d. ANISA 17, 1996, H. 2/3), S. 70f.
[17] Ebda, S. 73.
[18] Ebda, S. 88f.

Oben: Breite Hütte von der Modereckalm (2002 m), östliches Dachsteinplateau, wo heute nur noch Schafe weiden. Nicht der Alpenampfer, sondern der Eisenhut ist auf dieser Hochalm der Kulturanzeiger. Dendrochronologische Datierungen dieser Hütte zeigen mehrere Bau- und Reparaturphasen. Demnach dürfte sie um 1600 erbaut worden sein, letzte Reparaturen wurden 1875 durchgeführt. Heute sieht man nur noch klägliche Hüttenreste.

Rechts unten: Dreiteilige Hütte von der Plankenalm, Dachsteinplateau (1720 m). Erbaut laut Jahrringdatierung 1629. Blockbau mit „Kasten" (Keller), „Hüttn" (Küche mit offener Herdstelle) und „Stube" (Schlafzimmer) mit Bretterboden. Inzwischen wurde diese Hütte abgerissen. Dieser Hüttentyp entspricht der dreiteiligen Gjaidalmhütte.

Dreiteilige Hütte



Links oben: Blaa-Alm. Im Salzkammergut entstanden Almen mit einer Vielzahl von Hütten.

Rechts oben: Gjaidalm (1732 m), SW-Foto um 1890. Im Verfall befindliche letzte breite Hütte aus dem Spätmittelalter mit offenem Scherm. Bereits Ende des 19. Jahrhunderts findet man auf dem Dachsteinplateau meist nur noch halbverfallene Almhütten, die von der früheren Blütezeit der Almwirtschaft zeugen.

Rechts Mitte: Gjaidalm (1732 m) mit Stiererhütte um 1890. In dieser Almhütte übernachtete 1810 Erzherzog Johann. Dreiteilige Hütte und „Trempel" (Stall) mit Legschindeldach. Diese einfache Bauweise wurde am häufigsten verwendet und ist auch in den Schladminger Tauern neben den Breiten Hütten nachweisbar. Das linke Gebäude ist der Trempel. Später wurde um 1920 anstelle der Almhütte das Gjaidalmschutzhaus erbaut, dessen erster Besitzer der Bergführer Rupert Simonlehner, vlg. Stierer, aus der Ramsau war. Dieses gänzlich aus Holz erbaute Haus steht heute noch.

Spätmittelalterlicher/frühneuzeitlicher Keramiktopf aus der Grabung Hemmagrube

auf dem Dachsteinplateau allgemein verbreitet. Erst Ende des 18. Jahrhunderts entwickelte sich im Salzkammergut eine eigene Bauweise: die *hohe Hütte*. Aufgrund der Salinenwirtschaft herrschte Holzmangel, was immer wieder zu Überlegungen führte, wie man den raren Baustoff besser aus immer weiter entfernten Waldungen heranbringen könnte[19]. Der Reformationslibells von 1563 berichtet nichts Gutes über den Waldbestand, dafür waren aber 69 neue Almen entstanden, die keinen Rechtstitel besaßen und im Urbar der Herrschaft Wildenstein nicht eingetragen waren[20]. Welche Turbulenzen der Streit um die Weiderechte und der Holzinteressen mit sich brachte, hat C. Schraml in seinem Werk über das oberösterreichische Salinenwesen ausführlich dargestellt[21]. Nach anfänglichem Ausweitungsverbot für Almen lenkte man schließlich ein und erlaubte, so viel Vieh auf die Almweiden zu treiben, wie der einzelne Bauer über den Winter halten konnte. Mit der vorgeschriebenen Auftriebszahl nahmen es die Bauern aber nicht so genau. 1702 weideten auf den Almen des Hallstätter Salzberges 50 Rinder, während nur 24 Stück erlaubt waren. Ziegenhaltung auf den Almen wurde 1725 wegen des angerichteten Schadens überhaupt verboten. Ausgenommen waren Kleinhäusler, die sich keine Kuh leisten konnten und die auf zugewiesenen Plätzen ihre Ziegen halten durften. Eine Ausdehnung der Niederalmen wurde wegen des steigenden Holzbedarfs für die Salzsiedeanlagen nicht mehr erlaubt[22]. Immer wieder wurden von der Herrschaft Holz sparende Bauvorschriften auch für die Errichtung der Almhütten erlassen. Das Ziel dieser Vorschriften war eine Vereinigung der *Feuerhütte* (Küche), des Vorratsraumes, des Stalls und des Wohnraumes unter einem Dach. Dies führte ab dem Ende des 18. Jahrhundert zur Errichtung der *hohen Hütte* bzw. der *Stockhüttn* im Salzkammergut, in der ebenerdig der Stall und darüber der Wohnbereich eingerichtet wurde[23]. Diese Bauweise hatte einen angenehmen Nebeneffekt für die Sennerinnen. Denn im Gegensatz zu den ebenerdigen, gestampften kalten Fußböden hatten sie nun einen hölzernen im ersten Stock, der noch dazu von der Körperwärme der Kühe darunter gewärmt wurde. Insofern war dies ein sozialer Fortschritt für das Almpersonal. Die *Stuben* der niederen Hütten wurden ab der Neuzeit zum Teil mit einem Bretterboden ausgestattet. Für den Almhüttenbau wurde früher kein Eisen verwendet. Dieser Werkstoff war viel zu teuer. Alle Befestigungen wie Nägel und Steckzapfen wurden aus Holzteilen gefertigt. Sogar die Türschlösser waren aus Holz. Lediglich der Schlüssel war aus Eisen. Aber lassen wir Erzherzog Johann erzählen, der 1810 über das Tote Gebirge wanderte und die Hütten der Wildenseealm schrieb: „Die Hütten sind von Holz, unten ist der Kuhstall, an den Enden der Eingang. Oberhalb das Vorhaus, wo der Herd ist; es bildet die Hälfte; die andere Hälfte, abgetheilt durch eine Wand, bildet die Milchkammer, und die Schlafkammer, in dieser ist ein gutes Bett; im Vorhaus ist noch der Trog für das Käsewasser, auch liegen hier die Gerätschaften. Überall fand ich die größte Ordnung und bewunderungswürdige Reinlichkeit. Die Hütte ist von Außen ganz mit Bretterschindeln verkleidet, folglich warm.“ [24]

Links: Augstwiesenalm (1415 m), Altaussee

Almvieh

Die historische Quellenlage in Bezug auf die Viehhaltung auf mittelalterlichen Almen in unserer Region ist mehr als bescheiden, da die meisten schriftlichen Aufzeichnungen (Urbare, Anlaitbriefe) erst in der Neuzeit einsetzen. Angaben über Auftriebszahlen auf die Almen im Mittelalter fehlen überhaupt. Die einzige Möglichkeit, Genaueres über den frühen Viehbestand auf den Almen zu erfahren, sind Feldforschungen mit naturwissenschaftlichen Methoden und archäologischen Ausgrabungen.

Ein ausgewachsenes Rind war im Mittelalter und in der Neuzeit kleiner und wendiger als heute. Daher beschädigte es die Grasnarbe nicht so stark wie das heute schon bis zu 500 Kilogramm schwere Jungvieh. Viele alte, steile Almwege könnten heutige Rinder nicht mehr begehen, die Absturzgefahr wäre zu groß. Ausgewachsene Rinder erreichten in der Neuzeit ein Gewicht von 200 bis höchstens 300 Kilogramm. F. C. Weidmann beschrieb 1834 die Steirische Bergschecke als „roth mit weißem Kopfe, weißem Streif über Hals und Nacken, weißem Bauch und weißer Brust“[25]. Erzherzog Johann beurteilte das Vieh als „braun gefleckt, gut und schön“[26]. Weniger Erfreuliches berichtete J. A. Schultes: „Die Race ihres Hornviehs ist sehr herabgekommen.“[27] Die Milch galt zwar als süß und fettreich, doch gab 1714 eine Kuh nur um die 700 Liter pro Jahr[28]. Auf der Alm waren laut Erzherzog Johann „zwei Maß Milch am Tag“ zu erwarten[29]. Umgerechnet sind dies etwa 3, 5 Liter Milch. Heute erreichen Milchkühe in der Dachsteinregion bei entsprechender Zufütterung eine durchschnittliche Milchleistung von 8000 Litern im Jahr!

Bei den archäologischen Grabungen gefundene Knochenreste sowie Tierknochen aus Schachthöhlen in Almgebieten wurden ebenfalls untersucht[31]. Hierbei fällt vor allem auf, dass es sich in der Mehrheit um junge Tiere handelt, die vielleicht sogar auf der Alm geboren wurden und nicht überlebt haben. Wohl hat auch das ein oder andere Muttertier die Geburt nicht überlebt. Auf der Alm wurde das kostbare Vieh in der Regel nicht für den Verzehr durch die Almleute geschlachtet, sondern es sind andere Gründe anzunehmen. Verschiedene Krankheiten wie Tierseuchen und extreme Elementarereignisse wie Schneefälle und Blitzschlag führten mit großer Sicherheit zum Verenden mancher Tiere. Inwieweit diese Kadaver verwertet wurden, kann nicht gesagt werden. Tierreste, die von den Almleuten entsorgt wurden, findet man in Schächten unmittelbar neben den Hüttstätten und im Hüttenbereich. Knochenfunde in abseits gelegenen Dolinen sprechen wohl eher für einen Absturz in diese „Tierfallen“.

Weideanzeiger Alpenampfer und Eisenhut

Eine Facette der vielfältigen Forschungen umfasst die Untersuchung der Alpenflora mit ihren Weideanzeigern. Rund um aufgelassene Hüttstätten zeugen über lange Zeit noch typische Pflanzen von der einstigen Besiedlung.

Der Alpenampfer, im Volksmund *Sauplotschn* genannt, erreicht auf unseren Almen eine Höhe von bis zu einem Meter. Seine Blätter sind groß, lang gestielt und herzförmig. Die Blütenrispe ist lang verzweigt, reichblütig mit grünlicher Farbe. Von Juni bis

[19] Ebda, S. 67ff.
[20] Schraml, Carl: Das oberösterreichische Salinenwesen vom Beginne des 16. bis zur Mitte des 18. Jahrhunderts. Bd. 1, Studien zur Geschichte des österr. Salinenwesens. Hrsg. v. d. Generaldirektion der österr. Salinen. Wien 1932, S. 376.
[21] Ebda, S. 398ff.
[22] Stadler, Franz: Siedlungsentwicklung im steirischen Salzkammergut vom Frühmittelalter bis zum Beginn der Neuzeit. Erkenntnisse aus dem Raum Altaussee. In: Da schau her. Beiträge aus dem Kulturleben des Bezirkes Liezen. 12 (1991) H. 1, S. 14ff. Ders.: Die Almen im Wandel der Zeit. In: Da schau her. Beiträge aus dem Kulturleben des Bezirkes Liezen. 3 (1982) H. 2, S. 9ff.
[23] Lipp, Carl: Hallstatt-Blockhaus und Dachstein-Almhütten. In: FS. R. Pittioni. (= Archeologia Austriaca) Beiheft 13. (1976), S. 611-633.
[24] Ilwof, Franz (Hrsg.). Aus Erzherzog Johanns Tagebuch. Eine Reise in die Obersteiermark im Jahre 1810. Graz 1882, S. 34.
[25] Weidmann, F. C.: Darstellungen aus dem Steiermärkischen Oberlande. Wien 1834, S. 161.
[26] Siehe Fußnote 24, S. 57.
[27] Schultes, J. A.: Reisen durch Oberösterreich, in den Jahren 1794, 1795, 1802, 1803, 1804 uns 1808. Tübigen 1809, S. 114.
[28] Mandl-Neumann, Herta: Die Lackenmoosalm in historischer Sicht. In: Dachstein. Die Lackenmoosalm. Eine interdisziplinäre hochalpine Wüstungsforschung zur Begehungs- und Besiedlungsgeschichte des östlichen Dachsteinplateaus. Hrsg. v. F. Mandl/H. Mandl-Neumann, Gröbming 1990 (= Mitt. d. ANISA 11, 1990), S. 135f u. 137f. Steirischer Geschichtskalender, Graz 1982, S. 60. Die Milchleistung wird hier für 1714 mit 726 kg und für 1980 mit 7430 kg angegeben.
[29] Weidmann, F. C.: Darstellungen aus dem Steiermärkischen Oberlande. Wien 1834, S. 161.
[30] Für die Erlaubnis, dieses Bild fotografieren und veröffentlichen zu dürfen, danke ich dem Museum der Stadt Bad Ischl und der Stadtverwaltung sehr herzlich.
[31] Mandl, Franz: Schwaigenzeit ist Almenzeit. Über die Viehhaltung auf Almen des Dachsteins und Toten Gebirges im Mittelalter und in der Neuzeit. In: Beiträge zur Mittelalterarchäologie in Österreich 15, 1999, S. 83ff. Pucher, Erich: Die Tierknochenfunde von der Plankenalm. Archäologisch- Zoologische Sammlung Naturhistorisches Museum Wien. In: Dachstein. Vier Jahrtausende Almen im Hochgebirge. Bd. 2. Hrsg. v. G. Cerwinka und - F. Mandl. (= Mitt. d. ANISA 18 (1998) H. 1/2) Haus 1998, S. 261ff. Ders.: Vorbericht: Zoologisches Fundgut aus der Schachthöhle neben der Kampertret Alm (= Gamper Alm) In: Mitt. d. ANISA 19./20. Jg. (1999), H. 1 u. 2, S. 74f. Ders./Manfred Schmitzberger: Belege zum Fortbestand keltisch-norischer Rinder während der mittleren bis späten römischen Kaiserzeit vom Michlhallberg im Salzkammergut. In: Michlhallberg. Die Ausgrabungen in der römischen Siedlung 1997-1999 und die Untersuchungen an der zugehörigen Straßentrasse. Schriftenreihe des Kammerhofmuseums Bad Ausseee, Band 22. Bad Aussee 2001, S. 241ff.

Salinenzeichner Josef Laimer, Ansicht des Schneegebirges bey Hallstatt, 1825, Aquarell, 30,5 x 44 cm[30]*. Das Bild stellt die Taubenkaralm (1827 m) dar. Bei genauer Betrachtung der Hütten erkennt man bereits deren schlechten Bauzustand. Es fehlen Bretter und die rechte Hütte muss sogar gestützt werden. Die Baumreste weisen auf die Verschlechterung des Klimas und den damit verbundenen Rückgang der Weide hin. Die Alm wurde bald darauf aufgelassen. Rechts im Vordergrund hat Laimer sieben Kühe dargestellt. Die Rinder sind von kleinem Wuchs und haben auffällig große Hörner. Ihre Farbe ist braunrot bis hin zu einem hellen Orange mit weißen Flecken. Auch Schafe und Ziegen wurden auf dieser Alm von einem Hirten bewacht.*

Links: Schachthöhle auf dem Toten Gebirge mit Rinderschädeln aus der Neuzeit

Großflächige Alpenampferflur auf der Schildenwangalm (1630 m), östliches Dachsteinplateau. Wanderer, die an Almhütten vorbeikommen, finden dort den hoch gewachsen Alpenampfer, der Teil der Lägerflora (Rumicetum alpini) ist.

Weideglocke aus dem Mittelalter (oben)

August ist seine rotbraune Frucht reif. Die Verbreitung erstreckt sich auf nitrophyle Böden von 1000 bis 2000 Meter Seehöhe. Mit dem Alpenampfer treten Blauer Eisenhut (Aconitum napellus), Bitteres Saumkraut (Cardamine amara), Rasen-Schmiele (Deschampsia cespitosa) und Wald-Sternmiere (Stellaria nemorum) auf. Stickstoffreicher Humus (Dung) auf tonigem, wasserstauendem Untergrund ermöglicht das prächtige Gedeihen dieser Unkräuter. Die hochwertigen und für die Tiere schmackhaften Almweidepflanzen gedeihen bei mittlerer Nährstoffversorgung, bei Stickstoffzahlen zwischen 5,0 und 6,5. Unser Alpenampfer bevorzugt Stickstoffwerte von 7, 5 bis 9[32].

Für die hochalpine Wüstungsforschung sind Kultur- bzw. Weideanzeiger insoweit von Bedeutung als die zähen Pflanzen bis zu 200 Jahre auf verlassenen Almen überleben können. Beispiele für die Langlebigkeit des Alpenampfers kennen wir von der bereits seit 180 Jahren verlassenen Taubenkaralm auf dem Dachsteinplateau und aus dem Engadin, wo im Schweizerischen Nationalpark eine Dauerbeobachtung seit 1917 stattfindet[33]. Alpenampfer wie Eisenhut geben Hinweise auf die Weide und Besiedlung. Sie ermöglichen eine erste Datierung von verlassenen Hüttenresten. Wenn auf Wüstungen keine Kulturanzeiger mehr wachsen, können noch Wurzelreste des Alpenampfers ausgegraben werden. Diese geben nicht nur Hinweise auf die Art der Viehhaltung, sondern können auch mit Hilfe der Radiokarbon-Methode datiert werden.

Langkaralm (1955 m), östliches Dachsteinplateau. Heute weiden nur noch Schafe auf dieser Alm. Nicht der Alpenampfer, sondern der Eisenhut ist auf dieser Hochalm der Kulturanzeiger. Foto von 1992.

Weideglocken auf der Alm

Das Weidevieh wurde mit Glocken versehen, um von den Hirten besser überwacht werden zu können. Mit Hilfe der Weideglocke konnten Hirten verirrte Weidetiere, dem Glockenklang folgend, wiederfinden. Eine besondere Rolle spielt die Leitkuh. Sie ist die Führerin der Herde und für das Aufsuchen guter Weideplätze verantwortlich. Sie muss die Heimkehrzeiten genau einhalten und auf die Lockrufe des Hirten oder der Sennerin reagieren. Aufgabe der Leitkuh ist es auch, dafür zu sorgen, dass die Zusammengehörigkeit gegenüber fremden Herden gewahrt wird und dass sie sich auf die Gefolgstreue ihrer Gruppe verlassen kann.

Die Kühe oder auch nur die Leitkuh erhalten nach dem festlichen Auftrieb auf die Alm kleinere, leichtere Glocken mit einem unverzierten Glockriemen umgehängt. Die großen, schweren Prunkglocken werden den Sommer über in der Hütte für den Almabtrieb aufbewahrt. Als Dank und Ausdruck der Freude über den gut überstandenen Sommer auf der Alm werden die Tiere dann festlich geschmückt. Das Prunkgeläute der Kühe hat Selbstdarstellungs- und Prestigefunktion für den Viehbesitzer. Darüber hinaus bereitet es den Almfahrern ganz einfach auch Freude. Das Fest verschönert den wichtigsten Termin des Almsommers. Vor dem Almabtrieb werden den Kühen die schweren Glocken mit den reich verzierten Riemen umgehängt, die Leitkuh erhält einen

Das Geläute der Glocken zeigt den Hirten an, wo sich das Vieh befindet. (rechts)

Kranz mit allerlei Flitterwerk, der manchmal auch mit Spiegeln zur Dämonenabwehr verziert ist. In das dumpfe Dröhnen der geschmiedeten Pumpel-Glocken mischt sich das helle Singen der gegossenen Messing- und Bronzeglocken. Die Stiere bekommen Schellen, die rollendes Scheppern verursachen.

Wurde der Magerkäse auf den Dachsteinalmen erfunden?

Der Sage nach haben Sennerinnen von der schönen Grafenbergalm ein grünes Männlein, das *Kasermandl* gefangen. Damit es wieder freikam, verriet es ihnen, wie man aus der Magermilch *Steirerkäse* und aus der Buttermilch *Schotten* (Erklärung siehe unten) bereitet. Leider haben die Sennerinnen aber nicht erfahren, was man aus dem grünen Käsewasser zubereiten könne[34]. In dieser Sage versteckt sich zweifellos das Geheimnis der Magerkäsezubereitung.

Mit dem Ende des Mittelalters ging man anscheinend verstärkt von der Haltung von Schafen und Ziegen zur Rinderzucht über. Dies führt zu einem Wandel in der Käseerzeugung. Da die Milch von Rindern leichter entrahmt werden kann, wurden nun bevorzugt Butter und Magerkäse erzeugt. Dieser Schluss lässt sich auch aus der Veränderung der Naturalabgaben an die Grundherrschaft ziehen. Diese erhält nun nicht mehr Fettkäse, sondern vermehrt Butter bzw. Butterschmalz.

Die Abgabemenge an Butter und Käse an die Herrschaft wurde von der Anzahl der *Milchstötzel* berechnet. *Milchstötzel*[35] sind flache Holzbehälter mit einem Inhalt von ca. vier Liter (dieses Maß gilt für die Planken- und Schildenwangalm, Dachsteinplateau), in die die frisch gemolkene Milch durch einen Seihtrichter mit Kuhhaaren als Filter zur Reinigung der Milch gegossen wurde. Nachdem der Rahm sich abgesetzt hatte, wurde er abgeschöpft bzw. beim Abgießen mit einem *Rahmzweck*[36] (Spachtel aus Holz) abgeschöpft[37]. Aus dem leicht gesäuerten Rahm erzeugte man im *Rührkübel* oder *Stoßbutterfass* Butter, die großteils zu dem besser haltbaren Butterschmalz geläutert wurde. Die Magermilch wurde in einem großen Holzschaff gesammelt. Als diese sauer war, machte man daraus den Steirerkäse, einen würzigen Magerkäse. Dafür wurde die Magermilch in den Käsekessel gegeben und über offenem Feuer erhitzt. Mit dem *Spriedl* (Quirl) rührte die Sennerin die Magermilch, bis sie mehrfach aufwallte und schöpfte die Käsemasse in ein Leinentuch, das über der Schottwiege ausgelegt war. Nun wurde die Käsemasse im Leinentuch ausgepresst und der entstandene *Kas* (Frischkäse) zerkrümelt, gesalzen, gepfeffert und schließlich in das *Kaskee* (konisches Holzgefäß mit durchlöchertem Boden) gepresst, mit einer eigenen Vorrichtung, die in der Hütte montiert war, gestampft und mit einem Stein beschwert. Am nächsten Morgen stürzte ihn die Sennerin auf ein Brett, würzte ihn nochmals (Vorbeugung gegen die gefürchteten Fliegenmaden) und ließ ihn zunächst zum Trocknen einige Tage im Herdraum. Danach kam er für vier bis zwölf Wochen in den *Kasten* (Keller oder Aufbewahrungsraum für die Milchprodukte), wo er ausreifte.

Tuchmoaralm (Kleinsölk), traditionelle Zubereitung des Magerkäses im Kupferkessel über offenem Feuer.

Holzbehälter mit Butterspachtel und Butterradl mit kleiner und großer Trommel zum Verzieren des Butterstriezels aus dem 19. Jahrhundert, Plankenalm (Dachsteingebirge).

Die übrig gebliebene Buttermilch (*Rührmilch*) wurde erhitzt und durch ein feines Leinentuch in der *Schottwiege* ausgepresst. Der Rückstand heißt *Schotten* und ist eine topfenartige Masse, die gesalzen für die Bereitung der *Schottsuppe* Verwendung findet. Der letzte Rückstand, das sogenannte *Ka'wasser* (Molke), wurde den Schweinen verfüttert. Diese Produktionsform bezeichnet man als Magersennerei.

[32] Park, Je Geun: Ökologische und pflanzensoziologische Untersuchungen von Almweiden der Bayerischen Alpen unter besonderer Berücksichtigung der Möglichkeiten ihrer Verbesserung. Dissertation. Lehrstuhl für Grünland und Futterbau der Technischen Universität München. München 1985, S. 123.

[33] Martin Schütz/Otto Wildi/Bertil O. Krüsi/Gérald Achermann/Helena Grämiger: Sukzession über 585 Jahre. Modell für die subalpinen Weiden im Schweizerischen Nationalpark. Online im Internet: www.wsl.ch/land/infoblatt/Nr40/Info40.html [14.3.2002]

[34] Haiding, Karl: Volkssagen aus der Steiermark. Graz 1982. S. 7f.

[35] Haiding, Karl: Almwirtschaft in der Steiermark. Führer durch die siebente Sonderausstellung des Heimatmuseums Trautenfels. Trautenfels 1962, 76f. Ders.: Almwesen. In: Der Steirische Bauer. Leistung und Schicksal von der Steinzeit bis zur Gegenwart. Steirische Landesaustellung 1966. Graz 1966. 198 – 230.

[36] Kundegraber, Maria: Der Rahmzweck. Arbeitsgerät und Minnegabe. In: Volkskundliches aus dem steirischen Ennsbereich. = FS. f. Karl Haiding. Liezen 1981, S. 193ff.

[37] Vom Leben auf der Alm. Ausstellungskatalog. Mit Beiträgen von: V. Hänsel/U. Kammerhofer-Aggermann/K. Krenn/W. Otte u. F. Stadler. Trautenfels 1987. (= Kleine Schriften des Landesmuseums Schloß Trautenfels am Steiermärkischen Landesmuseum Joanneum. Heft 12), S. 52.

Rührkübel (Stoßbutterfass) zur Bereitung von Butter, Plankenalm (Dachsteingebirge).

Fünfteiliger reich verzierter Klappmodel für die Butter aus dem 19. Jahrhundert. Die Butter wurde auf den Dachsteinalmen in Blätter des Alpenampfers eingewickelt und in mit Wasser gefüllten „Sechtern" (hölzernen Behältern) aufbewahrt.

Tiefschläge und Höhepunkte in der Neuzeit

Die Sage von der verwunschenen Alm

Einstmals war auf den üppigen Almwiesen genug Futter für die Kühe, die reichlich Milch gaben. Große Käselaibe und würzige Butterstriezel füllten die Vorratskästen der stolzen Sennerinnen. Dieser Segen machte die Frauen übermütig und sie begannen sich mit der Milch zu waschen und darin zu baden. Die Hüttenböden legten sie mit Käselaiben aus, und die Fugen der Hüttenwände verstopften sie mit Butter. Die Strafe für diesen Frevel folgte in einer dunklen stürmischen Nacht; es begann in großen Flocken zu schneien und hörte über Wochen nicht mehr auf. Die Almen wurden unter Schnee begraben, der bald zu Eis erstarrte[38].

Diese Sage könnte auf das Untere Taubenkar (1827 m), das in der späten Bronzezeit wie auch im Mittelalter und der Neuzeit für die Almwirtschaft verwendet wurde, möglicherweise aber auch auf das Obere Taubenkar hinweisen. Es soll nämlich der Sage nach im Oberen Taubenkar vor Jahrhunderten eine *mattenreiche Alpe bestanden haben, über welche die Bergfrauen des nahen Gjaidstein infolge des wachsenden Übermutes der Sennerinnen einen Fluch ausgesprochen haben, worauf alsbald der ganze Alpengrund unter Schnee und Eis begraben wurde*[39].

Erste Rückschläge erleidet die Almwirtschaft durch eine extreme Klimaverschlechterung in der frühen Neuzeit (die so genannte *Kleine Eiszeit* ab 1580). Auch danach beeinträchtigt das Klima immer wieder für einige Jahre die Sömmerung. Trotzdem oder vielleicht gerade deshalb erlebt die Almwirtschaft in dieser Zeit in den unteren Almregionen eine Intensivierung. Aus dieser Zeit liegen auch bereits eine Vielzahl schriftlicher Aufzeichnungen vor.

Erzherzog Johann wanderte 1810 auch über das Dachsteinplateau. In dessen von F. Ilwof 1882 veröffentlichten Aufzeichnungen ist über die Gjaidalm zu lesen: *Gjaid hat einen hübschen Boden, in der Mitte einen kleinen Sumpf, weil das von den Quellen zuströmende Wasser keinen Abfluß hat. Hier liegen kahle Höhlen; von der Störerhütte [Stiererhütte], wo ich war, konnte ich vor mir die Wand des Gjaidstein und des hohen Kreuzes, oben von großen Schneeflecken bedeckt, sehen.* Erzherzog Johann berichtet weiter, *dass die Gjaid, die beste, noch zwei Hütten habe. Die Alphütten sind niedrig, aber geräumig. Die heftigen Winde, welche hier herrschen und oft den Boden furchen, lassen kein hohes Gebäude zu. Die Dächer sind flach und mit Steinen beschwert. Die Alphütte besteht aus drei Abteilungen, nämlich: in der Mitte gewöhnlich das Vorhaus mit dem Herd zum Schmalz- und Käsemachen; auf der einen Seite der Milchkeller, auf der anderen die Wohnstube. Diese letztere hat einen Ofen, ist gut verschlossen und lässt sich heizen; ein hohes Bett und Bänke ist Alles, was man sieht.*

Über die Gjaidalm schreibt G. Geyer 1886 in seinem Führer über das Dachsteingebirge: *Die Gjaid-Alpe liegt sehr malerisch in einer flachen Mulde, im S. beherrscht durch die Wand des Taubenkogl (2300 m), an dessen rechte Seite das Hohe Kreuz (2839 m) mit einem Theil des Karlseisfeldes hereinblickt. Die Gjaid-Alpe wird wie die meisten Alpen auf dem ‚Stein' von Ramsau aus befahren und zeichnet sich daher durch lebenslustige Bewohnerinnen aus. Es gilt als Regel, dass die hübschesten Mädchen von Ramsau als Sennerinnen auf den ‚Stein' geschickt werden, da sie hier wegen der grossen Entfernung vom heimatlichen Dorfe am ungestörtesten ihren Obliegenheiten nachkommen können.* Geyer führt weiter an, dass es drei Alphütten ohne Heu gebe[40].

Der endgültige Rückgang der Almwirtschaft beginnt während der Industrialisierungsphase (1840 bis 1910) mit einer Landflucht in die Städte. Auch konnten nach der Aufhebung der Grundherrschaft viele Kleinbauern ihren Hof ohne Hilfe der Herrschaft nicht mehr halten. Die Rationalisierung und Technisierung der Landwirtschaft führte zur Steigerung der Produktivität. Man benötigte die Almen in ihrer traditionellen Form als Entlastungsträger des Heimhofs nicht mehr. Die Almen haben andere Funktionen erhalten. Tourismus und Jagd verdrängen die traditionelle Almwirtschaft.

Sennerinnen auf der Plankenalm (1720 m), Dachsteingebirge um 1900.

[38] Bestrafter Übermut. In: Steirische Heimathefte. Was die Heimat erzählt. Heft 8. Das Ausseer Landl und das Ennstal von Mandling bis Liezen. Hrsg. v. F. Brauner. Graz 1952, S. 53.

[39] Simony, Friedrich: Das Dachsteingebiet. Ein geographisches Charakterbild. Wien 1895, S. 148f. Simony spricht in seinem Vortrag über Gletscher auch von diesen variierenden Sagen und meint dazu: „Ebenso erzählen vielfach variirte Sagen von üppigen Alpenböden, welche jetzt unter Schnee und Eis begraben liegen, und mehr als ein Name von Gletscherfeldern, wie: Blümlisalp, übergossene Alm, verwunschene Alm, ist zum bleibenden Träger einer derartigen Volksüberlieferung geworden."

[40] Geyer, Georg: Führer durch das Dachsteingebirge und die angrenzenden Gebiete des Salzkammergutes und Ennsthales. Hrsg. v. d. Section Austria d. Deutschen u. Österreichischen Alpenvereins. Wien 1886, S. 59ff.

Weiterführende Literatur:
Franz Mandl, Almen im Herzen Österreichs. Dachsteingebirge, Niedere Tauern, Salzkammergut. Haus i. E. 2002

Tauplitzalm (1640 m) über Bad Mitterndorf. Die ehemals malerische Almlandschaft ist „verhüttelt" und von Straßen zerfurcht. Die meisten Almen in Österreich wurden in den letzten Jahrzehnten allmählich von echten Sennereien für die Eigenversorgung zu Jausenstationen für Touristen umgewandelt und werden nur noch selten als Weideland für Milchkühe verwendet. Sich selbst überlassenes Jung- und Galtvieh belebt diese Weiden aber oftmals weiter und gibt der Alm eine Aura ihrer ursprünglichen Funktion zurück.

Schottwiege und Holzschaff für die Magermilch

Almabtrieb von der Zauneralm, Seewigtal bei Aich-Assach.

Künstlerheimat Bergell

Ein Porträt der Familie Giacometti

Von HANS ECKART RÜBESAMEN

SEINEN WAHREN CHARAKTER enthüllt das Bergell am deutlichsten im Winter. Wenn in Vicosoprano, Borgonovo oder Stampa, dem Hauptort des nur 30 Kilometer langen Tales, die Sonne nicht über die Berge kommt und nur als Widerschein hoch oben auf den verschneiten Gipfeln zu sehen ist. Wenn die Straßen leer, die Dörfer öde, die Häuser unansehnlich und die Bäume grau sind. Schnee würde das Bild aufhellen, es freundlicher erscheinen lassen; eine dicke Schneedecke über allem, längst nicht mehr als „Leichentuch" gefürchtet, mildert Härten und Hässlichkeit. Oben in St. Moritz haben sie diese Entdeckung schon vor 140 Jahren gemacht und sensationellen Profit daraus geschlagen. Doch bis ins Bergell reicht die Schneedecke nur selten. Welch ein Kontrast zwischen oben und unten!

Licht und Schatten

Der Maloja-Pass trennt die beiden Winter-Welten, eine geografische Kuriosität: Hat man sich von Süden her, aus dem Bergell also, die vielen Serpentinen hinaufgekämpft, darf man erwarten, auf der anderen Seite wieder bergab fahren zu können. Überall sonst ja – aber nicht am Maloja! Auf gleicher Höhe mit dem Pass fängt das Engadin an und bis über Zuoz hinaus senkt sich die Talsohle nur ganz wenig, man merkt es kaum. Zur Erklärung dieser Anomalität muss man einige 100.000 Jahre zurückgehen, erdgeschichtlich eine kurze Zeitspanne. Die Maira, die durch das Bergell nach Süden fließt, hat mit ihrem starken Gefälle und den vielen anderen Quellflüssen dem Inn, der sich zunächst nach Osten wendet und kaum ein Gefälle hat, buchstäblich das Wasser abgegraben. So konnte sie ihr Einzugsgebiet immer weiter ausdehnen und ursprüngliche Inn-Nebenflüsse in ihr Bett umleiten.

Maira heißt „die Starke, die Mächtige", und so, wie sie mit dem jungen, aber schon etwas trägen Inn umgesprungen ist, verdient sie den Namen auch. Beide beziehen ihr Wasser aus den Quellgebieten oberhalb von Maloja, unterhalb des Lunghin-Passes. Doch da sprudeln noch andere Quellen. Ganz unauffällig machen sie sich nordwärts auf den Weg. Der Lunghin-Pass bezeichnet mithin eine dreifache Wasserscheide, Europas berühmteste: Nach Norden fließen alle Wässer zunächst der Julia, dann dem Rhein und schließlich der Nordsee zu; südwärts schäumt die wilde Maira durchs Bergell, beruhigt sich im Comer See und mündet mit dem Po in die Adria; der Inn schließlich ergießt sich, vereint mit der Donau, ins Schwarze Meer.

Geografisch endet das Bergell am Pass, politisch gehören Maloja wie auch das malerische Isola am Ufer des Silser Sees als einstige Maiensässe zur Talgemeinde Stampa. Im kargen Val Fedoz oberhalb von Isola ließen die Bergeller Bauern ihre Schafe weiden. Schon vor 100 Jahren war die Zuordnung der Ansiedlungen im Oberengadin nicht mehr ausschließlich von der Landwirtschaft bestimmt. Mancher Bergeller, der es sich leisten konnte, suchte sich ein Quartier in Maloja, wo das Klima freundlicher und das Licht heller war als im rauhen, dunklen Talgrund. Und auch die ersten Touristen ließen sich damals sehen.

Bindeglied und Künstlerheimat

In zahllosen Serpentinen windet sich die Kantonsstraße von der Passhöhe hinunter nach Casaccia, dem ersten Dorf im Bergell. Eine andere Welt, hart und karg, die mächtige Staumauer des Lago d'Albigna, die sich im Süden hoch über dem Tal bedrohlich ins Bild schiebt, verstärkt den rigiden Eindruck. Doch das ist nicht das ganze Bergell. In Casaccia beginnt der Panorama-Höhenweg, auf dem man in fünf, mit Picknick sechs Stunden nach Soglio gelangt. Ein prächtiger Weg, wenn auch gelegentlich mit Wurzeln und Stolpersteinen bestückt. Manchmal fällt er steil zum Talboden ab, wo tief unten die Maira schäumend dem Comer See entgegen rauscht, begleitet von granitgrauen Dörfern. Erst läuft man durch Nadelwald, dann durch mediterrane Kastanienhaine. Ein zartes Frühlingsahnen liegt über dem

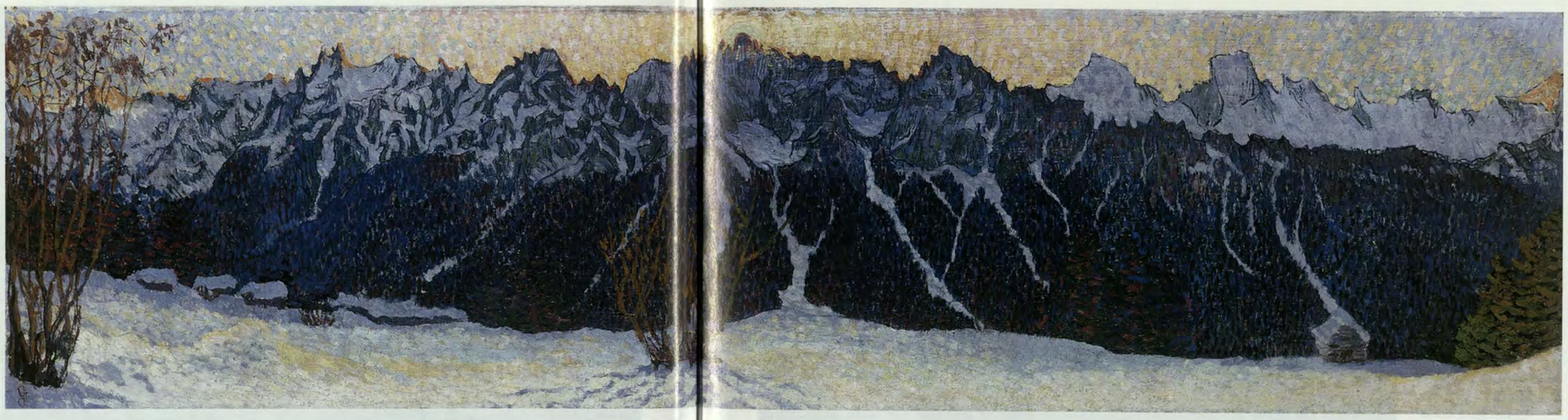
Alberto Giacometti (1901-1966)
Landschaft bei Stampa, 1952, Öl auf Leinwand, 55 x 73 cm.
Alberto Giacometti war der international bedeutendste Spross der Familie. Vor allem seine eigenwilligen Skulpturen brachten dem Künstler weltweite Anerkennung ein.
Foto: Bündner Kunstmuseum Chur

Tal, das seine dünne Schneedecke schon abgestreift hat, während es in den Höhen noch silberweiß gleißt und glänzt. Nicht gar so fern mehr blaut das Land, wo die Zitronen blühen. Hoch und himmelfern über allem: Die schneebedeckten Wände, Grate und Nadeln des Bergell!

Oben wandern wir durch Fichtenwälder, unten kommen Borgonovo und Stampa in Sicht, zwei Dörfer, deren Architektur noch die enge politische Verbindung mit dem bündnerischen Engadin erkennen lässt. Die geht auf alte Verträge mit dem Bischof von Chur zurück, auf Grund deren die Bergeller sich ihren ansehnlichen Landbesitz im Engadin sichern konnten. Von Süden her, aus Italien, kam die Sprache, ein nur selten noch zu vernehmender lombardisch-rätoromanischer Dialekt und, erstaunlich, auch die Reformation. Zeitweilig bot das Bergeller Tal den in Italien verfolgten oder nicht geduldeten Protestanten eine erste Zuflucht. Auf diesem Wege gelangten mit anderen Glaubensgenossen auch die Vorfahren des Pädagogen Heinrich Pestalozzi in die Schweiz.

Borgonovo und Stampa sind die engere Heimat der über Generationen hinweg weit verzweigten Familie Giacometti. Wie bei vielen Familien im Bergell und im Engadin waren auch unter den Giacomettis eine Reihe von Zuckerbäckern und Kaffeehausbesitzern. Noch im 19. Jahrhundert wanderte ein Giacometti mit dem Ochsenkarren nach Polen aus, andere betrieben eine Bäckerei in Bergamo oder eine Konditorei in Marseille. Erst mit dem Aufkommen des Tourismus fanden die Engadiner und Bergeller wieder Existenzmöglichkeiten in ihrer Heimat und mussten nicht mehr in der Fremde ihr Brot verdienen. Über die speziellen Talente insbesondere der Bergeller kann man lange rätseln: Warum hat das

Giovanni Giacometti (1868-1933)
malte bevorzugt Motive seiner engeren Heimat und schuf für die einheimische Touristik Werbeplakate in Jugendstilmanier. Sein großes Bergell-Panorama entstand bei der Alpe Durbegia oberhalb von Borgonovo und zeigt die Gipfel von der Cima dal Largh bis zum Piz Trubinasca rechts. In Bildmitte die Gruppe des Piz Cacciabella. Bergeller Panorama, um 1902, Öl auf Karton, 106,5 x 26 cm, Privatbesitz.
Foto: Schweizerisches Institut für Kunstwissenschaft, Zürich



enge, dunkle Tal Konditoren und Künstler in überdurchschnittlich großer Zahl hervorgebracht – in den vergangenen 400 Jahren mehr Maler, Bildhauer und Architekten als der Rest der Schweiz zusammen?

Weitverzweigt – die Familie Giacometti

Einige der bedeutendsten unter diesen Künstlern trugen den Namen Giacometti. Der noch als Konditor nach Warschau ausgewanderte Alberto G. übernahm, als er nach Stampa zurückgekehrt war, im Haus seiner Frau das Hotel Piz Duan samt Bäckerei, Lebensmittelhandel und Posthalterei, heute Sitz des Fremdenverkehrsbüros der Talgemeinschaft. Hier wurde 1868 Giovanni Giacometti geboren, ein Maler, der in der Schweiz bekannt und erfolgreich war, doch zu Unrecht im Schatten seines berühmten Sohnes Alberto kaum noch sichtbar ist. Nach entbehrungsreichen Lehrjahren im Ausland gründete er in der Heimat seine Familie, mit der er zunächst in Borgonovo, dann in Stampa lebte. Während des dunklen Winters verbrachte er aber auch so viele Tage wie möglich im sonnigen Maloja, wo er am Südende des Silser Sees ein ererbtes Sommerhaus zum Atelier umgebaut hatte. Es war die Zeit des großen touristischen Aufschwungs im Engadin, von dem in Maloja das bombastische Hotel Kursaal, später in Palace-Hotel Maloja umbenannt, Zeugnis ablegt. Zum Hotel gehörten zwei Tennisplätze und ein Golfplatz. Wenn dort Caddies gebraucht wurden, holte man sich die Dorfjugend von Maloja, darunter – als sie das Alter hatten – Alberto und Diego, die ältesten Söhne Giacomettis. Heute wird das noch vor dem Ersten Weltkrieg pleite gegangene Hotel als Ferienheim für belgische Schulklassen recht und schlecht genutzt.

Giovanni Giacometti im Winter 1928 beim Malen in Maloja.
Foto: Ernst Scheidegger

Giovanni Giacometti

Giovanni Giacometti war weit mehr als ein provinzieller Landschaftsmaler, wie das 19. Jahrhundert sie in so großer Zahl hervorgebracht hat. Die Begegnung und Freundschaft mit dem zehn Jahre älteren Giovanni Segantini in Maloja bestimmte seinen künstlerischen Weg. Zusammen planten sie das mehrteilige Engadiner Panorama für die Weltausstellung in Paris, an dem mit Ferdinand Hodler und Cuno Amiet alle „vier Großen" der Schweizer Malerei um die Jahrhundertwende beteiligt waren. Der Plan konnte allerdings nicht ausgeführt werden, weil er sich für das kleine Land als zu groß und zu teuer erwies. Doch das Konzept lässt Welthaltigkeit ahnen: In den Bündner Bergen kannte man die Künstlergemeinschaft von Pont-Aven. Wie dort entwickelte man, stadtfern in ländlicher Abgeschiedenheit, neue malerische Formen, die über den immer noch dominierenden Impressionismus hinausführten. Die beiden Giovannis im Süden der Schweiz waren ganz auf der Höhe der Zeit, wie ihre Freunde und Kollegen in der Provence und der Normandie, im oberbayerischen Murnau und im niederdeutschen Worpswede! Im bescheidenen Wirtshaus von Stampa wusste man durchaus Bescheid über die aktuellen Entwicklungen von Symbolismus und Jugendstil, über die Fauves, die Kubisten, die Futuristen...

„Panorama des Bergell vom Piz Gallegione" heißt eine Zeichnung Giovanni Giacomettis, auf der die Berge seiner Heimat vom Piz Ot und Gletscherhorn über den Piz Bacone, die Scioragruppe und den Piz Cengalo bis zu den gewaltigen Wandfluchten des Piz Badile, dahinter Corvatsch, Piz Bernina und Monte Disgrazia exakt, wie von einem Landvermesser, festgehalten sind. Um des grandiosen Ausblicks willen hat Giacometti die ernsthafte alpinistische Hochtour auf sich genommen und ist von Soglio aus 2000 Höhenmeter zum 3107 Meter hohen Gallegione/Gallagiun aufgestiegen. Doch im Grunde seiner Natur war er, anders als etwa die Comptons oder Ernst Platz, kein Bergmaler. Die meisten Motive suchte und fand er im Tal, im Dorf, in der Familie, auch „oben" zwischen Maloja und Silser See – und malte sie in starken, zeitweise dem Fauvismus sich annähernden Farben. „Je enger das Tal, desto tiefer die Wurzeln!" sagt man den Bewohnern des Bergell nach. Das gilt sicher für Giovanni Giacometti wie für seinen Sohn Alberto, der trotzdem den größten Teil seines Lebens in der Ferne verbrachte. Der Vater dagegen hat wohl nie ernsthaft erwogen, seine Heimat auf Dauer zu verlassen. Viele seiner ausdrucksstarken Bilder hängen in Schweizer Museen, die meisten im Bündner Kantonsmuseum zu Chur, andere sind in Privatsammlungen von Liebhabern verschwunden. Eines der schönsten, „Im Atelier", ist glücklicherweise am Ort seiner Entstehung geblieben und kann im Talmuseum, der „Ciäsa Granda" zu Stampa, bewundert werden.

Alberto Giacomettis Heimat

Eine Künstlerfamilie wie die Giacomettis aus dem Bergell ist ein Jahrhundertereignis. Man muss sogar mehrere Jahrhunderte zurückgreifen, um eine Schweizer Familie von gleicher Bedeutung – die Holbeins – namhaft zu machen: Giovanni hatte vier Kinder, darunter drei Söhne; Alberto, der älteste, wurde 1901 in Borgonovo geboren, im ersten Stock des Hauses Dorfstraße 60. Ein paar Jahre darauf zog die Familie Giacometti in das vom Vater gekaufte,

Alberto Giacometti beim Porträtieren seiner Ehefrau Annette im heimatlichen Atelier in Stampa. Das Atelier wurde einst von Vater Giovanni in einem alten Kuhstall eingerichtet. Der Geruch der Ölfarben des Vaters habe ihn zum Malen animiert, sagte Alberto einmal später.
Foto: Ernst Scheidegger

dem Albergo Piz Duan gegenüber gelegene Haus in Stampa um, wo ein stallartiger Holzanbau zum Atelier ausgebaut werden konnte. Die Talstraße, auf der die Ferrari-Piloten aus Mailand heute fürs Wochenende nach Sankt Moritz jagen und dabei kaum den Fuß vom Gaspedal nehmen, ist an dieser Stelle besonders eng; die Hoffnung auf eine Ortsumfahrung wie in Vicosoprano und Borgonovo haben die Stampa-Leute mittlerweile aufgegeben.

Hier empfing Alberto seine künstlerische Prägung, die früh erkennen ließ, dass dem schon als Schulbub ständig zeichnenden, malenden und modellierenden Heranwachsenden kein anderer Weg als die Laufbahn des bildenden Künstlers bestimmt war. Geschwister, Mitschüler, Dorfbewohner und Eltern waren seine Modelle. Vorzeitig verließ er das Gymnasium, um an der Kunstakademie in Genf zu studieren. Zweifel an der Berufswahl scheint es nicht gegeben zu haben. Der Vater förderte die so deutlich sich abzeichnende Begabung des Sohnes, die Mutter akzeptierte die Entscheidung. Wenn sie auch später noch, als der Sohn längst berühmt war, seine Werke distanziert beurteilte: „Ganz gut, aber eben nicht so wie der Vater."

Auf der Brücke beim einstigen Wirthaus „Piz Duan" überqueren wir die Maira, im niederschlagsarmen Winter nur ein dünner harmloser Wasserlauf, der sich nicht anmerken lässt, zu welch reißender Gefährlichkeit er anschwellen kann. Anna Giacometti, eine Großnichte von Alberto, führt uns über hart gefrorene Wiesen zu den Findlingen am Hang hinauf, von denen einer dem ABC-Schützen Alberto besonders wichtig geworden war, wie eine spätere Aufzeichnung des Künstlers besagt: „Ich erinnere mich, dass ich mindestens zwei Sommer lang von all dem, was mich umgab, nur einen großen Felsbrocken sah, ungefähr 800 Meter vom Dorf entfernt... Es war ein Monolith, der sich unten zu einer Höhle öffnete; der ganze untere Teil war hohl, das Wasser hatte ihn ausgewaschen. Der Eingang war niedrig und langgezogen, knapp so hoch wie wir damals. An manchen Stellen ging es im Inneren noch tiefer hinein, und ganz am Ende schien sich eine zweite Höhle aufzutun. Mein Vater hatte uns eines Tages diesen Felsen gezeigt. Welch eine ungeheuere Entdeckung! Sofort betrachtete ich ihn als einen Freund, als ein Wesen, das uns wohlgesinnt war, das uns rief und uns zulächelte... Von dem Tag an verbrachten wir all unsere Vor- und Nachmittage dort. Wir waren fünf oder sechs Kinder, immer dieselben, die stets zusammen blieben. Jeden Morgen beim Aufwachen suchte ich den Felsbrocken. Vom Haus aus sah ich ihn in allen Einzelheiten, ebenso den schmalen Weg, der wie ein Faden dorthin führte. Nach seiner Entdeckung gingen wir als Erstes daran, den Eingang zu verengen. Es sollte nur eine Spalte da sein, gerade breit genug, uns durchschlüpfen zu lassen. Meine größte Freude aber war es, mich in die hintere kleine Höhle zu kauern; ich hatte kaum Platz darin, doch alle meine Wünsche waren erfüllt."

Alberto und seine Mutter Annetta im Sommerdomizil in Maloja. Obwohl seine Mutter immer sehr streng mit ihm war - das hieß früh aufstehen und regelmäßig um zwölf Uhr Mittag essen - besuchte er doch alljährlich seine Heimat.
Foto: Ernst Scheidegger

Der Erfolg in Paris

Der Schulbub Alberto hat die Höhle selbstverständlich nicht als kreativen Raum empfunden. Und wenn die Zeit herankam, hockte er ganz einfach vor seinem Felsblock und wartete sehnsüchtig auf das Signal aus dem Elternhaus, dass die Mutter das Essen fertig hatte. Doch das Erlebnis wirkte lange fort. Dürfen wir Giacomettis Biografen glauben, so hatte er gleichartige Empfindungen in seinem dunklen, engen Atelier in der Pariser Rue Hippolyte Maindron 46, das ihm, obwohl es weder fließendes Wasser noch Kanalisation und nur einen Ofen gab, über Jahrzehnte hinweg bergende Heimat seiner künstlerischen Existenz gewesen ist, von 1927 an bis zu seinem Tod 1966! Alle schüttelten sie den Kopf, wenn sie ihn in dem kümmerlichen, gerade mal 20 Quadratmeter großen Loch besuchten, seine Freunde, darunter Picasso, Max Ernst, André Breton, Cockteau, Sartre, Genet, und auch die Kunsthändler. Äußerlichkeiten bedeuteten Giacometti nichts, Eitelkeit war ihm fremd. Er war Träger des Großen Skulptorenpreises auf der Biennale 1962 in Venedig und Ehrendoktor der Universität Bern. Aber er blieb ein anspruchsloser Bergbauernbub mit zerfurchtem Wuschelkopf, der am liebsten barfuß durch die Straßen von Paris gelaufen wäre, aber meist in ausgebeulten und gipsbestaubten Arbeitsklamotten daher kam, weil er nicht einsah, dass er sich zu einer Verabredung im „Coupole" am Montparnasse umziehen sollte. „Er sah immer aus, als ob er auf einer Parkbank übernachtet hätte" wird im Quartier erzählt. Normalerweise begnügte er sich mit ein paar Äpfeln, harten Eiern, Kaffee und zahllosen Zigaretten am Tag.

Sommer 1935 - großer „surrealistischer Ausflug" zum Fornogletscher. Ganz rechts der berühmte Maler Max Ernst (1891-1976), mit dem Alberto freundschaftlich verbunden war. Als Dritter von links, liegend, Bruder Diego, links neben Max Ernst sitzend Alberto mit genagelten Bergstiefeln. Bruder Diego bestieg bei dieser Gelegenheit die Cima dal Largh auf dem Normalweg im Alleingang, nachdem Max Ernst, er hatte behauptet, ein guter Kletterer zu sein, aufgab.
Foto: Ernst Scheidegger

Obwohl er über 40 Jahre als „Bohèmien" in Paris lebte, war Alberto mit der anderen Hälfte seiner Existenz immer auch im Bergell verwurzelt. Er kam oft nach Stampa, um seine Familie zu besuchen, deren starke, in sich selbst ruhende Zentralfigur, seine Mutter Annetta, er so oft gemalt und modelliert hat. Er kam, um zu arbeiten, um Bergluft zu atmen. Aus der Bergeller Heimat schöpfte er die Kraft, die er in Paris brauchte, um seine selbstzerstörerische Lebensweise durchhalten und sich als Künstler behaupten zu können. Er kam im Sommer, vor allem aber, worüber viele sich wundern müssen, im Winter, wenn wochenlang kein Sonnenstrahl Stampa erleuchtete. Frau Annette schüttelte streng den Kopf: „Wie kann man nur die Dunkelheit so lieben!" Da liegt es nahe, sich der Höhle im Felsblock zu erinnern...

Wurzeln im Bergell

Auch während seiner Aufenthalte im Bergell arbeitete Alberto. Tagelang kam er nicht aus dem Atelieranbau des Hauses in Stampa heraus, und wer ihn dort besuchte, fand das unvermeidliche Chaos: Halbfertige Steinköpfe, Gipsfiguren, Gipssäcke, umgedrehte Leinwände, bemalte Holzbalken, Staffeleien, zerbrochenes und verrostetes Werkzeug. Mittendrin der kleinwüchsige Alberto, um keinen Deut geordneter als das Chaos, mit dem er sich umgab, immer in Bewegung, immer an etwas arbeitend, modellierend. Es gab noch ein zweites Atelier aus dem Erbe der Mutter in Maloja, in einem schlichten, heute von einer Schreinerei genutzten Haus am Capolago, dem Südende des Silser Sees. Alberto war eben doch nicht nur „ein Sohn der Finsternis", wie seine Mutter befürchtet haben mochte. Hier oben leuchtete das silberhelle Licht, dem das Oberengadin seine spezielle Attraktivität verdankt. Im Sommer 1935 erhielt er Besuch von Max Ernst, dem großen Surrealisten, und gemeinsam bemalten sie die in den nahen Gletschermühlen gesammelten rundgeschliffenen Steine, die noch viele Jahre lang vor dem Haus und auf dem Grundstück herumlagen. Aus diesem Sommer gibt es ein Foto der Giacometti-Familie mit Max Ernst auf dem Forno-Gletscher, der von Maloja aus über den idyllischen Laj de Cavloc ohne allzu große Mühe zu erreichen ist; es ist einer der raren Hinweise darauf, dass man sich zu einer alpinistischen Unternehmung verstieg. Wie es ausschaut, dürfte der in Paris lebende Kölner „Preuße" Max Ernst die treibende Kraft dabei gewesen sein, und die Bergbewohner aus dem Bergell sind halt mitgelaufen.

Im Bachbett der Orlegna vor dem Fornogletscher suchte Max Ernst solche abgeschliffenen Steine, um daraus Plastiken zu modellieren oder die Steine zu bemalen.
Foto: Ernst Scheidegger

Die Berge seiner Heimat jedenfalls sind so gut wie gar nicht in das Schaffen Albertos eingegangen. Mit viel Fantasie könnte man die berühmten Granitnadeln im Spazzacaldeira-Massiv, „Fiamma" und „Dente" in der spitzen, hoch aufgeschossene Figurenwelt Albertos wieder erkennen – wenn er sie je zu Gesicht bekommen haben sollte. Tiefenpychologen unter den Kunstwissenschaftlern geben sich überzeugt davon, dass sich das Höhlenerlebnis des kleinen Alberto in der Schaffensperiode widerspiegelt, da die Figuren des Meisters immer kleiner wurden und schließlich zu Winzigkeiten schrumpften, die in einer größeren Streichholzschachtel Platz fanden. Konkreter lassen sich die grauen und weißen Farbtöne vieler seiner Bilder auf die im winterlichen Bergell vorherrschenden Farben beziehen, denen das Dunkelgrün der Nadelwälder, das Ocker der Lärchen und das Braunrot der Felder im Talgrund beigemischt werden können.

Ganz eindeutig sind die Interieurs aus dem Giacometti-Haus in Stampa, in denen der Künstler die Gegenposition zu seinem unwirtlichen, „unbehausten" Pariser Atelier darstellt: Hier ist es warm, friedlich, wohnlich, und im Mittelpunkt sitzt Mutter Annetta im milden Lampenschein bei einer Näharbeit! Es mag sentimental klingen, aber es gibt keinen Grund, solche „Heimatkunst" verächtlich abzutun und sie auf den Scheiterhaufen zu werfen, auf den die zahllosen kitschigen Machwerke des 19. und frühen 20. Jahrhunderts gehören. Zumal wenn sie von einem Künstler geschaffen wurde, dessen ganz unverwechselbare, einzigartige Figuren längst die Welt – und notabene: den Weltmarkt erobert haben. Der

Die Giacomettis vor ihrem Haus in der Sommersiedlung Isola am Südostufer des Silser Sees. Links sitzend Alberto und Mutter Annetta, in Bildmitte stehend Bruno Giacomettis Frau Odette, rechts Bruno Giacometti mit Pitbullhündin Punta.
Foto: Ernst Scheidegger

aber, wenn er in Stampa, seiner Heimat war, selbstverständlich in der Wirtsstube des Hotels Piz Duan mit den Nachbarn und Schulfreunden zusammensaß, von denen ein Fremder ihn nicht hätte unterscheiden können. Nach seinem Tod rühmten die Leute in Stampa Albertos Bescheidenheit: „Er war eigentlich wie wir. Nur ein bisschen anders."

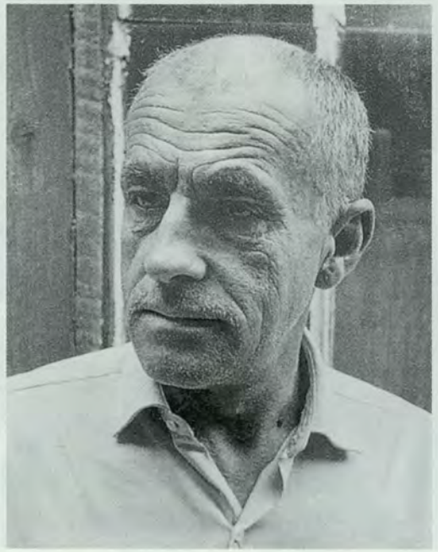
Zwischen Borgonovo und Stampa steht die Kirche San Giorgio. Auf dem Friedhof ist Alberto an einem eiskalten Januartag des Jahres 1966 beerdigt worden. Ein Pferdefuhrwerk hatte den Sarg vom Atelier zur Kirche gebracht. Die Familie und aus ganz Europa angereiste Trauergäste, darunter Vertreter der französischen und der Schweizer Regierung, folgten zu Fuß. Albertos Grab befindet sich an der südlichen Friedhofsmauer. Der Bronzeguss der Büste Elie Lotar III, an der er zuletzt in Paris gearbeitet hatte, war vom jüngeren Bruder Diego für das Grab bestimmt worden, steht aber heute, um sie vor Diebstahl zu schützen, im Talmuseum Ciäsa Granda in Stampa. Eine Reihe davor erhebt sich der Granitstein für das Grab seiner Eltern. Die von Alberto herausgearbeiteten Motive Taube, Sonne, Schale sind kaum zu sehen, aber deutlich zu ertasten. In unmittelbarer Nähe der beiden Gräber ist eine mit Brettern bedeckte Grube ausgehoben: Ohne diese herbstliche Vorsorge könnten die Toten des Winters im tief gefrorenen Erdreich nicht begraben werden. Zwischen Mitte Dezember und Mitte Februar berührt kein Sonnenstrahl den Friedhof.

Augusto Giacometti

Das Apsis-Fenster der kleinen Kirche stellt in Farben, die auch an einem trüben Wintertag glutvoll leuchten, den „Einzug Christi in Jerusalem" von Augusto Giacometti dar, einem Altersgenossen und Cousin des Giovanni Giacometti. Auch sein Familienhintergrund war so bergell-typisch wie nur möglich: Die Großeltern beider Seiten waren als Konditoren im Ausland tätig gewesen, die einen im polnischen Thorn, die anderen im italienischen Modena. Mit ihren Kindern kehrten sie ins Bergell zurück, wo Augusto anno 1877 in Stampa, unweit vom Gasthof Piz Duan, zur Welt kam. Obwohl in bescheidensten bäuerlichen Verhältnissen aufgewachsen (Viehbesitz der Familie: drei Kühe, drei Ziegen, ein Schwein und

Augusto Giacometti in seinem Atelier in Stampa. Augusto war nicht direkt mit den anderen Giacomettis verwandt. Von 1894 bis 1897 besuchte Augusto die Kunstgewerbeschule Zürich, wo er mit einem Diplom als Zeichenlehrer abschloss. Als Glasmaler schuf er zahlreiche Werke für Kirchen in der Schweiz.
Foto: Ernst Scheidegger

viele Hühner), gelang es ihm, zum angesehenen, in geordneten bürgerlichen Verhältnissen lebenden Künstler aufzusteigen, der sich nicht allein mit seinen herrlichen Kirchenfenstern in Zürich, Chur, Klosters, Davos und hier in San Giorgio einen großen Namen machte. Die Leuchtkraft seiner Glasmalereien bleibt im 20. Jahrhundert unübertroffen. Auch die Bilder aus dem Bergell, dem er zeitlebens verbunden blieb, verraten eine schöpferische, immer nach neuen Wegen suchende Fantasie und sind von verblüffender Modernität. Sie tragen dann Titel wie „Bergdorf", „Maimorgen", „Aufstieg zum Piz Duan". Doch der Betrachter wird die Motive aus Stampa oder den Bergeller Hausberg Piz Duan in ihrer totalen Abstraktion kaum wieder erkennen. Auch Augusto liegt, nahe seinen Verwandten, auf dem Friedhof von San Giorgio. Sein Grabstein verkündet: Qui riposa il maestro dei colori – Hier ruht der Meister der Farben!



Diego Giacometti (1902-1985)
jüngerer und wilder Bruder von Alberto, war in Paris dessen engster Mitarbeiter. Er fertigte die Träger für Albertos gebrechliche Figuren, machte Gipsabgüsse für Gussformen und patinierte die Plastiken. Nach 1950 trat er zunehmend als eigenständiger, äußerst origineller Künstler in Erscheinung. Seine Werke waren zunehmend von Innenarchitekten und Galeristen gefragt, die seine witzigen Kleinplastiken, Lampen und Beschläge meist als Auftragsarbeiten orderten.
Foto: Ernst Scheidegger

Für Bruder Alberto

Diego Giacometti, 13 Monate nach Alberto geboren, ordnete sein Leben ganz dem des willensstarken Bruders unter und wollte es nicht anders. Neben Mutter Annetta war er das Familienmitglied, das Alberto am häufigsten Modell saß. Dessen erste Skulptur, mit zwölf Jahren aus Plastilin modelliert, stellte Diegos Kopf dar.

Später folgte Diego seinem Bruder nach Paris, um – von wenigen Unterbrechungen abgesehen – „wie ein Schatten" bei ihm zu bleiben, als Helfer, Assistent, Zuarbeiter, Freund – für Alberto ein Glücksfall. „Ohne Diego wäre Alberto nicht denkbar" meint Ernst Scheidegger, ein enger Freund der Familie. Nebenbei bietet sich Diego Gelegenheit, seine eigene gestalterische Begabung zu entwickeln. Zunächst formt er kunstgewerbliche Gegenstände, darunter wunderbare Lampen, Leuchter, Tische, Tiergestalten unter anderem für die Stiftung Maeght in St.-Paul-de-Vence und für die Galerie von Pierre Matisse in New York. Nach Albertos Tod verwandeln sich seine Möbel zunehmend in eigenständige Skulpturen. Den letzten großen Auftrag übernahm der 80-jährige mit der Einrichtung des Picasso-Museums in Paris – eine delikate Aufgabe angesichts der Dominanz von Picassos Werken und des historischen architektonischen Rahmens, die er kongenial gelöst hat. Im Bergell dagegen hat Diego kaum Spuren hinterlassen. Er fühlte sich dem Tal weniger verbunden als seine Brüder, kam auch nur selten auf Besuch. Doch nun liegt auch er auf dem Friedhof von San Giorgio in der Nähe von Albertos Grab.

Bruno Giacometti

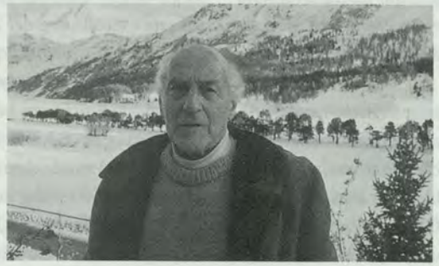
Im Gegensatz zu Diego ließ Bruno Giacometti, der 1907 geborene jüngste der drei Brüder, sich nicht von Alberto vereinnahmen und ging seinen eigenen, ebenfalls sehr erfolgreichen Weg als Architekt. Überall im Bergell stehen seine Bauten: Das Postamt in Maloja, Wohnanlagen in Vicosoprano und Castasegna, die Seilbahnstation der Albigna-Kraftwerke, das Schulhaus in Stampa, ein besonders schönes, in seinen Formen und Materialien ganz der Landschaft angepasstes Bauwerk. Doch sein Ansehen reichte weit über das kleine Bergtal hinaus. Während sein

Augusto Giacometti (1877-1947)
Stampa, 1915, Aquarell 37 x 28 cm. Augusto Giacometti zählt zu den bedeutenden abstrakten Malern der Schweiz und forcierte diese moderne Kunstrichtung schon vor dem Ersten Weltkrieg.
Foto: Bündner Kunstmuseum Chur

Vater noch mit dem gigantischen Weltausstellungsprojekt für Paris scheiterte, ist Brunos Schweizer Pavillon von 1952 eines der architektonischen Glanzstück auf dem Biennale-Gelände in Venedig. Bruno Giacometti, der in Zollikon lebt, hat verfügt, dass das Atelier in Stampa, in dem Vater und Bruder gearbeitet haben, nicht allgemein zugänglich ist, zum leisen Bedauern all derer, die Kultur und Tourismus im Bergell fördern möchten und die sich das Atelier gut als würdige Gedenkstätte der Giacometti-Familie vorstellen könnten.

Ein paar Häuser unterhalb des Giacomettihauses und -ateliers steht die Ciäsa Granda, ein altes Patrizierhaus, über dessen Portal die Jahreszahl 1581 zu sehen ist und das heute sowohl das Heimat- wie das Giacometti-Museum beherbergt. Der große Raum im Untergeschoss reflektiert das kleine Bergtal im Spiegel seiner großen Künstler; sein Zentrum bildet die schon erwähnte Büste Elie Lotar III, eine Gestalt von bedrängender Ausdruckskraft, in der Alberto das ganze menschliche Leiden seines Jahrhunderts hineingepackt und eingeschmolzen zu haben scheint.

Unmittelbar nach der Beisetzung seines Bruders war Diego nach Paris ins gemeinsame Atelier gefahren, um die in Ton geformte Figur zu retten, den Bronzeguss anzufertigen und den weltlichen Schmerzensmann auf Albertos Grab in Borgonovo stellen zu lassen. Da er dort nicht bleiben konnte, weil man befürchten musste, er würde eines Tages gestohlen, wanderte er weiter nach Stampa ins Museum. Auch Kunstwerke haben ihre Schicksale.



Bruno Giacometti (*1907)
letzter berühmt gewordener Spross aus der Sippschaft, machte sich als Architekt einen Namen und gestaltete zahlreiche öffentliche Großbauten in der Schweiz, darunter das Bündner Naturmuseum in Chur (1982).
Foto: Ernst Scheidegger

Der „Everest der Bergbücher“

100 Jahre Bibliothek des Deutschen Alpenvereins, Biographie einer Spezialbibliothek von Weltgeltung

Von PETER GRIMM und KLARA ESTERS

Am 2. Oktober 2002 wurde die Bibliothek des Deutschen Alpenvereins 100 Jahre alt. Der Deutsche Alpenverein hat mit dieser Bibliothek die weltweit größte wissenschaftliche Spezialbibliothek für alpine Literatur geschaffen. Als beachtliche Kulturleistung des Gesamtvereins erfreut sie sich heute gleichzeitig als Archivbibliothek und Servicebibliothek großer Beliebtheit.

Alpine Literatur – alpine Büchereien

Die Wechselwirkungen zwischen der Entwicklung des Alpinismus, alpiner Literatur und Gesellung in alpinen Vereinen ist offensichtlich, wenn auch bislang nicht ausdrücklich untersucht.

Führt Adolph Schaubach 1845 in einer ersten alpinen Bibliographie[1] nur 78 Titel auf, so konnte Paul Grohmann in den „Mitteilungen des Österreichischen Alpenvereins“ schon 374 alpine Werke allein der Jahre 1860-1864 verzeichnen. Ein Basler Buchhandelskatalog[2] enthielt 1874 bereits 1418 alpine Einträge. Und zwischen 1932 und 1938 wies die „Alpine Bibliographie“ jährlich über 3000 neue Titel nach. Wer könnte sie heute alle zählen, die alpinen Publikationen der Welt!

„Bald nach der Gründung der alpinen Vereine, die sich ja auch von Anfang an literarisch betätigten, tauchte der Gedanke an eine Sammlung der bis dahin erschienenen Literatur auf“ (A. Dreyer).

Zur Jahrhundertwende verfügten alle bedeutenderen Sektionen des D.u.Ö.A.V. bereits über ansehnliche Büchersammlungen, nur im Dachverband fehlte eine zentrale Bibliothek. Wohl aus Kostengründen und, „weil das Bedürfnis dafür nicht so vordringlich“[3] schien.

Kritik regte sich bei geistig weitschauenden Alpenfreunden um die Jahrhundertwende. Dennoch wäre der D.u.Ö.A.V. möglicherweise noch lange ohne zentrale Bibliothek geblieben, hätte nicht die großzügige Stiftung eines Gönners den Anstoß zu ihrer Einrichtung gegeben.

Spätling Zentralbibliothek des D.u.Ö.A.V.

Im Jahr 1901 übersiedelte der begüterte Asienforscher Willi Rickmer Rickmers aus Bremen auf die Halbinsel Mettnau im Bodensee. Vor den in der Wagenremise aufgetürmten Bücherstapeln kamen dem originellen Sammler und Forschungsreisenden Zweifel am Sinn einer solchen unnützen Deponie. Rickmers beschloss, seine sorgsam zusammengetragenen Bücherschätze dem Alpenverein als Geschenk anzubieten: über 5000 Bände an Raritäten, vorwiegend englischer Provenienz – Wert damals etwa 80.000 Goldmark. Als einzige Gegenleistung forderte er vom D.u.Ö.A.V., in München eine Zentralbibliothek einzurichten und diese auch zu unterhalten. Der Anstoß fiel auf fruchtbaren Boden. Die Generalversammlung zu Meran nahm 1901 diese „hochherzige Spende mit wärmstem Dank“[4] an. Als Startkapital bewilligte sie 5.500 Goldmark.

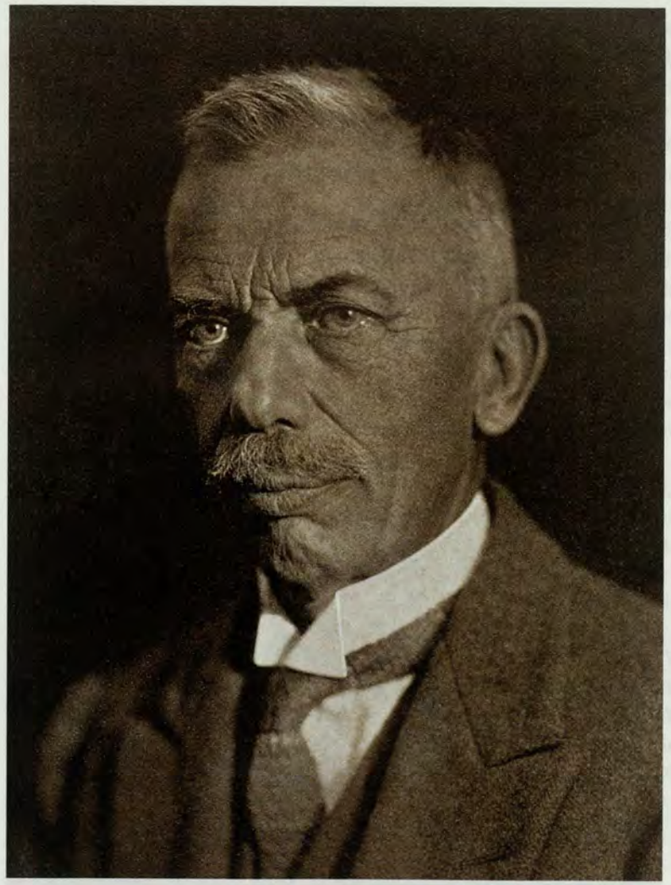
Erster nebenamtlich tätiger Bibliothekar war der Münchner Volksbibliothekar Fleischmann. In fünf von der Stadt München zur Verfügung gestellten Mansardenzimmerchen in der Sparkassenstraße erfolgte am 2. Oktober 1902 die „mit Ungeduld erwartete“[5] Eröffnung der Zentralbibliothek.

Von dem Bergmaler Otto Barth ließ sich Rickmers einige Motive für Bucheignerzeichen entwerfen.
Foto: Alpine Exlibris

Seit 1904 unter hauptamtlicher Leitung

Kurz nach Eröffnung bezog die Bücherei geeignetere städtische Räume in der Ledererstraße. Am 1. April 1904 wurde dann der Schriftsteller Dr. Aloys Dreyer aus Straubing zum ersten hauptamtlichen Leiter berufen. Dieser Literaturliebhaber vervollständigte Zug um Zug die Zeitschriftenreihen, richtete die Erwerbung verstärkt auf die Ostalpen und baute den weltweiten Schriftentausch mit touristischen Vereinen und wissenschaftlichen Gesellschaften aus. Auf diesem Wege flossen der Bibliothek viele im Buchhandel nicht erhältliche Publikationen zu.

[1] Schaubach, Adolph: Die Deutschen Alpen. Jena 1845. T.1, S. 285-296
[2] Bibliotheca alpina tertia. Basel 1874; weitere Bibliographien s. Zeitschr. DÖAV 1919, S. 77
[3] Zeitschr.DÖAV 1919, S. 78
[4] Zeitschr.DÖAV 1919, S. 78
[5] Zeitschr.DÖAV 1919, S. 78
[5] Mitt.DÖAV 1932, S. 252



Willi Rickmer Rickmers (1873-1965)
Alpinist, Geograf und Forschungsreisender, ermöglichte mit der Stiftung seiner umfangreichen Bibliothek von Bergbüchern die Gründung der Alpenvereinsbücherei.
Foto: Archiv Ewald Weiß

Verlage stellten ihre Neuerscheinungen gegen Besprechung in den Vereinspublikationen zur Verfügung. Wesentlicher Zuwachs kam durch die Übernahme der Büchersammlung des im D.u.Ö.A.V. aufgegangenen Österreichischen Alpenverein aus Wien sowie 1905 durch die Eingliederung des „Wissenschaftlichen Archivs“ des Vereins. Auch einzelne Nachlässe bedeutender Alpinisten und alpiner Forschungsreisender bereicherten den Fundus. In diesen Jahren vor dem Ersten Weltkrieg betrug der Zugang durch Geschenk und Tausch über die Hälfte der Jahreserwerbung!

Sachlich geordnet wies das 1906 gedruckte Bücherverzeichnis der „Zentralbibliothek des D.u.Ö.A.V.“ auf 325 Seiten den Bestand nach.

Bestandsaufbau auf Zukunft programmiert

Es lohnt sich, die Beschaffungsdirektive von 1905 wörtlich zu zitieren. 1929 auf die außeralpinen Hochgebirge erweitert, gibt sie die in der Folge konsequent erreichte Zusammensetzung des Bestandes wieder:

Die Alpenvereinsbücherei ist eine alpine Fachbibliothek, in erster Linie bestimmt zur Sammlung der turistischen Literatur, welche alles umfasst, was für den Bergsteiger behufs verständnisvoller Bereisung der Alpen und auch anderer Hochgebirge von praktischem Wert und Nutzen ist. Im besonderen gelten folgende Grundsätze:
a) die turistische Literatur über die Alpen ist tunlichst vollständig… zu sammeln; ebenso auch die gesamte, auf den D.u.Ö.A.V. bezügliche Literatur;
b) von der turistischen Literatur über andere Hochgebirge sind alle neueren Schriften anzuschaffen;
c) die Literatur über Gletscherforschung in den Alpen ist tunlichst vollständig zu sammeln;
d) von der nichtturistischen Literatur, soweit sie Erscheinungen der Natur und des Lebens in den Alpen und anderen Hochgebirgen behandelt, sind die neuesten Hauptwerke anzuschaffen…

Zudem waren neben „hauptsächlichen Erscheinungen“ der Schönen Literatur wichtige alpine Beiträge aus anderen Zeitschriften zu besorgen.

Von Anfang an rückte diese klug formulierte Vorgabe das Ziel „tunlichster“ Vollständigkeit in den Vordergrund. Zur Benutzung im Lesesaal wurden nun auch Nichtmitglieder zugelassen. Doch zunächst musste die Bücherei 1909 in das neue Alpine Museum des D.u.Ö.A.V. auf die Praterinsel umziehen. Sinkende Ausleihzahlen, Raumnot wie auch feuchtes Gemäuer zwangen jedoch bereits 1913 zum Umzug der 26.000 Bände in die Westenriederstraße 21. Die Lage und die dort verfügbare Fläche von 115 Quadratmeter boten der wachsenden Bibliothek endlich das geeignete Domizil. Es ging aufwärts mit der 1912 in Alpenvereinsbücherei (AVB) umbenannten Institution.

Als Sammelgebiet kam nach 1920 der Ski- und Wintersport hinzu sowie die Literatur über die Hochgebirge der Erde. Und schließlich galt der Sammeleifer dem Jugendwandern und dem aufkommenden Naturschutzgedanken.

Zum „Sammelbecken alpiner Weltliteratur“

Dr. Dreyer hatte ein touristisch breites Fundament geschaffen und die AVB ins Bewusstsein der Münchner Öffentlichkeit gerückt. Sein Nachfolger Dr. Hermann Bühler, wissenschaftlicher Bibliothekar aus der Schule der Bayerischen Staatsbibliothek, musste

1930 gleich zu Amtsantritt die Aufnahmekapazität der Westenriederstraße kräftig erweitern, überschritt doch der Bestand bereits 1932 die 50.000er-Marke.

In den 30er Jahren des 20. Jahrhunderts entwickelte sich die AVB, von den Präsidenten des Vereins gefördert, endgültig zur international orientierten Archivbibliothek, zum „Sammelbecken der alpinen Weltliteratur". Rund drei Viertel dieser Produktion wurde jährlich erworben.

Völlig überraschend von der Reichsverwaltung in der Westenriederstraße buchstäblich auf die Straße gesetzt, wäre diese Aufwärtsentwicklung 1936 in München zu Ende gewesen, hätte nicht in höchster Not ein altes Mitglied geholfen. Der Münchner Handschuhfabriksbesitzer Karl Cap richtete sein Rückgebäude in der Knöbelstraße 16 für die Bücherei ein. Vorbildlich! Endlich eine Residenz für die Zukunft – wie es schien.

„Erschließung der alpinen Weltliteratur"

Auf dem Tiefpunkt der Finanzmittel in den Notzeiten der Inflation gründeten Gönner 1921 den „Verein der Freunde der Alpenvereinsbücherei". Aus den von diesem Förderkreis aufgebrachten Mitteln von 30.000 Reichsmark wurden etwa ebensoviel Bände beschafft wie aus dem regulären Etat. Vornehmlich aber finanzierten die rund 600 „Freunde" den Druck der bibliographischen Nachschlagewerke. Um 1909 muss mit der Bestandsverzeichnung durch Zettelkataloge als Verfasser-, Schlagwort- sowie systematischer Nachweis begonnen worden sein. Erfasst wurden darin auch wichtige Zeitschriftenaufsätze. 1927 erschien das Dreyer'sche „Bücherverzeichnis"[6], das noch heute wichtigste alpin-bibliographische Nachschlagemittel aus dieser Zeit. 1929 folgte ein Karten- und Rundsichtenverzeichnis, 1939 der Nachtrag zum Bücherverzeichnis. Akribisch wertete das Bibliotheksteam unter Mitarbeit des Berliner Bibliotheksdirektors Dr. Paul Geißler alle weltweit verfügbaren bibliographischen Unterlagen aus. Das Ergebnis: die „Alpine Bibliographie"[7] für das Jahr 1932-38 nebst „Gesamtregister"[8]. Vom „Verein der Freunde" unterstützt, erfüllte sie so den hoch gesteckten Anspruch „Erschließung der alpinen Weltliteratur".

Erstaunliche Extras – Die Appendices...

Eine vollständige Kartensammlung alpiner Blätter der jeweils amtlichen Topographie sowie der Wander- und Skikarten ist für eine touristische Bibliothek selbstverständlich. Ein weiterer zusätzlicher Sonderbestand, die Panoramensammlung, erreichte insgesamt 1.225 Blätter. Hinzu kam ab 1909 eine einzigartige Handschriftensammlung mit Autographen nahezu aller berühmten Alpinisten, dem Schriftwechsel der Vereinsgründung sowie Hunderte von Führer-, Gipfel- und Hüttenbüchern. Um 1941 enthielt dieser alpinhistorisch einmalige Appendix 4.500 Dokumente.

Fast nebenbei wuchs der Bibliothek auch eine Bildersammlung grafischer Originale und Reproduktionen zu; 1941 lagen 15.000 Blätter vor. Seit 1919 verwaltete die Bibliothek außerdem die zentrale Lichtbildleihstelle des D.u.Ö.A.V.. Und schließlich betreute die AVB auch das Zentralarchiv des Gesamtvereins. Wahrlich eine Stätte umfassender Pflege und Dokumentation alpiner Kultur.

Im repräsentativen Gebäude des Alpinen Museums auf der Münchner Praterinsel hat auch die Bibliothek des DAV ein würdiges Domizil gefunden.
Foto: Wilfried Bahnmüller

Alles verloren

Beharrlich und konsequent hatte sich die Alpenvereinsbücherei zum „geachteten Glied im gesamten Kulturleben" emporgearbeitet, zum führenden wissenschaftlichen Spezialinstitut. Die bis 1945 für Aufbau und Verwaltung dieser weltweit größten Alpinbibliothek sowie für ihre vier Mitarbeiter aufgewendeten Mittel lagen über einer Million Mark. Letzte bekannte Bestandszahlen von 1941: rund 60.000 Bände und 6.800 Karten.

Dies alles fiel samt der unersetzlichen Handschriften und Archivmaterialien in einer einzigen Bombennacht vom 2. zum 3. Oktober 1943 den Flammen zum Opfer. Löschzüge der Münchner Feuerwehr weigerten sich einzugreifen[9], vorsorgliche Auslagerung auch nur von Bestandteilen sollen Behörden und Kreisleitung der Nazipartei NSDAP verhindert haben[10].

Schwieriger Wiederbeginn

Der Wiederbeginn nach Kriegsende war unvorstellbar schwierig. Es fehlte an allem: an Geld, an Räumen, vor allem aber am Träger, dem durch Alliierte Kontrollrats-Direktive aufgelösten Alpenverein. Es ist das bleibende Verdienst des Kulturreferenten der losen „Landesarbeitsgemeinschaft alpiner Vereine in Bayern", des Münchner Ministerialbibliothekars Paul Hübel, beharrlich die Vision einer neuen Alpenvereinsbücherei verfolgt zu haben.

Dass bereits unter den allerersten Mitarbeitern dieser Landesarbeitsgemeinschaft ein Büchereipraktikant war, belegt, welchen Stellenwert man dieser Idee beimaß. Jener „Praktikant", der Mitverfasser dieses Beitrags, sammelte versprengte Reste sowie noch in den letzten Kriegsjahren Wiederbeschafftes und zog samt anlaufenden Neuerwerbungen von Notquartier zu Notquartier. Erst 1950 konnte das mühsam Zusammengetragene auf der Münchner Praterinsel einziehen. Noch vor Wiedergründung des Deutschen Alpenvereins DAV öffnete hier am 3. April 1950 das, was eine neue Alpenvereinsbücherei werden wollte.

Zahlreiche selbstlose Spenden sowie Dauerleihgaben aus Altbeständen der Alpenklubs Augsburg, München, Bayerland, Berggeist waren diesmal das substanzielle Startkapital, materiell und moralisch. Einzelne Gönner, Firmen und Verlage folgten mit Geschenken und Stifter Rickmers schenkte ein zweites Mal all seine Bücher, rund 2.000 Bände, der Alpenvereinsbücherei II.

Noch reichten 80 Quadratmeter Fläche für den spärlichen Bestand. Um so vertiefter erfolgte von Anfang an die auf die Belange des Bergsteigers ausgerichtete sachliche Erschließung.

Aufwärts mit Wiedergründung des DAV

Das ganze Unternehmen wäre ein Fehlstart geblieben, hätte nicht der 1950 wiedererstandene Deutsche Alpenverein (DAV) mit einem ansehnlichen Jahresetat für Wachstum gesorgt. Mit abgesparten Sondermitteln kaufte dieser selbst teure und bedeutende Nachlässe an. Das Sammelziel blieb zunächst bescheiden. Angeschafft wurde alpin-touristische Literatur, vorwiegend deutsch, teils auch englisch. Alpinwissenschaftliche Werke blieben Ausnahmen, Belletristik war ausgeschlossen. Mit diesem gestrafftem Sammelziel suchte der DAV trotz finanzieller Aufbaubelastung nachzubeschaffen, was möglich war.

Ein Meilenstein in dieser ersten Aufbauphase wurde die Heimkehr einiger offensichtlich heimlich nach Tirol ausgelagerter Bücherkisten des D.u.Ö.A.V. Ihre gemeinsamen Eigentümer DAV und OeAV haben sich dann auf kulturelle Aufgabentrennung geeinigt.

Neue Namen, Fakten, Leistungen

In der Amtszeit des ersten Kulturreferenten des DAV, Hans Ackermann, bezogen 1957 rund 15.000 Bände und 1.500 Karten nebst Verwaltung und Leseraum im Erdgeschoss des Alpenvereinshauses zeitgemäß ausgestattete 300 Quadratmeter. In der Folgezeit holte auch eine Ausstellung alpiner Verlagsproduktionen mit 345 Titeln Literaturfreunde ins Haus.

Alois Dreyer (1861-1938)
Der Schriftsteller wurde 1904 zum ersten hauptamtlichen Leiter der Bibliothek berufen.
Foto: Archiv DAV

Ab 1958 baute als Leiterin Dipl.-Bibl. Hedwig Rüber während 34 Jahren die Bibliothek beharrlich aus und führte die vertiefte Sacherschließung der Spezialbibliothek weiter. Unter ihrer Führung konnte die AVB ihre Sammelgebiete wieder zu den Vorkriegszielen ausweiten.

In den Gremien des Vereins wurde sie durch den ersten Bibliotheksbeauftragten Dr. Franz Grassler unterstützt. Mit einem Register der AV-Jahrbücher 1926-1968 knüpfte dieser an bibliographische Traditionen an. Ab 1972 baute Hans Koehler im Rahmen der Bibliothek ein Archiv für Auslandsbergfahrten auf.

Erfolge und Probleme

Auf der Nachfrageseite war die Vorgängerbibliothek 1990 bereits überflügelt. Der Wandel der Benutzersoziologie sowie der Nutzergewohnheiten hatten dem Aspekt „alpine Gebrauchsbücherei" ein stärkeres Gewicht verschafft. Noch waren nicht alle Lücken geschlossen, der Stand von 1943 nicht voll erreicht; ihren Rang als weltweit bedeutendste wissenschaftliche Spezialbibliothek für Alpinismus aber hatte die Alpenvereinsbücherei um 1990 mit fast 50.000 Bänden, 3.000 Landkarten, 500 Zeitschriftentiteln und 300 internationalen Tauschpartnern zurückgewonnen.

Freilich neigte sich um 1990 das Aufnahmevermögen des Büchermagazins dem Ende zu. Ein Umbau auf der Praterinsel zum neuen Alpinen Museum sollte diese Raumnot beheben. Fertige Baupläne für eine Flächenerweiterung lagen in verschiedenen Varianten vor. Letztlich entschlossen sich die Entscheidungsträger leider zur „sparsamsten" Lösung mit räumlich getrenntem Magazin in einem Anbau un-

[6] Dreyer, Aloys: Bücherverzeichnis der Alpenvereinsbücherei. München 1927. 1358 Spalten
[7] Bühler, Hermann: Alpine Bibliographie für das Jahr... Bde 1931-1938. München 1932-42.
[8] Bühler, Hermann: Alpine Bibliographie. Gesamtregister für die Jahre 1931-1938. München 1949.
[9] E.F. Hofmann. In: Mitt. DAV 1951, S. 14
[10] mündl. Mitt. Dr. Bühler

Im Lesebereich der Bibliothek finden Besucher eine gut sortierte Handbibliothek mit Führern, Bildbänden und Zeitschriften in modernem Ambiente.
Foto: Georg Hohenester

ter Erdniveau. Kostete schon dies allein über eine Million Mark! Heute ist auch das neue Magazin bis auf den letzten Meter gefüllt.

Gleichzeitig konnte die Bibliothek in den Bereichen Katalogisierung und Ausleihe auf das EDV-Bibliothekssystem SISIS umgestellt werden.

Als die Bibliothek im Oktober 1996 zeitgleich mit dem Alpinen Museum wieder öffnete, stand die Mehrzahl der vordem unkatalogisierten Titel tatsächlich am Bildschirm.

„Bibliothek des Deutschen Alpenvereins"

Als Zeichen der Erneuerung umbenannt, präsentiert sich diese Institution jetzt vorteilhaft in modernen und zweckmäßigen Räumen. Freundlicher Arbeitsbereich, Benutzer- und Katalogzone sowie Leseraum mit fünf Bildschirmplätzen liegen mit vom Museum getrenntem Zugang im Obergeschoss; 3.000 Bände einer aktuellen Handbibliothek, die ausleihbare Führersammlung sowie 110 laufende Zeitschriften stehen wie die Bildschirme dem Benutzer unmittelbar zur Verfügung. Griffbereit aufgestellt sind auch die Atlanten sowie einige stark gefragte Zeitschriftenreihen. Und: Diesen Leserbereich kann jeder benutzen! Entleihen können freilich nur Mitglieder.

1997 konnten die alten Zettelkataloge ebenfalls in den Bibliotheksverbund Bayern übertragen werden. Gern nutzen die Leser jetzt die vervielfachten Suchmöglichkeiten. Sogar von außerhalb ist es nun möglich, in der Bibliotheksdatei zu recherchieren.

Neben der auch via Internet zugänglichen Bibliotheksdatei bietet die Bibliothek die Recherche in einem speziell für Extrembergsteiger aufgebauten Expeditionsarchiv. Interessierte erfahren hier erste Informationen über den Routenverlauf und die Art der Expedition. Die Recherche nach alpinen Aufsätzen war bis vor einiger Zeit ein sehr aufwändiges Verfahren. Jetzt können in einer Aufsatzdatenbank Dokumente aus den wichtigsten alpinen Zeitschriften recherchiert werden.

Die Serviceorientierung bildet einen Schwerpunkt der neuen Bibliothek, als Stichworte seien Sofortausleihe, Benutzung des Lesesaals auch außerhalb der Öffnungszeiten, Beratung bei Recherchen und Fernleihe an auswärtige Mitglieder genannt. Mit neuem Namen und Outfit konnte die Bibliothek des Deutschen Alpenvereins ihre Dienstleistungen als rundum erneuerte Einrichtung ihren Benutzern anbieten. Möglich waren diese Erfolge durch einen finanziellen Kraftakt des DAV und durch den passionierten Einsatz der Mitarbeiter und Ehrenamtlichen. 2001 zählte die Bibliothek einen Bestand von mehr als 73.000 Büchern, Zeitschriftenbänden und Karten. Über 8.500 Benutzer aus allen Sektionen des Deutschen Alpenvereins liehen Literatur vor Ort oder über Fernleihe aus.

Fazit nach 100 Jahren

In der Bibliothekslandschaft Bayern unterhält der Deutsche Alpenverein eine Spezialbibliothek von Weltgeltung. Nach den Grundsätzen wissenschaftlicher Bibliotheken geführt, dient sie den Vereinsmitgliedern als Dienstleistungsinstitut auf neuestem Stand. Stand in den Gründerjahren die Beschaffung im Vordergrund, so muss heute die Vermittlung der Bestände dieser Aufgabe gleichgestellt werden.

Bei allen verbliebenen Wünschen – Erweiterung der Magazinräume und des Lesesaals – ist die Existenz und Arbeit der Bibliothek als gesichert anzusehen. Vereinsorgane und Mitglieder sind stolz auf diese in nun 100 Jahren nie in Zweifel gezogene, herausragende alpin-kulturelle Leistung des rein privaten Vereins! Ganz auf eigene Kosten.

Literatur (in Auswahl):

Moriggl, Josef: Vereinssammlungen. 1. Die Alpenvereinsbücherei. In: Zeitschr. d. D.u.Ö.A.V. 50 (1919), S. 76-82

Dreyer, Aloys: Die Alpenvereinsbücherei. In: Zeitschr. d. D.u.Ö.A.V. 50 (1919), S. 76-82

Dreyer, Aloys: 25 Jahre Alpenvereinsbücherei. In: Zeitschr. d. D.u.Ö.A.V. 58 (1927), S. 83-90

Bühler, Hermann: Drei Jahrzehnte Alpenvereinsbücherei. In: Mitt. d. D.u.Ö.A.V. 58 (1932), S. 252-254

Bühler, Hermann: Die Alpenvereinsbücherei in München. München: Bruckmann 1934. 15 S.

Bühler, Hermann: Die Alpenvereinsbücherei in München. Eine Jubiläumsschrift zu ihrem 40jähr. Bestehen. München: Bruckmann 1941. 40 S.

Grassler, Franz: 75 Jahre Alpenvereinsbücherei. In: Alpenvereinsjahrbuch 1977, S. 227-230

Grimm, Peter: Die Alpenvereinsbücherei heute. In: DAV Mitt. 9 (1957), S. 187-189, 209-210, ill.

Grimm, Peter: Rickmers Idee. Kurzbiographie der Kulturleistung „Alpenvereinsbücherei". In: DAV Mitt. 43 (1991), S. 376-378

Hübel, Paul: Alpenvereinsbücherei und Alpines Museum einst und jetzt. In: Mitt. d. Alpenvereins 1949, S. 12-13, 21-22

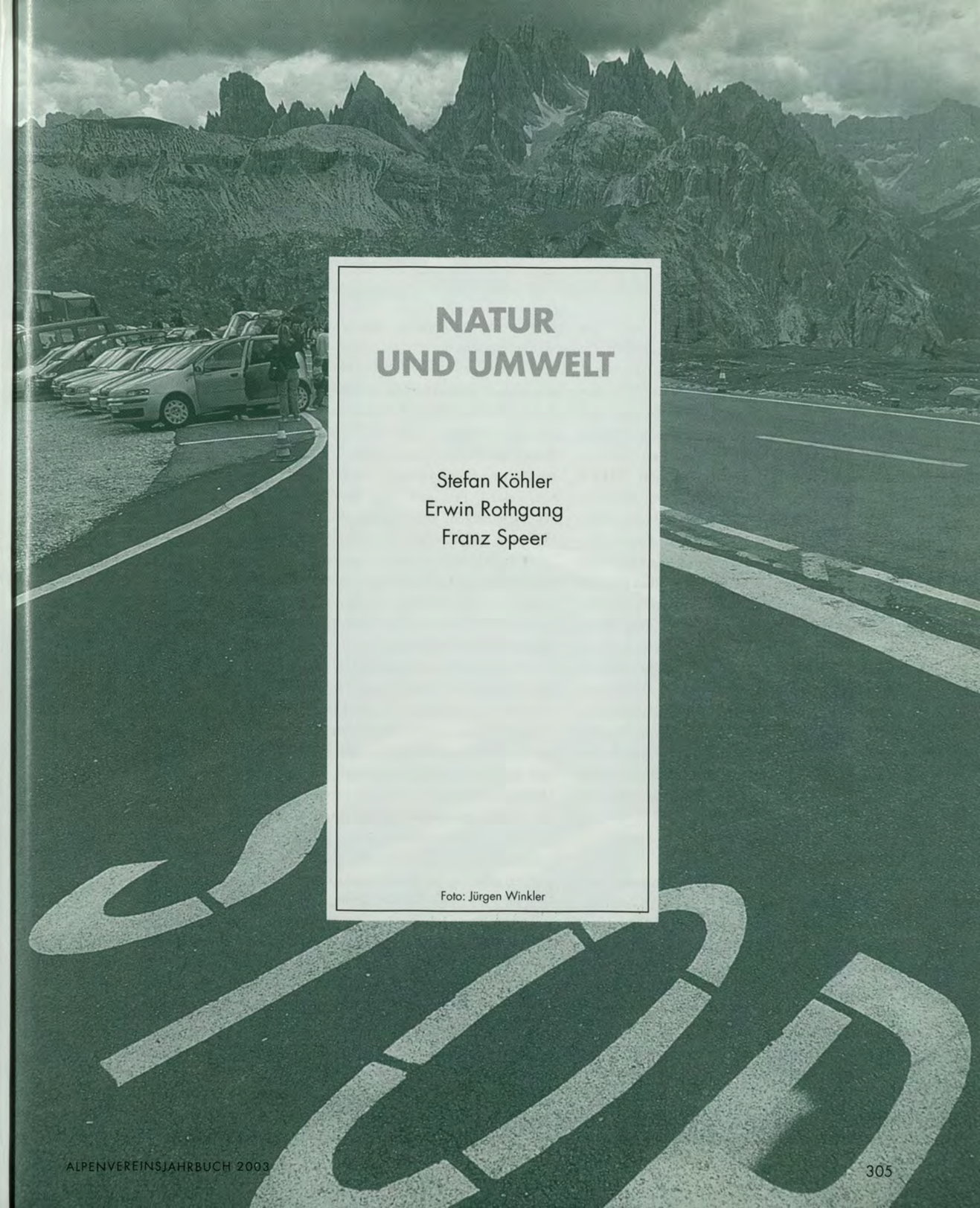


Foto: Jürgen Winkler

Die Alpenkonvention

50 Jahre Engagement der Internationalen Alpenschutzkommission CIPRA für eine nachhaltige Entwicklung der Alpen*

Von STEFAN KÖHLER, ERWIN ROTHGANG und FRANZ SPEER
Fotos von JÜRGEN WINKLER

DIE ALPEN SIND ein einzigartiger Natur- und Kulturraum im Herzen Europas. Sie stellen ein hochwertiges und ausgesprochen sensibles, wegen vielfältiger Belastungen auch gefährdetes Ökosystem dar. Deshalb gilt es, die Alpen ganzheitlich und nachhaltig zu entwickeln – ökologisch, ökonomisch wie auch in sozialer Hinsicht. Hierfür setzt sich die Internationale Alpenschutzkommission CIPRA (Commission International pour la Protection des Alpes) ein, indem sie unter anderem einen völkerrechtlich verbindlichen Vertrag zwischen den einzelnen Alpenländern und der EU zum Schutz und zur Entwicklung der Alpen angestoßen und an der Ausarbeitung eines solchen Vertragswerkes wesentlich mitgewirkt hat. Da die CIPRA vor fünfzig Jahren, genau am 5. Mai 1952 im bayerischen Rottach-Egern, gegründet worden ist und das Jahr 2002 von der UNO zum Internationalen Jahr der Berge ausgerufen wurde, soll in diesem Beitrag kritisch bilanziert werden, was die CIPRA und die von ihr angestoßene Alpenkonvention bislang bewirkt haben und welche Zukunftsperspektiven sich für die Arbeit der CIPRA und ihrer Mitgliedsverbände – darunter auch die Alpenvereine – eröffnen.

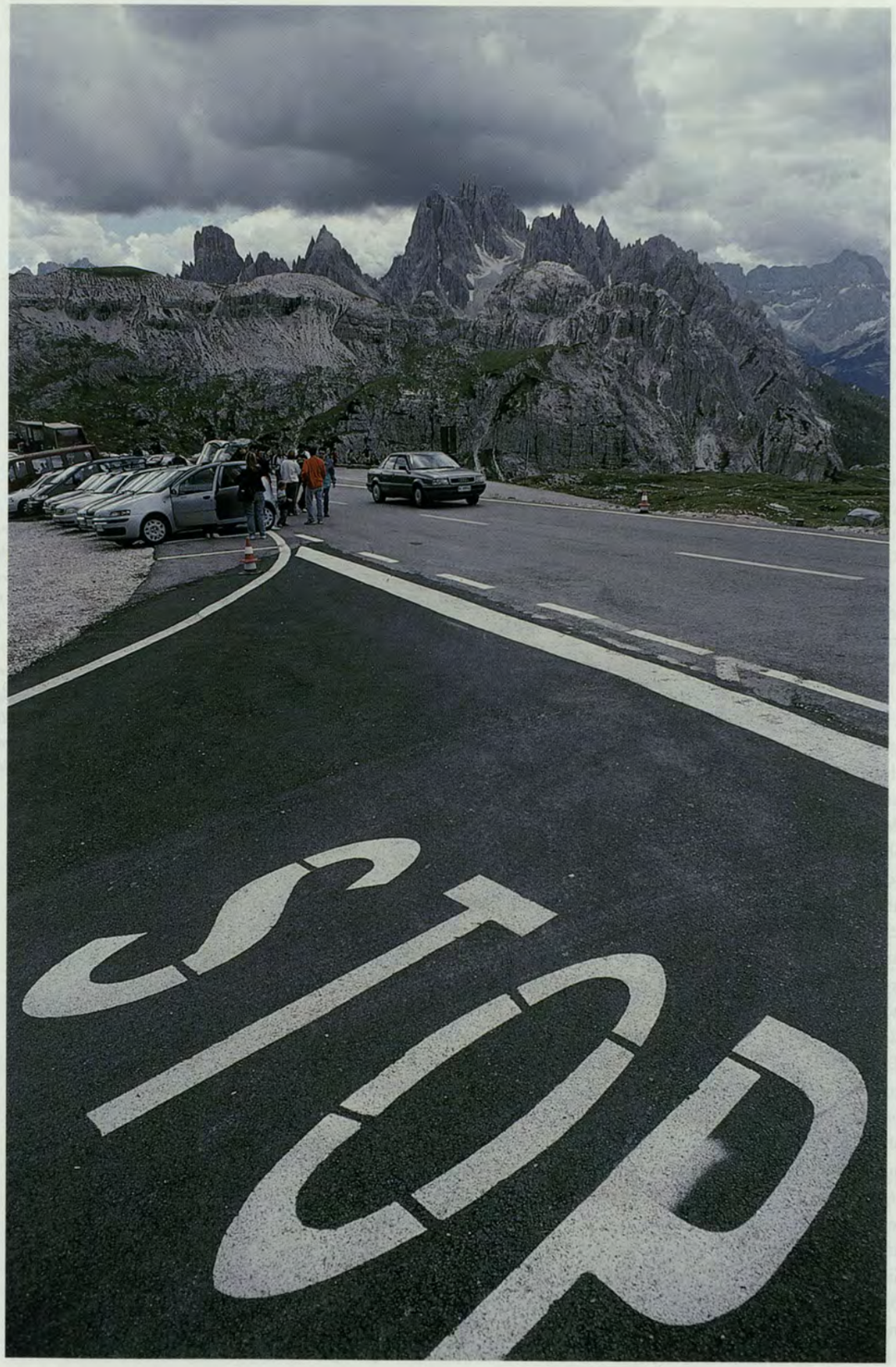
Das Besondere der Alpen

Die Alpen stellen mit einer Ausdehnung von rund 1000 Kilometern Länge und bis zu 200 Kilometern Breite den größten und mächtigsten Hochgebirgsraum in Europa dar. Sie liegen mitten in Europa, allein acht Staaten haben Anteil an ihnen, einige sind sogar reine Alpenstaaten. Die Alpen trennen und verbinden gleichzeitig viele Menschen und bilden – trotz oder gerade wegen der hohen internen Vielfalt und Differenzierung – einen einzigartigen Natur- und Kulturraum. Weltweit dürfte kaum ein anderer Naturraum Europas bekannter sein. Das Wort „alpin" als Synonym für etwas, was mit den Bergen zu tun hat, drückt diese einmalige Bekanntheit als Ergebnis einer langen Entdeckungs-, Erforschungs- und Entwicklungsgeschichte aus.

Insofern ist auch die Fülle des über die Alpen Geschriebenen unübersehbar. Und genau diese Fülle der Schilderungen und Informationen verstellt oft den Blick aufs Ganze. Dem will die CIPRA abhelfen. In inzwischen zwei Alpenreports – einer Mischung aus Almanach und Jahrbuch – wurden von ihr Daten, Fakten, Probleme und Lösungsansätze zusammengetragen, auf die sich der nachfolgende Überblick und die dort zitierten Fakten beziehen[1].

Wirtschafts- und Lebensraum sind die Alpen für rund 14 Millionen Bewohner, Erholungsgebiet für jährlich an die 100 Millionen Feriengäste, Kurzurlauber und Tagesausflügler. Den gemeldeten 370 Millionen Übernachtungen pro Jahr stehen rund fünf Millionen Gästebetten und 60 Millionen Ankünfte gegenüber. Dem allgemeinen Trend folgend steigt die Zahl der Reisen, die Aufenthaltsdauer sinkt dagegen. Ebenso nehmen die Übernachtungszahlen in eigenen Ferienwohnungen und -häusern gegenüber den Übernachtungen in Hotels, Gasthöfen und Mietappartements zu. Trotz der fortschreitenden und wieder zunehmenden Skigebietserschließungen überwiegt in allen Alpenländern die Anzahl der Sommernächtigungen weiterhin stark[2]. Insgesamt gesehen geht von der Erholungsnutzung ein starker Druck auf die alpine Landschaft und auf die Alpenbewohner aus.

Ein besonders gut sichtbares Zeichen für diesen Druck ist wiederum die Verkehrserschließung, die viele Talschlüsse mit Großparkplätzen überformt



Erschließung und Ausbau immer größerer Parkflächen an touristischen Brennpunkten verursacht den unkontrollierten schnellen Abfluss enormer Wassermassen und provoziert Erosionsschäden.

* Der Beitrag beleuchtet in dem Kapitel zur Historie der Alpenkonvention insbesondere die Aktivitäten deutscher und österreichischer Vertreter in der CIPRA. Die CIPRA ist in erster Linie ein Dachverband für eine Vielzahl von Vereinen, Verbänden und Nichtregierungsorganisationen im Alpenraum. DAV und OeAV bringen sich seit Jahren intensiv in die Arbeit der CIPRA ein.

[1] CIPRA (Hrsg.): Alpenreport 1. – Bern/Stuttgart/Wien: Haupt 1998 und CIPRA (Hrsg.): Alpenreport 2. – Bern/Stuttgart/Wien: Haupt 2001.
[2] Siegrist, Dominik: Daten zu Tourismus und Freizeit. In: Alpenreport 1, S. 418-441.

und viele hoch gelegene touristische Komplexe erst ermöglicht hat. In den Alpen gibt es inzwischen mehr als 100.000 Kilometer öffentliche Straßen und rund 8000 Kilometer Eisenbahnen. Wie dicht das Verkehrsnetz trotz schwieriger Geländebedingungen geworden ist, belegt die Tatsache, dass sich die Zahl großer (> 1500 km²) unzerschnittener Räume in den drei Jahrzehnten von 1963 bis 1993 von 31 auf 14 halbiert hat. Noch deutlicher ist dieser Verkehrsdruck bei der Überquerung von Gebirgsketten zu sehen. 54 Millionen Kraftfahrzeuge überqueren jährlich die Alpen, davon 47 Millionen Personenfahrzeuge und sieben Millionen Lastkraftwagen. Der Gütertransport über den inneren Alpenbogen – zwischen Mont Cenis und Brenner – hat sich von 1970 bis 1996 verdreifacht, der des Straßenverkehrs verachtfacht. Verkehrsprognosen sagen vor allem dem Straßengüterverkehr weiter überproportionale Zuwachsraten voraus. Die Staaten fördern in der globalisierten Welt den unbeschränkten Austausch von Waren. Viele Akteure sehen erst spät oder gar nicht, dass dies im Falle der Alpen nur um den Preis der dauerhaften Zerstörung und Zerschneidung der im Wege stehenden Natur- und Kulturlandschaften möglich ist.

Nutzung und Gefährdung

Nur ein geringer Teil der Alpenoberfläche ist besiedelt. Während in vielen Alpentälern eine ständige Ausweitung der besiedelten Fläche – des „Flächenverbrauchs" – zu beobachten ist, nimmt in den anderen Teilen, insbesondere im italienischen und südfranzösischen Alpenraum, die Bevölkerung ab – bis hin zur nahezu vollständigen Entsiedelung ganzer Tallandschaften. Etwa die Hälfte der Alpengemeinden hat seit 1870 deutlich an Einwohnern verloren, die andere Hälfte dagegen deutlich dazu gewonnen. Die wirtschaftlich dynamischen Regionen liegen in den großen Tälern und Becken sowie entlang der großen Transitstrecken. Die gegensätzlichen Trends der Siedlungsentwicklung und Flächennutzung sind gut zu beobachten. An etlichen Stellen „überfluten" neue Wohn- und Industriegebiete die Talböden und -hänge und verdrängen damit die vorherige agrarische Nutzung. An anderen Stellen hingegen verschwindet die landwirtschaftliche Nutzung ohne Folgenutzung: Ackerterrassen, Almen und hoch gelegene Siedlungen verfallen. Die der Natur angepassten Bewirtschaftungsformen werden aufgegeben bzw. von der industrialisierten, natürliche Hemmnisse möglichst ausschaltenden Nahrungsmittelproduktion verdrängt. Auch dies ist ein gut ablesbares Beispiel für die Wechselwirkungen zwischen den Alpen und den übrigen Gebieten der Anrainerstaaten.

Vor allem wegen ihres bewegten Reliefs sind die Alpen auch durch naturräumliche und klimatische Extreme geprägt. Diese Extreme sind es, welche die Alpen zu einem so hochwertigen und sensiblen Ökosystem machen. Nutzen und Gefährdung sind am Beispiel des Wasserhaushalts am besten erforscht und für jedermann offensichtlich. Die Alpen sind das Trinkwasserschloss Mitteleuropas. Rhone, Rhein, Donau, Etsch und Po werden von dort gespeist. Schnee und in Gletschern gebundenes Wasser sorgen für verzögerten und verstetigten Zufluss im Flachland. Die Klimaerwärmung führt zum Abschmelzen der Gletschermassen und reduziert damit den sommerlichen Wasserzufluss. Gleichzeitig erhöht sie die Wahrscheinlichkeit von Starkregenereignissen und damit von Hochwässern und Überschwemmungen im Gebirge und im angrenzenden Flachland.

Weniger gut sichtbar ist die Funktion des Alpenraums als genetisches Reservoir. Nach wie vor sind die Alpen der floristisch reichhaltigste Teilraum Europas. So wachsen hier etwa 5000 Blütenpflanzenarten. Hochgebirgsspezifisch ist die Vegetation insbesondere oberhalb der Waldgrenze, von den dort vorkommenden 2500 Pflanzenarten gibt es annähernd 15 Prozent nur in den Alpen. Die Alpen sind einer der wenigen europäischen Räume, in denen ursprüngliche Biotope erhalten geblieben sind. Artenschutz oder umfassender: der Schutz der biologischen Vielfalt kann aber nicht auf übrig gebliebene Biotope und Reservate beschränkt bleiben, sondern setzt den möglichen Austausch und damit die Vielfalt und nachhaltige Nutzung auch der vom Menschen überformten Flächen voraus. Gefragt ist eine großflächige Vernetzung. Das Konzept Natura 2000, das die Gebiete nach der EU-Vogelschutzrichtlinie und diejenigen nach der Flora-Fauna-Habitat-Richtlinie der EU umfasst, ist ein wichtiger Schritt in diese Richtung.

Und ein Weiteres ist nicht sichtbar, nämlich die symbolische Bedeutung der Alpen für die Menschen und für deren Gefühlswelten. Die Furcht vor der Natur und ihren Gewalten, die es zu überwinden galt, war zugleich Nährboden für ihre Erforschung und Eroberung. Gleichzeitig blieben aber gerade die Alpen ein Raum, wo man Verlorenes und Verschwundenes wieder zu finden hoffte: Natürlichkeit und die Faszination des Ursprünglichen, das Erleben des

Abgesehen von der ästhetisch wenig schönen Verbauung der Wildbäche führt deren Einzwängung in enge künstliche Bachläufe zu einer beachtlichen Beschleunigung des Wasserflusses bei Unwettern. Die katastrophalen Folgen der überschießenden Fluten rücken erst langsam ins (Umwelt-)Bewusstsein der Verantwortlichen.

Ausgesetztseins gegenüber der Macht und Erhabenheit der Natur, abweisende Wildnis und unterschiedlichste Formen ursprünglichen Erlebens. Oder einfacher ausgedrückt: Der den Alpen zugemessene Erholungswert ist größer als die Summe ihrer Naturschönheiten. Was man dort zu finden hofft, drückt auch die Sehnsucht nach einem Gegenentwurf zur Alltagswelt in den Herkunftsgebieten der Erholungssuchenden, darunter den Ballungsräumen des Flachlandes aus!

Doch auch diese Dimension ist gefährdet, wenn Bewahrung und Entwicklung nicht gleichgewichtig gesehen, wenn nicht ökologische, wirtschaftliche und soziale Erfordernisse unter einen Hut gebracht werden. Und dazu war und ist es notwendig, den Alpenraum in das Bewusstsein der politisch Verantwortlichen zu heben. Das aber ist gleichzeitig die Geschichte der CIPRA und der Alpenkonvention.

Die Alpen und die Alpenkonvention – ein Modellfall?

Nach vielen Jahren der Appelle und vergeblichen Bemühungen von CIPRA und anderen Organisationen gab das Europäische Parlament 1988 den Startschuss für ein internationales Abkommen zum Schutz und zur nachhaltigen Entwicklung des Alpenraums. Auf Einladung des damaligen deutschen Umweltministers Klaus Töpfer kam es 1989 zur ersten Alpenkonferenz der Umweltminister. Anlässlich der zweiten Alpenkonferenz 1991 in Salzburg wurde die Rahmenkonvention unterzeichnet. Es dauerte bis 1999, bis mit Italien der letzte beteiligte Staat die Rahmenkonvention ratifizierte. Rahmenkonvention bedeutet aber, dass ein vorgegebener Rahmen auszufüllen ist. Das soll in Form von Durchführungsprotokollen geschehen.

Auch der Weg der Erarbeitung, Unterzeichnung und Ratifizierung der Durchführungsprotokolle ist aufwändig und voller Hindernisse. So konnte das Verkehrsprotokoll erst nach 10-jährigen Verhandlungen zum Abschluss gebracht werden. Ein Kernergebnis des Verkehrsprotokolls lässt ermessen, worum dort so heftig gerungen wurde: „Die Vertragsparteien verzichten auf den Bau neuer hochrangiger Straßen für den alpenquerenden Verkehr." [3]

Doch es besteht gute Hoffnung, dass das Jahr 2002 für die Alpenkonvention den Durchbruch bringt. Es jährt sich zum zehnten Mal die Verabschiedung der Agenda 21, des Aktionsprogramms für das 21. Jahrhundert, das 1992 im Rahmen einer Konferenz der Vereinten Nationen in Rio de Janeiro von mehr als 170 Staaten unterzeichnet wurde. Rio+10 heißt deshalb die in 2002 stattfindende Nachfolgekonferenz in Johannesburg, bei der die Unterzeichnerstaaten Rechenschaft über die Umsetzung des Aktionsprogramms ablegen wollen. Das Kapitel 13 dieses Aktionsprogramms widmet sich der nachhaltigen Bewirtschaftung von Berggebieten. Dies war wiederum Anlass für den Antrag Kirgisiens an die 1998 in New York tagende Generalversammlung der Vereinten Nationen, nach dem Internationalen Jahr der Ozeane 1998 das Jahr 2002 zum Internationalen Jahr der Berge auszurufen.

Für die Unterzeichnerstaaten der Alpenkonvention ist deshalb das Jahr 2002 Anlass und Gelegenheit, die vorliegenden Durchführungsprotokolle durch ihre Parlamente ratifizieren zu lassen und anschließend deren feierliche Hinterlegung zu zelebrieren. In diesem Zuge kann eine weitere offene Frage entschieden werden, nämlich die des Sitzes des Ständigen Sekretariats für dieses internationale Vertragswerk.

Trotz des nicht abgeschlossenen Entwicklungsprozesses und des weitgehend fehlenden Nachweises ihrer faktischen Wirksamkeit kann die Alpenkonvention inzwischen mit umfangreichen Erfahrungen des internationalen Interessenausgleichs aufwarten. Auch darüber kann in Johannesburg anlässlich von Rio+10 und im Rahmen des Internationalen Jahres der Berge berichtet und diskutiert werden: die Alpenkonvention als Modell für andere Bergregionen und für eine internationale und fachlich übergreifende Formulierung der Ziele und Inhalte einer nachhaltigen Entwicklung. Genau hierzu hat die CIPRA gemeinsam mit diversen Partnern vom 27.-29. Juni 2002 in Berchtesgaden eine internationale Konferenz durchgeführt.

Parallel dazu wurde das Jubiläum des 50-jährigen Bestehens von CIPRA International begangen. Und dies ist Gelegenheit und Anlass, die Geschichte der CIPRA, ihrer Verbindungen zu den Alpenvereinen und ihre schließlich erfolgreichen Initiativen für die Alpenkonvention zu betrachten.

Ein Blick zurück...

Der historische Rückblick soll sowohl die Entstehung und Entwicklung der Alpenschutzkommission CIPRA als auch die Ideenfindung und Ausarbeitung der Alpenkonvention nachzeichnen.

Bereits 1951 wurde die Erarbeitung einer Alpenschutzkonvention als wichtigste Aufgabe einer zu schaffenden Alpenschutzkommission gesehen[4]. Ein

Ausbau und Neuerschließung von wichtigen alpinen Transitstrecken (hier am Simplon) stoßen auf den sich verstärkenden Widerstand der Anwohner und sind, auch hinsichtlich der gewaltigen Kosten, kaum noch realisierbar.

Wo sich die Wege der traditionellen Berglandwirtschaft und des modernen Verkehrs kreuzen, sind Tiere unerwünschte Hindernisse.

[3] Alpenkonvention – Protokoll Verkehr – Artikel 11, Satz (1). – zitiert nach: Haßlacher, Peter: Die Alpenkonvention – eine Dokumentation. – Innsbruck: Österreichischer Alpenverein 2001. = Fachbeiträge des Österreichischen Alpenvereins: Serie „Alpine Raumordnung" Nr. 17. Innsbruck, 2001, S. 89.

[4] Speer, Franz: Die Entstehung der Alpenkonvention. Von der Idee bis zur Unterzeichnung. – in: Jahrbuch des Vereins zum Schutz der Bergwelt, 66. Jahrgang (2001).

Jahr später erfolgte die Gründung der CIPRA als Commission Internationale pour la Protection des Régions Alpines in Rottach-Egern[5]. Die CIPRA verstand sich als eigenständige Kommission, ist aber zugleich Dachverband für alle Verbände und Organisationen, die sich dem Schutz der Alpen und einer nachhaltigen Entwicklung des Alpenraums annehmen. Die französische Namensgebung – schwerfällig, immer wieder erklärungsbedürftig und alles anderes als merkfähig – ist auf den ersten Präsidenten Dr. Charles J. Bernard, einen Welschschweizer zurückzuführen. Die deutsche Übersetzung lautete zunächst Internationale Alpenkommission, ab 1979 dann Internationale Alpenschutzkommission. Bemerkenswert ist, dass im Rahmen der in den 70er Jahren stark aufkommenden Umweltschutzbewegungen der Wortbestandteil „Schutz" in den deutschen Namen der Kommission aufgenommen wurde, während er 1988 für die ursprünglich so bezeichnete Alpenschutzkonvention bewusst herausgenommen wurde und seitdem von der Alpenkonvention gesprochen wird. Dies geschah allerdings wohl begründet, sollte sie doch nicht allein ökologische und schützende, sondern auch soziale und ökonomische Aspekte beinhalten. Mit der Intention, Ökologie, Ökonomie und Soziales in einer Balance zu sehen, wurde so der im Zuge der Weltkonferenz der Vereinten Nationen von Rio 1992 in den allgemeinen Sprachgebrauch übernommene Begriff der nachhaltigen Entwicklung vorweggenommen.

Zunächst gilt es aber in die Gründungszeit der CIPRA zurückzublicken. Bereits im Herbst 1952 fand eine erste Arbeitstagung in St. Gallen statt. Dieser folgten jährliche Arbeitstagungen, in der Regel verknüpft mit Aktivitäten und zum Teil beachtlichen Erfolgen. So wurde beispielsweise bereits 1953 eine Resolution zur Schaffung eines Nationalparks Hohe Tauern gefasst, bis zu dessen Realisierung allerdings noch viel Zeit vergehen sollte. Die deutsche Vertretung von CIPRA spielte in den Anfangsjahren keine besonders herauszuhebende Rolle. Österreich stellte von 1976 bis 1983 mit Hofrat Curt Fossel aus der Steiermark den Präsidenten von CIPRA International, unter deren Dach die einzelnen Ländervertretungen zusammengefasst sind.

1965 trat dann mit Fritz März, dem späteren 1. Vorsitzenden des Deutschen Alpenvereins, einer der maßgeblichen Protagonisten von CIPRA Deutschland ins Geschehen. März entwickelte unabhängig, aber letztendlich inhaltlich identisch mit Helmut Karl von der Bayerischen Landesstelle für Naturschutz die Idee eines Alpenplans[6]. Dieser Plan sah eine Zonierung des bayerischen Alpenraums in eine „Erschließungszone" (A), eine „Pufferzone" (B) und eine „Ruhezone" (C) vor. Die Idee wurde 1972 von der Bayerischen Staatsregierung aufgegriffen und ist seitdem Bestandteil des Landesentwicklungsprogramms Bayern. 42 Prozent des bayerischen Alpengebiets wurden der Zone C zugeordnet, wo unter anderem Verkehrsvorhaben – Seilbahnen und Liftanlagen zählen hierzu – nicht zulässig sind. Mit diesem landesplanerischen Instrument konnten damals akute Vorhaben der Seilbahn- und Tourismusindustrie, wie die Erschließung des Watzmanns sowie des Rotwand- und des Geigelsteingebiets, verhindert und endgültig ad acta gelegt werden.

1980 wurde Fritz März zum 1. Vorsitzenden des DAV gewählt. In seiner typischen Art schrieb er 1981 in den Mitteilungen des DAV[7]: „Es ist schade, dass es im Alpenraum kein schlagkräftiges Instrument eines gemeinsamen Umweltschutzes gibt. Zwar existiert da schon lange Zeit ein Verein, der sich CIPRA nennt. Aber seine Wirkung war mehr auf Fachleute beschränkt, so dass die Öffentlichkeit nicht recht weiß, ob es sich um eine Marmeladen- oder Büstenhaltermarke handelt. Vielleicht gelingt es jetzt, diesen Verein etwas zu aktivieren." Es gelang! Die Folgejahre können im Rückblick sicherlich als Blütejahre der CIPRA angesehen werden. März als Vorsitzender des weltweit größten Bergsteigerverbands versprach sich über die CIPRA eine Plattform, auf der Umweltschutzinteressen offensiver vertreten werden konnten als durch den Bergsteigerverband DAV. Letzterem musste es gleichzeitig um den Erhalt des Betretungsrechts der Berge gehen, denn mancher ahnte sicherlich damals schon, dass Kletterverbote und andere Einschränkungen drohten.

Mit Walter Danz kam Ende der 1970er Jahre ein zweiter, später maßgebender Protagonist der CIPRA Deutschland ins Spiel. Zunächst ist der Name Walter Danz mit Aktivitäten des DAV verbunden, vor allem dadurch, dass Reinhard Sander, Vorgänger von Fritz März als 1. Vorsitzender des DAV, mit Danz zusammen das Grundsatzprogramm des DAV entwarf. 1977 wurde dieses „Programm zur umwelt- und sozialverträglichen Entwicklung und zum Schutz des Alpenraums" beschlossen und stellt bis heute – mit einer 1994 verabschiedeten Überarbeitung – einen der Eckpfeiler der satzungsgemäßen Aufgaben des DAV dar.

Die Zahl der mehr oder weniger motorisierten Bewunderer der Alpenwelt, wie hier in den Grödner Dolomiten, fordert immer weitere Beschränkungen und Reglementierungen heraus, oft zum Ärger der schaulustigen Besucher.

[5] 1990 erfolgte eine Namensänderung in Commission Internationale pour la Protection des Alpes. Vgl. CIPRA (Hrsg.): CIPRA 1952-1992. Dokumente, Initiativen, Perspektiven. Für eine bessere Zukunft der Alpen. Wolnzach 1992.

[6] März, Fritz: Bergsteiger und Naturschutz. In: DAV-Mitteilungen, Heft 6/1995, S. 169-171; Karl, Helmut: Landschaftsordnung und Raumplanung – dringende Anliegen im bayerischen Alpenraum. In: Jahrbuch des DAV und OEAV 1969, S. 152-165.

[7] vgl. hierzu Fritz März in den DAV-Mitteilungen 2/1981, S. 80.

Mit dem Wirken von Danz übernahm der DAV vom Bund Naturschutz das Büro und damit die Geschäftsführung der CIPRA Deutschland. März und Danz entwickelten Mitte der 1980er Jahre, unterstützt von Franz Speer, die Idee einer internationalen Konvention, um damit eine alpenweit einheitliche Umweltpolitik anzuregen. Vorbilder waren in jener Zeit die „Deklaration über den Schutz der Nordsee", 1984 von den acht Nordsee-Anrainerstaaten und der EWG (heute EU) verabschiedet, sowie das „Übereinkommen über die Erhaltung der Feuchtgebiete, insbesondere als Lebensraum für Wasser- und Wattvögel", die sogenannte Ramsar-Konvention. Im Gegensatz zu diesen beiden Konventionen, die auf einen einzelnen Belang bzw. Schutzzweck ausgerichtet sind, hegten Danz und März, ein zu dieser Zeit kongeniales Team, den Gedanken eines integrativen und übergreifenden Ansatzes. Beide wechselten sich übrigens im Vorsitz von CIPRA Deutschland ab.

Im Blickpunkt der Politik

CIPRA Deutschland legte 1987 ein erstes Positionspapier für eine Alpenkonvention vor. Obwohl man sich redlich bemühte, schlug ein erster Versuch, die Alpenkonvention über Regionen, Provinzen und Kantone „von unten" aufzubauen, fehl. Zu bedenken ist, dass die Konferenz der Vereinten Nationen von Rio, welche mit dem Agenda 21-Gedanken genau ein solches Vorgehen propagierte, erst 1992, also fünf Jahre später stattfand. An der Alpenkonvention als Leitbild und als Zukunftsstrategie für die Entwicklung des Alpenraums[8] wurde ungeachtet dieses Fehlschlags weiter gearbeitet. Über verschiedene Kontakte und Initiativen gelang es bereits 1988, einen Beschluss des Europäischen Parlaments herbeizuführen, in dem die EU-Kommission aufgefordert wurde, den Entwurf für eine Konvention zum Schutz des Alpenraums vorzulegen. Die CIPRA sollte hieran ausdrücklich beteiligt werden. Zum ersten Mal rückten die Alpen in das Blickfeld der Europapolitik!

Die CIPRA Deutschland blieb hartnäckig und schaffte es, die bayerische Landespolitik wie die Bundesumweltpolitik von der Notwendigkeit einer Alpenkonvention zu überzeugen. Nicht zuletzt über direkte persönliche Kontakte – der Staatssekretär im Bundesumweltministerium war ein Schulfreund von Danz – gelang es, Bundesminister Klaus Töpfer zu veranlassen, zu einer ersten Konferenz der Umweltminister aller Alpenstaaten einzuladen. Töpfer, heute Generalsekretär der UN-Umweltbehörde (UNEP), lud seine Amtskollegen aus den Alpenstaaten für den 9. bis 11. Oktober 1989 nach Berchtesgaden ein.

Danach ging es Schlag auf Schlag. Bereits anlässlich der zweiten Alpenkonferenz am 7. November 1991 in Salzburg, diesmal unter österreichischem Vorsitz, wurde das Übereinkommen zum Schutz der Alpen (Alpenkonvention) beschlossen. Es handelt sich dabei um eine sogenannte Rahmenkonvention, welche die Grundsätze und Ziele zum Schutz und zur Entwicklung des Alpenraums festschreibt. Dieser Tag ist auch ein großer Tag in der Geschichte der CIPRA: nach 40 Jahren war die Forderung von 1951 eingelöst. Zur Ausfüllung der Rahmenkonvention galt es nun, Durchführungsprotokolle zu erarbeiten, politisch abzustimmen und zu beschließen. Damit sollten „Handlungsanweisungen" für die Umsetzung von Maßnahmen und Projekten im Alpenraum entstehen[9].

März und Danz wurden durch andere, nun maßgebende Protagonisten in der Arbeit der CIPRA ergänzt und schließlich abgelöst. Walter Danz schied aufgrund ungeschickter Verstrickungen von Ehrenamt und Beruf aus der CIPRA aus. Fritz März gab das zuletzt ausgeübte Amt des Schatzmeisters von CIPRA Deutschland 1997 an den Referenten für Natur- und Umweltschutz im DAV, Stefan Köhler, ab.

Vor allem dem Schweizer Mario F. Broggi, von 1983 bis 1992 Präsident von CIPRA International, dem derzeitigen Präsidenten Andreas Weissen, ebenfalls Schweiz, sowie dem bis 2001 wirkenden Vizepräsidenten Peter Haßlacher, Österreicher und in der Fachabteilung Raumplanung/Naturschutz des OeAV tätig, war es zu verdanken, dass seit 1991 eine Reihe von Durchführungsprotokollen erarbeitet und auf den nun zweijährlich stattfindenden Konferenzen der Umweltminister der Alpenstaaten unterzeichnet werden konnten. Der Elan der „Pionierzeit" der Durchführungsprotokolle führte recht rasch zur Erarbeitung und Unterzeichnung der Protokolle „Naturschutz und Landschaftspflege", „Berglandwirtschaft", „Raumordnung und nachhaltige Entwicklung" und „Bergwald". Danach erfolgte insofern ein Knick, als im Protokoll „Tourismus" dem Konsens zuliebe inhaltliche Zielsetzungen zunehmend verwässert wurden[10]. Eindeutig umweltbelastende und umweltschädigende Tätigkeiten, wie z.B. das Heliskiing und die Pistenbeschneiung, wurden weder verboten noch eingeschränkt.

Wo die Vermarktung der Besucherströme schon industrielle Ausmaße angenommen hat, wird auch der Zwang zu Wachstum und Rationalisierung immer stärker, wie die erste Doppelstockkabinenbahn in Samnaun zeigt.

In der Nähe des Grödner Jochs steht diese Schneekanone für das Schneevergnügen von Wintertouristen bereit, deren hohe Erwartungshaltung nicht enttäuscht werden darf. Wo die Natur versagt, muss künstlich nachgeholfen werden, um das Einkommen zu sichern.

[8] Danz, Walter: Leitbild für eine Alpenkonvention. CIPRA – Kleine Schriften Bd. 5/1989. München.
[9] Haßlacher, Peter: Die Alpenkonvention. Eine Dokumentation. Fachbeiträge des Österreichischen Alpenvereins: Serie „Alpine Raumordnung" Nr. 17. Innsbruck, 2001.

Mit dem „Verkehrsprotokoll" kam die Alpenkonvention schließlich zeitweise ganz zum Stehen. Erst zum Jahrtausendwechsel gelang es, diesen gordischen Knoten zu durchschlagen. Italien und in der Endphase das österreichische Bundesland Vorarlberg konnten nur mühevoll zum Einlenken bewegt werden. Auch hier spielten zuletzt persönliche Kontakte eine wichtige, wenn nicht gar entscheidende Rolle, in diesem Fall diejenigen von Peter Haßlacher zum österreichischen Umweltminister Wilhelm Molterer. Haßlachers Verdienst ist es weiter, dass seit 2001 die bereits zitierte, hervorragende und akribisch genaue Dokumentation zur Alpenkonvention nebst ausführlichem Literaturverzeichnis existiert.

Themen und Daten der Durchführungsprotokolle im Überblick[11]*:*

Unterzeichnete Protokolle:	
Naturschutz und Landschaftspflege	1994
Berglandwirtschaft	1994
Raumplanung und nachhaltige Entwicklung	1994
Bergwald	1996
Tourismus	1998
Energie	1998
Bodenschutz	1998
Verkehr	2000
Beilegung von Streitigkeiten	2000
Noch ausstehende Protokolle:	
Luftreinhaltung	
Abfallwirtschaft	
Wasser	
Bevölkerung und Kultur	

Im Gegensatz zur inzwischen von allen Alpenstaaten und der EU ratifizierten Alpenkonvention steht eine Ratifizierung sämtlicher bislang unterzeichneter Protokolle aus.

Ein Blick in die Zukunft

Die Vertragsstaaten der Alpenkonvention haben sich auf ihrer Luzerner Konferenz im Jahr 2000 vorgenommen, das von den Vereinten Nationen ausgerufene Internationale Jahr der Berge 2002 und den Weltgipfel Rio+10 in Johannesburg zum Anlass einer feierlichen Bekräftigung ihrer bestehenden und zukünftigen Ziele für eine nachhaltige Entwicklung der Alpen zu nehmen[12]. Damit liegt ein geeigneter Beweggrund vor, die Durchführungsprotokolle durch die Parlamente zu ratifizieren und somit endgültig völkerverbindliches Recht zum Schutz und zur nachhaltigen Entwicklung des Alpenraums zu schaffen. Gelingt dies, und hierzu forderte die CIPRA die Regierungen der Alpenstaaten wiederholt auf, dann wäre ein Hauptanliegen 50-jährigen ehrenamtlichen Engagements für die Alpen gelungen.

Könnten sich die Protagonisten der CIPRA dann beruhigt zurücklehnen oder gar den Verband auflösen? Nein, denn es sind noch weitere Durchführungsprotokolle zu erarbeiten, zu unterzeichnen und zu ratifizieren. Insbesondere das Protokoll zum Thema „Bevölkerung und Kultur" ist dringlich, gilt es doch, den Alpenbogen vor einer zunehmenden „Fremdbestimmung" zu verschonen und den Alpen als zentralem mitteleuropäischen Raum die Chance zu geben, eine verbindende Funktion zur Integration verschiedener Kulturen zu spielen[13]. CIPRA Deutschland richtete zu dieser Thematik 1999 in Benediktbeuern die Jahrestagung von CIPRA International aus[14]. Mit der Ausarbeitung und Ratifizierung der fehlenden Protokolle ist es aber nicht getan.

Die Alpenkonvention praktisch umsetzen

Hier sind vor allem die staatlichen Stellen auf Bundes- und auf Länderebene gefordert. Bislang sind entsprechende Initiativen insbesondere von den Nichtregierungsorganisationen oder aber von den Kommunen, wie z.B. vom Gemeindenetzwerk „Allianz in den Alpen", ausgegangen.

Mit der 2001 eingeführten neuen Gebietskulisse „Alpenraum" im Interreg III B-Programm der europäischen Strukturfonds hat auch die EU ein Stück ihrer Hausaufgaben gemacht und ein Förderinstrumentarium zur Durchführung von Studien, Erarbeitung nachhaltiger Konzepte und zur Realisierung einzelner Maßnahmen im Alpenraum bereitgestellt. Gerade die grenzüberschreitende Zusammenarbeit im Rahmen der EU-Programmlinie Interreg III A dürfte den Integrationsprozess der Alpenstaaten befördern.

Diese Erfolge dürfen aber nicht darüber hinweg täuschen, dass auch heute noch über die Entwicklung des Alpenraums weniger in den Alpenstaaten selbst als vielmehr – für die EU – in Brüssel und Straßburg sowie – für die größten und einwohnerstärksten Alpenstaaten – in Berlin, Paris und Rom entschieden wird. Im Europäischen Raumentwicklungskonzept EUREK kommen die Alpen als geschlossene Gebietseinheit (noch) nicht vor[15]. Inhaltlich werden sie dort nur am Rande und im Zusammenhang mit anderen Regionen bzw. Gebiets-

Um die Rentabilität der touristischen Infrastruktur zu gewährleisten, kann auf natürliche Schwankungen der Jahreszeiten kaum noch Rücksicht genommen werden. Die Zerstörung des Bodens und des Pflanzenwachstums durch die Bodenverdichtung sind die unvermeidlichen Folgen des garantierten Abfahrtsspaßes.

[10] Götz, Andreas: Die Alpenkonvention auf dem Prüfstein. In: CIPRA (Hrsg.), Alpenreport 1, S. 382-389. Bern/Stuttgart/Wien: Haupt 1998.
[11] Siehe Fußnote 9.
[12] Gallas, Andreas: Die Alpenkonvention aus internationaler Perspektive. – in: Mitteilungen des OeAV, Heft 6/2001, S.17-18.
[13] Ruppert, Karl: Die Alpen – Kulturlandschaft im Spannungsfeld unterschiedlicher Interessen. In: Forschungs- und Sitzungsberichte der Akademie für Raumforschung und Landesplanung, Bd. 215/2001, S. 127-143.
[14] Siehe hierzu den von CIPRA Deutschland herausgegebenen Tagungsband zur CIPRA-Jahresfachtagung „Jung sein – alt werden im Alpenraum" vom 28.-30. Oktober 1999 in Benediktbeuern.
[15] Bätzing, Werner: Die Alpen im Spannungsfeld der europäischen Raumordnungspolitik. In: Raumforschung und Raumordnung, Heft 1/1999, S. 3-13.

kulissen vermerkt, z.B. als Erholungsraum für Menschen aus verstädterten Teilen Europas oder als ökologischer Ausgleichsraum für stärker belastete Teilräume. Immerhin erkennt das EUREK aber den Schutz des ökologischen und kulturellen Erbes an und setzt ihn ökonomischen und sozialen Zielen gleich[16].

CIPRA möchte im Internationalen Jahr der Berge 2002 anstoßen, dass andere Gebirgsregionen weltweit ähnliche Konventionen verfolgen bzw. als Grundlage und als Ansätze für eine nachhaltige Entwicklung ihrer Berggebiete entwickeln. Die Bereitschaft zu fördern, voneinander zu lernen, und insbesondere Gebirgsregionen in der Dritten Welt Hilfestellung zu bieten, macht erst die „Internationalität" des Jahres der Berge aus. Die historische Entwicklung des Alpenraums, die Alpenkonvention und eine Vielzahl von erfolgreichen Projekten, sogenannten „best practices", bietet Anschauungsunterricht genauso wie die Vermittlung von Erfahrungen über unerfreuliche Entwicklungen und bestehende Gefahren und Gefahrenpotenziale, insbesondere für den Erhalt der natürlichen Lebensgrundlagen.

Der Alpenraum, so eine Schlussfolgerung des renommierten Alpenforschers und Wissenschaftlers Werner Bätzing, ist „Vorreiter" für eine nachhaltige Entwicklung in Europa[17]. Der Alpenraum, so ist zu ergänzen, ist Vorreiter in zeitlicher Hinsicht, da die Alpenkonvention bereits vor dem Weltgipfel von Rio 1992 entwickelt und auf den Weg gebracht wurde. Und er ist auch Vorreiter und Vorbild, weil hier eine Vielzahl integrativer bzw. integrierter Konzepte und Projekte zu einer nachhaltigen Entwicklung verfolgt worden sind. Es dürfte kaum eine andere Natur- und Kulturlandschaft in Europa geben, in der es zunehmend gelang, partielle bzw. sektoralpolitisch motivierte Einzelinteressen zusammenzuführen, untereinander und gegeneinander abzuwägen und schlussendlich dem Gemeinwohl unterzuordnen, zum Nutzen der Natur und zum Nutzen der dort lebenden Menschen.

Ungeachtet der summa summarum befriedigenden Ergebnisse ist festzustellen, dass es sich lediglich um eine Zwischenbilanz handelt. Es gibt im und für den Alpenraum immer noch genug zu tun.

[16] Doubek, Claudia: Raumordnung und die knappe Ressource Boden. In: Alpenreport 2, S. 367-373. Bern/Stuttgart/Wien: Haupt 2001.

[17] Bätzing, Werner: Die Alpen als Vorreiter und Prüfstein einer nachhaltigen Regionalentwicklung im Zeitalter der Globalisierung. Vortrag anlässlich der Alpenkonferenz „Nachhaltige Entwicklung im Alpenraum" am 30.06.2000 auf Einladung der SPD-Fraktion im bayerischen Landtag, München, abgedruckt in: Jahrbuch des Vereins zum Schutz der Bergwelt Nr. 65.

Wo der Mensch seine finanziellen Interessen verloren hat, kann sich die Natur ihr Terrain wieder zurück holen, wie hier am Gran Paradiso.

UNSERE AUTOREN

Irmgard Braun, geb. 1952, Studium Bildende Kunst und Mathematik, danach Gymnasial-lehrerin, jetzt freie Journalistin in München. In den 80er Jahren Erstbegehungen im Oberen Donautal, ehemalige Wettkampfkletterin, jetzt am liebsten beim alpinen Sportklettern.

Andreas Dick, geb. 1964, Dipl.-Ing. (FH) für Umwelt- und Verfahrenstechnik, staatlich geprüfter Berg- und Skiführer, Redakteur. Mitglied im erweiterten Lehrteam Sportklettern des DAV, lebt als freier Journalist in München.

Klara Esters, geb. 1953, Diplom-Bibliothekarin, seit 1999 Leiterin der Bibliothek des Deutschen Alpenvereins.

Dr. Ernst Fukala, geb. 1939 in Märisch-Ostrau, Chefarzt einer Kinderklinik in Halle (Saale). Bis 1990 Wanderungen zu Fuß und auf Skiern, mit dem Fahrrad und Faltboot durch die Landschaften östlich des Eisernen Vorhanges. Seit der Wiedervereinigung Deutschlands Wandern vor allem durch die Alpen, bis auf den Ortler. Schreibt über Kinderheilkunde, Medizingeschichte, Kinderbücher und Wandern.

Stefan Glowacz, geb. 1965, zählt zu den besten Kletterern der Welt, hat als einer der ersten Routen im X. Schwierigkeitsgrad eröffnet. Bislang erfolgreichster Wettkampfkletterer Deutschlands. Er unternimmt ungewöhnliche Expeditionen zu den entlegensten und schwierigsten Wänden der Erde. Autor mehrerer Bücher, Spielfilmdarsteller, Vortragsredner. Führungskräfte und Manager profitieren von seinen Erfahrungen im Grenzbereich.

Peter Grimm, geb. 1929, arbeitete als Diplom-Bibliothekar in der Bibliothek des Deutschen Alpenvereins, langjähriger Öffentlichkeitsreferent des DAV, Buchveröffentlichungen, Zeitschriftenbeiträge, Mitarbeiter bei Presse und Hörfunk, insbesondere für Alpingeschichte.

Dr. Albert Hirschbichler, geb. 1957 in Bad Reichenhall, arbeitet dort als Psychologe. Hervorragender Kenner des Berchtesgadener Landes, wo er seit Jugendtagen wanderte und kletterte. Nach 25 Jahren unfallfreier Kletterei Ende der Bergsteigerlaufbahn nach einem 30-Meter-Sturz im Mai 1997 mit Folgen einer Querschnittlähmung. Neben Beiträgen in pneumologischen Fachzeitschriften gelegentliche Veröffentlichungen von Kurzgeschichten in regionalen Zeitschriften.

Georg Hohenester, geb. 1961 in Traunstein, studierte Germanistik, Hispanistik und Komparatistik in Konstanz und München, arbeitete ab 1991 als Lektor in Buchverlagen, seit 1999 Redakteur bei DAV Panorama. Aktiver Allroundbergsteiger.

Dr. Clemens M. Hutter, ehemals Ressortchef für Außenpolitik bei den „Salzburger Nachrichten". Ausgezeichnet mit dem Konrad-Lorenz-Staatspreis. Publikationen zu historischen und ökologischen Themen. Verfasser zahlreicher Bildbände, Wander- und Themenführer.

Dr. Stefan Köhler, geb. 1960, studierte Wirtschafts- und Sozialgeografie. Seit 2000 Präsident von CIPRA-Deutschland, zuvor von 1997 bis 2000 einer der beiden Vizepräsidenten. Im DAV bekleidete er von 1995 bis 1997 das Amt des Beauftragten für Bergsport und Umwelt, zwischen 1997 und 2000 das Amt des Referenten für Natur- und Umweltschutz. Hauptberuflich Verbandsdirektor des Regionalverbandes Bodensee-Oberschwaben für die Regionalplanung im Südosten von Baden-Württemberg.

Franz Speer, geb. 1947, von 1982 bis 1985 Vertreter des DAV in der CIPRA Deutschland. 1981 kam er als erster hauptamtlicher Naturschutzexperte in die Bundesgeschäftsstelle des DAV, wo er zusammen mit dem damaligen ehrenamtlichen Referenten, Prof. Dr. Heinz Röhle, das Referat für Natur- und Umweltschutz aufbaute.

Rudi Kübler, geb. 1959, lebt in Ulm und arbeitet dort bei der Südwest Presse als Textredakteur. Er hat Politik, Geschichte und Sport studiert und ist aktiver Bergsteiger.

Nicholas Mailänder, Jahrgang 1949. Bis 1999 Leiter des Projekts „Bergsport und Umwelt" im DAV, klettert seit 1964, insgesamt ca. 150 Erstbegehungen und erste freie Begehungen in den deutschen Mittelgebirgen, im Mittelmeerraum, in den Alpen und in den USA. Heute freiberuflich als Alpinjournalist und Übersetzer tätig.

Franz Mandl, geb. 1953 in Graz, Studium der Volkskunde, freier Schriftsteller und Hausmann. Seit 1980 Obmann der ANISA, des Vereins für Felsbild- und Siedlungsforschung. Beiträge zur hochalpinen Wüstungs- und Felsbildforschung. Initiator und Organisator archäologischer Grabungen im Hochgebirge. Mehrere Ausstellungen; Mitherausgeber des zweibändigen Werkes Dachstein. Vier Jahrtausende Almen im Hochgebirge (1996/1998). Theodor-Körner-Preis (1997).

Dr. Stefan Meineke, geb. 1959 in Bonn, Historiker. Lehraufträge an den Universitäten von Basel und Zürich. Seit 25 Jahren Klettertouren in zahlreichen Gebieten der Ostalpen. Zusammen mit Robert Jasper sechs Erstbegehungen im Allgäu. Verfasser des „Allgäu-Kletterführers" (2. Auflage 1999).

Eberhard Neubronner, geb. 1942 in Ulm, lebt und arbeitet als Schriftsteller. Bücher u. a. „Der Weg" (DAV-Literaturpreis 1994), „Das Schwarze Tal" (1996).

Robert Renzler, geb. 1956, staatlich autorisierter Berg- und Skiführer, seit 1986 Alpinreferent des OeAV, seit 1991 Präsident der UIAA Mountaineering Commission; Allroundbergsteiger mit Vorliebe zum alpinen Felsklettern. Breitgestreute Tourentätigkeit vom Karakorum (z. B. Gasherbrum II, Erstbegehung der Masherbrum N-Wand vom Mandu Tal) über das Yosemite bis zu ca. 800 alpinen Klettertouren in den Alpen vom 6. Grad aufwärts.

Erwin Rothgang, geb. 1943, seit 2000 Vizepräsident von CIPRA-Deutschland. Im DAV ist er seit 1992 Mitglied des Hauptausschusses, von 1992 bis 2000 war er Vorsitzender des Landesverbandes Nordrhein-Westfalen. Hauptberuflich Seniormanager bei der Stadt Wuppertal mit dem Schwerpunkt umweltgerechte, nachhaltige Stadtentwicklung.

Dr. Hans Eckart Rübesamen, geb. 1927 in Finsterwalde, studierte Germanistik, Romanistik, Kunstgeschichte und Geschichte. Er lernte als Reisejournalist und Schriftsteller die Welt kennen, als Alpintourist die Berge lieben.

Manfred Scheuermann, geb. 1958, Diplom-Geograf und -betriebswirt, seit 1995 hauptberuflich beim DAV im Referat Natur- und Umweltschutz des DAV für das Projekt „Skibergsteigen umweltfreundlich" verantwortlich. Begeisterter (Ski-)Bergsteiger, gelegentlich für den DAV Summit Club als Reiseleiter in den Bergen der Welt unterwegs.

Bernd Schröder, geb. 1958 in Bonn, Studium der Musikwissenschaft und Germanistik in Berlin. Seit 1980 Alpinist und seit 1992 Geschäftsführer der Sektion Berlin.

Helmut Schulze, geb. 1966, Bergsteiger, Kletterer, Fotograf, bereiste mehrmals Mittelasien, Südamerika und Ostafrika. Skiüberquerung des grönländischen Inlandeises. Veröffentlichungen zu den Themen Bergsteigen, Reisen und Fotografie. Lebt in Dresden.

Rollo Steffens, geb. 1955 in Hamburg. Er durchstieg in den Alpen fast alle berühmten Nordwände und führte Expeditionen zu den großen Bergen der Welt durch. 1994 gelang ihm die erste Durchquerung zwischen Gasherbrum II und K2. Der Fotograf und Autodidakt lebt seit 1985 in München und ist regelmäßig als Vortragsredner im In- und Ausland unterwegs.

Roland Ullmann, geb. 1954, Diplom- und Sportpädagoge, ist in der Abteilung Sportwissenschaft/-pädagogik an der Pädagogischen Hochschule Heidelberg tätig. Arbeits- und Interessensschwerpunkte sind u. a.: Didaktik des Sportunterrichts, Erlebnis- und Trendsportarten. Zum Thema Klettern/Sportdidaktik/Mehrspektivität hat er bereits einige Beiträge in Fachzeitschriften bzw. -büchern veröffentlicht und dabei insbesondere die pädagogischen Perspektiven des Kletterns für den Schulsport herausgearbeitet.

Stephen Venables, geb. 1954 in London. Begann als Literaturstudent 1972 mit dem Klettern. Er beging viele klassische Routen in den Alpen, so die Eiger-Nordwand oder die Nordostwand des Finsteraarhorns im Winter. Teilnehmer an 13 Himalaya-Expeditionen, dort Erstbesteigungen des Solu-Tower, des Kishtwar-Shivling und des Panch-Chuli V. Erstbegehung der Ostwand des Mount Everest ohne künstlichen Sauerstoff. Lebt als Schriftsteller und Vortragsredner im englischen Kurbad Bath.

Dr. Michael Vogel, geb. 1952 in Bamberg. Nach dem Studium der Biologie und Geografie wissenschaftlicher Mitarbeiter der Phillips Universität Marburg und Forschungsaufenthalte u.a. in der Antarktis, Südgeorgien und den Falkland Inseln. Ab 1986 wissenschaftlicher Angestellter an der Bayerischen Akademie für Naturschutz und Landschaftspflege. 1996 zum Geschäftsführer der Länderarbeitsgemeinschaft für Naturschutz, Landschaftspflege und Erholung ernannt. Seit 2001 Leiter der Nationalparkverwaltung Berchtesgaden.

Stefan Winter, geb. 1968, Germanist und Sportlehrer, staatlich geprüfter Berg- und Skiführer, von 1997 bis 2001 im Referat Bergsteigen, Ausbildung und Sicherheit des DAV in den Bereichen Klettern als Schulsport/Künstliche Kletteranlagen/Jugendkursprogramm und Wettkampfklettern tätig. Seit 2001 im neu gegründeten Referat Spitzenbergsport u. a. für Skialpinismus-Wettkämpfe zuständig.

Dr. Helmuth Zebhauser, geb. 1927, studierte Kommunikationswissenschaft, Philosophie und Mathematik, langjähriger Kulturbeauftragter des DAV, als solcher maßgeblich für den Wiederaufbau des Alpinen Museums auf der Praterinsel in München verantwortlich, Autor und Herausgeber mehrerer Fachbücher.

Impressum

ISSN 0179-1419 ISBN 3-928777-91-2 ISBN 3-928777-92-0 (Mitgliederausgabe)

Nachdrucke, auch auszugsweise, aus diesem Jahrbuch sind nur mit vorheriger Genehmigung durch die Herausgeber gestattet.
Alle Rechte bezüglich Beilagen und Übersetzungen bleiben vorbehalten.
Die Verfasser tragen die Verantwortung für Form und Inhalt ihrer Angaben.

Konzeption und Layout: Ewald Weiß, Denkendorf, grafische Produktion: Handrych & Vogt Grafik GmbH, Ostfildern,
Gesamtherstellung: Scheel Print-Medien GmbH, Waiblingen-Hohenacker

Alleinvertrieb für Wiederverkäufer in Deutschland: Geo Center, Postfach 80 08 30, 70508 Stuttgart,
in Österreich: Freytag & Berndt, Schottenfeldgasse 62, A-1071 Wien

Dieses Buch ist auf chlorfrei gebleichtem Papier gedruckt.

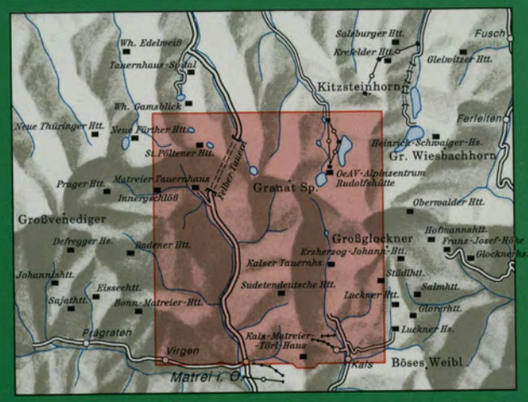
Beil zu 4D 1(127

39

Alpenvereinskarte

Granatspitzgruppe

Wegmarkierung



1:25 000

GRANATSPITZGRUPPE

Salzburg
Osttirol
Kärnten
Anschlussblatt 34/2 Kitzbüheler Alpen, Ost
Anschlussblatt 40 Glocknergruppe
Anschlussblatt 39 Venediggruppe
Anschlussblatt 41 Schobergruppe
Amertaler See
Stubacher Sonnblick
Granatspitz
Hochfillegg
Hohe Riffl
Johannisberg
Eisenkopfl
Romariswandkopf
Großer Muntanitz
Kleiner Muntanitz
Hochgeiner
Kleiner Euser
Matrei in Osttirol
Virgen
Kals-Großdorf
Kals-Ködnitz
Zedlitzch
Wildenkogl
Schatzkogl
Tauernkogl
Hochfeiler
Hoher Weißer
Hoher Riffl
Johannisberg
Eisenkopfl
Romariswandkopf
Großer Muntanitz
Kleiner Muntanitz
Hochgeiner
Kleiner Euser
Hochfillegg
Granatspitz
Stubacher Sonnblick
Amertaler Höhe
Großer Landeskogl
Kleiner Landeskogl
Fulleggscharte
Fulleggkopf

ALPENVEREINSJAHRBUCH BERG 2003

Aus dem Inhalt:

Kartengebiet: Granatspitzgruppe
Clemens M. Hutter: Die Granatspitzgruppe – Vom Segen der späten Erschließung
Alpenvereinsgebiet: Berchtesgadener Alpen
Michael Vogel: 25 Jahre Nationalpark Berchtesgaden – Resümee & Ausblick
Albert Hirschbichler: Die Geschichte des Kletterns in den Berchtesgadener Alpen

Geschichte der Berge
Bernd Schröder: Alexander von Humboldt am Chimborazo
Rollo Steffens: Gottfried Merzbacher und der Tian Shan
Stephen Venables: Der Kampf um den Everest –
Ein historischer Streifzug, 50 Jahre nach seiner Erstersteigung
Stefan Meineke: Zwischen Wahn und Wirklichkeit –
Rückblick auf das Zeitalter des heroischen Alpinismus (1890-1980)

Bergsport heute
Stefan Glowacz: Kletterabenteuer am El Gigante
Robert Renzler: Der Windmühlenritter – Don Quichotterien in der Vertikalen
Nicholas Mailänder: Eine andere Wirklichkeit –
Vor 25 Jahren begann der Sprung in die ungeahnte Zukunft des alpinen Kletterns
Ernst Fukala: Wandern im Osten – Wandern im Westen
Georg Hohenester, Manfred Scheuermann, Stefan Winter: Skialpinismus-Wettkämpfe –
Geschichte, Entwicklung und Engagement des DAV
Irmgard Braun: „Graue Panther" am Fels – Klettern, ein idealer Alterssport
Roland Ullmann: Klettern im Schulsport - sportpädagogische Grundlagen
Andreas Dick: Vertikale Quantensprünge – Internationales Alpinismusgeschehen 2001

Wissenschaft und Kultur
Eberhard Neubronner: Der zehnte Buchstabe
Helmuth Zebhauser: Zeit des Ungeists –
Die Ächtung „volksfremder" Bergsteiger zwischen 1920 und 1945
Andreas Dick: Auf der Alm, da gibts koa Sünd …
Heilende, heile Welt der Berge – Wunsch und Wirklichkeit
Helmut Schulze: Felskletterer – mit Licht gezeichnet – Rudolf Kobach
und die Entwicklung der Bergfotografie im Elbsandsteingebirge
Rudi Kübler: „Kemmt's guat umi" – Almabtrieb über den Krimmler Tauern
Franz Mandl: Aus der Geschichte der Almen rund um den Dachstein – Teil 2
Hans Eckart Rübesamen: Künstlerheimat Bergell – Ein Porträt der Giacomettis
Peter Grimm, Klara Esters: Der „Everest der Bergbücher" –
100 Jahre Bibliothek des Deutschen Alpenvereins

Natur und Umwelt
S. Köhler, E. Rothgang, F. Speer: Die Alpenkonvention – 50 Jahre CIPRA

KARTENBEILAGE: GRANATSPITZGRUPPE 1:25 000 (mit Wegemarkierung)

ISSN 0179-1419 ISBN 3-928777-91-2 ISBN 3-928777-92-0 (Mitgliederausgabe)

Bibliothek des Deutschen Alpenvereins
049000510173